

ALLGEMEINE
LITTERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE
1831.

DRITTER BAND.
SEPTEMBER bis DECEMBER.

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bey C. A. Schwetschke und Sohn,

und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1831.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

BIBLISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Dieterich: *Der Apostel Paulus. Sein Leben, Wirken und seine Schriften. Vier* Bücher von *Johannes Tychsen Hemsen*, D. d. Phil. u. Theol., a. Prof. d. Theol. und Universitätsprediger in Göttingen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Dr. *Friedrich Lücke*. 1830. XVI u. 750 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Die Wichtigkeit des in dieser Schrift bearbeiteten Gegenstandes liegt wohl aufser allem Zweifel. Die hohen Leistungen des Apostels Paulus für das Evangelium sind allgemein anerkannt. Nur immer noch werden sie von gar vielen aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet. Noch zu sehr hält man sich an seinen Buchstaben, dem man noch dazu oft einen viel zu beschränkten Sinn unterlegt; statt dafs man den Geist dieses grofsen Apostels auffassen, an diesen sich halten, diesen sich aneignen sollte; er bleibt immer der Repräsentant aller kräftigen, durch keine äufserlichen Fesseln gehemmter Geister. Auch die gegenwärtige Schrift ist ein Beytrag dazu, dafs er in diesem Lichte erscheine.

Der Druck derselben hatte schon seinen Anfang genommen, als im Anfange des Jahrs 1830 die Gesundheit des Vfs auf eine bedenkliche Weise zu wanken begann. Dessen ungeachtet setzte der Vf. auch bey seiner Krankheit seine schon länger vorbereitete Ausarbeitung fort. Aber schon am 15ten May desselben Jahres rifs ihn, im 38sten Jahre seines Lebens, und viel zu früh für die Wissenschaft, der Tod von seiner Bahn. Noch acht Tage vor seinem Tode hatte er an dieser Schrift gearbeitet, und nur der Schlufs, nämlich die Todesgeschichte des Apostels fehlte noch. Diesen Abschnitt, welcher in dem Werke die letzten neun Seiten einnimmt, setzte der dem Vf. befreundete Rep. *Göschen* im Geist und Tone des Ganzen hinzu.

Hr. D. *Lücke*, welcher eigentlich die Herausgabe besorgte, theilt in der Vorrede einige Nachrichten von dem Leben des Vfs mit, woraus wir für unsre Leser nur folgende kurze Notizen ziehen wollen. *J. T. Hemsen* wurde geboren am 15. October 1792 zu Boldixum auf der Insel Föhr im Herzogthume Scheswig. Da sein Vater, welcher Schiffscapitain war, wenig für seine Erziehung thun konnte, so blieb diese besonders seiner Mutter überlassen, die jedoch von ihrem Vater, einem Geistlichen des Ortes, unterstützt wurde; nach dessen Tode sein Nachfolger, Pastor Asmussen, diese Unterstützung fortsetzte, etwa bis zum 16ten Jahre des Knaben. Jetzt entschied er sich für den Beruf seines Vaters mit dessen Einwilligung. Allein die stürmische Kriegszeit und die dunkle Zukunft des Vaterlandes änderten bald diesen Entschlufs. Der Vater bestimmte den Sohn zum Studiren, und er selbst sich für das Studium der Theologie. Er begann dasselbe Michaelis 1812 auf der Universität Kopenhagen, und studirte in den vier und einem halben Jahre seines dortigen Aufenthaltes aufser den theologischen Wissenschaften im engern Sinne vorzüglich Philologie und Philosophie, wobey er auch nicht die historischen Studien vernachlässigte. Ostern 1817 ging er nach Göttingen, wo ihn besonders Bouterweeks Unterricht anzog, mit welchem er auch in sehr freundschaftliche Verhältnisse kam. Göttingen verliefs er 1818 und privatisirte bis 1821 in Kopenhagen und in Kiel, hier in näherm Umgange mit Reinhold. Ostern 1821 kehrte er nach Göttingen zurück, wo er als Doctor der Philosophie promovirte und darauf theologische Vorlesungen begann. Im Jahre 1822 wurde er Gehülfsprediger an der Universitätskirche; 1823 wirklicher zweyter Universitätsprediger und aufs. Prof. d. Theol.; 1825 erhielt er das theologische Doctordiplom. Hier lebte er nun in angenehmen Verhältnissen, in glücklicher Ehe, durch die er zugleich mit Stäudlin in Verwandtschaft und nähere Freundschaft kam, geehrt als Schriftsteller, und in seinem zwar nicht sehr ausgebreiteten, aber desto innigern Wirkungskreise. Als späterhin mancher Kampf und Kummer sein Leben zu trüben begann, versprach man sich doch bey der starken Kraft seines Willens, der Redlichkeit seines Strebens, und der Festigkeit seiner Gesundheit von ihm noch ein langes Wirken für Kirche und Wissenschaft. Aber schon im Jahr 1830 fand dasselbe sein Ziel. Er hinterliefs, aufser seiner Mutter und einer Schwester, seine Gattin mit drey unmündigen Kindern. Unvergänglich, so zeugt von ihm der Herausgeber, bleibt allen, die ihn kannten, das Andenken an den milden Ernst und die ungeheuchelte Liebe, an die christliche Frömmigkeit und den reinen Wahrheitssinn, an den Edelmuth und die Herzenstreue, in deren Schmuck der treue Diener des Herrn seine irdische Wallfahrt führte und beschlofs.

Ueber die Absicht und den Standpunkt des Vfs in Beziehung auf vorliegendes Werk sagt der Herausgeber, in Ermangelung authentischer Aeusserungen darüber von dem Vf. selbst: Seine Absicht war, das Leben des Apostels Paulus aus den beiden Hauptquellen, den Paulinischen Briefen und der Apostelgeschichte, nach den Ergebnissen einer besonnenen Exegese und Kritik, auf eine solche Weise zu beschreiben, dass auch ohne besondere Charakterschilderungen aus dem lebendigen Zusammenhange des Ganzen die Hauptmomente der Bildung und Wirksamkeit, so wie die Grundzüge des Geistes und Charakters des Apostels deutlich und anschaulich hervortreten könnten. Das Werk sollte als ein zusammenfassender historischer Commentar zu den Paul. Briefen auch Nichttheologen dazu dienen, durch gelehrte Einsicht in den Zusammenhang der innern und äussern Lebensverhältnisse des grossen Apostels das Studium seiner Schriften leichter und fruchtbarer zu machen.

Vorzüglich sind nun die historischen Untersuchungen mit grosser Gründlichkeit und Klarheit geführt, immer mit ausführlicher Berücksichtigung abweichender Ansichten, so dass man sich grösstentheils für den Vf. gewonnen fühlt. Das Leben und Wirken des Apostels tritt dem Leser in hoher Lebendigkeit vor Augen, und kann nur zu Anerkennung seiner Verdienste und Hochachtung gegen ihn führen, wenn gleich der Vf. in exegetischer und dogmatischer Hinsicht nicht überall genügen sollte.

Von den *vier* Büchern, in welche die Schrift getheilt ist, behandelt das *Erste* die Geschichte des Apostels bis zu seiner ersten Reise unter die Heiden, in drey Kapiteln. Das *Zweyte* die erste und zweyte Reise zur Bekehrung der Heiden in sieben Kapiteln. Das *Dritte* die dritte Reise nach Asien in sieben Kapiteln. Das *Vierte* die Gefangenschaft des Apostels zu Jerusalem, Cäsarea und Rom in sieben Kapiteln. Hierzu kommt dann der *Schluss* über den Märtyrertod des Apostels vom Repet. Göschen. Zuletzt ist eine tabellarische Uebersicht hinzugefügt.

Um unsre Leser einigermassen mit den Resultaten der historischen Forschungen des Vfs. bekannt zu machen, wird es am zweckmässigsten seyn, uns an die der Schrift beygegebene tabellarische Uebersicht zu halten, und die historischen Fakta unter den Jahren nach Christi Geburt anzuführen. Wir setzen ohne weiteres die Zahlen hieher, welche diese Jahre bedeuten sollen. Da aber der Vf. der *Hug*'schen Zeitrechnung folgt, die von der gewöhnlichen um ein Jahr abweicht, so müssen die Zahlen zur Uebersetzung in letztere um eins vermindert werden, so dass z. B. das 36ste Jahr hier, nach gewöhnlicher Zeitrechnung das 35ste ist.

In das Jahr 36 setzt der Vf. die Bekehrung des Apostels, welches etwa sein 34stes Lebensjahr gewesen seyn mag. In die nächsten drey Jahre fällt sein Aufenthalt in Damascus, die Reise nach Arabien und ein zweyter Aufenthalt in Damascus. — 39. Reise nach, und schnelle Flucht aus, Jerusalem. Aufenthalt in Tarsus. — 42. Paulus geht mit Barnabas nach Antiochien und bleibt daselbst. — 45. Um das Osterfest kommen Paulus und Barnabas als Ueberbringer der in Antiochien für die Muttergemeine gesammelten Unterstützung nach Jerusalem; kehrt bald darauf nach Antiochien zurück. Dann beginnt er die erste Bekehrungsreise mit Barnabas nach Cypern, Pamphilien, Pisidien u. s. w. — 50. Rückkehr nach Antiochien. — 53. Paulus reist zum dritten Male nach Jerusalem, und es wird der Beschluss über das Verhältniss der Heidenchristen zum Gesetze gefasst. Gegen Ende des Jahrs tritt Paulus die zweyte Bekehrungsreise mit Silas und Timotheus an nach Pamphylien, Lykaonien, Pisidien, Phrygien, Galatien. In Troas trifft er mit Lucas zusammen, der aber in Philippi bleibt, während Paulus nach Thessalonike, Beröa und Athen geht. — 54. Paulus kommt im Herbste nach Corinth, wo Silas und Timotheus, die in Macedonien zurückgeblieben waren, wieder mit ihm zusammentreffen. Hier schreibt er den ersten Brief an die Thessalonicher, dem 55 gleichfalls noch von Corinth aus der zweyte folgt. — 56. Gegen Anfang des Frühjahrs verlässt Paulus Corinth, kommt über Kreta, wo Titus zurückbleibt, nach Ephesus, lernt hier den Apollos kennen, und sendet durch diesen den Brief an den Titus nach Kreta. Dann reist er zum Pfingstfeste nach Jerusalem, und kehrt endlich über Antiochien durch mehrere asiatische Provinzen im Herbst nach Ephesus zurück. — 57. 58. In diese beiden Jahre fällt der Aufenthalt des Paulus in Ephesus. Brief an die Galater. — 59. Im Frühlinge Absendung des Timotheus und Erastus nach Macedonien und Corinth. Erster Brief an die Corinther. Aufstand des Demetrius. Rückkehr des Timotheus. Abreise des Paulus um Pfingsten über Troas nach Macedonien. Erster Brief an den in Ephesus zurückgebliebenen Timotheus. Zusammentreffen mit Titus und Timotheus. Zweyter Brief an die Corinther, etwa im August, dem der Apostel selbst gegen Ende Novembers folgt. — 60. Im December des vorigen, Januar und Februar dieses Jahrs bringt der Apostel in Hellas, wohl hauptsächlich in Corinth zu, und hier schreibt er den Brief an die Römer. Dann reist er von Corinth durch Macedonien nach Troas, von dort zu Lande nach Assos, zu Wasser nach Ptolemais. Von hier über Cäsarea nach Jerusalem zum Pfingstfeste. Am zehnten Tage nach seiner Ankunft wird er gefangen genommen, und in der Nacht des elften vom Tribun Lysias zu Felix nach Cäsarea gesendet, wo er zwey Jahr in Gefangenschaft bleibt. — 62. An die Stelle des abberufenen Felix tritt Porcius Festus; Paulus, von ihm verhört, appellirt an den Kaiser. Verhör vor dem Könige Agrippa II. Abreise von Cäsarea, gefahrvolle Reise nach Rom. Schiffbruch bey Malta, wahrscheinlich gegen Ende des

des Novembers. — 63. Um das Ende des März kommt Paulus in Rom an. Im Herbste dieses Jahres scheint er den Brief an die Epheser, bald darauf nach Ankunft des Timotheus und Epaphras den Brief an die Colosser und den an den Philemon geschrieben und durch Tychikus abgesendet zu haben. — 64. Gegen Ende des Jahres der Brief an die Philipper. — 65. Erstes Verhör des Apostels. Verschlimmerung seiner Lage. Ahnung des nahe bevorstehenden Todes; im Spätsommer, doch noch vor Ausbruch der Neronischen Verfolgung der zweyte Brief an den Timotheus. Tod des Apostels. Sehr befriedigend setzt hier der Vf. auseinander, dafs nach der ersten Gefangenschaft des Paulus in Rom, mit welcher die Apostelgeschichte des Lucas schliefst, von keiner zweyten die Rede seyn könne; dafs es eben dieselbe Gefangenschaft, welche Lucas erzählt, sey, in welcher er auch den zweyten Brief an den Timotheus geschrieben habe; dafs der wehmüthigere Ton in diesem Briefe zu seiner Erklärung gar nicht der Annahme einer zweyten gefährlichern Gefangenschaft in Rom bedürfe, sondern nur der Verschlimmerung der Lage des Apostels in der einmaligen Gefangenschaft nach dem Zeitpunkte, mit welchem Lucas seine Erzählung schliefst.

Rec. darf sich den Raum nicht nehmen, weiter ins Einzelne der Geschichte einzugehen, und will nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzusetzen.

Besonders erhebend ist die Charaktergröfse des Paulus, welche durch diese Darstellung seines Wirkens dem Leser recht lebendig vor Augen tritt. Diese wahre innere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Urtheils von aller menschlichen Autorität und von allem Einflufs des Hergebrachten, und die muthige Beharrlichkeit bey dem auf solche Weise einmal für wahr Erkannten. Alle noch so tief eingewurzelten Vorurtheile über die Wichtigkeit des mosaischen Gesetzes vermochten seinen Geist nicht einzuschüchtern und von ihm aus ging eigentlich die Vernichtung der Fesseln dieses Gesetzes, was um so mehr sagen will, da diefs bey einer grofsen Zahl nicht ohne eine gewisse schmerzliche Berührung des frommen Gefühls geschehen konnte. Mit ihm schon begann eine weitere Entwicklung der christlichen Lehre; und wenn auch auf solche Weise manche Ansichten hervortreten, mit welchen spätere unbefangene Wahrheitsforscher sich nicht ganz vereinigen können, und deren Misbrauch noch mehr zu beklagen ist; so bleibt doch immer das freye Fortschreiten selbst musterhaft, und sollte billig für alle Zeiten bedeutend und gleichsam symbolisch bleiben. Auch nicht einmal einem Ansehen der frühern Apostel wollte er sich unterwerfen, und streitet eifrig dagegen, dafs er sich durch sie leiten lasse; was ganz ausdrücklich in den ersten Kapiteln des Briefes an die Galater geschieht. Unser Vf. macht uns aber hier noch einen besondern Zug sichtbar. Man hat nämlich gegen die Behauptung, dafs die Gal. 2, 1 von Paulus bezeichnete zweyte Reise nach Jerusalem dieselbe sey, welche Apostelgesch. 15 als eine dritte angeführt wird, was auch der Vf. S. 52 f. sehr gründlich dargethan hat, unter andern eingewendet: Wäre die Gal. 2, 1 erwähnte Reise jene dritte gewesen, bey welcher das Dekret wegen Freyheit der Heidenchristen vom mosaischen Gesetze abgefafst ist, so hätte Petrus nach derselben sich nicht zu Antiochien so benehmen können, als es Gal. 2, 12 berichtet wird, und Paulus würde nicht, wie er in den folgenden Versen erzählt, gegen Petrus aus allgemeinen Gründen gestritten, sondern auf jenes Dekret hingewiesen haben, um durch dessen Gewicht ihn zu besiegen. Hier sagt nun unser Vf. unter andern, S. 61, es sey besonders zu beachten, dafs Paulus sich nie auf menschliche Autoritäten zu berufen pflege. Man sehe auch, setzt er in einer Note hinzu, dafs Paulus 1. Cor. 8 nicht an den Beschlufs der Apostel wegen der Opfer erinnere, obgleich hier ihn die Sache dazu habe auffordern müssen, wenn es überhaupt seine Art gewesen wäre, besondere Satzungen den Gründen christlicher Wahrheit vorzuziehen. Warlich ein schöner Zug! Wie schlecht bestehen dagegen diejenigen, welche aus symbolischen Büchern Geistesfesseln machen wollen!

Auch unsre Reagenten gegen freyes Fortschreiten in der Entwicklung des evangelischen Lichts mit ihrem persönlichen Hasse gegen freye, redliche Forscher und ihren geheimen Intriguen finden in der Geschichte des Paulus ihre Vorbilder, nämlich besonders in denjenigen Christen, welche vorher Pharisäer gewesen waren. Sie konnten es dem Paulus gar nicht vergeben, dafs er sich so sehr über ihre alten Satzungen erhob; und vielfältig waren hauptsächlich sie diejenigen, die dem Paulus auf geheimen Schleichwegen, wohin er auch in Klein-Asien und Griechenland sich wandte, Widerwärtigkeiten zu bereiten suchten. Der Vf. macht uns darauf besonders zuerst bey dem Kampfe aufmerksam, welchen Paulus zu Thessalonika zu bestehen hatte. S. 153.

Was für eine Art der Philosophie es war, gegen welche Paulus eiferte, und durch welche in der That das evangelische Licht oft sehr getrübt wurde, tritt uns gleichfalls in dieser Geschichtserzählung sehr deutlich vor Augen; nämlich die orientalische Philosophie, das vorzüglichste philosophische *System* jener Zeiten (S. 204). Da ist es denn auch klar, dafs, wo Paulus und die heil. Schrift überhaupt gegen die Philosophie streiten, diefs nur den philosophischen Zeitsystemen gilt, keinesweges der vernünftigen Auffassung und Entwickelung des evangelischen Lichtes und seiner Geschichte überhaupt, die sich durch keine menschliche Aussprüche will beschränken lassen, und in so fern nun der besonnene Rationalismus nichts anders ist, als der Sinn für diese vernünftige und ungefesselte Behandlung des Religiösen, wo er im Grunde ganz mit dem Protestantismus zusammenfällt, findet er in den Aussprüchen der heil. Schrift nirgends einen Widerspruch,

spruch, in dem Vorbilde des freyen Geistes eines Paulus die kräftigste Ermunterung.

Auf eins muſs Rec. zum Schlusse seiner Anzeige noch hindeuten, worin besonders ihm der Vf. nicht ganz zusagt. Er scheint nämlich, bey allen seinen sonst oft sehr klaren Ansichten, doch noch zu sehr in demjenigen Supranaturalismus befangen gewesen zu seyn, welcher die Annahme eines von der gewöhnlichen Ordnung der göttlichen Weltregierung abweichenden göttlichen Waltens bey der Stiftung des Christenthums für nothwendig hält, und sich noch nicht ganz zu der viel gröſsern Idee einer in allem waltenden Providenz erhoben hat, nach welcher es gleichfalls Auſserordentliches über gewöhnliche Begebenheit weit Hervorragendes geben kann, was sich auch bey der Stiftung des Christenthums vielfach zeigt, das aber in seinem Ursprunge mit dem Willen Gottes doch immer durch eben die natürlichen Verkettungen zusammenhängt, wie alles, was unter der göttlichen Weltregierung geschieht. Eine Idee, welche die Gröſse Gottes und seines Waltens keinesweges verkleinert, sondern erhöht. Der Vf. will sich nämlich mit den Versuchen, die Bekehrungsgeschichte des Paulus natürlich und insbesondre psychologisch zu erklären, wodurch doch keinesweges das göttliche Wirken von ihr entfernt wird, nicht befreunden, sondern darin durchaus Wunderhaftes im Sinne der gewöhnlichen Supranaturalisten beybehalten. S. 12 bis 15. Eben so nimmt er auch weiterhin noch öfter wunderhafte Offenbarungen an. Am auffallendsten tritt dieſs hervor, wo Paulus (Apostelg. 20) zu den ephesinischen Aeltesten von künftigen Irrlehrern redet, und nun der Vf. dieſs S. 368 nicht bloſs einem auf Erfahrung und Gegenwart sich stützenden natürlichen Blicke des Paulus in die Zukunft, sondern auch einer Offenbarung vom Geiste des Herrn zuschreibt. Eben so schreibt er die Warnungen der Christen in Tyrus an den Paulus wegen der ihm in Jerusalem bevorstehenden Gefahren unbedenklich einer Eingebung des göttlichen Geistes zu. Das Wort *unmittelbare* Eingebung wird zwar von ihm nicht gebraucht, doch ist die Vorstellungsart des Vfs sichtbar dem Wunderhaften zugewendet.

Doch ist dergleichen von so geringem Einflusse auf das Ganze der Bearbeitung, daſs Rec. seine Anzeige nur mit nochmaliger Empfehlung dieser Schrift zum gewiſs lehrreichen Studium schlieſsen kann.

OEKONOMIE.

ILMENAU, b. Voigt: *Der transportabele Sparofen, oder Anweisung zur Fertigung eines in Frankreich erfundenen Heizungsapparates, der mit einem Jedermann zugänglichen Brennmaterial und auf eine äuſserst wohlfeile Art geheizt wird und als Bettwärmer, Wärmkorb, als Fuſswärmer im Hause wie auf der Reise, als Küchenheerd und selbst zur Heizung kleiner Zimmer benutzt werden kann.* Nebst Beschreibung eines Schreibtisches, der mittelst dieses Apparats eine behagliche, wohlthätige Wärme um sich her verbreitet, und an dem man weder an den Füſsen noch an den Händen Kälte empfindet. Nach d. Französischen. 1830. XII u. 52 S. gr. 12. (6 gGr.)

Die sogenannte Feuergieke, diese bey dem weiblichen Geschlechte seit Jahrhunderten schon sehr beliebte Knie- und Lendenwärmerin hat hier eine sehr veredelte Gestalt gewonnen; indem ihre bisherige einzige einförmige Kammer, trotz der jetzigen Abgleichung liebenden Zeiten, in *fünf* Kammern abgetheilt ist. Mit einer scrupulösen Gewissenhaftigkeit hat der Vf. aufs genaueste alle Gröſsen und Verhältnisse angegeben, wodurch diese Fünfgekammerte, zum heizen und zum wärmen, zum braten, kochen und backen allerley Art brauchbar, und wegen des äuſserst geringen Aufwandes an Brennmaterial auch für gute Wirthe sehr empfehlungswürdig dargestellt wird. Eine mittelmäſsig starke Familie soll, um alle die genannten Bedürfnisse in ihrem Hauswesen zu bestreiten, das ganze Jahr hindurch nicht mehr als für einen Thaler Kohlenstaub vonnöthen haben. Obgleich diese Angabe, als eine von den Hauptpointen der ganzen Spottschrift erst auf ihrer letzten Seite mitgetheilt wird, so ist doch schon der vorangeschickte Titel des Werkchens von der Art, daſs der mit Recht für seine gar zu treuherzige Glaubwilligkeit einige Groschen einbezahlt, wer solche Versprechungen für ernstlich gemeint aufgenommen hat. Wer dagegen eine Persiflage auf die vielen gegenwärtig angepriesenen ökonomischen Erfindungen hier zu lesen im voraus erwartet hat, wird sich im Ganzen genommen gut unterhalten finden. Die hauptsächliche Erfindung, daſs Kohlenstaub mit vieler Asche bedeckt, eine gewaltige Gluth unterhalten und ökonomisch mittheilen müsse, will der Vf. den bekannten Versen zu verdanken haben:

> *Incedo per ignes suppositos cineri doloso.*
> *– Quoque magis tegitur, tectus magis aestuat ignis.*

Der alte Dichter müſste aber doch ein schlechter Pyrologe gewesen seyn, wenn es ihm unbekannt geblieben wäre, daſs schon klare Kohlen nur kümmerlich glühen wollen, sogenannter Kohlenstaub aber zur plötzlichen Erstickung aller Gluth geeignet ist.

v. B.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1831.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Henr. Theoph. Tzschirneri Opuscula academica.* Edidit *Julius Frid. Winzer.* 1829. XII und 340 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Ggr.)

Wohl hatten wir Ursache, bey der Kunde von Tzschirner's Tode in das Wort des nur zu bald auch zu seinen Vätern versammelten A. H. Niemeyer einzustimmen, dafs es dem Sterblichen fast schwer werde, hierin die Wege der Vorsehung zu preisen. Denn in der Zeit des Kampfes für Protestantismus, für evangelisches Licht und Recht, konnten wir unsrerseits dieses unerschrocken freymüthigen, geistvollen Rüstzeuges nur schwer uns entrathen; in der Zeit vielfacher Kanzel-Schwindeleien bedurfte besonders die jüngere Welt eines so hell leuchtenden Musters wahrer Kanzelberedtsamkeit; in der Zeit einer frech hervortretenden Unkritik und Traditionssucht stand nicht wenig zu hoffen für die gute Sache von dem anerkannt tüchtigen und unbefangenen Geschichtsforscher. Die Einreden, welche das Anerkenntnifs der ausgezeichneten Eigenschaften des Verstorbenen von mancher Seite her bereits erfuhr, werden den Kundigen nie irre machen. Darum wurde in einer Sammlung von akademischen Gelegenheitschriften dieses mit Recht hochgefeyerten Mannes einem wahren Bedürfnifs seiner zahlreichen Freunde entsprochen, indem gerade diese Zeugnisse seines Geistes durch ihre äufsere Veranlassung immer weniger zugänglich wurden.

Die einzelnen hier vereinigten Abhandlungen aber sind nach ihrem Werthe bereits früher mehrfach von kritischen Instituten empfohlen; wir finden uns daher veranlafst, nur ihre Gegenstände aufs neue in Erinnerung zu bringen, um dann noch ein Wort über die Verschiedenheit dieser neuen Herausgabe von den frühern Abdrücken der einzelnen Abhandlung hinzuzufügen und Einiges hervorzuheben, was wir von dem geehrten Herausgeber bey einer abermaligen Ausgabe dieser Schriften nachgeholt zu sehn wünschten.

Den Anfang macht die Habilitationsschrift *Tsch's*, welche er im J. 1800 zu Wittenberg vertheidigte, unter dem Titel: *Observationes ad Pauli Apostoli epistolarum scriptoris ingenium spectantes*, zuerst in drey Abtheilungen herausgekommen. Es sind acht Observationen, deren Aufzählung wir uns billig überheben; nur bringen wir als bekannt in Erinnerung, dafs *Tsch.* bey Aufstellung der Eigenthümlichkeiten des Paulus, welche übrigens aus des Apostels tiefem und lebendigem Gemüthe hergeleitet werden, Manches dahin rechnete, was Vielen gemeinsam seyn kann und wirklich ist. Vornehmlich wünschte der Vf. auf diese Weise die Entscheidung der Frage über die paulinische oder nicht paulinische Abfassung des Briefes an die Hebräer vorzubereiten, wenn auch nicht selbst zu vollenden. (Vgl. S. 9 u. S. 47.) Denn nur durch innere Gründe, meinte derselbe, könne hier etwas ausgerichtet werden, und die Forschungen von *Schulz, Bleek* u. A. haben die Richtigkeit dieser Behauptung hinlänglich dargethan. — Der Inhalt der *zweyten* Abhandlung spricht sich deutlich aus durch ihre Ueberschrift: *De dignitate hominis per religionem christianam adserta et declarata.* Geschrieben ist diese „*diss. theologico-historica*", welche auch manches Exegetische enthält, in Wittenberg zur Erlangung der theologischen Doctorwürde im J. 1805. — Drey Jahre später hatte sich bey *Tzsch.* der Plan einer „*historia cultus sacri*" gebildet, den er aber nachher wieder aufgab. Damit in Verbindung stand die für Pfingsten und Michaelis im J. 1808 zu Wittenberg in zwey Abtheilungen gedruckte Abhandlung *De sacris publicis ab ecclesia vetere studiose cultis.* — In Leipzig gab *Tzsch.* als Decan und als Procancellarius die übrigen neun Abhandlungen heraus, welche in vorliegende Sammlung aufgenommen sind. Der Geist Deutschlands, welcher sich in dem Befreyungskriege kund gab, spricht sich aus in der *vierten* und *fünften* Gelegenheitsschrift, welche nach dem ersten Pariser Frieden 1814 im Drucke erschienen. Die erstere, überschrieben: „*Nominis germanici laudes instauratorum sacrorum historia illustratae*", weiset die Aehnlichkeit jenes Geistes nach mit demjenigen, welcher zur Kirchenreformation des 16ten Jahrhunderts trieb; die letztere hat zum Gegenstande, durch Erklärung der betreffenden Stelle aus Matth. 5 wie durch Verweisung auf mehrere Kirchenväter und die Augsb. Conf. die Meinung anderer Kirchenlehrer und Christensecten als irrig darzustellen, dafs jeder Krieg ohne Unterschied etwas Unerlaubtes sey. Erweitert und neu bearbeitet ward dieser Gegenstand in des Vfs Buche: Ueber den Krieg, ein philosophischer Versuch. Leipz. 1815. — In demselben Jahre erschien in drey Abtheilungen die wegen ihrer hohen Vortrefflichkeit besonders bekannt gewordene Abhandlung *De sacris ecclesiae nostrae publicis caute emendandis*, von welcher der neue Herausgeber mit allem Rechte sagte: *dignissima videtur, cuius rationem habeant summi sacrorum publi-*

blicorum moderatores. Der Verlauf der letzten Zeit hat es an *Tsch's* Vaterlande selbst gelehrt, dass, was er hier vor nun funfzehn Jahren zur Sprache gebracht, nicht ganz unbeachtet blieb. Manches Andere verdient noch immer mehr Berücksichtigung, als es bereits an verschiedenen Orten gefunden. Der Vf. spricht sich aus über die allein protestantische und auch allein apostolische Unterordnung der Ceremonieen unter die Predigt, über das Bedürfniss einer bedeutenden Verbesserung des Cultus, nicht aber gänzlicher Umgestaltung (wobey ein Wort über Kirchenscheu und Kirchendisciplin), über die wünschenswerthe Antiquirung des Epiphanias-, Johannis- und Michaelisfestes, sowie der Feyer der Marientage und der Beschneidung Jesu. (Und zumal in dem jetzt Preussischen Sachsen wird es recht fühlbar, wie die aus einem Theile jener frühern Feste hervorgegangenen sogenannten halben Feyertage, an welchen die Mehrzahl der Landbewohner den gewöhnlichen Geschäften nachgeht, während aller Orten eine auffallende Minorität das Gotteshaus sucht, so wenig Erbauliches für Kirchenlehrer und Hörer haben. Wenn nun in andern kirchlichen Dingen möglichste Gleichheit für die Preussischen Staaten erstrebt wird, so ist der mehrfach geäusserte Wunsch wohl nicht ungerecht, dass auch dieser Theil Preussens durch völlige Aufhebung jener sogenannten Feyertage den übrigen Theilen gleichgestellt werde.) Den Wunsch, der Anordnung eines jährlichen allgemeinen Todtenfestes sah *Tsch.* selbst im Preussischen erfüllt; was Hr. Dr. *Hüffell* neuerlichst dagegen erinnert hat, scheint weniger treffend. Auch das kirchliche Gedächtniss der wichtigsten vaterländischen Ereignisse wird empfohlen. Doch müsste dabey grosse Vorsicht und Auswahl statt finden, weil man sonst hierin mit der Zeit kein Ende finden dürfte. Das über eine Frühlings- und Herbstfeyer Gesagte kann Rec. nicht ganz theilen, wohl aber findet er auch diess sehr interessant, wie das meiste Andere, was noch zur Sprache gebracht wird, besonders über die Einführung neuer Gesangbücher, über Conventikel (S. 149). — Ueberaus angemessen lud der nun Verewigte zur akademischen Feyer des Reformationsjubelfestes im J. 1817 ein durch das Programm: *Ecclesiae et academiae Evangelicorum quid mutuo sibi debeant.* Die Freyheit der protestantischen Kirche hat ihre sicherste Grundlage und Gewähr in den Universitäten und ihrer Freyheit; und was die protestantischen Universitäten der Kirche verdanken, geht genugsam hervor aus ihrer von der katholischen so verschiedenen Einrichtung und ihrer herrlichen Blüthe. — Wie aber die gänzliche Entfaltung so mancher andern schönen Blüthe des Tzschirner'schen Geistes dessen zu früher Hingang unmöglich gemacht hat, so wurde auch die folgende Abhandlung nicht vollendet, ja kaum angefangen, welche überschrieben ist: *De claris veteris ecclesiae oratoribus.* In den neun Abtheilungen, welche in den J. 1817. 1818. 1820 und 1821 erschienen, ist die Zeichnung der Griechen nur bis zu Ephraem dem Syrer gediehen, und die Lateiner sind gar noch nicht erwähnt. Möchte eine geschickte Hand mit Kenntniss und Unbefangenheit sich der Fortsetzung unterziehen! — Als *neunte* Abhandlung erscheint in unserer Sammlung: *Graeci et romani scriptores cur rerum Christianarum raro meminerint*, im J. 1824 und 1825 in drey Abtheilungen edirt; welcher aber chronologisch die *zehnte* vorangehen sollte: *De perpetua inter catholicam et evangelicam ecclesiam dissensione*, vom J. 1824. — Die *eilfte: De caussis impeditae in Francogallia sacrorum publicorum emendationis*, vom J. 1827, ward durch *Tzsch.* selbst erweitert und vervollständigt in dem Aufsatze: „Wie geschah es, dass Frankreich katholisch blieb?" welchen *K. H. Pölitz* 1828 in s. Jahrbücher d. Gesch. u. Staatskunst einrückte, Bd. II H. 3. S. 284 ff. — Die *zwölfte* konnte *Tzsch.* wiederum bloss anfangen, *De religionis christianae per philosophiam graecam propagatione*, 1827. An der Fortsetzung hinderte ihn der Tod.

Fragen wir nun, worin sich die neue Ausgabe dieser akademischen Gelegenheitsschriften *Tzsch's* durch Hn. Dr. *Winzer* von dem frühern Abdrucke derselben unterscheide, so finden wir diess von keiner grossen Bedeutung. Einiges Wenige hatte Tzsch. selbst den hier zum Abdrucke gebrauchten Exemplaren eingeschaltet, (wohin wohl namentlich einzelne literärische Nachträge gehören,) und mit Recht hat uns Hr. *W.* diess nicht vorenthalten. Anderes, die Sprache Betreffendes, „*quae nunc eum (Tzschirnerum) aliter expositurum esse noveram*" (S. IX der Vorr. — *woher* aber wusste er diess?) änderte der neue Herausgeber selbst. Indess seine Treue hätte sich wohl auch hierin, nicht bloss in Nichtveränderung der Sachen, bewähren sollen, da ja Hr. Dr. *W.* bey aller von ihm hervorgehobenen Verwandschaft seines Lebensganges mit dem des Verklärten uns schwerlich volle Gewissheit geben kann, dass *Tzschirner* wirklich gerade so geändert haben würde, wie es der Freund nach seiner Individualität gethan hat. Als Probe dieser Veränderungen theilen wir kürzlich die allein von Hn. Dr. *W.* beygebrachten Abweichungen der siebenten Abhandlung mit, welche *Tzsch.* 1817 erscheinen liess. So sehr hier Einzelnes Beyfall verdient, so möchte Rec. doch manche andere, von dem Herausgeber herrührende Abänderung nicht zu vertreten unternehmen: S. 170. Z. 8 v. u. *vosque nosse* st. *et nosse vos.* S. 172. Z. 16 *saeculis* st. *saeclis*, dergleichen öfter. S. 173. Z. 11 *ex* st. *a* bey *fluerint*, wie bey *pendere* (z. B. S. 174. Z. 25) u. a. Z. 16 ist vor *Germaniam* ausgefallen: *ut Graeci Italiam; ita* Z. 14 *urbibus* st. *urbe.* S. 174. Z. 6 v. u. *illique* st. *ei.* S. 176. Z. 25 *hoc* st. *id*, (S. 183. Z. 15 *Haec* st. *Ea*,) Z. 26 *quod* st. *ut.* S. 177. Z. 6 v. u. *fama et auctoritas — crevissent* st. *— crevisset* (S. 187. Z. 8 *nec non* (wie S. 179. Z. 9 und S. 184. Z. 7 v. u., auch anderwärts, *et.*), Z. 7 *Germaniam* st. *Germanicam*; *ratio et disciplina — servarentur* st. *— servaretur.* S. 178. Z. 4 *isti* st. *Ii*, Z. 5 *pariter ac* st. des leidigen Z. 8.

Z. 8 *illam* st. *eam*, Z. 13 ist *aut* nach *sententiis* ausgefallen. S. 179. Z. 18 *Vimariae* st. *Vinariae*, Z. 28 *unam quamque* st. *quamvis*. S. 180. Z. 30 ist, außer dem vorher nach *Ut* eingeschalteten *tanquam*, gesetzt *sic tanquam* st. des bloßen *ita*. S. 182. Z. 10 *essent — possent* st. *sunt — possint*. S. 185. Z. 29 *cupit* st. *cupiat*, Z. 35 *scripsit* st. *noster*, *nuper defunctus*, *reliquit*. S. 189. Z. 14 *essent* st. *erant*, Z. 20 ist *de* vor *iis* ausgefallen, Z. 21 *condebantur* gesetzt st. *erigebantur*, und nach *scholas* ausgeworfen *patrias*, wie auch die mehreren Worte *conditas — innumeros* früher so lauteten: *superstites*, *quae*, *ut viros doctos innumeros*, *ita e Vobis ipsis*, *Cives optimi*, *bene multos*. S. 192. Z. 21 u. 22 ist *studium*, was vor *perversum* stand, nach *tuendarum* gesetzt. — Manches mag Druckfehler seyn, wie sich überhaupt die Sammlung in Rücksicht der Correctheit nicht vortheilhaft auszeichnet, z. B. S. 186. Z. 22 *literum* st. *litterarum*, S. 6. Z. 16 *Palay* st. *Paley*. S. 10. Z. 9. v. u. *praeeunde* st. *praeeunte*. S. 11. Z. 16 v. u. *tratantque* st. *tradantque*. S. 282. Z. 1 v. u. *Probilid* st. *Probabilia* u. s. w. Warum aber liefs Hr. Dr. *W.*, bey einmal vorgenommenen Aenderungen jener Art, z. B. S. 185, Z. 4 v. u. das nichtrömische *bibliothecariorum* stehen? warum änderte er nicht *litera* in *littera*, da er doch schon *causa* in *caussa* verwandelte? warum setzte er nicht z. B. S. 9. Z. 11 v. u. *scripta* ein? u. s. w.

Sollen wir übrigens am Stile *Tzsch's* noch etwas aussetzen, so wäre diefs außer einzelnen weniger römischen Wendungen, Redeweisen und Ausdrücken (auch *superfluus* S. 47 u. a.) der wenigstens in Nr. 1 bisweilen hervortretende Mangel an noch größerer Leichtigkeit und dem Fließenden, was z. B. bey *Tittmann* so sehr anziehend wird. Die bey der neuen Herausgabe sichtbare, schwerlich lobenswerthe, Häufung der Commata macht diefs noch fühlbarer.

Unsere Leser werden aber bey obiger Aufzählung der in diese Sammlung aufgenommenen Abhandlungen *Tzsch's* die im J. 1805 geschriebene vermifst haben: *De virtutum et vitiorum inter se cognatione in doctrina morum diligentius explicanda*, so wie die andere vom J. 1809: *De formis doctrinae theologorum evangelicorum dogmaticae distinguendis rite et aestimandis*. Und diefs mit allem Rechte. Hr. Dr. *W.* entschuldigt sich zwar damit, dafs die erstere vollständiger und vollkommener in dem Buche enthalten sey: „Ueber die Verwandschaft der Tugenden und Laster; ein moralisch-anthropologischer Versuch, Leipz. 1809", so wie die letztere in der Abhandlung: „Beurtheilende Darstellung der dogmatischen Systeme, welche in der protestantischen Kirche gefunden werden", s. Memorabilien f. d. Studium und die Amtsführung des Predigers, Bd. 1, H. 1 (1810), S. 1 ff.; H. 2 (1811), S. 1 ff. Aber einmal bleibt es bey einem großen Geiste immer mindestens interessant, die Entstehung und Fortbildung seiner Erzeugnisse kennen zu lernen, und auch dafür war ja wohl durch die Sammlung zu sorgen; und sodann hat Hr. Dr. *W.* sich dadurch eines inconsequenten Verfahrens schuldig gemacht, indem er dennoch Nr. 5 und Nr. 11 aufnahm, wo derselbe Fall eintritt.

Auch die bekannte Schrift: *De luminibus patriae nostrae nuper exortis gratulatio*, welche Hr. P. *Krug* edirte, war von Hn. Dr. *W.* wohl nicht zu übergehen, wozu *K's* eigene, nach *Tzsch's* Tode gegebene Erklärung berechtigte; und dafs sie bey ihrem Erscheinen nicht gewesen sey „*talis plane, qualis fuerit ab origine*", kann das Gegentheil nimmermehr rechtfertigen. Möchte nun wenigstens Hr. P. K. diese *gratulatio* in seinen gesammelten Schriften uns nicht vorenthalten!

Auch vermifst man ungern die Beygabe irgend eines oder mehrerer Register, welche die in der Vorrede bereits geschehene nochmalige Aufzählung der Titel der einzelnen Abhandlungen nicht ersetzt. Sodann dürfte Mancher nicht ohne Grund es unangemessen finden, dafs auch jetzt noch die Accente beym Griechischen nicht hinzugefügt sind. Ferner würden wir uns freuen, wenn es Hn. Dr. *W.* gefallen hätte, die Zeit- und innern Lebensmomente anzugeben, welche neben den angedeuteten äußern Umständen die einzelnen Programme veranlafsten, wie eine kurze Andeutung sich bey Nr. 3 findet; zu welcher Erwartung Hn. Dr. *W's* eigene Darlegung seines eigenthümlichen Lebensverbindung mit *Tzsch.* berechtigte. Als dann bedurfte es auch wohl einer Erinnerung über die Weglassung der Programmenschlüsse, sowie einer Andeutung der verschiedenen Abtheilungen bey denjenigen Abhandlungen, welche nicht auf einmal edirt waren. Bey Nr. 1 findet man übrigens nach den Prolegomenen §. 15 die Ueberschrift Pars I, und vergebens sucht man Pars II oder III.

Wenn nun gleich dieses literarische Unternehmen Manches zu wünschen übrig läfst, wie wir gezeigt zu haben glauben, so stimmen wir doch gern dem Herausgeber bey in dem Schlufsworte der Vorrede: *Viget Tzschirneri memoria et vigebit, quoad veri rectique amori integerrimo et virtutibus, quibus excelluit Tzschirnerus, caeteris suus constabit honos.*

PHILOSOPHIE.

MANHEIM, in d. Schwan. u. Götz. Hofbuchh.: *Betrachtungen über die leidende Kraft des Menschen.* Eine philosophische Reliquie des Freyherrn *Karl Theodor von Dalberg*. Neu herausgegeben. 1830. 116 S. 8. (12 Ggr.)

Es giebt Bücher, welche mit leidender Kraft geschrieben sind, d. h. wobey eine gewisse Schwäche der Abfassung sichtbar wird, und es giebt auch Leser, welche mit leidender Kraft lesen, d. h. ohne Anstrengung gewisse Gedanken auffassen wollen, die jedwedem nahe liegen und ihnen selber gar nicht unbekannt sind; und jene Bücher und diese Leser taugen für einander. Rec dachte an etwas Aehnliches bey

bey dem Titel vorliegender kleiner Schrift, und ward auf die Ausführung begierig. Wie sah er sich jedoch betrogen, als ein Blick in die Vorrede ihn belehrte, es sey eine von der Gottheit uns eingesenkte *sittliche Kraft* über jede Art von Leiden gemeint. Sie könnten freilich eher eine *siegende* als eine *leidende* heissen, doch über Worte soll man nicht streiten; nur alle Begierde nach der Ausführung verlor sich mit der Belehrung, indem über sittliche Kraft und Trost im Leiden genug schon gepredigt worden, und die Predigt dabey leichter ist, als Uebung und That. Inzwischen hält der vorredende Herausgeber diese schon 1786 erschienene Schrift für eine *philosophische Perle*, und will sie der Vergessenheit entreissen, was denn auch nach obiger Meinung des Rec. sehr zweckmäfsig seyn mag für eine Schrift von leidender Kraft und für Leser von leidender Kraft. Es werden darin — gegen die Sitte mancher philosophischen Schriften — Wahrheiten vorgetragen, die jeder zugiebt, z. B. das Leben des Menschen sey eine stets wechselnde Ebbe und Fluth von Vergnügen und Schmerz, — Leiden entstehe aus dem lebhaften Gefühl einer Unvollkommenheit, eines wesentlichen Mangels unsrer Natur, — das weibliche Geschlecht zeige oft mehr Duldsamkeit, als das männliche, — Fleisch bekomme dem Menschen wohl, gebe ihm gesunde Säfte, mache ihn stark und fest — die leidende Kraft werde durch Uebung gestärkt — Beyspiel wirke mehr als blofses Klügeln — Menschen, die auf einem unfruchtbaren Boden leben, wären reizbarer, aufmerksamer, mehr auf Erhaltung ihres Eigenthums bedacht, — als Andre — ein Mittel, die leidende Kraft der Römer zu erhöhen, sey der Stoicismus gewesen — keine Religion habe je die Pflichten des Menschen so kurz und wahr gefafst, wie die christliche, nichts gehe über das reinste Beyspiel im Leben Jesu selbst, seine Vorschriften pafsten für alle Völker, alle Reiche und ihre Verfassungen. — Rec. als leidender Kraftleser, hat ordentlich nach Stellen gesucht, wo er dem Vf. widersprechen möchte, und er ist kaum folgende dafür gewahr worden, wo es heifst: „Welche Fülle der Seligkeit erwartet den Menschen bey seiner Geburt, wenn er die unbehülflichen Kinderjahre zurückgelegt hat!" Das wäre ja gegen den aufgestellten Lehrsatz von Ebbe und Fluth im Vergnügen und Schmerz!

PP.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

LANDSHUT, b. Thomann: *Blumenlese aus spanischen Dichtern*, von *Seb. Mutzl.* 1830. XII u. 204 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey einer Blumenlese, werde sie gehalten auf welchem Landes- und Sprachgebiet es sey, kommt es zuerst auf die Wahl der Blumen oder Stücke, dann aber auch auf deren Uebersetzung an. Hinsichtlich des ersten Punktes ist dem Anthologen ein guter Geschmack nicht abzusprechen. Unter den *Gedichten religiösen Inhalts* hat Hr. *M.* das erste: *Meine Seeligkeit* überschrieben; aber Luis de Leon, von dem es herrührt, überschreibt es: *Deseo de volar al cielo*, und hat es wahrscheinlich im Kerker geschrieben, ein Umstand, wodurch es noch anziehender wird. Eben so wohl gewählt sind: Jenseits von Bartol. Argensola und besonders hat uns die Büfsende von Doña Luciana de Narvaez gefallen, obgleich es nur aus acht Versen besteht. Eine zweyte Abtheilung bietet *Romanzen*, genommen aus Deppings Sammlung der besten altsp. Romanzen, aus dem *Cancionero de los Romances*, Anvers 1550; aus: *Silva de varios Rom.* Saragosa 1550, und aus Böhl de Faber: *Floresta de rimas antiguas Cast.* Hamb. 1821 und aus andern. Am ansprechendsten möchte unter ihnen wohl S. 63 Bravonel und Guadalara seyn, die in dem stillen Wasser des Geliebten helles Bild erschaut; trefflich ist auch der erschlagene Sohn S. 41. Eine dritte Abtheilung bietet treffliche Sonette von Boscan, Garcilaso de la Vega, Luis Martinez de la Plaza, Fr. de Quevedo, Juan de Valdes, Lope de Vega, Hernando de Acuña, Lupercio Leonardo de Argensola, Fernando de Herrera und einigen Unbekannten. Auszeichnen möchten wir das neunzehnte von einem Dichter unsrer Zeit, dem Juan Antonio Melendez-Valdes: Unruhig schwebt das Immlein auf und nieder u. s. w. und das fünf und zwanzigste von Argensola. In der dritten Abtheilung finden wir *vermischte Gedichte*, unter denen wir herausheben S. 137 *An sein Herz* von Christoval de Castillejo; S. 144 *Devise* von Jorge Manrique. Die eignen poetischen Erzeugnisse des Hn. *M.* sind unbedeutend, gehören auch nicht hieher. Was nun den zweyten Punkt, die Uebersetzung der Stücke, anbetrifft, so ist es zwar nicht zu loben, dafs Hr. *M.* nur in einem einzigen Liede von Borja S. 123 die Assonanz durchgeführt, und in allen andern Romanzen und Liedern sie nicht berücksichtigt hat; indessen ist die Uebersetzung oder, wie Hr. *M.* lieber will, die Nachbildung rein und verständlich und er hat, eben weil er die Assonanz nicht berücksichtigte, der deutschen Sprache nirgends Gewalt angethan. So sehr er den streng an die Form sich bindenden *Schlegel* bewundert, so huldigt er doch mehr der Herder'schen Nachbildungsart, ohne jedoch, wie der Letztere, den Geist des Gedichts ganz allein zu beachten, und den Körper leicht nach zu bilden oder gar einen neuen zu schaffen. Recht willkommen werden daher den Freunden der spanischen Dichtkunst die dramatischen Nachbildungen und die Bearbeitung einer Anzahl idyllischer Dichtungen seyn, die uns der Uebersetzer in einem statt der Vorrede dienenden Dialog S. X verheifst. Aber die Assonanz schenken wir ihm dann nicht; sollte er vielleicht noch nicht ganz vertraut mit ihr seyn, so empfehlen wir ihm: *Bärmann's* Assonanzen der deutschen Sprache. Prosodisch und lexikographisch, als Anhang zu jedem Reimwörterbuche. Berlin, b. Rücker. 1829.

Δ.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1831.

Schriften auf Veranlassung der Jubelfeyer der Augsb. Conf. erschienen.

Vgl. A. L. Z. 1830. Nr. 123—126.

1) Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Confessio fidei exhib. Imperatori Carolo V. in comitiis Augustae MDXXX, Apologia et Repetitio Confessionis, Ratio fidei Huldr. Zwinglii et Tetrapolitana.* Ad codd. et edd. vett. fidem recensuit, varii generis animadversionibus instruxit rerumque indice illustravit *Christian. Guil. Spieker,* Doctor philos. et theol., in Acad. Viadr. olim Professor, nunc Superintendens et Pastor primar. Francof. ad V. Pars I. 1830. XLVIII u. 584 S. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

Unter allen Ausgaben der Augsb. Confession, welche das vergangene Jubelfest veranlafst hat, ist diese die umfassendste, und aus vielen Rücksichten auch eine der besten. Das Werk ist die Frucht eines beharrlichen Fleifses, welcher bey einem Gelehrten, wie Hn. Dr. *Sp.*, dessen Zeit und Kräfte das beschwerliche und arbeitsvolle Amt eines Superintendenten auf so vielfache Weise in Anspruch nimmt, um so mehr dankbare Anerkennung verdient; besonders da das Werk zugleich des Herausgebers Geschicklichkeit und Belesenheit aufs vortheilhafteste beurkundet. Gerade diese Vertrautheit mit der Sache, so, wie die ganze Bearbeitung derselben stellt aber auch uns bey der Beurtheilung auf einen höhern Standpunkt, als diefs bey dem gröfsten Theile der seichten und flachen Jubelschriften nöthig war. Wir glauben nur so dem verehrten Herausgeber es bethätigen zu können, dafs wir in Wahrheit seinem Werke auch einen höhern Werth beylegen, als den übrigen erschienenen Ausgaben der Augsb. Confession.

In der *Vorrede* zu diesem *ersten* Theile der latein. Ausgabe, welcher die Torgauer Artikel, die Augsburgische Confession, die Confutation und die Apologie enthält, belehrt der Vf. über die Veranlasung und Abfassung dieser Schriften, und giebt zugleich Auskunft über die Einrichtung der gegenwärtigen Ausgabe. Hier vermifsten wir jedoch eine mehr logische Anordnung. Denn von der Nachricht über die *Augsb. Conf.* geht Hr. Dr. *Sp.* zu der *Apologie* über (S. XVI ff.); daran knüpft er eine Klage über das vernachlässigte Studium der symbolischen Theologie bey den jüngern Theologen, und kommt nun erst (S. XXIII) auf die *Torgischen Artikel,* kehrt aber von da (S. XXVI) wieder zu der *Augsb. Conf.* zurück und läfst endlich die Mittheilungen über die Confutation folgen (S. XXXIII ff.). Die natürliche und einzig richtige Anordnung kann hier nur folgende seyn: 1) die Torgauischen Artikel; 2) die Augsb. Confession; 3) die Confutation und 4) die Apologie der Augsb. Conf. Uebrigens sagt auch Hr. *Sp.* verhältnifsmäfsig viel zu wenig über die Augsb. Conf. selbst (S. XIV — XVI u. S. XXVI ff.). Denn da in der vorliegenden Ausgabe Alles in einer so grofsen Anlage und Ausführung erscheinen soll, hätte unbezweifelt die Krone des Ganzen wohl vorzüglich diese Beachtung verdient. Die gegebenen Nachrichten beschränken sich lediglich auf die gegenwärtige Ausgabe. Dagegen hätten wir gern, besonders in kritischer Hinsicht, die Resultate der Untersuchungen *Weber's*, und eine, wenn auch nur kurze, doch abgerundete Classification der verschiedenen Redactionen hier zu finden gewünscht. Wenn Hr. *Sp.* es für nöthig hielt, über die verschiedenen Redactionen der Confutation uns nach *Müller's* Worten (S. XXXIII ff.) zu belehren, so hätte man um so eher eine ähnliche Belehrung über die Augsb. Conf. erwarten dürfen. Auch bey den Nachrichten aus Melanchthon's Briefen über die Abfassung der Apologie S. XVIII ff. (vgl. die Vorrede zu der deutschen Ausgabe S. 73) vermifst man die Angabe ihrer Daten. Unsere weiteren Bemerkungen über einzelne Aeufserungen in dieser Vorrede knüpfen wir am schicklichsten an *die* Schriften selbst, zu deren Prolegomenen sie gehören.

I. *Die XVII Torgauer Artikel,* lateinisch p. 3 — 12. Aufser einer reichen Sammlung der Varianten unter dem Texte und einer Nachweisung der verschiedenen latein. Abdrücke dieser Artikel erhalten wir in der Praefatio p. XXIII—XXVI eine Mittheilung der wichtigen Resultate über die Geschichte dieser Artikel, welche wir der Gründlichkeit der Hnn. *Riederer* und *Weber* verdanken. Nicht richtig läfst Hr. Dr. *S. Weber's* Forschungen den Entdeckungen *Riederer's* vorangehen (S. XXV), da die letzteren schon zwanzig Jahre früher gedruckt waren. Auch ist überhaupt *Weber's* Meinung nicht ganz klar aufgefafst. *Weber* stellt nicht ohne Wahrscheinlichkeit die Vermuthung auf, dafs die dem Kurfürsten von Sachsen zu *Torgau* überreichten Artikel weder die *Marburg'schen*, noch die *Schwabach'schen* oder sogenannten *Torg'schen* Artikel gewesen seyn können, sondern dafs es ein zur Zeit noch unbekannter Aufsatz gewesen

sen seyn müsse, in welchem man jedoch die beiden Abfassungen jener Artikel mehr oder weniger benutzt haben möge. Hr. *Sp.* stellt dagegen die Sache so: Es ist möglich, dafs man dem Kurfürsten zu *Torgau* die zu Schwabach gestellten Artikel übergab; aber es ist noch wahrscheinlicher, dafs sie ausserdem im weitern Sinne auch die XV Marburger Artikel in sich begriffen. Hr. *Sp.* setzt S. XXV hinzu: „*Weber in Archivo et Moguntiaco et Vinariano (Vinariensi) frustra eos (Articulos) quaesivit.*" Aber *Weber* I, 19 gedenkt bey dieser Gelegenheit gar nicht des *Mainzer* Archivs, wo er sie auch nicht suchen konnte. Der folgende Bericht aus *Riederer* hängt so eng mit den eben angeführten Worten zusammen, dafs man nothwendig glauben mufs, Hr. *Sp.* meine, *Riederer* habe *endlich* (*tandem*) eine Entdeckung gemacht, wodurch *Weber's* Vermuthung u. s. w. erwiesen oder widerlegt wurde. Aber keines von Beiden ist der Fall. *Weber* bezieht sich ausdrücklich auf die viel früher von *Riederer* gemachte Entdekkung (I, 14 ff.), welche jedoch *nur* die Zeit der Abfassung der XVII Schwabacher Artikel und ihre Verfasser betrifft, durchaus nicht die zu *Torgau* gegebenen Artikel, obgleich man bisher unter beiden Namen dieselben Artikel begriffen hat. Ueber die Zeit des Ursprungs des Namens: *Torgische Artikel* konnte *Weber* keine bestimmte Auskunft geben; nach *Bertram* stammt sie aus *Matthesii* Predigten. Bekanntlich wurden diese Artikel in *deutscher* Sprache gestellt; an vielen Orten findet man aber auch eine *lateinische* Uebersetzung, und diese hat Hr. *Sp.* hier abdrucken lassen. Zu der liter. Nachricht ist zu bemerken, dafs der Abdruck in *v. d. Hardt's* hist. litt. reform. V, 154 (nicht: V, 17) kein besonderer sey, sondern in *Sculteti's* Annal. vorkommt, welche Hr. *Sp.* etwas früher nennt. Uebrigens redet der Herausg. auch von vielen Varianten dieser Artikel in den *Schmalkald*'schen Artikeln. Um Verwechslung mit den bekannten spätern *Schmalkald*'schen Artikeln zu verhüten, erlaubt sich Rec. zu bemerken, dafs hier nur irgend ein Abdruck eben der XVII Torgauischen Artikel gemeint seyn kann, welche bekanntlich auch *Schmalkaldische* Artikel genannt werden, weil sie auf dem Convente zu Schmalkalden, den 8ten Decbr. 1529 ebenfalls gebraucht wurden. In der Varianten-Sammlung sind diese Varianten mit der Bezeichnung: „*Art. Schwab.*" gezeichnet, und das ist auch richtig, weil sie von dem Convente zu Schwabach am 16ten Oct. 1529 auch den Namen Schwabacher Artikel haben; aber unrichtig ist diese Bezeichnung, da der Text selbst natürlich auch so bezeichnet werden kann, und man nun nicht erfährt, wo man die Variante zu suchen habe.

II. *Die Augsburg. Confession, lateinisch* nach Melanchthon's erster Ausgabe (Wittenb. 1531. 4.) p. 16—104. Vgl. Praefatio p. XXVI—XXXIII. Die alte Orthographie hat Hn *Sp. nicht*, wie Hr. D. *Hase*, beybehalten. Die Verschiedenheit der Exemplare der ersten Ausgabe besteht nicht allein für den ersten Bogen, wie der Herausg. bemerkt, sondern auch für die Bogen C und D. Vgl. *Weber* II, 495 ff. *Kaiser's* Beytrag S. 10 ff. Ueber die von Hn *Sp.* benutzten Exemplare dieser Ausgabe wird bemerkt, dafs das eine aus dem Besitze des Pfalzgrafen Ludwig stammt und jetzt in der Univ. Bibl. zu Breslau aufbewahrt wird. Die handschriftliche Bemerkung über zwey verschiedene Quart-Ausgaben (Witt. b. G. Rhan 1531) hätte entweder einen nähern Beweis oder einer Widerlegung bedurft. Rec. fand die Behauptung nirgends bestätigt, selbst in Hn. *Sp's* Ausgabe nicht. Eben so unbefriedigt liefsen ihn die Mittheilungen aus den handschriftlichen Bemerkungen des *Just. Jonas* in einem Exemplar der ersten Ausgabe, welches jetzt die Bibliothek des Königl. Seminars zu Wittenberg besitzt. Wenigstens *eine* vollständigere Angabe aus diesem Exemplare findet sich in den Erg. Bll. der Allg. Lit. Z. 1829. S. 1140. Rec., welchem früher dasselbe Exemplar zu Händen war, hat sich besonders folgende wichtige Nachricht notirt: Ueber den Worten: *Praefatio ad Caesarem Carolum V.* stehen in diesem Exemplare, wie es scheint, von der Hand *Jonae* geschrieben, folgende Worte: „*reddita e germanic° pontani, tunc p. Justũ Jonã.*" Nach dieser bisher völlig unbeachteten Nachricht wäre also der Canzler Dr. *Brück* (Pontanus) der Verfasser der *deutschen* Vorrede, nicht aber *Melanchthon*. *Jonas* übertrug sie darnach in die *lateinische* Sprache, um sie der lat. Bearbeitung vorzusetzen. Diese Nachricht verdient allen Glauben; da die Handschrift überdiefs sehr alt ist. Melanchthon hatte, bey seiner ängstlichen Sorgsamkeit, in dem Auftrage, die Glaubens-Artikel und das Verzeichnifs der streitigen Artikel darzustellen, eine unendliche Arbeit und Mühe übernommen. Es kann also schon darum natürlich scheinen, dafs dem Canzler *Brück*, einem so tüchtigen und gelehrten Staatsmanne, die Ausarbeitung der deutschen Vorrede an den Kaiser übertragen war. In der That schickte sich dazu ein Staatsmann besser, als Melanchthon. Auch die Behauptung, dafs *Jonas* darauf diese Vorrede *lateinisch* übersetzte, ist nicht so unwahrscheinlich, als man auf den ersten Blick glauben könnte. Diese lateinische Uebersetzung mag immerhin Melanchthon's nachhelfende Hand erfahren haben, indem man Melanchthon's Latein hier kaum verkennen kann, aber die Nachricht in Melanchthon's Briefe an Luther: „*Ego exordium nostrae confessionis feci aliquanto ῥητορικώτερον, quam Cobergae scripseram*" (Epp. lib. I. p. 6), braucht man nicht auf die *Vorrede* zu beziehen, wie diefs von allen Literatoren geschehen ist, sondern sie können lediglich von dem Anfange der Artikel selbst verstanden werden. Hr. *Sp.* sagt dagegen von den handschriftl. Nachrichten dieses Exemplars: „*breviora dubia theologica haud magni pretii continent.*" Aufserdem aber erhalten wir noch andere, nicht minder interessante Nachweisungen, z. B. Sign. K. 4ᵃ erzählt Melanchthon

über die vermeinte Meinung eines „*Reverendi patris*" über die Frage, was den Lutheranern auf die übergebene Confession zu antworten sey: „*nullum sibi consilium videri utilius, quam si ad confessionem, quam nos exhibuissemus atramento scriptam, sanguine rescriberetur.*" Dazu schrieb Jonas die wichtige Erklärung: „*Saltzburgk man solt Inen mitt roter tinten antworten,*" wodurch wir erfahren, dass jene Meinung *Matthäus Lang, Erzbischof von Salzburg*, ausgesprochen hat. Hr. Dr. *Sp.* hat darauf weder hier in der Vorrede, noch S. 326, wo die Stelle in der Apologie vorkommt, Rücksicht genommen. Eine Ausgabe vom J. 1530 benutzte derselbe in dem Exemplare des Hn. Dr. *Heubner* zu Wittenberg. Dass *Wittenberg* der Druckort derselben sey, möchte zwar Hr. *Sp.* behaupten, aber, wie es uns scheint, ohne hinreichenden Grund. Der Ochsenkopf, als Papierzeichen, findet sich in unzähligen Papiermühlen Deutschlands wieder, und ohne die sorgfältigste Prüfung darf daraus schlechterdings keine bestimmte Folgerung gezogen werden. So leicht es ferner bey einiger Vertrautheit mit der Sache ist, aus den Typen u. s. w. Wittenberg als Druckort *deutscher* Schriften zu bestimmen, so schwierig ist es bey lateinischen, zumal wenn uns keine *Titel-Einfassung* zu Hülfe kommt, wie diess gerade bey dieser Ausgabe der Fall ist. Dazu kommen nun noch die übrigen Einwürfe, welche Hr. *Sp.* selbst aufführt. Er unterscheidet diese Ausgabe von der gewöhnlich sogenannten *Editio antiquior.* Für diesen Fall verdiente aber das Exemplar des Hn. Dr. *Heubner* die genaueste typographische Beschreibung. Hr. *Sp.* hält es ferner für ein Exemplar jenes Wittenberger Druckes, von welchem Pistorius an den Landgrafen schreibt, mit der Behauptung, dass diese Ausgabe mit der *ersten* des Melanchthon bis auf 3 Stellen buchstäblich übereinstimme. Damit steht nun in völliger Disharmonie die kurz vorher gegebene Bemerkung über diesen Druck: „*Accedunt tot vitia, e quibus manuscripti depravatio apparet.*" Rec. hat früher eben dieses Exemplar sehr sorgfältig benutzt und weiss aus dieser Vergleichung, dass dieses Exemplar nur jener Ausgabe, welche *Feuerlein* und *Weber* als die *antiquior* bezeichnen, angehören kann. Er fand darin *alle* Varianten und Druckfehler *ohne Ausnahme*, welche *Weber* angegeben hat, und ausserdem noch eine nicht geringe Menge, welche derselbe übersehen hat. Noch mehr befremden muss es aber, dass Hr. *Sp.* diese Ausgabe als eine von derjenigen, welche *Feuerlein* in d. Bibl. symb. Nr. 204 (ed. II. Nr. 251) und *Weber* in der krit. Gesch. der A. C. I, 405 ff. die *ed. antiquior* nennen, völlig verschiedene angiebt (S. XXIX), da kein Literator bisher einer solchen Unterscheidung gedacht hat. Die Behauptung von *zwey verschiedenen latein.* Ausgaben des J. 1530, welche Hr. *Sp.* hier aufstellt, bedurfte um so mehr die sorgfältigste Begründung, da man bis jetzt immer *nur Eine* latein. Ausgabe vom J. 1530 gekannt hat. Ohne diese Begründung muss in die Literatur dieser Ausgg. eine unnöthige Verwirrung um so gewisser kommen, da die Varianten des Exemplars des Hn. Dr. *Heubner* (welches wir zur Zeit mit Hn. *Sp's* angeblicher zweyter Ausgabe für gleich halten) durchaus *nicht* mit der wünschenswerthen Genauigkeit geliefert sind. So hat z. B. in der Praefatio Hr. *Sp.* unter andern Folgendes übersehen: 1) *audiantur, coram* liest mit der Nürnb. Handschrift auch diese Ausgabe. 2) *Principes, cum.* Dafür heisst es: *Princeps, et cum.* 3) Statt: *testatum clare* heisst es: *testatum dare.* 4) „*et causam dicturos*" fehlt zwar, dagegen hat diese Ausgabe den Zusatz: *nos in eodem casu* u. s. w. Ferner benutzte Hr. *Sp.* den Abdruck der A. C. in *Fabricii Harmonia*, welcher bekanntlich einer unbekannten Handschrift folgt. Ob diese Abschrift mit der von *Gemeiner* in der Regensburger Acten-Registratur entdeckten Abschrift eine gemeinschaftliche Quelle habe, werden wir nach Hn. *Foerstemann's* Untersuchungen, welchen die Königl. Bayersche Regierung durch Vermittelung unsers H. Ministerii die Benutzung dieses wichtigen Acten-Volumens gestattet hat, hoffentlich bald mit Sicherheit entscheiden können. Besonders befremdend erschien Rec. bey dem sonst bewährten kritischen Sinne des Herausg. die Unbestimmtheit, mit welcher S. XXX von einer Conf. *invariata* v. J. 1540 mit Rücksicht auf die Hagenauer Ausg. vom J. 1535 geredet wird, wobey *Weber's* fleissige Untersuchungen das Richtige dargeboten haben würden. Der Raum erlaubt uns leider nicht, hier ins Einzelne zu gehen.

Hr. Dr. *Sp.* war auch so glücklich, die sogenannte *Cüstriner Handschrift* der A. C. zur Benutzung zu erhalten, welche auf dem Fürstentage zu Naumburg 1561 (nicht 1562 nach S. XXXI) angefertigt wurde, und zwar in beiden Redactionen *lateinisch* und *deutsch.* Irrig aber ist die Vermuthung, *Weber* habe nur die *deutsche* Cüstriner Abschrift, nicht aber die *lateinische* gekannt (S. XXXII). Denn *Weber* giebt im zweyten Theile S. 336 ff. eine ausführliche Relation über diese *latein.* Abschrift und ihre Varianten. Hier hätte sich Hr. *Sp.*, welcher behauptet, diese Abschrift folge der *ersten* Ausgabe Melanchthon's, habe aber schon viele Aenderungen der spätern Ausgabe, auch die Nachweisung erhalten können, dass man auf dem Convente zu Naumburg für den latein. Text die *lat. Variante* (Wittenb. 1531. 8.) abschrieb. Dennoch hätte sich der Herausg. auch der Mühe überheben können, diese Abschrift so sorgfältig zu vergleichen, da man für die Kritik des Textes dadurch nichts gewinnt. Auch nach *Dessau* hatte er sich gewendet, um aus dem Herzogl. Archive die bekannte Abschrift abschriftlich zu erhalten. Man schickte ihm aber, wie es wohl mit Recht heisst: „*singulari errore,*" eine Abschrift der Redaction der A. C. vom J. 1540. Er musste sich nun mit dem Abdrucke jener Abschrift, welchen wir der Sorgfalt des Hn. Prof. Dr. *Mich. Weber*

ber verdanken (Witt. 1819. 8.), begnügen. Für die übrigen Handschriften der A. C. benutzte er des Stiftpredigers *Weber's* Varianten-Sammlung.

III. Der Abdruck der latein. *Confutatio articulorum Confessionis pontificia* S. 155—214 (vgl. Praefatio S. XXXIII ff.) war allerdings zum richtigen Verständniss der Apologie nothwendig. Zunächst giebt uns Hr. *Sp.* in der Vorrede mit *Müller's* Worten das Verzeichniss der verschiedenen fünf Redaetionen der *Confutatio* und knüpft daran die Erwähnung ihrer verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen nach des gründlichen *Bertram's* vollständigerem Aufsatze von catholischen Confutationen der Augspurg. Conf. im IV. Stück seiner liter. Abhandlungen (Halle 1781. 8.) S. 116 ff. Diesem ist Hr. *Sp.* nicht immer mit der nöthigen Genauigkeit gefolgt; so dass hier, wie auch im folgenden, manches zu berichtigen übrig bleibt.

IV. Bey dem Abdrucke der *Apologie* S. 215—684 (vgl. Praefatio p. XL und XLI) legte der Herausg. mit allem Rechte die Wittenberger Quartausgabe *Melanchthon's* v. J. 1531 als die *Editio princeps* zum Grunde. Dem Texte wurden beygefügt die Varianten der Ausgg. v. J. Hagan. 1535. 8. Witt. 1540 4. und Witt. 1542. 8., desgleichen der Abdrücke in *Melanchthonis opp.* (1562), in den Ausgaben der symb. BB. von *Rechenberg* (1742), *Tittmann* und *Hase*. Auch der Abdruck des Hn. Dr. *Lücke* (1817) wurde berücksichtigt; doch machte Hr. *Sp.* mit *Hase* die wahre Bemerkung, dass *Lücke*, welcher doch behauptet, den Text nach der ersten Ausgabe zu liefern, diese wohl nie gesehen haben möge, da er als Varianten Stellen angiebt, welche die echte Lesart der *ersten* Ausgabe sind, und in den Text selbst Lesarten aufgenommen hat, welche nur den veränderten Ausgaben angehören. Bey der Aufführung jener benutzten Ausgg. fällt die Auslassung der ersten Variate (Witt. 1531. 8.) auf, von welcher der Herausg. auch bey der Confessio gar keine Notiz genommen. Nicht minder vermisst man hier die Erwähnung der sogenannten *prima delineatio Apologiae*. Nur im deutschen Abdrucke S. 593 findet man eine kurze Nachricht davon. Vor allen Dingen hätten aber die 5½ cassirten Bogen der Apologie, deren Abdruck *Hummel's* neue Bibliothek von seltenen Büchern Stück VII und VIII liefert, hier aufbewahrt werden sollen; Hr. *Sp.* gedenkt ihrer gar nicht. — Die zu dem Texte gegebenen Erläuterungen berücksichtigen besonders Melanchthon's eigene Schriften. Besonders wegen dieser Rücksicht verdient der Herausg. allen Dank, da ein Schriftsteller nimmer besser erklärt werden kann, als gerade durch sich selbst. Wie wenig bey Melanchthon in dieser Beziehung bisher geschehen sey, ist bekannt.

Wir haben aus dem Bisherigen gesehen, wie umfassend Hr. *Sp.* den Plan seines gewiss trefflichen Werkes angelegt hat, und bemerken noch, dass wir in dem *zweyten* Theile die *Repetitio Aug. Conf.*, die *ratio fidei H. Zwinglii* und die *Confessio Tetrapolitana* erhalten werden. Wir haben ferner gesehen, dass Hr. *Sp.* im Ganzen sehr viel geleistet hat, dass aber im Einzelnen noch vieles zu wünschen übrig bleibt. Namentlich in Bezug auf *die Varianten-Sammlung* wünschten wir, abgesehen von der freylich nicht zu entschuldigenden Vernachlässigung der Ed. 1531. 8., eine strengere und gleichmässigere Durchführung. Als Beweis nur Einen Fall. S. 21 fehlt die Variante *et* statt *ut* bey *Fabricius* und in der *Ed. ant.*; durch diese Auslassung wird dann die bemerkte Variante *convenire* st. *conveniamus* völlig sinnlos. Bey den *Anmerkungen* vermisst man zuweilen die nöthige Bestimmtheit, Genauigkeit und Auswahl. Z. B. nach der 2ten Anmerk. S. 16 sollen die Ausgg. der A. C. vom J. 1530 *ohne Angabe des Jahres* erschienen seyn. Diese Angabe haben aber *alle* jene Ausgaben. Unbestimmt ist aber diese Bemerkung, weil Hr. *Sp.* die deutschen Ausgg. hier nicht von der lateinischen gesondert hat. S. 20 ist zu *feria quarta* die irrige Erklärung gegeben: *die Jovis XXIII. Jun.* Es muss heissen: *die Mercurii* (Mittwoch) *XXII. Jun.* Diese Angabe erhalten wir ausdrücklich im deutschen Texte. Die Zählung der Ferien beginnt bekanntlich mit dem Sonntage, so dass *feria altera s. secunda* immer der Montag (nicht der Dienstag) ist. Auf die Citaten hat der Herausg. nicht selten eine völlig nutzlose Mühe verwandt, indem er z. B. bey den einzelnen Glaubensartikeln auf die betreffenden §§. fast aller dogmatischen Handbücher unserer Kirche verweist. Vgl. S. 31. 37. 259. 260. 348. 375. 402. Für die Namen befolgt Hr. *Sp.* in der Regel eine fehlerhafte Orthographie, welche nicht die Schuld des Setzers seyn kann, z. B. *Schroeck*, *Bertramm*, *Brettschneider*, *Marheinicke*, *Faberi* (statt *Fabri*), *Chateaubriant*, *Dielenberger* (st. *Dietemberger*), *Bononа* (st. *Benonia*), *Veitius Dietricus* (st. *Vitus Theodorus* oder *Veit Dietrich*) u. s. w. Ueberhaupt ist das Buch zu reich an Druckfehlern. Auch andere Spuren von Flüchtigkeit findet man, z. B. S. XXIX *Regimontanus* statt *Ratisbonensis*; S. XXX *invariata* st. *variata* u. s. w.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

Schriften auf Veranlassung der Jubelfeyer der Augsb. Conf. erschienen.

(Beschlufs vom vorigen Stück.)

2) Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Das Augsburgsche Glaubensbekenntnifs und die Apologie desselben.* Mit kritischen, geschichtlichen und erläuternden Anmerkungen von *Christi. Wilh. Spieker,* Dr. d. Phil. u. Theol., Prof., Sup. u. Oberpfarrer zu Frankf. a. d. O. Ritter d. eisernen Kreuzes. 1830. *Erster* Band. LXXXVII u. 174 S. *Zweyter* Band. IX u. S. 175—668. 8.

Ueber den Zweck dieser *deutschen* Ausgabe, von welcher wir kürzer reden können, da sie mit der latein. in enger Verbindung steht und wir unnöthige Wiederholungen hier vermeiden wollen, sagt Hr. *Sp.* in der Vorrede zu dem ersten Bande S. LXX: „Bey vorliegender Schrift habe ich zunächst an die *Gebildeten* in unserer Kirche gedacht, welchen die Religion eine wichtige Sache und eine heilige Angelegenheit des Lebens ist, die auf dem Wege der Prüfung und Selbstforschung zur Wahrheit kommen, und ihren Glauben auf feste Ueberzeugung begründen wollen. Doch werden hoffentlich auch Diener der Kirche manches finden, was sie in den Geist unserer Confession tiefer einführen, ihnen den Schatz evangelischer Wahrheit aufschliessen, schwierige Stellen deutlicher machen, Entferntes näher rücken und geschichtliche Thatsachen erläutern kann. Darum durfte auch der kritische Theil nicht fehlen, und die Gemeinsamkeit, so wie die Verschiedenheit der *Melanchthonschen* und der *Mainzer* Ausgaben mufste deutlich hervortreten."

Für die *Confessio* legte der Herausg. zwar Melanchthon's Text in seiner ersten Ausgabe zum Grunde, trug aber kein Bedenken, die Orthographie desselben völlig umzuschaffen, was indefs nicht überall Statt findet, so z. B. S. 94 und 95 erhalten wir eine Stelle aus Spalatin's Handschrift der A. C. *ohne Veränderung der Orthographie,* so wie überhaupt in den Varianten die *alte* Rechtschreibung beybehalten ist. Aufser mehreren Ausgg. v. J. 1530 benutzte Hr. *Sp.* die *Mainzer Abschrift* nach dem Abdrucke bey *Weber,* indem er die kürzeren Varianten unmittelbar unter den Text setzte, die längeren aber in einem besondern Anhange (S. 83—94) folgen liefs. Die Varianten der übrigen deutschen Ausgg. liefs er unberücksichtigt, „theils weil sie aufser seinem Zwecke lagen und ihre Sammlung ihm eine unnöthige Mühe verursacht haben würde, theils weil sie von *Weber* und *Bertram* bereits mit Genauigkeit gesammelt worden sind." Wir können damit nicht einverstanden seyn; denn soll der *erstere* Grund gelten, so möchte es schwer seyn, ihn mit den bereits gegebenen Varianten in Einklang zu bringen, und eben diesen Einklang vermissen wir auch bey dem *zweyten* Grunde. *Funk's* Ausgabe ist für diese Beziehung ein gar treffliches Vorbild. Bey den *Handschriften* hielt sich Hr. *Sp.* an *Weber's* Sammlung ihrer Varianten; nur die *Cüstriner* Abschrift hat er noch eingesehen, die aber für den Kritiker keinen Werth hat. — Der Augsb. Conf. läfst der Herausg. die *XVII Torgauer Artikel* folgen; aber ohne Angabe der Quelle und ohne Varianten. Wir erinnern unsere Leser, dafs derselbe in der *latein.* Ausgabe die Varianten dieser Artikel gegeben hat, und dafs der latein. Text nur eine Uebersetzung, also weniger wichtig als der deutsche Text ist. Auch läfst Hr. *Sp.* in jener Ausgabe die Torgauer Artikel der Confession vorangehen; hier folgen sie ihr nach und, auffallend zwischen die Varianten und des Herausg. Anmerkungen (S. 101—174) gestellt. Auch hat derselbe vergessen, hier gerade den wichtigsten Abdruck der Artikel in *Weber's* krit. Gesch. d. A. C. zu nennen.

Der *zweyte* Band enthält die *Apologie.* Hr. *Sp.* hielt es nicht für gut, „den Text der allzufreien, umschreibenden und bedeutend veränderten" (d. h. von dem Texte ihres Originales abweichenden) „Uebersetzung, welche Just. Jonas lieferte, den Lesern als Haupttext aufzustellen" (S. VII), und zog es vor, eine neue Uebersetzung der latein. Ausgabe v. J. 1531 4. *mit möglichster Treue* zu geben. Dabey hatte er die HHn *Schöpff* und *Köthe* zu Vorgängern, deren neue Uebersetzungen ihm zur Seite waren. Wir können diefs Verfahren aus mehreren Gründen *nicht* billigen. Denn an und für sich verdient die Uebersetzung des Reformators Just. Jonas eine Hochachtung, welche ihm durch ihre Verachtung geradezu abgesprochen wird. Ferner erzählt uns Hr. *Sp.* selbst S. VI aus Melanchthon's eigenen Briefen, welchen thätigen Antheil an der Bearbeitung dieser Uebersetzung Melanchthon nahm; dieser Umstand fordert uns noch dringender zur Beybehaltung der alten Uebersetzung auf. Endlich ist es ja auch gerade diese Uebersetzung, welche ohne Anstofs in den symbol. Büchern unserer Kirche willige Aufnahme fand und dadurch auch das kirchliche Ansehen für sich hat, welches wir nicht so leichthin verlassen möchten.

Auch in dem, was der Herausg. bey Gelegenheit dieser *deutschen* Ausgabe als Erläuterungen giebt, lassen sich manche historische Berichtigungen beybringen, z. B. S. 54 der Vorrede sagt er, daſs Melanchthon's *corpus doctr.* 1560 *deutsch*, 1562 aber *lateinisch* gedruckt sey. Rec. besitzt den *lateinischen* Druck vom J. 1560, dessen Existenz ganz neuerlich auch von Andern bezweifelt wird. Am Ende heiſst es: „*Lipsiae in officina M. Ernesti Voegelini Constantiensis Anno M.D.LX. Mense Januario.*" Melanchthon's *Praefatio* ist geschrieben: „*Anno* 1560. *die* 16. *Februarii*," also 4 Wochen vor seinem Tode. Bey der Angabe (Vorrede S. 71), daſs *während* des Reichstages drey Ausgg. der A. C., und *nach* demselben noch im Laufe des Jahres 1530 *vier* andere Ausgg. erschienen seyen, vergaſs Hr. *Sp.* Melanchthon's Ausgabe, welche er doch auch noch im J. 1530 gedruckt seyn läſst? In einer Anmerk. a. a. O. sagt er: „Melanchthon schreibt, Bugenhagen *habe sich* an des Kaisers Verbot, die Confession auszubreiten, nicht gekehrt." In der ebenfalls angeführten Quelle heiſst es aber: „*Pomeranus haec officia non curat, ideo nolo Witebergam mitti*" (*Confessionem*). Melanchthon redet hier offenbar von einer *Zukunft*, welche Hr. *Sp.* in die Vergangenheit verwandelt hat. Freilich nimmt er an, „vielleicht hatte ein Anderer die Confession schon vor ihrer Uebergabe nach Wittenberg geschickt, und Bugenhagen besorgte ihren Abdruck und sandte Exemplare davon nach Augsburg." Aber wozu diese Vermuthungen, da Melanchthon nichts davon, sondern gerade das Gegentheil sagt? S. 73 der Vorrede sagt der Vf.: „schon 1531 fing Melanchthon an, auch an der *deutschen* Confession und Apologie zu bessern und Zusätze zu machen." Aber es giebt ja vom J. 1531 nur den bekannten Quartdruck und auſserdem keine andere deutsche Wittenberger Ausgabe dieses Jahres. Vgl. *Weber* II, 38 ff. S. 77 ist der Frankfurter Nachdruck der Concordie von 1581 dem Originaldruck vorangestellt. S. 78 widerspricht Hr. *Sp.* der Behauptung Coelestin's, daſs er 1576 nach Mainz geschickt worden sey, bloſs aus dem Grunde, daſs sich nachweisen läſst: Coelestin befand sich *im August* 1576 zu Frankfurt an der Oder. Wie war das möglich? — S. 81 läſst der Herausg., *Tittmann* folgend, den Kaiser Maximilian II. den evangelischen Ständen Oesterreichs die Religionsfreyheit im J. 1568 zusichern; aber diese Urkunde wurde erst am 14ten Jan. 1571 ausgefertigt. Ueber diese Sache überhaupt vgl. die Berichtigung des Rec. in der A. L. Z. 1830, Nr. 125. S. 359. Daſs Hr. *Sp.* S. 145 den *Bm. Bernhardi* für den ersten verheiratheten lutherischen Geistlichen hält, kann zur Zeit nur sehr befremden. — Auch in diesem Theile finden sich manche Fehler in *der Rechtschreibung der Namen.* So heiſst es z. B. *Mertens* (S. 47) st. *Märtens*; *Gooze* (S. 79) st. *Göze*; *Brettschneider* (S. 635) st. *Bretschneider*; *Zwichim* und *Zwichem* (S. 80) st. *Stübern* (S. 113) st. *Stübner*; *Matthias Lange* (S. 173) st. *Matthäus Lang*; *Friedrich Leonh. Kaiser* (S. 654) st. *Leonh. Keiser* (die Angabe *Friedrich* scheint aus der Abkürzung *F.* oder *Fr.*, d. i. *Frater*, entstanden zu seyn); *Morus Facius* (S. 655) st. *Moritz Facius* u. s. w.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Wienbrack: *Aug. Hermann Niemeyer's Theologische Encyklopädie und Methodologie.* Ein sicherer Wegweiser für angehende Theologen. Mit erklärenden Anmerkungen, literarischen Zusätzen und biographischen Notizen der angeführten Schriftsteller begleitet und herausgegeben von *einem ehemaligen Schüler des Vollendeten.* 1830. XVI u. 248 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Herausgeber dieses Collegienheftes ist, wie wir von sicherer Hand wissen, ein Licentiat der Theologie in Gotha. Er fragte bey dem Sohne des verewigten *N.*, dem jetzigen Director der Frankeschen Stiftungen, Dr. und Prof. der Theol. an der Universität zu Halle, als dieser noch eine theologische Professur zu Jena bekleidete, an, ob er obige Vorlesungen durch den Druck bekannt machen dürfe, und erbot sich zugleich, der *Niemeyer*schen Familie einen Theil des Buchhändlerhonorars abzutreten. Dieſs Anerbieten wurde natürlich von dem Sohne nicht berücksichtigt, sondern er antwortete ihm bloſs, daſs er ihm von dem Unternehmen abriethe, „weil sein Vater ihm mehrmals gesagt habe: er wolle nichts von seinen Vorlesungen gedruckt wissen. Wenn der Herausgeber jedoch bey seinem Vorhaben beharren sollte, so achte er ihn für verbindlich, diese Aeuſserung seines Vaters in der Vorrede anzuführen." Darin lag doch wohl deutlich genug die Weisung, daſs es auch dem Sohne angenehmer seyn werde, wenn man der Erklärung seines Vaters nachkomme, und wir meinen, die Verehrung eines dankbaren Schülers gegen den Verewigten hätte allein schon hinreichen sollen, ihn von der Ausführung seines Vorhabens abzuhalten. Auch versichert er, daſs er wirklich entschlossen gewesen sey, es aufzugeben, aber in seinem Entschlusse dadurch wankend geworden sey, daſs einer unserer vorzüglichsten (?) Gottesgelehrten, der nunmehr verstorbene Superintendent Dr. *Fritsch* zu Quedlinburg in seiner Schrift: *Ueber des verewigten Canzlers Dr. Niemeyer's Leben und Wirken*, diese theol. Encyklopädie ein *treffliches Vorbereitungscollegium* genannt habe, und also mit seinem und Anderer Urtheil vollkommen übereinstimme." Er sagt nämlich zu Anfang der Vorrede, „daſs er von mehreren achtungswerthen Gottesgelehrten, denen er diese Vorlesung zur Ansicht mitgetheilt habe, zur Herausgabe derselben ermuntert worden sey." Wir lassen das, wie billig, dahingestellt seyn, und bemerken nur, daſs der verewigte *N.* seine Gründe haben muſste, warum er den Druck seinen Vorlesungen sich verbat. Diese liegen nun, namentlich in Hinsicht

sicht auf diese Vorlesungen, so nahe, dafs es sich kaum erklären läfst, wie sie Jemandem, der N's hierüber ausgesprochenen Willen kannte, entgehen konnten. Es ist wohl jedem Theologen, der nur irgend in diesem Zweige der Literatur bewandert ist, bekannt, dafs N. in diesen Vorlesungen, sowohl was die Materien selbst, als deren Anordnung betrifft, sich anschlofs an Nösselt's *Anweisung zur Bildung angehender Theologen*, deren 3te Ausgabe er auch, *mit Anmerkungen, literarischen Zusätzen und Ergänzungen begleitet*, 1818 herausgab. Was also dem *Nösselt*schen Werke nach seiner Ansicht noch fehlte, das hat er hier niedergelegt, und wir besitzen demnach, wenn gleich nicht dem Buchstaben, so doch der Sache nach, in demselben zugleich die *Niemeyersche Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums*. Es war also vollkommen überflüssig, sie noch einmal im Drucke erscheinen zu lassen. Der höhere Preis der *Nösselt*schen Schrift kommt hiebey nicht in Anschlag, er ist zu unbedeutend, zumal sie durch ihre gröfsere Ausführlichkeit für das Privatstudium um Vieles gewinnreicher werden kann. Ferner ist, wem die Erscheinungen auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft nicht fremd sind, eben so bekannt, was den trefflichen *Nösselt* 1786, wo seine Schrift zuerst erschien, veranlafste, gerade diese Materialien darin aufzunehmen, und was dessen grofsen Schüler, wir meinen den seligen *Niemeyer*, bewog, seine Vorlesungen über diese Wissenschaft nach denselben Grundsätzen zu halten. Wir können uns hierüber nicht weiter auslassen, und bemerken nur, dafs man später sehr unrecht daran gethan, dem *Nösselt*schen Werke den Vorwurf zu machen, dafs es die *Vorbereitungswissenschaften* der Theologie überhaupt, und ihre *Hülfswissenschaften* so ausführlich in seinem ersten Theile (der aufser der Einleitung nichts weiter enthält) behandle. Das war damals leider nothwendig, weil bey der schlechten Beschaffenheit der meisten Gelehrtenschulen die jungen Theologen der Mehrzahl nach noch sehr unvorbereitet ihre akademische Laufbahn eröffneten; und aus gleichem Grunde behandelte *Niemeyer* diese Gegenstände in seiner Encyklopädie und gab methodologische Winke z. B. für das Studium der deutschen und anderer Sprachen, welche einer grofsen Anzahl seiner Zuhörer in der letztern Zeit seiner akademischen Wirksamkeit ziemlich überflüssig erscheinen mufsten, da diese mit besseren Schulkenntnissen die Universität bezogen. Vielleicht erinnert sich der Vf. selbst, dafs diese Vorlesung des Verewigten von den meisten Zuhörern weit unregelmäfsiger besucht wurde, als seine übrigen, und der Grund davon lag eben nur darin, dafs sie in gewissen Partieen derselben nichts Neues hörten, und dafür über andere Gegenstände gern eine ausführlichere Auskunft gewünscht hätten, die nur sehr kurz und fragmentarisch behandelt wurden, wie das namentlich von der Geschichte der einzelnen theologischen Disciplinen gilt. Mag also dieses Collegium früher dem allgemeinern Bedürfnisse derer, die es hörten, in hohem Grade entsprochen haben, späterhin konnte man das nicht mehr behaupten, und sonach befriedigt es auch jetzt nicht mehr den angehenden Theologen, welcher gehörig vorbereitet die Universität bezieht, was wenigstens von Allen, die mit dem Zeugnisse der Reife preufsische Gymnasien verlassen, gelten möchte. Auf andere aber ist bey der Ueberzahl der dem geistlichen Stande sich widmenden Jünglinge keine Rücksicht zu nehmen. Wir haben neuere Werke über die theolog. Encyklopädie und Methodologie, welche dem jetzigen Bedürfnisse mehr entsprechen. Endlich ist bekannt, dafs die meisten akademischen Lehrer, und so auch *Niemeyer*, in ihren encyklopädischen Vorlesungen Rücksicht nehmen auf die übrigen Vorlesungen, welche sie zu halten pflegen, so wie auf die ihrer Collegen und dem gemäfs Manches ausführlicher, Manches kürzer behandeln. (Man vergleiche z. B. die Vorrede zu *J. E. Chr. Schmidt's* für seine Vorlesungen bestimmte *Theologische Encyklopädie*. Giefsen 1811). Weil nun *Niemeyer* ein besonderes Collegium über die *theol. Literatur* las, so führte er weniger davon in der Encyklopädie an (und der Herausg. hat demnach literärische Zusätze zu machen, sich veranlafst gesehen), und weil er die *praktische Theologie* vortrug, so behandelte er sie in dem in Rede stehenden Collegium mit einer Kürze, die nur aus diesem Umstande zu erklären und zu rechtfertigen ist. Kann es aber den angehenden Theologen genügen, wenn er hier diesen wichtigen Zweig der Theologie auf 12 Seiten, mit Einschlufs der Literatur, abgehandelt findet? Aus dem Allen nun glauben wir folgern zu dürfen, dafs der Herausgeber wohl gethan hätte, den Willen des Verewigten zu ehren, und dem Winke seines Sohnes zu folgen. Zudem mufs der Vf., was wir ihm eher zum Lobe bemerken, nicht wörtlich nachgeschrieben und auch nicht unter den verglichenen Heften ein wörtlich nachgeschriebenes zur Hand gehabt haben. Denn *Niemeyer* sprach periodischer, zusammenhängender, als wir es hier an vielen Stellen finden, und so verliert auch noch der angehende Theolog, wenn er diese Schrift benutzt, wenigstens gröfstentheils, was er durch die Darstellung beym Vortrage selbst für seine Bildung gewinnen konnte. In eine weitere Kritik des Werkes lassen wir uns nicht ein, da wir sie für überflüssig halten. Unzählige, die früher den Verewigten hörten, kennen es, und angehende Theologen werden immer besser thun, eine Vorlesung über den Gegenstand desselben zu hören, wäre es auch nur, um von den neuesten Erscheinungen und Ansichten auf dem Gebiete der Theologie sogleich in Kenntnifs gesetzt werden zu können. Die auf dem Titel bemerkten erklärenden Anmerkungen sind mit wenigen Ausnahmen von keiner Bedeutung, und wir zweifeln nicht, dafs viele angehende Theologen dem Herausg. zürnen werden, dafs er es für dienlich erachtet, dergleichen zu ihrem Frommen unter den Text zu setzen. Er sagt zwar selbst,

selbst, dafs es nur gelegentlich, wenn auch nur um der *Schwachen* willen geschehen sey; aber solche *Schwache* darf es unter den Studirenden nicht geben, die sich erst müssen sagen lassen, was *subjectiv, objectiv, identisch, empirisch, relativ, positiv, negativ* u. s. w. bedeute und von welchen lateinischen oder griechischen Wörtern sie gebildet sind. Denn wie folgende, sind ungefähr die Anmerkungen sämmtlich: „*empirisch, Empirie* (ἐμπειρία von πειρᾶν versuchen) = die Erfahrung; empirisch also das, was sich auf Erfahrung gründet." Der *biographische Anhang*, so wie das *Wort-* und *Sprachregister*, sind mit lobenswerthem Fleifse gearbeitet. Der Druck ist gut und die wichtigsten Druckfehler sind angegeben.

MEDICIN.

1) Dresden, in d. Hilscher. Buchh.: *Verhaltungsregeln bey der Luftröhren-Entzündung und Luftröhren-Schwindsucht*, nebst den dagegen anzuwendenden Heilmitteln. Ein Belehrungsbuch für Kranke von Dr. *Anton Friedrich Fischer*, Arzte am Königlichen Josephinenstifte und der damit verbundenen adeligen Erziehungsanstalt zu Dresden. 1829. VI u. 224 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

2) *Ebendas.*: *Die Erkenntnifs und Heilung des Croups oder der häutigen Bräune*, einer der gefahrvollsten Kinderkrankheiten. Ein Belehrungsbuch für Aeltern und Erzieher von *Demselben*. 1829. VIII u. 158 S. kl. 8. (16 gGr.)

3) *Ebendas.*: *Ueber Erkenntnifs und Heilung der Brustwassersucht*, ein Belehrungsbuch für Kranke von *Demselben*. 1829. X u. 196 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir bringen hier eine Reihe medicinischer Schriften zur Anzeige, wie, nach unserm Dafürhalten, zum Besten der Menschheit, nie welche gedruckt werden sollten. — Um dieses harte Urtheil zu begründen, bedarf es für den Sachverständigen wohl nur der Aushebung folgender Stelle aus der Vorrede zu der zweyten Schrift, welche über die Tendenz des Vfs. hinreichenden Aufschlufs ertheilt, nämlich: „Meinem Vorsatze, das gebildete Publikum über die uns am häufigsten befallenden innern Krankheiten zu unterrichten und ihm die Mittel an die Hand zu geben, sich in Ermangelung ärztlicher Hülfe *kunstgerecht* behandeln zu können! entsprechend, liefere ich die Schilderung" u. s. w. — Wie gering mufs doch der Vf. von seiner Kunst denken, wenn er es für so leicht erachtet, Laien, und seyen dieselben auch gleichwohl gebildet, zu befähigen, dafs sie sich und ihre Angehörigen kunstgerecht behandeln können! — Aller Erfahrung zufolge führen solche Schriften zu nichts, als dafs die ohnehin schon so häufige und für die meisten Laien sehr anziehende Pfuscherey durch dieselben noch mehr befördert und mithin nicht zu berechnender Schaden veranlafst wird; dafs dem Kranken Stoff zu oft seiner Genesung sehr hinderlichen Grübeleyen über seinen Zustand dargeboten und dafs endlich dem wahren Arzte durch dieselben sein ohnehin schon so schwieriger Beruf noch mehr erschwert wird. Denn wehe! dem Arzte, der solche belesene Kranke zu behandeln hat. Er mufs Engelsgeduld üben und wird seinen Patienten dennoch häufig nicht genügen. — Rec. gesteht es offen, dafs er gegen alle medicinisch-populäre Schriften, die sich nicht auf das Diagnostische und Diätetische beschränken, einen so entschiedenen Widerwillen hegt, dafs es ihm stets schwer fällt, an der Reinheit der Motive, welche den Vf. zur Herausgabe vermochten, nicht zu zweifeln. Denn dafs dieselben nothwendig seyen, will uns keinesweges einleuchten, da heut zu Tage für ärztliche Hülfe in den meisten Staaten hinreichend gesorgt ist. Wollte man aber auch für Krankheiten, welche, wie z. B. der Croup, die schleunigste ärztliche Hülfe erheischen, solche Schriften noch gelten lassen, so ist doch kein Grund ihrer Nothwendigkeit abzusehen bey Krankheiten eines so langsamen Verlaufes, wie bey Brustwassersucht, Luftröhrenschwindsucht u. dgl.

Was nun die Art und Weise, wie der Vf. seinen Gegenstand bearbeitet hat, anbelangt, so läfst sich an derselben nichts Erhebliches aussetzen. In dieser Beziehung und abgesehen von dem Verwerflichen der Sache an sich, könnte man die vorliegenden Schriften zu den bessern medicinischen Volksschriften zählen. — Dafs es an Recepten nicht fehlt, dafs jedes Mal ein hübscher Raum des Büchleins mit Erzählung von Krankheitsgeschichten aus des Vfs. eigner Praxis ausgefüllt wird, diefs sind Dinge, welche man bey Schriften der Art schon gewohnt ist. — Sollte der Belehrung suchende Laie die mitunter nicht geringen angegebenen Dosen von Calomel unter nicht dazu geeigneten Verhältnissen anwenden; sollte er sich in der Anwendung der Brechmittel vergreifen, welches in der ersten Schrift S. 128 empfohlen ist, wenn in der Luftröhrenschwindsucht bey schon eingetretenem heftigen Consumtionsfieber ein mehr fauliger Zustand mit starkem Beleg der Zunge und prädominirenden Unreinigkeiten Statt findet; so hat er diefs lediglich sich selbst und seiner eignen Unachtsamkeit zuzuschreiben! — Doch genug für diefs Mal! Möchte der Vf. fernerhin seine Zeit besser anwenden, als uns mit Schriften zu beschenken, wie wir deren ohnediefs schon viel zu viele besitzen.

Dr. *W—r.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Darmstadt, b. Leske: *Mittheilungen aus den Materialien der Gesetzgebung und Rechtspflege des Grofsherzogthums Hessen in einzelnen Ausarbeitungen und mit besonderer Beachtung merkwürdiger Rechtsfälle.* In Verbindung mit mehrern praktischen Juristen herausgegeben von *Philipp Bopp*, Advocaten zu Darmstadt. — *Erstes* Bändchen. 1830. XXIV u. 146 S. *Zweytes* Bändchen. 1830. VIII u. 246 S. *Drittes* Bändchen. 1831. XVI u. 192 S. 8. (2 Rthlr. 4 Ggr.)

Was man in dieser Schrift zu suchen habe, geht hinlänglich aus dem mitgetheilten Titel derselben hervor; sie beschäftigt sich mit dem Hessen-Darmstädtischen Rechte, zu welchem sie Materialien liefert, die vorzugsweise theils in wissenschaftlichen Ausarbeitungen, theils in mitgetheilten Rechtsfällen bestehen. Dafs ein solches Werk sehr zeitgemäfs sey, unterliegt um so weniger irgend einem Zweifel, als fast alle deutsche Partikularstaaten dergleichen Sammlungen besitzen, wogegen zwar nicht die Rhein-Hessischen Provinzen (denn für diese besteht das Archiv merkwürdiger Rechtsfälle und Entscheidungen der Rhein-Hessischen Gerichte, herausgegeben durch die Anwältekammer zu Mainz), wohl aber die alten Provinzen des Grofsherzogthums, für welche eben die Bopp'schen Mittheilungen bestimmt sind, eines solchen Institutes zur Zeit noch entbehrten. Allein das Unternehmen des Hn. *Bopp* verdient nicht blofs der Idee, sondern auch der Ausführung nach gebührendes Lob, da die Mittheilungen, wenigstens die des ersten und zweyten Bändchens, meistens von der Art sind, dafs sie irgend eine, mehr oder minder interessante Seite darbieten. Eine eigentliche Zeitschrift ist indessen das Werk nicht, wenigstens wenn man auf die äufsere Form sieht; doch dürfte es dem Unternehmen förderlich seyn, dasselbe, nach dem Beyspiele der für andern Staaten vorhandenen, gleichnamigen Werke, auch der Form nach in eine Zeitschrift umzugestalten, wodurch die Staatsgewalt auch vielleicht eher veranlafst werden könnte, den Vf. noch besonders zu unterstützen, wie es in andern Ländern, z. B. in Preufsen, bey gleichen oder ähnlichen Werken geschieht. Jedenfalls mufs Rec. aber den Vf. warnen, die einzelnen Bändchen oder Hefte nicht zu schnell auf einander folgen zu lassen. Rec. macht diese Bemerkung defshalb, weil er schon an den vorliegenden Mittheilungen einzelne Spuren der zu grofsen Beeilung wahrnehmen zu können glaubt. Zwar gilt das nicht von dem ersten und zweyten Bändchen, wohl aber von dem dritten, welches, wenigstens nach des Rec. Urtheil, Manches enthält, was der Veröffentlichung doch wohl nicht ganz werth seyn dürfte. Mögen daher die folgenden Bändchen, denen Rec. mit Vergnügen entgegensieht, nicht dem dritten, sondern vielmehr dem ersten und zweyten gleichen! — — Zugleich verbindet Rec. hiemit den Wunsch einer genauern Correctur und der Vermeidung unangenehm in das Ohr fallender Provinzialismen; wie z. B. verkief statt verkaufte: gleichbaldig statt sofort: gerichtliche Aufsteckung statt gerichtlicher Verkauf: einschlägige Gesetze statt einschlagende Gesetze: klägerisch statt klagend: beanstandet statt bezweifelt. Diese Aufstellungen sind zwar gering und scheinen fast micrologisch; allein es können dergleichen Sprachwidrigkeiten und Provinzialismen doch gar zu leicht vermieden werden, und müssen daher unterbleiben, zumal in einer Zeit, in welcher, wie in der unsrigen, auch die juristischen Schriften sich durch Reinheit der Sprache nicht unvortheilhaft auszuzeichnen pflegen. — — — Ihrer Natur nach haben die Mittheilungen des Hn. *Bopp* und seiner Mitarbeiter zunächst freilich nur für die Hessen-Darmstädtischen Juristen Interesse; indessen verdienen sie doch auch die Aufmersamkeit der Juristen aufserhalb des Darmstädtischen, indem im Grofsherzogthum Hessen, bey dem Mangel solcher Gesetzbücher, wie Preufsen und Oestreich sie besitzt, das gemeine Recht immer noch nicht blofs die innere, sondern auch die äufsere Grundlage des gesammten Rechtszustandes ausmacht, und deshalb zwischen dem Darmstädtischen und gemeinem Rechte die engste Verbindung besteht. Viele Mittheilungen des Hn. *Bopp* betreffen daher auch das gemeine Recht geradezu, besonders solche Controversen desselben, die von den Hessischen Gerichten entschieden worden sind. Gerade hierauf noch besonders aufmerksam zu machen, hält Rec. um so mehr für seine Pflicht, da einer Seits der Titel des Buches darüber schweigt, und anderer Seits doch nichts wünschenswerther ist, als zur Kenntnifs der auf gemeinrechtliche Streitpunkte sich beziehenden gerichtlichen Entscheidungen zu gelangen; denn nur zu oft vergifst der gemeinrechtliche Jurist heutiges Tages über gelehrten Forschungen das gegenwärtig wirklich praktische Recht, und weifs sich, um ein Gleichnifs von *C. F. Hommel* zu gebrauchen, in dem kleinsten Gäfslein des alten Rom sehr gut zu finden, während er in seiner Vaterstadt vielleicht den grofsen Markt ver-

verfehlt. Unsere Praxis muſs erst noch theoretischer und unsere Theorie praktischer werden; Theorie und Praxis sind zu sehr getrennt, und beide näher zu vereinigen, dazu tragen nun, nach des Rec. wohl begründeter Ueberzeugung, gerade die das gemeine Recht betreffenden Erkenntnisse der Darmstädtischen Gerichte, besonders des Oberappellationsgerichtes, wesentlich bey, da gerade die letztere Behörde Entscheidungen liefert, die sich vor den Urtheilen vieler anderer Gerichte durch gründliche Theorie und richtige sowohl, als feste Praxis zugleich auszeichnen. — — — Nach der Vorrede zum ersten Bändchen sollen die einzelnen Ausarbeitungen unter mehrern Hauptrubriken oder Abtheilungen mitgetheilt werden. — In der *ersten* Abtheilung verspricht Hr. *Bopp* Abhandlungen aus dem Gebiete der Civil- und Criminalgesetzgebung des Groſsherzogthums (mit Ausschluſs der Provinz Rhein-Hessen) zu liefern. Wirklich ist das Bedürfniſs solcher Abhandlungen auch sehr fühlbar; denn zuvörderst bestehen die nicht-Rheinischen Provinzen des Hessen-Darmstädtischen Staats bekanntlich aus Territorien, die früher entweder ein besonderes Ganzes ausmachten, oder integrirende Theile anderer Staaten bildeten, und im Ganzen ihre alten Gesetze und Gewohnheitsrechte behalten haben, so daſs also der Rechtszustand sehr verschieden ist. Die Rechtsquellen dieser Länder sind ferner zum Theil so unzugänglich und versteckt, daſs sie sogar denjenigen öfters nicht hinlänglich bekannt sind, welche sie zur praktischen Anwendung bringen sollen. Endlich ist auch das althessische Recht ein lange noch nicht durchforschtes Feld, und die Literatur nur erst sehr sparsam. Zweckmäſsig war es daher, daſs Hr. *Bopp* einen Theil seines Werkes zu Abhandlungen bestimmte, die theils den Inhalt der verschiedenen Rechtsquellen der öffentlichen Kenntniſs näher bringen, theils auch einzelne Partien des geschriebenen sowohl als ungeschriebenen Rechts in ihrem Zusammenhange wiedergeben sollen. — In der *zweyten* Abtheilung werden sodann auserlesene Rechtsfälle, und zwar der Regel nach solche, die von den Gerichten ausersehen wurden, ein *ius certum* einzuführen, mitgetheilt. Entscheidungen der Mittelgerichte werden dabey zwar auch aufgenommen, vorzugsweise jedoch solche, die vom Oberappellationsgerichte zu Darmstadt in letzter Instanz entschieden sind; wofür auſser den allgemeinen, aus der politischen Stellung der Gerichte dritter Instanz entlehnten Gründen, im Darmstädtischen noch der besondere Grund spricht, daſs die Oberappellationsgerichtsordnung von 1777 dem Oberappellationsgerichte gewissermaaſsen eine provisorische Gesetzgebung, wie sie damals auch dem Reichskammergerichte zustand, einräumt, indem sie den Urtheilen dieser Behörde eine auch für die Entscheidungen der übrigen Gerichte bindende Kraft nicht undeutlich beyzulegen scheint. — Unter einer *dritten* Rubrik werden demnächst (nach dem Vorbilde der Jahrbücher des Badenschen Oberhofgerichts zu Manheim) kurzgefaſste Rechtsfragen und Rechtssätze geliefert. Diese beziehen sich auf Rechtsfälle, welche an sich zu unbedeutend erscheinen, als daſs sie eine weitläuftigere Mittheilung verdienten, allein gleichwohl wichtig genug sind, um der Vollständigkeit wegen nicht ganz übergangen zu werden. — Daran schlieſst sich die *vierte* und letzte Rubrik an, welche dem Abdruck derjenigen wichtigen, das Civil- und Criminalrecht, so wie den Civil- und Criminalproceſs betreffenden Gesetze und Verordnungen gewidmet ist, die in ihren Exemplaren seltner geworden sind. — Zur Gnüge erhellet aus diesen Angaben die Umsichtigkeit, womit der Vf. den Plan seines Buches angelegt hat. Befremdend war es jedoch bey dem Allen dem Rec., daſs Hr. *Bopp* nicht auch dem Staatsrechte eine Stelle in seinem Werke anwies; das Groſsherzogthum Hessen-Darmstadt gehört ja zu den constitutionellen Staaten, und muſs nicht eben deshalb für den Darmstädter das öffentliche Recht seines Fürstenthums ein ungleich gröſseres Interesse haben, als für den Unterthan eines inconstitutionellen Landes? Inzwischen hat sich der Vf. selbst bereits davon überzeugt, daſs der Ausschluſs des Staatsrechts ein Fehler des Werkes war; denn in der Vorrede zum dritten Bändchen giebt er den gefaſsten Entschluſs einer Ausdehnung seiner Mittheilungen auch auf das Staatsrecht zu erkennen und zeigt auch schon vorläufig an, daſs das vierte Bändchen, mit einer das öffentliche Recht des Groſsherzogthums betreffenden Ausarbeitung anheben werde. Will er nicht auſserdem auch wichtige, auf Kirchen- und Lehnrecht sich beziehende Materien seinen Mittheilungen einschalten? Gewiſs ist es seine Absicht nicht, diese Rechtsdisciplinen auszuschlieſsen, um so weniger, als er bereits in das *erste* Bändchen (S. 54 — 75) einen, dem Canonischen Rechte angehörenden, sehr interessanten Rechtsfall aufgenommen hat. Gleiches wird er hoffentlich auch rücksichtlich des Lehnrechts thun. — Indem Rec. sich nunmehr zu dem Inhalte selbst wendet, findet er sich veranlaſst, erst noch die Bemerkung vorauszuschicken, daſs er, nach dem Zweck dieser allgemeinen Literaturzeitung, bloſs demjenigen, was dem gemeinen Rechte näher liegt, und daher für das gesammte deutsche Juristenpublicum gröſseres Interesse hat, seine speciellere Aufmerksamkeit widmen wird; ohnehin ist ihm das Darmstädtische Particularrecht nicht hinreichend bekannt, um über die darauf allein Bezug habenden Mittheilungen des Hn. *Bopp* ein genaueres Urtheil zu fällen.

Was zuvörderst das *erste* Bändchen betrifft, und zwar *zunächst die wissenschaftlichen Abhandlungen*, so rühren diese Abhandlungen, deren zwey sind, von dem Hn. Advocaten [illegible] her, dem Verfasser des 1824 zu Darmstadt erschienenen „gemeinen deutschen Privatrechts mit vorzüglicher Hinweisung auf die besondern Rechtsquellen im Groſsherzogthum Hessen". Die erste Abhandlung hat zu ihrem Gegenstande die geltenden Grundsätze des gewöhnlichen Verfahrens bey den Untergerichten (Stadt-

(Stadt- und Landgerichten) im Großherzogthum Hessen, nach Inhalt der Hessen-Darmstädtischen Civilprocessordnung von 1724 und der später erfolgten Verordnungen und Vorschriften (S. 1—32); die zweyte enthält die Grundsätze des peinlichen Processes nach Inhalt der Carolina, sodann der Hessen-Darmstädtischen peinlichen Gerichtsordnung vom Jahre 1726 und des neuern Inquisitionsverfahrens im Großherzogthum Hessen (S. 33—53). Beide Abhandlungen sind compendiarisch und so kurz gefasst, dass eine weitläuftigere Darlegung der ihren Inhalt ausmachenden Gegenständen gewiss wünschenswerth gewesen wäre; indess ist die Darstellung klar, präcise, logisch und gewährt daher einen sehr fasslichen Ueberblick. — — Auf diese Abhandlungen folgen *zweytens* die *Rechtsfälle*. Der *Erste* unter ihnen hat die so sehr interessante Frage zu seinem Objecte: Werden nach dem *Cap. 6. X. qui filii sint legitimi*, auch im Ehebruch erzeugte Kinder durch die nachfolgende Ehe ihrer Aeltern vollständig legitimirt, und erhalten sie dadurch in Bezug auf die Verlassenschaft derselben die nämlichen Rechte, welche ehelich Gebornen dem Gesetze nach zustehen? (S. 52—75). Diese Frage wurde von dem Oberappellationsgerichte bejahet, und zwar, nach des Rec. Dafürhalten, mit Recht! denn abgesehen davon, dass diese Meinung die Praxis für sich hat, und es gewiss falsch ist, wenn *Walter* in seinem Kirchenrechte das Gegentheil behauptet, so muss sogar der Theorie nach, was auch *Schrader* in seinen Abhandlungen immer dagegen anführen mag, jene vom Oberappellationsgerichte adoptirte Ansicht der andern vorgezogen werden, wiefern man nur keine Buchstabenjurisprudenz ausübt, sondern das Recht in seinem innern Zusammenhange auffasst; dass übrigens auf *Schweikart's* Dissertation: *De matrimonii vi in liberis adulterinis legitimandis non deficiente*, Regiomonti 1828, nirgends Bezug genommen ist, nimmt den Rec. Wunder. — Der *zweyte* Rechtsfall gehört in das Pfandrecht und das darüber gefasste, oberappellationsgerichtliche Präjudiz lautet also: dem, der schon ein rechtsbeständiges Pfandrecht an der Sache erlangt hatte, ehe solche in das Vermögen des Gemeinschuldeners kam, steht der Vorzug vor allem, bey letzterem (dem nachherigen Erwerber der Sache) erst entstandenen, selbst privilegirten Hypotheken, namentlich auch vor der Illatenforderung der Ehefrau des neuen Eigenthümers, ja sogar ein (*quasi-*) Separationsrecht zu. (S. 76—89.) Gegen dieses Präjudiz lassen sich freilich von Seiten der Theorie die bedeutendsten Zweifel erheben, und wenigstens kann aus den dafür angeführten Stellen der Justinianeischen Legislation ein für besagtes Präjudiz sprechendes Argument auf keine Weise entlehnt werden, zumal es nur zuwahr ist, was Thibaut in seinen civilistischen Abhandlungen hierüber sagt, dass nämlich die Idee eines dem Pfandgläubiger aus den Zeiten des alten Eigenthümers zustehenden Separationsrechts eine ungeheure juristische Inconsequenz sey. Alles diess erkennt das Oberappellationsgericht auch an; allein dennoch fasste es das obige Präjudiz, weil für die darin ausgesprochene Ansicht, wie durch eine Masse von Stellen, die aus Practikern entlehnt sind, bewiesen wird, einmal die Praxis sich erklärt habe. — Der *dritte* Rechtsfall ist rein partikularrechtlich (S. 90—106); dagegen hat der *vierte*, betreffend die Frage: Ist der Richter verbunden, von Amtswegen auf Verzugszinsen zu erkennen? (S. 107—113) wieder allgemeines Interesse. Diese Frage wurde vom Referenten bejahet; denn wenn gleich es allgemeiner Grundsatz sey, dass der Richter dem Kläger nur dasjenige, worauf Letzterer sein Gesuch gestellt habe, zusprechen könne, so leide diese Regel doch bey Accessionen, Früchten, Verzugszinsen, Kosten eine unbestrittene Ausnahme, indem der Richter auch im Falle des darauf nicht gestellten Klagepetitums, auf selbige zu erkennen befugt sey. Dagegen sey es allerdings bestritten, ob der Richter von Amtswegen auf die Accesionen erkennen *müsse*, und dass aus L. 3. C. *de fruct. et lit. impent.* keineswegs die Pflicht, sondern nur die Befugniss des Richters, darauf zu erkennen, sich ergebe, sey zwar richtig, indessen sey der Richter doch wohl wenigstens auf die erst während des Rechtsstreits entstandenen Accessionen zu erkennen verbunden, weil der Kläger diese mit der Klage noch nicht habe einklagen können; was sodann natürlich auch von den seit angestellter Klage an erwachsenen Verzugszinsen gelte. Ungeachtet der entgegengesetzten Meinung des Correferenten, stimmte das Collegium doch der Ansicht des Referenten bey, und das darüber redigirte Präjudiz lautet mithin so: der Richter ist von Amtswegen verbunden auf Verzugszinsen zu erkennen, wenn auch der Kläger unterlassen haben sollte, darum anzustehen. Sollte ein Untergericht es unterlassen haben, nach diesen Grundsätzen zu entscheiden, so kann hiergegen von dem Kläger in der Appellationsinstanz Beschwerde erhoben werden. — Allgemeines Interesse hat auch der *fünfte* Rechtsfall, über die Frage: Ob und in wie weit dem nächsten Pfandgläubiger das Veräusserungsrecht versagt sey? (S. 114—130). Das Präjudiz, welches durch diese Frage veranlasst wurde, und dessen erster Theil sich nach den Entscheidungsgründen auf L. 1. D. *de distract. pign.* L. 8. C. *qui potior.* gründet, während der zweyte auf L. 15. §. 5. D. *de re jud.* fusst, heisst wörtlich folgendermaassen: Dem nachstehenden Gläubiger steht die Befugniss nicht zu, gegen den Willen des vorhergehenden Gläubigers auf den Verkauf des Pfandobjects zu dringen, und es hat Letzterer das Recht, einem solchen Antrage auf Verkauf zu widersprechen. Ausnahmsweise fällt jedoch dieses Recht des vorstehenden Gläubigers weg, wenn der Verkauf des Pfandes zur Vollstreckung eines richterlichen Urtheils geschehen soll. Es versteht sich aber von selbst, dass in einem solchen Fall die Rechte des vor-

vorhergehenden Gläubigers in Beziehung auf den zu ertheilenden Zuschlag und die wirkliche Veräufserung des Pfandobjects gewahrt werden müssen. — Endlich der *sechste* und letzte Fall hat zu seinem Vorwurfe die Frage: Unter welcher Voraussetzung tritt der, der zur Abfindung eines Pfandgläubigers Geld dargeliehen hat, dadurch an die bevorzugten Stelle dieses Befriedigten? (S. 131 bis 145). Das Präjudiz darüber lautet nachstehend: Darin, dafs man zur Abfindung eines Pfandgläubigers ein Darlehn gebe, liege blofs die Absicht des Darleihers, dafs der Pfandgläubiger abgefunden, und so dessen Pfand getilgt werde; keineswegs aber eine stillschweigende Uebereinkunft, dafs der Darleiher auch in das bevorzugte Pfandrecht des Pfandgläubigers eintrete, vielmehr werde hierzu, falls nicht eine Cession eintrete, eine ausdrückliche Uebereinkunft erfordert. — — Hiermit schliefst sich das *erste* Bändchen, welches daher nichts enthält, was unter die dritte und vierte Rubrik, deren oben bey der Angabe des vom Vf. zum Grunde gelegten Planes gedacht ist, gehörte. Des Zusammenhangs wegen möge gleich hier erwähnt werden, dafs zwar nicht die dritte, doch aber die vierte Rubrik, auch im zweyten und dritten Bändchen unausgefüllt geblieben ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

MEDICIN.

Altona, b. Aue: *Ueber das Entkräftungsfieber der alten Leute,* eine wenig gekannnte und bisher noch nicht beschriebene Krankheit. Von Dr. *C. F. Nagel.* 1829. XII u. 100 S. 8. (12 Ggr.)

Cheyne machte zuerst auf diese eigenthümliche Krankheit aufmerksam, beschrieb sie jedoch unvollkommen, erkannte sie aber als Schleimhautentzündung des Darmkanals. Hr. Dr. *N.* hat das Verdienst in vorliegender Schrift die Symptome und den Verlauf genannter Krankheit genau angegeben zu haben und dadurch wird gewifs manchem Greise das Leben verlängert.

Die Krankheit, mehr Weiber als Männer befallend, erscheint gewöhnlich zur Sommer- oder Herbstzeit, besonders wenn gastrische, venöse u. s. w. Fieber vorwalten. Als Vorboten bemerkt man Abnahme des Appetits, Verzögerung des Stuhlgangs und eine besondere Müdigkeit am Tage, zu der sich das Gefühl von matter Entkräftung gesellt. Nach und nach stellt sich ein tägliches Fieber ein, jedoch ohne Frost und Schweifs. Die Haut ist gewöhlich sehr trocken, kühl, mit Ausnahme der Hand- und Fufsfläche, wo sie brennend ist. Die Zunge ist wie bey Scharlach roth, mit erhabenen Nervenpapillen. Appetit ist ganz verschwunden, Durst anhaltend, Puls meistens natürlich, Stuhlgang ungewöhnlich träge. Als eigenthümliche, nie fehlende Zeichen des Entkräftungsfiebers betrachtet Hr. *N.* die Mattigkeit, die rothe Zunge und den ungewöhnlich trägen Stuhlgang. Zeichen des herannahenden Todes sind: unwillkürlicher Urinabgang und Coma, das mit rothem aufgedunsenem Gesichte sich gewöhnlich in den letzten 3 bis 4 Tagen einstellt. — Die Prognose ist sehr ungünstig zu nennen. — Die Section zeigt das Omentum vertrocknet, dünne, aber oft sehr gefäfsreich, die Präcordialgegend ist mit Blut überfüllt. Die Schleimhaut des Magens und Darmkanals ist lebhafter geröthet, organischer (?) aufgelockert, faltenreicher, verdickt, sammetartig. Die Leber dunkler gefärbt, oft weicher als gewöhnlich, die Milz meist kleiner. Andre Abnormitäten fand der Vf. weder im Unterleibe noch in der Brust. Die Kopfhöhle durfte er nie öffnen (was gewifs Schade ist, da die Erscheinungen in dem letzten Stadium der Krankheit auf Veränderungen schliefsen lassen, die gewifs nach dem Tode noch mehr Aufschlufs über diese Krankheit geben würden). — *Ursachen* sind die Jahresconstitution; Sommer und Herbst, wo leicht Schleimhautkrankheiten entstehen; Diätfehler, Erkältungen, Sumpfmiasma, metastatische Rose, ältere Desorganisationen.

Behandlung der Krankheit. Mit Recht stellt *N.* die Diät oben an. Hafergrützabkochungen als Speise und Trank, im Sommer frische Buttermilch, keine Fleischspeisen, und auch in der Reconvalescenz diese sehr vorsichtig, hier einige Austern, Milchspeisen u. s. w. Nur bey bedeutenderem Schmerze und Drucke in den Präcordien läfst der Vf. 12 Blutegel setzen und nur selten wiederholen. Dreystündlich ein Pulver aus *Natr. carb.* und *Acid. tart.* *āā* gr. XV. Ist die Reizbarkeit des Magens sehr gesteigert oder machen die Pulver Durchfall eine Emulsion mit verdünnter Phosphorsäure und *Aq. Laurocerasi.* Später auch einige Male täglich *Calomel* gr. ¼, Abends ein Klystier und wenn man es haben kann ein lauwarmes Bad täglich. Einige äufserliche Reizmittel helfen. Vier Krankheitsgeschichten zeigen noch bestimmter die Heilmethode des Vfs. Rec. kann dieselbe nur billigen, erinnert jedoch, dafs unter den Zeichen dieser Krankheit bey Greisen öfter ein wirkliches Wechselfieber mit täglichem Typus im Sommer und Herbst erscheint, das nicht ohne Gefahr für das Leben häufige Anfälle machen darf. Gewöhnlich erkennt man es an dem vorhergehenden Frösteln und dem Ziegelmehlartigen Bodensatze im Urin, der bey dem Entkräftungsfieber fehlt. — Zu ängstlich ist der Vf. mit den Brechmitteln, die bey Diätfehlern in der Reconvalescenz das bey ihm immer tödtliche Recidiv noch heilen können.

B—r.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Darmstadt, b. Leske: *Mittheilungen aus den Materialien der Gesetzgebung und Rechtspflege des Großherzogthums Hessen in einzelnen Ausarbeitungen und mit besonderer Beachtung merkwürdiger Rechtsfälle* — — herausgegeben von *Philipp Bopp* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das zweyte Bändchen beginnt mit einer Abhandlung desselben Hn. *Rühl*, welchem auch die beiden ersten Aufsätze des ersten Bändchens angehören; sie handelt über die ehelichen Verhältnisse nach den im Großherzogthum Hessen und zum Theil in den benachbarten deutschen Staaten geltenden Partikularrechten (S. 1 — 131.). Rec. muss gestehen, dass er diesen Aufsatz, welcher mit den schon bey den beiden eben erwähnten Abhandlungen des ersten Bändchens gerühmten Vorzügen noch den der grösseren Vollständigkeit vereinigt, mit nicht geringem Interesse gelesen hat, und kann nicht umhin, den Vf. im Namen der Wissenschaft aufzufordern, bald noch ähnliche Versuche zu liefern, wodurch er sich den gewissen Dank nicht nur der Darmstädtischen Rechtsgelehrten, sondern auch des grösseren juristischen Publikums, vornehmlich des germanistischen, verdienen wird und muss. Denn soll das gemeine deutsche Privatrecht, für welches in den neusten Zeiten freylich schon so viel geleistet ist, immer weiter, und zwar nicht sowohl von der historischen, als vielmehr von der praktischen Seite, ausgebildet werden, so darf der Bearbeiter desselben nicht bey den ältern Quellen, wie es die Meisten der heutigen Germanisten thun, stehen bleiben, sondern muss, nachdem er sich durch die Lectüre jener Quellen ein getreues Bild von dem, was ehedem war, gebildet hat, mit den gewonnenen Resultaten der Rechtsgeschichte noch den Inhalt der jüngern Quellen sorgfältig vergleichen, um auf diese Weise zur richtigen Erkenntniss darüber zu gelangen, ob das ältere Recht wirklich noch heutiges Tages gelte, oder ob es nicht vielmehr und in wie weit es abgeändert und durch neuere Grundsätze ersetzt worden sey. Wie viel, beym Mangel des gemeinen deutschen Privatrechts an einem gemeingültigen Gesetzcodex, zur Begründung eines sichern Urtheils hierüber die Partikularrechte der letzten drey Jahrhunderte beytragen, wenn man die Abweichungen derselben von den ältern Rechtsquellen nach den von *Eichhorn* im ersten Bande der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft aufgestellten Grundsätzen beurtheilt und zu ergründen sich bemüht, leuchtet von selbst ein. Eben deshalb aber muss jede wissenschaftliche Darstellung von Partikularrechten, sofern nur mit der gehörigen Gründlichkeit dabey zu Werke gegangen ist, mit gebührendem Beyfall, und zwar um so mehr aufgenommen werden, je grösser die Schwierigkeiten sind, welche sich der unmittelbaren Benutzung der Quellen der neuern Partikularrechte leider überall hemmend in den Weg stellen. — Nach einer Einleitung, worin über die benutzten Quellen Rechenschaft gegeben wird, beginnt Hr. *Rühl* seine Abhandlung mit der Lehre von den Eheverlöbnissen, lässt hierauf die Lehre von den Erfordernissen und Rechtsverhältnissen hinsichtlich der Vollziehung der Ehe folgen, und stellt sodann die Wirkungen der Ehe dar, sowohl die Wirkungen derselben rücksichtlich der persönlichen Verhältnisse, als auch die Wirkungen in Beziehung auf die Vermögensverhältnisse, unter welchen letztern die Wirkungen der Ehe, so weit sie sich auf die statutarische Portion und die Gütergemeinschaft beziehen, mit wohl verdienter, grösserer Ausführlichkeit dargelegt werden. Den Schluss des Ganzen macht die Lehre von der Ehescheidung und der darauf gerichteten Klage. — Gern ginge Rec. in das Detail des Aufsatzes selbst näher ein, gestattete es ihm nur der Zweck dieser Blätter. Eben deshalb übergeht Rec. auch die S. 132 — 176 mitgetheilten *ersten drey* Rechtsfälle, welche lediglich das Hessen-Darmstädtische Recht betreffen, und nicht minder den *sechsten* (S. 193 — 214.), der sich auf dieses Recht wenigstens vorzugsweise bezieht, nicht so den *vierten* und *fünften*, worin die Frage: Ob den *Correis debendi* die Einrede der Theilung zustehe, nach *gemeinem* Rechte erörtert wird. Die Antwort der Theoretiker ist bekanntlich sehr abweichend, indem sie bey diesem bejahend, bey jenem verneinend lautet. Für die bejahende Antwort hat sich indessen unter der Voraussetzung, dass die Correalverbindlichkeit nicht durch ein Verbrechen erzeugt worden, und ausserdem die übrigen *Correi* ohne Mühe belangt werden können, die *Praxis* entschieden, wie z. B. *Mevius*, *Schilter*, *Lauterbach*, *Stryk*, *Wernher*, *Berger*, *Cramer*, *Cannegiesser*, *Glück*, *Thibaut* bezeugen, und eben deshalb trat dieser Ansicht auch das erkennende Gericht bey. Nur entstand dabey noch die speciellere Frage, ob die Einrede der Theilung, wie sie für den Fall der

durch ein Verbrechen erzeugten Correalobligation ausnahmsweise ausgeschlossen bleibe, so auch denn nicht statt habe, wenn die Correalverbindlichkeit nicht gerade durch ein Delict, sondern vielmehr nur durch *Culpa lata* verursacht worden sey. Da indessen die *Culpa lata* dem *Dolus* gleichstehe, so müsse man (meinte sowohl der Refer. als Correferent) die Einreden der Theilung für den Fall der *Culpa lata* ebenfalls verwerfen. Dieser Ansicht stimmte denn das Collegium auch bey. — Der *siebente* Rechtsfall (S. 215 — 226.) betrifft die Frage: Muſs sich der Pfandschuldner beym Verlangen des Pfandgläubigers, daſs das Unterpfand gegen sofortige Zahlung des Pfandschillings (in soweit sich der Betrag der Forderung des Letztern erstreckt) veräuſsert wird, beruhigen? Diese Frage wird verneint. Der Pfandgläubiger habe nämlich zwar das Recht des Verkaufes, allein er sey doch nach *L.* 29. *in fin. D. fam. hercisc.* nicht Eigenthümer des Pfandstücks, sondern nur als Mandatar des Schuldners zu betrachten, und müsse daher auf dessen Vortheil bedacht seyn. Eben diese Verbindlichkeit liege nun aber auch dem Gerichte ob, und hiedurch rechtfertige sich die abgegebene Entscheidung, in deren Gemäſsheit zur Bezahlung des Kaufschillings, soweit solcher zur Befriedigung des Gläubigers gereichte, eine Frist gestattet wurde. — Was dieses *zweyte* Bändchen sonst noch (S. 227 — 246.) enthält, sind kurzgefaſste Rechtsfragen, welche nicht wohl einen Auszug zulassen.

Das *dritte* Bändchen beginnt mit einer vom Herausgeber gelieferten „Uebersicht der partikularrechtlichen Literatur des Groſsherzogthums Hessen" (S. 1 — 21.). Sehr würde man sich aber irren, wenn man in diesem Aufsatze, wozu seine Ueberschrift allerdings berechtigt, eine kritische Beurtheilung der von den Hauptschriftstellern des Groſsherzoglich - Hessischen Staates herrührenden literärischen Leistungen suchen wollte; die ganze Abhandlung beschränkt sich vielmehr auf eine bloſse Relation über den Inhalt der Schriften des *C. G. v. Zangen*, und ein prüfendes Urtheil giebt der Vf. darüber nirgends; hin und wieder bemerkt er bloſs, daſs durch neuere Verordnungen und Gesetze diese oder jene bey *Zangen* erwähnte Bestimmungen des ältern Rechts abgeordnet worden seyen. Der Vf. wird in den folgenden Bändchen seine, die Literatur betreffenden Mittheilungen fortsetzen; nur muſs ihn Rec. dann recht sehr bitten, damit zugleich eine Kritik der Schriftsteller zu verbinden, sonst macht er sich vergebliche Mühe, denn den Inhalt der über das Darmstädtische Recht erschienenen Schriften, zumal wenn sie aus so neuer Zeit herrühren, wie die Zangenschen, kann jeder Groſsherzoglich-Hessische Jurist aus den Werken selbst ersehen. — An diesen Aufsatz schlieſst sich ein *zweyter* des Herausgebers (S. 22 — 40.) an: Ueber die Verbindlichkeit des Klägers mit der Klage (*in ordinario*) die Urkunden beyzubringen, die über sein in Anspruch genommenes Recht sprechen, nach Vorschrift der (Darmstädtischen) Proceſsordnung vom Jahre 1724. — Der *dritte* Aufsatz, vom Hn. Hofgerichtsadvocaten *Theobald* in Darmstadt, handelt über den Gegenbeweistermin nach der Natur der Sache und den Groſsherzoglich - Hessischen Proceſsgesetzen (S. 41 bis 45.); — der *vierte* endlich (S. 46 — 57.), vom Hn. Hofgerichtsadvocaten *H. K. Hofmann* II. in Darmstadt, über die Wiederruflichkeit der Ehebeendungen nach dem Landrechte der obern Grafschaft Katzenelnbogen. — Da diese Abhandlungen theils fast nur das Darmstädtische Recht betreffen, theils aber auch gar zu specielle Rechtsfragen zu ihrem Gegenstande haben, so übergeht Rec. sie, und zwar aus Gründen, die schon oben angegeben sind. Aus eben diesen Gründen übergeht Rec. von den, an jene Abhandlungen sich anschlieſsenden Rechtsfälle auch die *drey ersten* (S. 58 — 98.). Der *vierte* (S. 99 — 111.) verdient dagegen hier näherer Erwähnung. Er bezieht sich auf die nach gemeinem Rechte bekanntlich sehr bestrittene Rechtsfrage, welchen äuſsern Umfang die Einrede des nicht gezahlten Geldes habe. Einige, wie *Höpfner* und *Glück* beschränken die *exceptio non numeratae pecuniae* auf das Darlehn, Andere dehnen sie auf alle Realcontrakte, mit Ausschluſs jedoch des Depositums, aus, wie *Lauterbach* und *Pfeiffer*. Nach Andern, wie *Maurer* und *Thibaut*, lassen sie bey allen, aus dem Empfang einer Sache entstandenen, chirographarischen Forderungen, mit einziger Ausnahme des Depositums, zu. Von diesen drey Ansichten ist in den beiden, von *Bopp* mitgetheilten Erkenntnissen die erste, welche also unsere Einrede am meisten beschränkt, vorgezogen worden; und zwar aus folgenden Hauptgründen: die von den Rechtslehrern verschieden gedeuteten Worte: *pecuniae vel aliae res numeratae vel datae* in *L.* 14. *pr. C. de non numerat. pec.* seyen zwar allerdings generell. Allein es brächten schon die allgemeinen Grundsätze über Auslegung von Gesetzen mit sich, daſs man um die Absicht des Gesetzgebers zu erforschen, zu untersuchen habe, welche Geschäfte derselbe bey Erlassung einer Vorschrift vor Augen gehabt haben möge, und als das sicherste Mittel, hier zu einem gewissen Resultate zu gelangen, diene wohl ein Rückblick auf die einer solchen Vorschrift vorausgegangenen, ihr darum zur Erläuterung dienenden, gesetzlichen Bestimmungen, weil man von der Voraussetzung ausgehen müsse, daſs sich der Gesetzgeber mit den bereits bestehenden Gesetzen in Einklang habe erhalten wollen, es sey denn, daſs er sich ausdrücklich für die Statuirung einer Ausnahme ausgesprochen habe. Nun verordne aber die ältere *L.* 5. *C. de non numerat. pecun.*, daſs die Einrede des nicht gezahlten Geldes stattfinde, wo Jemand auf Rückzahlung eines *Darlehns* belangt werde, ohne weitere Ausdehnung ihrer Zulässigkeit auf andere Geschäfte, und es lasse sich daher, zu eine Aufhebung der hier angedeuteten Regel in der vorher citirten jüngern *L.* 14. *eod.* nicht ausgesprochen worden, die Vorschrift derselben auch nicht von der

der Art sey, dafs sie nicht mit jener in Einklang gebracht werden könnte, in der Bezeichnung: *pecuniae vel aliae res numeratae vel datae*, eine Ausdehnung der Statthaftigkeit der Einrede über alle Geschäfte, über welche eine den Empfang eines Gegenstandes documentirende *Scriptur* aufgenommen worden, nicht erkennen. Man müsse vielmehr voraussetzen, der Gesetzgeber habe unter den *contractibus in quibus aliae res conscribuntur*, nur solche verstanden, worauf in *L. 5. cit.* die Anwendung der *Exceptio non numeratae pecuniae* verordnet war, also auf *Darlehnsweise* gegebene Sachen, und dafs er bey Erlassung der *L. 14. cit.* blofs die Verwandlung des bisherigen *quinquennium* in ein *biennium* bezweckt habe, u. s. w. — Was dieses *dritte* Bändchen aufserdem (S. 112 — 178.) noch enthält, besteht in einer Reihe kurzgefafster Rechtssätze und Rechtsfragen, und in einer anhangsweise gegebenen Uebersicht solcher Entscheidungen auswärtiger Gerichtshöfe, wobey partikularrechtliche Bestimmungen, die auch im Grofsherzogthum Hessen gesetzliche Kraft haben, in Anwendung kommen. Da jedoch jene keinen Auszug leiden, von einer Uebersicht aber eine Uebersicht zu geben, eben so wenig zulässig ist, so enthält Rec. sich jeder Bemerkung darüber, und schliefst seine Relation mit dem Wunsche, dafs Hr. *Bopp* künftig sein Augenmerk hauptsächlich auf Mittheilung ausgezeichneter Rechtssprüche des *Oberappellationsgerichts* richten, und was die wissenschaftlichen Aufsätze betrifft, uns nur solche geben möge, die als würdige Seitenstücke des Rühl'schen Aufsatzes im *zweyten* Bändchen betrachtet werden können.

Dr. *D* — *k*.

SCHÖNE LITERATUR.

München, b. Franckh: *Die Wittelsbacher.* Balladen von *Eduard Duller.* 1831. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Der liebenswürdige pseudonyme Dichter *Anastasius Grün* hat uns mit einem Cyclus kleiner Bilder in seinem Gedichte „der letzte Ritter" beschenkt, die uns das Leben des ritterlichen Kaisers Maximilian I. in seinen Hauptzügen Geist und Gemüth anregend vorüberführen. Das hat nun Hr. *Duller* auch versucht, aber nicht mit einem Einzelnen, sondern mit einem ganzen Herrscher-Stamme, der einer solchen Feyer wohl würdig ist, und geht auch dadurch die epische Einheit verloren; so ist die Anwendung der Idee doch hier sinnig und auch die Ausführung im Ganzen zu loben, wenn wir gleich in Geist und Mannichfaltigkeit diese Balladen nicht den Gemälden des erstgenannten Dichters gleichstellen können. — Dafs der Dichter sein Volk mit dem — *stets idealisirenden* — Glanze der Dichtkunst überstrahlt ist löblich, und wir glauben, dafs sich, da ein modernes Epos seine eigenen Schwierigkeiten hat, der Volkston der Balladen, den unsre neuern Dichter, besonders durch das Studium der Dichtungen des Mittelalters, sehr wohl zu treffen wissen, am besten dazu eigene, weil Vaterlandsliebe volksthümlich seyn soll, und vielleicht durch diese Form selbst sich im Volkskreise wieder Weg bahnen könnte, indem unser Volk gegenwärtig von seinem Volke als solchem wohl wenig weifs, und folglich dafür auch wenig fühlen kann. Unser Volk hat seine Geschichte verloren, und diese ihm wieder zu gewinnen ist ein des Eichenkranzes würdiges Streben eines patriotischen Dichters, und unsere Volksschulen sollten auf Dichtungen der Art Rücksicht nehmen. Gerade die Heraushebung solcher Einzelnheiten aus dem Leben des Volkes in dichterischer Auffassung eignen sich besonders zur Geschichtsbelehrung für's Volk, und giebt Anlafs zu Erläuterungen und Entwicklungen, die höchst fruchtbar für Volkssinn und Volksgefühl werden könnten. Aber freylich müfsten wir auch Schulmeister haben, die selbst dafür Gefühl, Sinn und Verstand hätten und — *haben könnten*, was selbst manchem Pfarrer abgehn dürfte. — Das jetzt beliebte Nibelungen-Versmaafs, welches auch Hr. *D.* in den meisten seiner Balladen gebraucht hat, pafst recht gut zur treuherzigen Balladen-Erzählung, ob wir gleich gestehen, dafs es leicht eintönig wird. Hr. *D.* hat gesucht ihm durch Anapäste — wozu er aber auch Wörter wie *eine, ihnen* und ähnl., ja wohl gar Sylben vom ersten Range wie S. 48: „Bey Gammels*dorf* schlugen" gebraucht — Mannichfaltigkeit zu gewinnen, wo es denn aber leicht zum Knittelvers wird; oder er hat auch wohl einzelne Balladen in iambischen Trimetern mit einem überzähligen Jamben schliefsend gebildet, wie:

> Zu Basel hält man Spiel und Tanz beym hellen Fackelschein,
> Da jubelt alles; — trauernd steht Herr Leopold allein,
> Er hat nicht an dem Mahle Theil; nicht an dem Wirbeltanz,
> Und kalt an ihm vorüberrauscht der lustige Mummel*schanz* (?).

Die Züge, welche Hr. *D.* heraushebt, — freylich mehr oder eigentlich einzig aus dem Leben der Fürsten, die er ja auch allein zu feyern dem Titel nach beabsichtigte, und nur mit gelegentlichem Blick aufs eigentliche Volk, — betreffen: I. *Otto von Wittelsbach*, der erste Herzog vom Stamme der *Scheyern*, die nach der Erbauung der Burg *Wittelsbach* davon den Namen angenommen hatten, von Kaiser Friedrich dem Rothbart mit Baiern belehnt. II. *Herzog Otto und die schöne Welfentochter* (die Tochter des welfischen Pfalzgrafen vom Rhein, Heinrich, welche den Sohn Ludwig's des Wittelsbachers liebt, der den kaiserlichen Bann an dem Pfalzgrafen vollziehen will, da er mit der Pfalz ist belehnt worden, aber unglücklich ist und in Gefangenschaft geräth. Herzog Otto schleicht sich als Pilger verkleidet in die pfalzgräfliche Burg und schwört ihr, mit seinen Bayern den Vater aus seiner Gefangenschaft zu lösen und sie dann als Braut heimzuführen. Der Pfalzgraf hat die Liebenden belauscht, er erklärt den kühnen Otto zu seinem Gefan-

fangenen und seine Fessel ist — die Tochter. Diess zarte romantische Gemälde ist dem Vf. in den vier Balladen vorzüglich gelungen.) III. *Herzog Otto's Söhne* — Ludwig der Strenge und Heinrich, die sich wegen der Rheinpfalz entzweyten und sich dann versöhnen, als Ottokar von Böhmen Bayern angriff. IV. *Kaiser Ludwig des Bayern, Leben und Wirken* (in 17 Balladen). V. *Gesänge aus den Zeiten der Theilung Bayerns* (deren *fünf*, und darunter „Der Bernauerin Liebe und Tod" in drey Balladen). VI. *Der Sturm des Godesberges* (ein festes Schloss des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln, der, um die schöne Gräfin Agnes von Mannsfeld, Canonissin des Stiftes Girresheim, zu ehelichen, i. J. 1582 zur neuen Lehre übertrat und vom Papste deswegen seines Erzbisthums verlustig erklärt und in den Bann gethan wurde) durch Herzog Ferdinand von Bayern (welcher den Bann wegen seines mit dem Erzbisthum belehnten Bruders vollzog). Dieser Gesang hätte füglich wegbleiben können und *sollen*, wenn der Dichter nicht etwa einzig den Katholiken beym deutschen Volke geltend zu machen die Absicht hatte, da er denn den Anspruch auf einen Dichter des deutschen Volkes, das doch nicht bloss bayrisch ist und selbst in Bayern sich nicht bloss zum Kreuz *des alten Glaubens* bekennt, verzichten muss. Dergleichen Andeutungen, wie in diesem Gesange, sind wahrlich nicht an der Zeit. Dieser Geist spukt denn auch in VII. *Kurfürst Maximilian der Erste* — im dreyssigjährigen Kriege (in 9 Balladen). VIII. *Der Türkenheld Max Emanuel* (vor Wien und Belgrad). IX. *Kaiser Karl's des Siebenten Noth und Glück*. X. *Bayern ein Königreich*. XI. *Verfassung und Königssinn* — (matt.) — In Wien wird des Vfs Gedicht gewiss nicht verboten. Den Kaisermord des wackern Herzogs *Otto* an dem falschherzigen Schwaben *Philipp* hat er klüglich weggelassen. Wir loben an diesen Balladen die Einfachheit und das rasche Fortschreiten. Hinten folgen die geschichtlichen Erläuterungen und Nachweisungen zu jedem Gesange. Das Ganze eröffnet eine Vision, die wir als einen Beleg des Tones und der Haltung mittheilen wollen, da sie nur kurz ist:

Was rauscht im tiefsten Berge? welch wunderbarer Klang!
Aus den verschlossnen Höhlen erschallt es wie Gesang,
Dazwischen rasseln Schwerter. — Was haben sie im Werk? —
Scholl doch wohl hundert Jahre kein Laut im Untersberg!

Sie sassen still darinnen, der Rothbart und sein Heer,
Als hätten sie geschlafen am Marmortisch gar schwer;
Es schlang der Bart des Kaisers wohl siebenmal sich drum,
Durch siebenhundert Jahre war's drinnen still und stumm.

Sie sassen drinnen, trauernd um Teutschlands tiefe Schmach,
Der Rothbart und sein Treuer, Herr Ott von Wittelsbach; —
Es drückt in ihren Herzen sich schwer und blutig ab;
Wer wollt' aus Gräbern steigen, zu schau'n der Teutschen Grab?!

Jetzt aber klafft die Spalte des Berges licht und weit;
Es schwebt auf hoher Koppe im langen Nebelkleid:
Ein Panner hoch geschwungen, ein blankes Schwert daran,
Das ist der alte Otto, der Wittelsbacher Ahn.

Der Sand ist nun verronnen, es keimt die neue Zeit,
Der Enkel ist's, der kräftig die Schläfer all' befreyt;
Er ruft den todten Vätern, er ruft der alten Treu,
Und Todtes wird lebendig und alte Zeit wird neu!

Drum brausen alle Quellen, wie wenn der Lenz erwacht,
Und helle Lieder springen hervor aus dunklem Schacht,
Verschiednen Klangs, bald Silber und bald von schlichtem Erz,
So wie sie bricht der Hammer (?), wie sie gebiett das Herz.

Das sind die alten Kunden, das ist der alte Sang; —
Es hat die alte Treue gar reinen hellen Klang. —
Dass doch die Lieder lösten diess alte gute Pfand,
Bey diesen neuen Bräuchen im teutschen Volk und Land!

MEDICIN.

Leipzig, in Baumgärtner's Buchh.: *Auseinandersetzung der neuen Lehre über die Syphilis.* Von *A. Dubled*, Dr. d. Med. Prof. in Paris u. s. w. Aus dem Franz. 1830. VIII u. 72 S. 8. (9 gGr.)

Der Vf. bestritt schon vor mehreren Jahren die Existenz eines syphilitischen Giftes und sucht durch eine mager ausgefallene Geschichte des Ursprungs der Syphilis seiner Meinung Stützen zu geben. Während alle andere Beobachter nachzuweisen sich bestreben, dass die Syphilis besondere Erscheinungen hervorrufe, sucht er in seiner Schrift darzuthun, dass die Eigenthümlichkeiten dieser Erscheinungen theils von dem verschiedenen Gewebe ihres Sitzes, theils von der Intensität der Entzündung abhängen. So soll sich die Syphilis ohne Ansteckung in einem Menschen, der durch Missbrauch des Beyschlafs, Onanie u. s. w. sich geschwächt hat, erzeugen können (?). Das Quecksilber, das von allen Beobachtern angenommene *Specificum* gegen die venerische Krankheit, hat diese durchaus nicht geheilt und fast immer geschadet; Sätze, deren Beweisführung dem Vf. sehr schwer wird. Zum Schlusse der in fünf Kapitel getheilten Abhandlung giebt er noch einzelne, aus seinen Beobachtungen hervorgegangene Sätze, die oft geradezu allen anderen glaubwürdigen Erfahrungen widersprechen.

B — n.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1831.

KIRCHENRECHT.

MÜNSTER, im Verl. d. Coppenrath. Buch- und Kunsth.: *Grundsätze des gemeinen Kirchenrechtes der Katholiken und Evangelischen, wie sie in Deutschland gelten*, von Dr. *C. A. von Droste-Hülshoff*, ordentl. Professor der Rechte zu Bonn. *Erster* Band, enthaltend die Einleitung und das äufsere Kirchenrecht, nebst einem Anhange, worin sich die neuesten Quellen des Deutschen Kirchenrechtes und das Französische und das Niederländische Concordat befinden. 1828. X u. 513 S. *Zweyter* Band. *Erste* Abtheilung, enthaltend den ersten Theil des innern Kirchenrechtes, das kirchliche Verfassungsrecht. XXIV und 344 S. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Bey der Beurtheilung eines Werks über das Kirchenrecht von der Art, wie das vorliegende, ist die Aufgabe des Recensenten eine ganz eigenthümliche. Durch die vielen über diesen Gegenstand und die mit demselben zusammenhängenden Wissenschaften in den neuern Zeiten erschienenen Werke ist das eigentliche positive Kirchenrecht schon so ausgebildet, dafs sich hierüber in der Kürze wenig Neues sagen läfst und daher auch in dieser Beziehung in den einzelnen Werken meistens die gröfste Uebereinstimmung herrscht. Dagegen finden wir eine grofse Verschiedenheit zwischen ihnen in Beziehung auf die Methode, jene Wissenschaft zu behandeln, in dem Urtheil über die Zweckmäfsigkeit dieser oder jener Einrichtung, besonders aber in den Ansichten über die Stellung des Papstes in der katholischen Kirche und über das Verhältnifs der Kirche zum Staat.

Was nun aber die Methode anbetrifft, so ist diese hier gerade keine eigenthümliche, sondern sie hängt mit den allgemeinen Ansichten über das positive Recht und dessen Behandlung so eng zusammen, dafs der Recensent, wenn er sich auf eine Beurtheilung der in vorliegender Schrift befolgten einlassen wollte, sich in der That von dem Hauptgegenstande der Schrift ganz entfernen würde. Was dagegen die übrigen der genannten Punkte anbetrifft, so haben sich hierüber bekanntlich in neuern Zeiten verschiedene so allgemein durchgreifende, durch die vielen Verhandlungen darüber schon so ausgebildete und meistens mit solcher Leidenschaftlichkeit vertheidigte Systeme gebildet, dafs eine genügende Kritik derselben in der Kürze kaum möglich ist, neue Gründe zur Vertheidigung des einen und des andern sich kaum auffinden lassen, und auf keinen Fall daran zu denken ist, durch eine kurze Recension die Anhänger des einen oder des anderen Systems umzustimmen. Hierzu kömmt noch in Beziehung auf das vorliegende Werk, dafs wir es hier mit einem Verfasser zu thun haben, der nicht blindlings einer Partey gefolgt ist, sondern sich in Folge gründlicher Forschungen einmal für eine Ansicht entschieden hat, und daher sich auch ganz besonders eifrig in der Vertheidigung derselben zeigt. Unter diesen Umständen scheint es uns am erspriefslichsten zu seyn, wenn der Rec. auf die Eigenheiten des Werks aufmerksam macht, und es dem eigenen Urtheil des Lesers überläfst, ob er dem Vf. Beyfall zollen will oder nicht.

Was nun zuvörderst die Methode unsers Vfs anbelangt, so ist in derselben, wenn er sich auch gleich einer historischen Entwicklung der einzelnen Lehren befleifsigt, doch das philosophische Element das beyweitem vorherrschende. Er handelt daher auch das s. g. natürliche Kirchenrecht in seinem Werke in einem weit gröfseren Umfange ab, als diefs unseres Wissens in irgend einem seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts über das positive Kirchenrecht erschienenen Werke geschehen ist. Indessen ist er weit entfernt davon, diefs natürliche Kirchenrecht mit dem positiven zu einem Systeme zu verschmelzen, sondern er erklärt selbst, dafs für die Praxis ein solches natürliches Kirchenrecht wohl dem Gesetzgeber und seinem Rathgeber Werth haben könne, aber keinem Anderen, oder wenigstens nur einen sehr eingeschränkten. Der Wissenschaft dagegen ist es nach seiner Ansicht unentbehrlich. Den Unterschied zwischen Naturrecht und positivem Recht setzt der Vf. aber darin, dafs jenes aus Vernunftprincipien schöpfe, abgesehen von den Aussprüchen über Recht und Unrecht, die wir in der Geschichte eines Volks als Thatsachen vorfinden; dieses hingegen enthalte, was in einem Volke oder auch in einer Gesellschaft als Recht und Unrecht bestehe und anerkannt werde, ohne Rücksicht auf die nothwendigen Aussprüche der Vernunft darüber. Der Charakter des Rechts besteht aber nach des Vfs Ansicht nicht in der Möglichkeit des Zwangs, sondern in der theoretischen Zulässigkeit desselben. Daher erkennt er auch der höchsten Auctorität gegenüber Rechte an, obgleich er der Meinung ist, dafs das Verhältnifs der Untergebenen zu ihr auch das strengste Recht unausführbar mache, sofern die Ausführung durch Zwang geschehen solle. Demgemäfs

fafst

fafst er den Begriff des Rechts nach der philosophischen Rechtslehre so: es sey die von der im Urtheilen sich selbst überlassenen Vernunft irgend einem Subjecte zugesprochene Befugnifs, auch gegen etwa von Menschen gelegte Hindernisse und mit Beseitigung derselben, etwas zu thun oder zu lassen. Nach der positiven Rechtslehre hingegen soll unter Recht eine gleiche Befugnifs zu verstehen seyn, welche aber nicht von der sich selbst überlassenen Vernunft, sondern von einer äufseren, jedoch vor der Vernunft als solcher bestehenden Auctorität dem Subjecte zugesprochen wird. Das natürliche Kirchenrecht besteht daher nach seiner Ansicht aus dem Inbegriff aller Befugnisse der Art, wie sie eben beschrieben sind, und der aus diesen Befugnissen hervorgehenden Verhältnisse, welche die Vernunft der Kirche zuspricht; das positive Kirchenrecht dagegen ist der „Begriff des Inbegriffs aller Rechte und Rechtsverhältnisse, welche eine äufsere vor der Vernunft als rechtsbestimmend anerkannte Auctorität für die Kirche und in der Kirche *festgesetzt hat.*" Durch die letzteren Worte könnte man leicht verleitet werden zu glauben, der Vf. rechne das Gewohnheitsrecht nicht mit zu den Quellen des Kirchenrechts; allein er thut nicht nur das Gegentheil, sondern behauptet auch, dafs das Gewohnheitsrecht in allen gesellschaftlichen Verbindungen der Menschen durchaus unentbehrlich sey. Eben deswegen ist aber nach seiner Ansicht eine jede gesetzgebende Auctorität nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, alles, was sie als Gewohnheitsrecht vorfindet, entweder, wenn sie es an sich gerecht und zweckmäfsig erkennt, als Recht zu schützen, oder wenn sie es an sich ungerecht oder unzweckmäfsig findet, durch Gesetzgebung aufzuheben, und, wo es nothwendig ist, durch ein Besseres zu ersetzen. Hieraus folgert er, dafs also alles, was durch Gewohnheit als Rechtsnorm bestehe, eben so wie das aus Gesetzen hervorgegangene Recht, als der Wille der rechtsbestimmenden Auctorität betrachtet werden müsse. Ob dieses aber auch dann der Fall seyn solle, wenn die gesetzgebende Auctorität ihre Pflicht nicht erkannt und ihr Recht nicht ausgeübt hat, darüber erklärt er sich nicht weiter. Uebrigens können wir aber, so wenig wir auch mit jenen Ansichten des Vfs einverstanden sind, uns auf eine Beurtheilung derselben hier nicht einlassen, weil wir dadurch zu sehr von unserer eigentlichen Aufgabe abschweifen und mehr des Vfs Werk über das Naturrecht als das vorliegende recensiren würden, und der Vf. selbst in Beziehung auf die Entwickelung und Rechtfertigung der in diesem aufgestellten Grundsätze aus der philosophischen Rechtslehre auf jenes verweist. — In der Darstellung des katholischen Kirchenrechts zeigt sich der Vf. als einen entschiedenen Anhänger des Gallikanischen Systems, und erklärt in dieser Beziehung in der Vorrede zum zweyten Bande: er sey darauf gefafst, dafs ihm die Ultras aller Farben ein schönes Loblied singen würden; werde sich aber durch nichts in der Welt von der jetzt nach langem Schwanken entschieden betretenen Bahn jenes Systems, so wie der schon früher stets gehaltenen Opposition gegen Absolutismus jeder Art wieder abbringen lassen. Denn nichts stehe ihm klarer vor der Seele, als dafs nur dieser Weg zum dauernden Frieden in Staat und Kirche führe, dafs die Ultras dem Scheine nach, ihre gemäfsigten Gegner aber in der That die wahren Freunde der Monarchie und Hierarchie seyen, da diese etwas vertheidigten, was sich halten lasse, jene etwas, das früh oder spät nothwendig zusammenfallen müsse, weil es auf Unwahrheit baue und naturwidrige Knechtschaft. Daher hält er auch keine Bücher für nachtheiliger für die katholische Kirche, als diejenigen, welche die alten ultramontanischen Lehren wieder hervorziehen, sie in eine der Zeit angemessene Form bringen, und diese Lehren, welche in der Kirche immer nur als Schulmeinungen behandelt worden seyen, wie Glaubensdogmen aufstellten, die entgegengesetzte Meinung aber als irreligiös, unkatholisch, revolutionär, demagogisch u. s. w. mit einer beyspiellosen Verwegenheit darstellten; weshalb er sich auch nicht selten in scharfem Tadel über solche Bücher ausläfst. Seine Anhänglichkeit an das Gallikanische System rechtfertigt er in juristischer Hinsicht dadurch, dafs die Huldigung der Zeiten ein Rechtsgrund sey, der auf dem Gebiete des Veränderlichen und Unwesentlichen im Leben seine Geltung haben möge und müsse, dagegen wo es ewige und unveränderliche Gesetze der menschlichen Natur, Scheidung des Rechts von der Religion, menschliche Persönlichkeit, Gewissensfreyheit und Duldung betreffe, nicht nur als völlig unzureichend, sondern auch als ein für Sittlichkeit, Religiosität und Bildung der Menschheit gleich feindseliges und verderbliches Princip erscheine; dafs es nicht genug sey, sich gewisser Interessen zu bemächtigen, um auch ein Recht auf dieselben zu haben, und noch weniger genug, wenn jemand Oberhaupt der Christenheit sey, um ganze Nationen gegenüber verächtlich zu behandeln. Bey diesen Ansichten des Vfs finden wir es um so lobenswerther, wenn er Band 2. S. 129 sagt: es zieme einem Katholiken besser, über Alles, was die Oberhäupter seiner Kirche in den Augen des grofsen Haufens erniedrigen könnte, ohne Noth nicht zu reden, als das, was ohnehin bekannt genug sey, mit den vielen Feinden und Gegnern der Kirche zu wiederholen, zumal da die letzteren aus ganz anderen Beweggründen das Geschäft der Aufklärung über diesen Punkt mehr als nöthig und sogar als mit der Wahrheit verträglich sey, ununterbrochen besorgten. Eben so unpartheyisch bemerkt er in der Darstellung der Freyheiten der deutschen Kirche, dafs man nicht erwarten könne, dafs die Päpste und die päpstlichen Behörden alles als Mifsbrauch und Unrecht hätten gelten lassen sollen, was ihnen als solches vorgehalten worden, und was von ihnen selbst, bey der aus den Zeiten der hierarchischen Allmacht unverändert überlieferten Vorstellung von den päpstlichen Rechten, gewifs mei-

[illegible] gelten und angeordnet sey. Endlich sehen wir es auch als ein Zeichen der grofsen Mäfsigung des Vfs. an, dafs er nicht nur die Palliengelder, sondern auch den Cölibat vertheidigt. Wir verkennen keineswegs die Erheblichkeit der Gründe, welche für die Beybehaltung des Cölibats reden, und eben so wenig die wahrhaft edle und schöne Seite desselben, glauben aber, dafs dabey die Menschen vorausgesetzt werden, wie sie seyn sollten, wie man sie aber, wenigstens in so grofser Anzahl, als die katholische Kirche deren bedarf, unter dem jetzigen Menschengeschlecht nicht findet, und dafs die wenigeren Fälle der Uebertretung des Gesetzes hier der Kirche ungleich gröfseren Schaden bringen, als die vielleicht weit bedeutendere Anzahl der Fälle, wo es wirklich streng beobachtet wird, ihr nützt. Da in dem Cölibat nur dann etwas Schönes und Edles, ja selbst Erhebendes liegt, wenn er Folge der Ueberzeugung, nicht aber wenn er blofs die Wirkung eines äufseren Zwangs ist, so würden nach unserer Meinung hier Ermahnungen wohlthätiger und zweckmäfsiger wirken, als solche Zwangsgesetze, wie sie jetzt in der katholischen Kirche bestehen. Auf jeden Fall scheint uns aber die Sache jetzt dahin gediehen zu seyn, dafs wenn nicht bald die strengen Cölibatgesetze aufgehoben oder doch wenigstens modificirt werden, zu befürchten steht, dafs der herrschende Zeitgeist, welcher doch im Ganzen unverkennbar gegen den Cölibat gerichtet ist, auch dieses Institut gewaltsam vernichte, und dann im Strome noch Manches mit sich fortreifse, was man noch mehr als den Cölibat zu erhalten gewünscht hätte, und bey einem zeitigen Nachgeben auch hätte erhalten können. — Was die Darstellung des protestantischen Kirchenrechts anbetrifft, so zeichnet sich auch hierin der Vf. durch Gründlichkeit und Unparteylichkeit wie überhaupt, so namentlich auch vor manchem seiner Glaubensgenossen aus, und wir können daher aus voller Ueberzeugung in das Zeugnifs einstimmen, was er sich selbst in der Vorrede zum ersten Bande des vorliegenden Werks in dieser Beziehung giebt, dafs er nicht statt eines Kirchenrechts eine Apologie für die katholischen, oder eine Polemik gegen die evangelischen Grundsätze geliefert, und dafs er mit aufrichtiger Wahrheitsliebe geschrieben habe. Diese beweist er namentlich auch in seinem Urtheile über die Reformation überhaupt. „Weil der andere und gröfsere Theil der katholischen Kirche", sagt er nämlich Bd. 1. S. 32, „diese Reformation nicht annahm, so handelte jener für dieselbe sich erklärende Theil seiner erkannten Pflicht gemäfs, indem er sich von der alten Kirche trennte. Mochte und mufste auch seine Ueberzeugung der alten Kirche durchaus irrig erscheinen: das natürliche Recht, seiner Pflicht Genüge zu leisten, konnte dieselbe dem sich trennenden Theil eben so wenig bestreiten, als dieser [illegible] der alten Kirchen das Recht bestreiten konnte, aus anerkannter Pflicht die alte Verfassung und Lehre beyzubehalten, den neu constituirten Theil von sich getrennt zu erklären und von der religiösen Gemeinschaft auszuschliefsen." Mit welchem Eifer der Vf. sich auch desjenigen, was er nach den Grundsätzen der Protestanten für das Wahre hält, annimmt, sieht man namentlich aus seiner Vertheidigung des Collegialsystems gegen die Behauptungen derjenigen, besonders *Walter's*, welche in neueren Zeiten wieder als Verfechter des Territorialsystems aufgetreten sind. Endlich glauben wir es auch nicht unerwähnt lassen zu dürfen, dafs der Vf. das protestantische Kirchenrecht vollständiger abgehandelt hat, als es unseres Wissens bisher von einem katholischen Schriftsteller geschehen ist.

Nachdem wir uns bisher bemüht haben, dem Leser ein Bild von dem Geiste, in welchem das Buch geschrieben ist, zu entwerfen, glauben wir noch folgende sich mehr auf die Form und auf Aeufserlichkeiten beziehende Bemerkungen hinzufügen zu müssen. Ueber die Veranlassung zu dem vorliegenden Werke hat sich der Vf. nirgends erklärt; vielmehr fängt er die Vorrede zu dem ersten Bande gleich damit an, dafs sie seinen Lesern gleichgültig seyn könne, wenn das Buch nur mit Nutzen zu gebrauchen sey. Wir haben dagegen an und für sich freilich nichts einzuwenden, müssen aber gestehen, dafs uns dadurch ein fester Standpunkt entzogen ist, aus welchem wir die Brauchbarkeit des vorliegenden Werks beurtheilen könnten. Soll es nämlich ein Compendium zum Gebrauch von Vorlesungen seyn (und hierauf scheint eine Aeufserung des Vfs. in der Vorrede zum zweyten Bande hinzudeuten), so können wir nicht verhehlen, dafs es nach unserer Ansicht für diesen Zweck zu ausführlich ist, zu viel Raisonnement enthält, welches gerade am ersten für die Vorlesungen hätte aufbewahrt werden können, und auch schon deshalb zu dem gedachten Zweck nicht pafslich zu seyn scheint, weil es, wenn es vollendet ist, wenigstens aus drey Bänden bestehen wird. Für ein s. g. Handbuch dagegen finden wir es auf der anderen Seite, besonders in dem positiven Kirchenrechte wieder zu wenig ausführlich und vermissen auch eine so reichhaltige Literatur, wie man sie bey Werken dieser Art zu erwarten berechtigt ist. Was die Anordnung der einzelnen Lehren anbetrifft, so handelt der Vf. nach einer Einleitung, worin, wie gewöhnlich, von den allgemeinen Grundsätzen des Kirchenrechts, von den Quellen, der Methode, den Hülfswissenschaften und den Hülfsmitteln die Rede ist, im ersten Theile das äufsere, und dann erst im zweyten das innere Kirchenrecht ab. Wir können diese Anordnung nicht billigen, da das äufsere Verhältnifs der Kirche von den Grundsätzen, welche sie in ihrem Innern beobachtet, abhängig ist, und jenes sich daher auch, ehe diese vorgetragen sind, gar nicht gehörig deutlich machen läfst. Dies zeigt sich auch in der Darstellung des Vfs nur zu häufig. So ist schon von den bürgerlichen Wirkungen der Excommunication die Rede, ehe der Character derselben auseinander gesetzt ist, ferner handelt der Vf. von der Stellung des Papstes zu den

Lan-

Landeskirchen, so wie auch von der Stellung der Bischöfe zu den Landesregierungen eher, als dem Leser gezeigt ist, welche Bedeutung der Papst in der katholischen Kirche überhaupt habe, und welche Rechte in derselben den Bischöfen zustehen. Durch diese Anordnung werden daher viele Wiederholungen veranlafst, welche sich bey einer anderen Systematisirung hätten vermeiden lassen. Auch hat der Vf. sich nicht genug vor der Einmischung von Gegenständen, die dem Kirchenrecht ganz fremd sind, gehütet. So giebt er im §. 186 eine durchaus in die Kirchenstatistik gehörende Uebersicht von dem jetzigen Zustande der katholischen Kirche nicht allein in Deutschland, sondern auf dem ganzen Erdboden, und im §. 189 eine gleiche Uebersicht von dem gegenwärtigen Zustande der protestantischen Kirche in Preufsen. Ueberhaupt hat es nur zu oft das Ansehen, als sey es dem Vf. im Ganzen darauf angekommen, das Buch zu einem bedeutenden Umfange auszudehnen. So hat er z. B. in dem §. 135, welcher überschrieben ist: von den Freyheiten der Gallikanischen Kirche, nicht allein eine wörtliche Uebersetzung des 25sten Capitels aus dem zweyten Theile von Fleury's *Institution au droit ecclesiastique*, sondern auch den gröfsten Theil der Bemerkungen, welche Fleury diesem Capitel hinzugefügt hat, mit abdrucken lassen, obgleich sie meistens Erläuterungen enthalten, welche der Leser aus dem Werke des Vfs sich selbst geben kann. Auch giebt der Vf. nicht selten ein ausführliches particularrechtliches Detail, wo dieses um so weniger nöthig gewesen wäre, als darin häufig die Verordnungen wörtlich wiederholt sind, welche sich im Anhang zum ersten Bande abgedruckt finden. Endlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Vf. sich bey der Widerlegung der Ansichten Anderer einer mildern Schreibart befleifsigt haben möchte. Wir wollen ihm gerne glauben, was er hierüber in der Vorrede zum zweyten Bande sagt, dafs es nämlich die Verderblichkeit oder vielmehr die lebendige Ueberzeugung von der Verderblichkeit der Grundsätze und die Schlechtigkeit ihrer Vertheidigung sey, die sein Blut in Wallung setze und ihn gegen die Sache in Erbitterung bringe, während ihm die Person oft ganz unbekannt oder ganz gleichgültig, oder sogar lieb sey, und lieb bleibe; sind jedoch überzeugt, dafs auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung eine ruhige Darlegung und Prüfung der Gründe und Gegengründe weit mehr fruchte, als beifsende und wegwerfende Redensarten, wie sie hier vorkommen.

W. K. P.

SCHÖNE LITERATUR.

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Ernst Raupach's Schauspiele und Trauerspiele. Erster Band.* 1830. Geh. 512 S. 8. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

Jedermann weifs, wie höchst verschieden Hn. *Raupach's* dramatische Dichtungen in Hinsicht auf ihren künstlerischen Werth neben einander stehen und wie wir in der einen den echten dramatischen Genius erkennen, während wir in einer andern nur von Zeit zu Zeit eine blühende Lyrik, ohne dramatische Verlebendigung, finden. Hr. *R.* schreibt zu viel und deshalb oft zu flüchtig. Er fühlt den Beruf in sich, Vaterstelle bey der verwaisten deutschen Bühne zu vertreten; allein er vergifst, dafs hier die Kräfte des *Einzelnen* nicht ausreichen, wenn sie sich nicht zersplittern und durch diese Zersplitterung einen grofsen Theil ihrer Wirkung verlieren sollen. Wir halten Hn. *Raupach* für einen der vorzüglichsten dramatischen Dichter, welche uns die neuere Zeit geschenkt hat; wir würden ihn für den vorzüglichsten halten, wenn nicht *Grillparzer* seine *Medea* gedichtet hätte; ein Werk, dessen einfache Gröfse noch in keiner der *Raupach*'schen Dichtungen erreicht worden ist. Bey der reichen Phantasie, welche Hr. *R.* besitzt, bey seiner blühenden Lyrik, seiner scharfen Charakteristik, seiner Kenntnifs der Bühnenwirkung und der Bühnenforderungen, bey seiner bewundernswürdigen Leichtigkeit im Schaffen, scheint es um so bedauerlicher, dafs er diese Kräfte nicht einmal beharrlich in einen Punkt concentrirt, dafs er uns noch keine Dichtung geliefert hat, welche nicht Spuren der Eile, mit der sie geschaffen, der Flüchtigkeit, mit der sie bedacht worden, trüge. — In diesem ersten Bande der *Raupach*'schen Schau- und Trauerspiele finden wir das Trauerspiel: *Rafaele* und die, nach *Calderon* bearbeitete, mythische Tragödie: *Die Tochter der Luft. Rafaele* ist ohne Zweifel eins der gelungensten dramatischen Produkte des Dichters, wenn schon nicht geleugnet werden kann, dafs der Gang der Handlung ökonomischer gehalten, dafs manche Reminiscenz an Shakspeare — in den Liebesscenen zwischen *Rafaele* und *Heliodor*, die etwas stark an *Romeo* und *Julie* mahnen — vermieden, und die Gräfslichkeit der Katastrophe gemildert seyn dürfte. Dagegen enthält das Stück wiederum Scenen von grofser Schönheit, welche durch die treffliche Charakterzeichnung *Abdallah's*, durch das Freundschaftsband zwischen den beiden Mädchen, *Rafaele* und *Ykelulu*, durch die Liebe *Heliodor's* und *Rafaelens* motivirt werden. Das lyrische Talent *Raupach's* zeigt sich hier in einer Fülle und Pracht, die seinen ganzen Umfang bekundet und dennoch nicht dem dramatischen Interesse Eintrag thut. — Ueber *„die Tochter der Luft"* ist schon in diesen Blättern (A. L. Z. Jahrg. 1830. Nr. 232) gesprochen worden, worauf wir hiermit verweisen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1831.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin u. Stettin, in d. Nicolai. Buchh.: *Blicke in die Zeit in Hinsicht auf National-Industrie und Staatswirthschaft*, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, und vornehmlich des Preufsischen Staats. — Nachtrag zu den Gedanken über die Unbill, Noth und Klage unsrer Zeit u. s. w. Berlin 1826. — Von Dr. *Friedr. Benedict Weber*, Prof. in Breslau. Mit 16 Tabellen. 1830. XVI u. 595 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Der in der gelehrten Welt schon lange rühmlich bekannte Vf. hat in dem vorliegenden Werke einen neuen Beweis von der Masse seines Wissens und von seinem unermüdlichen Fleifse gegeben. Aufgemuntert und angetrieben zu dieser Arbeit hat ihn vorzüglich, wie er selbst in der Einleitung offen gesteht, der Beyfall, welcher der in dem Titel erwähnten, im Jahr 1826 von ihm herausgegebenen anonymen Schrift: „Gedanken, Ansichten und Bemerkungen u. s. w. von einem Freunde der Wahrheit" — zu Theil geworden ist, zu welcher das jetzige ziemlich ansehnliche Buch nur ein — Nachtrag seyn soll. Die jener frühern Schrift zum Grunde liegende Absicht, eine richtige, wahre und vorurtheilsfreye An- und Uebersicht des Zustandes der cultivirten Welt, namentlich aber des deutschen Vaterlandes in nationaler- und staatswirthschaftlicher Hinsicht durch Darlegung und Zusammenstellung der wirklichen Thatsachen zu geben, und dadurch die wahre Würdigung der Gegenwart dem unbefangenen Beobachter möglich zu machen, — dieselbe Absicht hat den Vf. auch bey dieser jetzt vorliegenden Arbeit geleitet. Er ist deshalb bey deren Entwerfung auf demselben Wege zu dem gleichen Ziele fortgegangen, und hat, wie er sich ausdrückt, durch faktische Beweise, durch Thatsachen, indem historische, statistische, merkantilische und allgemein gewerbliche Notizen und Daten aus den letzten drey bis vier Jahren (von 1826 an) von ihm gesammelt und zusammengestellt worden, ein wahres Bild des, nach seiner Ueberzeugung, im Ganzen keinesweges unglücklichen und traurigen, sondern vielmehr im Allgemeinen günstigen und erfreulichen Zustandes unsrer gegenwärtigen Zeit in staatswirthschaftlicher Hinsicht, und vornehmlich in Hinsicht auf Nationalindustrie zu geben gesucht. Es liegt in der Natur der Sache, dafs hierbey die Schriften und Angaben Anderer — nicht, wie der Vf. sich etwas ungenau und zweydeutig ausdrückt, *fremde Materialien* — benutzt, auch wohl mitunter ganz wörtlich und *in extenso* wiedergegeben worden, und dafs keine eigentlich eigene Geistesarbeit geliefert werden konnte; wir sagen jedoch gern, dafs der Vf. selbst diefs ausdrücklich bemerklich gemacht, und für sich nur das Verdienst in Anspruch genommen hat, seine Ansicht und Meinung über unsre Zeit durch solche Zusammenstellungen, so wie auch durch eigne Erfahrungen und Beobachtungen zu begründen. Dafs der Vf. sich dieses Verdienst wirklich erworben habe, kann nicht geleugnet werden; sein Buch enthält, wenn auch hin und wieder mehr kritische Sichtung der Materialien, und eine weniger wortreiche Schreibart zu wünschen seyn möchte, eine Masse schätzbarer Notizen und wissenswürdiger Dinge, bey deren Mittheilung auch öfter, besonders in den einleitenden Uebersichten, sehr beachtenswerthe Bemerkungen, Ansichten und Wünsche ausgesprochen sind. Mit der von dem Vf. in seinen frühern Schriften schon vielfach bewährten Ab- und Eintheilungskunst ist auch in dieser die grofse Menge der behandelten Gegenstände unter Haupt- und Unterabtheilungen, welche abermals mehrere Abstufungen bis zur Bezeichnung mit griechischen Buchstaben hinab haben, zusammengruppirt, und so Alles in eine ziemlich übersichtliche Ordnung gebracht. Die erste Haupt-Abtheilung hat die Ueberschrift: „*Ueber den Zustand der gesammten Nationalindustrie* oder *gewerblichen Cultur und Production der neuesten Zeit, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und namentlich den Preufsischen Staat*" und nimmt den allergröfsten Theil des ganzen Buchs (von S. 7 — 508) ein. In einer allgemeinen Vorbemerkung wird ausdrücklich auf die in der frühern oben erwähnten Schrift enthaltene Aufstellung der einzelnen laut gewordenen und zu beachtenden Klagen, Uebel und Nothstände verwiesen; und dann sogleich zur Darstellung der neuesten Zeit — nämlich der letzten drey bis vier Jahre — übergegangen, zu welchem Ende die sehr grofse Menge der hier in Betracht kommenden Gegenstände in folgende vier Unterabtheilungen gebracht ist: I. „*Vom Zustande der landwirthschaftlichen Cultur und Production*; II. *Vom Bergbau, Bergwerksproduktion und Betrieb*; III. *Von Fabrik-Manufaktur- und Handwerksproduction*; IV. *Vom Handel*, (von) der *Schifffahrt* und *der Rhederey*." Die beiden letzten Abtheilungen sind ihrer Natur nach von einem grofsen, jedoch gegen die zweyte hauptsächlich nur den schlesischen Bergbau betreffende auffallend kurze Abtheilung, fast ungebührlich

lich grofsen Umfange; die vierte nimmt allein einen Raum von 354 ziemlich eng bedruckten Seiten ein, und macht also den gröfsten Theil des ganzen Buchs aus. Die zweyte Hauptabtheilung, „*über den Zustand des Wohl- und Uebelbefindens der Staaten und Nationen in nationalökonomistischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht im Allgemeinen*" ist mit keinem einleitenden Ueberblick, der gerade hier sehr zweckmäfsig gewesen seyn würde, versehen. — Der Unterabtheilungen sind drey, nämlich: I. *Ueber den Stand und Zuwachs der Bevölkerung in Amerika, Europa, Deutschland und dem Preufsischen Staate, vornehmlich seit drey Jahren.* II. *Ueber den Zustand der Verarmung und Wohlhabenheit der Völker in neuester Zeit.* III. *Ueber den Zustand der Finanzen der Staaten und Regierungen in eben denselben.* —

In Einzelnes einzugehen, oder durch Auszüge nähere Kenntnifs von dem reichen Inhalte des Buchs zu geben, würde zu weitläuftig werden lassen; auch werden diejenigen unsrer Leser, welche an Schriften dieser Art Interesse nehmen, sich der in den Ergänzungsblättern unsrer Allg. Lit. Zeit. vom Jahr 1827 enthaltenen Anzeige der mehr erwähnten frühern Schrift des Vfs ohne Zweifel noch erinnern, und kennen übrigens dessen Manier schon hinlänglich. Zu einem Lesebuche für ein gröfseres Publikum ist das vorliegende Werk nicht geeignet, so sehr auch manchen Bemerkungen und interessanten Notizen, die zum Nachdenken anregen und der Beherzigung werth sind, eine allgemeinere Bekanntwerdung, insbesondere in dem Kreise der Geschäftsmänner, zu wünschen wäre. Aber zu diesem Zwecke hätte eine bessere und eigentliche Verarbeitung der Materialien Statt finden, und auch die Darstellung anziehender gemacht werden müssen; die Herausgabe der Schrift würde dadurch allerdings verzögert und der Reiz der Neuheit zum Theil verloren gegangen seyn, aber an innerm Gehalt dürfte sie gewonnen haben; jetzt ist die Eile, mit welcher gearbeitet worden, hin und wieder unverkennbar. Rec. kann jedoch nicht unbemerkt lassen, dafs das Auffinden einzelner Materien durch ein ausführliches Inhalts-Verzeichnifs sehr erleichtert worden, und dadurch die Brauchbarkeit des Buchs auch für solche Leser, die nur über manche Gegenstände sich unterrichten, nur hier und da von dem Inhalt Kenntnifs nehmen wollen, ungemein erhöhet ist. Eine sehr schätzenswerthe Zugabe sind die 16 Tabellen, von denen die meisten Handelsverhältnisse betreffen; die Uebersichten der Getreide-Preise zu London, Amsterdam und Hamburg sind besonders interessant. In dem Buche selbst sind übrigens die Verhältnisse der behandelten Gegenstände in den verschiedenen Jahren und Ländern, so wie unter sich auch oft, dem Zwecke angemessen, durch in Zahlen ausgedrückte Uebersichten anschaulich gemacht. — Zu bedauern ist, dafs sehr viele Druckfehler stehen geblieben sind; das hinter dem Buche befindliche ansehnliche Verzeichnifs derselben könnte noch bedeutend vermehrt werden; durch eine sorgfältige, bey einem solchen Werke vorzüglich nöthige, Correktur hätte dieser Mangel verhütet werden müssen. Ob bey der S. 22. — in der Note — vorkommenden Angabe, dafs es in Schlesien, den Marken, Pommern u. s. w. Güter gebe, die jährlich 6, 8 — 10,000 — schreibe *zehn Tausend* — Sack Kartoffeln *auslegen*, — welche, wenn auslegen hier *pflanzen* bedeutet, *unglaublich* ist — nur ein Druckfehler Statt findet, oder ob ein unkritisches Verfahren bey Sammlung und Prüfung der Materialien derselben zum Grunde liegt, lassen wir dahin gestellt seyn.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Staatswissenschaftliche Mittheilungen,* vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum Braunschweig, von *Friedrich Karl von Strombeck,* Fürstl. Lippischem Geheimenrathe, Oberappellationsrathe u. Mitgliede des engern Ausschusses der Braunschweigischen Landschaft. *Zwey* Hefte. 1831. X u. 220 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf., eben so sehr als warmer Patriot, wie, als ausgezeichneter Geschäftsmann, und als vielseitig gebildeter, classischer Schriftsteller rühmlichst bekannt, beschenkt uns hier mit einer Reihe von Abhandlungen publicistischen und staatswissenschaftlichen Inhalts, welche zwar zunächst auf sein Vaterland und dessen landschaftliche Verfassung Bezug haben, aber auch für Jeden, der den Lauf der Zeit in seinen mannichfaltigen Windungen verfolgt, von hohem Interesse seyn müssen. Ausschliefslich auf Braunschweigs landschaftliche Verfassung, an deren gegenwärtigem Bestande der Vf. selbst, seit beynahe zwölf Jahren einen eben so thätigen als erspriefslichen Antheil durch unermüdliche Mitwirkung genommen hat, und auf publicistische Verhältnisse, bezieht sich das erste Heft, welches auch unter dem besondern Titel *historischer und staatsrechtlicher Mittheilungen in Beziehung auf die erneuete Landtagsordnung des Herzogthums Braunschweig* erschienen ist. In den beiden ersten Abhandlungen, überschrieben: *Nachweisungen der historischen Basis der erneueten Landschaftsordnung im Allgemeinen,* und: *Beyträge zur Geschichte der erneueten Landtagsordnung von* 1820, zeigt der Vf. wie jenes Grundgesetz nicht, gleich mancher andern modernen Verfassungsurkunde, improvisirt sey, sondern dafs es im Wesentlichen in der Vorzeit begründet, aus dem alten Staatsrechte Braunschweigs nach einem gewöhnlichen Entwickelungsgange hervorgetreten sey und sich so aus der Vorzeit entwickelt habe, dafs es nicht als eine neue Verfassungsurkunde angesehen werden dürfe, sondern mit Recht als eine *erneuerte* Landtagsordnung betitelt sey. Unstreitig haben diese beiden Abhandlungen schon an und für sich ein hohes wissenschaftliches Interesse in Bezug auf Territorialstaatsrecht; denn eine auf die Landesverfassung ge-

gegründete Geschichte der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Landstände und der allmäligen Ausbildung der landschaftlichen Verfassung, wiewohl der vormalige Professor *Bischoff* zu Helmstädt eine solche in der Vorrede zum 2ten Bande der von *Ribbentrop* gesammelten Landtagsabschiede versprochen hatte, fehlt noch immer. Noch wichtiger werden sie aber in Bezug auf den von dem Vf. beabsichtigten praktischen Zweck. Der Vf. gehört zu denjenigen Staatsmännern, welcher nur solchen Verfassungsurkunden trauet, welche auf geschichtlichem Boden ruhen, und der Meinung ist, dafs nichts Gefährlicher sey, als alte Verfassungsgesetze durch völlig neue zu ersetzen; und so dringt er darauf, die bestehende Landtagsordnung in den Punkten, wo sie eine Abänderung erheischt, eher zu verbessern und zu ergänzen, als etwas völlig Neues und seiner Natur nach Hinfälliges an deren Stelle zu setzen. Wer sollte ihm nicht darunter beytreten müssen — wenn man es irgend mit dem Vaterlande gut meint — wer nicht die Gefahren einsehen, die durch ein muthwilliges Aufgeben einer einmal bewährten Verfassungsurkunde gegen eine neue, aus reinspeculativen Theorieen abgeleitete Constitution erwachsen würden? Mit Recht bemerkt *Pölitz*: „die Völker und Staaten Europa's stehen auf geschichtlichem Boden; sie haben alle eine Vergangenheit, die zum Theil sogar grofsartig und reich an bedeutungsvollen Erinnerungen, und aus welcher die Gegenwart hervorgegangen ist: es kann daher eine, blofs aus der Theorie abgeleitete Verfassung bey ihnen nicht Wurzel schlagen, weil der Zusammenhang fehlt, welcher die Gegenwart mit der Vergangenheit, die Zukunft mit der Gegenwart verbindet." Düster aber gewifs nicht unwahrscheinlich ist des Vfs Prophezeyung, wenn er sagt: „Prangt jetzt gleich Frankreichs Verfassungsurkunde mit der Jahrszahl 1830 auf dem Siegel des Staats: sie wird nicht das Jahr 1980 erreichen; aber länger als vier Jahrhunderte dauerte das Ansehen und die Wirksamkeit der goldenen Bulle; nichts ist gefährlicher, als alte Verfassungsgesetze durch neue zu ersetzen; nichts dem Gange der Natur angemessener, als sie zu ergänzen und zu verbessern." Rein publicistisch ist endlich die letzte, in diesem Hefte enthaltene Abhandlung *über die Befugnifs des engern Ausschusses der Braunschweigischen Landstände, wegen bemerkter Mängel oder Mifsbräuche bey der Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, angemessene Vorträge an den Landesfürsten zu richten und sich über deren Abstellung gutachtlich zu äufsern.*

Allgemeinern, wiewohl gleichfalls zunächst auf das Herzogthum Braunschweig bezüglichen Inhalts sind die in dem zweyten Hefte gegebenen Abhandlungen. Mehrere derselben enthalten jedoch eher blofse Andeutungen, als detaillirte Ausführungen, was Rec. in sofern beklagt, als es ihm höchst wünschenswerth gewesen wäre, über etwaige Bedenklichkeiten, die bey einzelnen sehr patriotischen Vorschlägen sich in Bezug auf deren Realisirung erheben könnten, aus der Feder eines so hochverdienten Mannes, wie der Vf. ist, Belehrungen zu finden. Den Anfang macht IV. *Ueber die behauptete Verarmung der Städte.* Bekanntlich hat der Advocat *Gans*, in Bezug auf die gegenwärtige Krisis in den Hannoverschen Landen eine Flugschrift *über die Verarmung der Städte des nördlichen Deutschlands, namentlich im Königreiche Hannover*, herausgegeben, und die Quelle derselben theils in dem auf den Landbewohnern ruhenden Druck, theils in den, die Städte unmittelbar treffenden Regierungsanordnungen u. s. w. gesucht. So wenig es sich leugnen läfst, dafs *einzelne* Landgemeinen im Hannoverschen durch unabwendbare Naturereignisse, und *einzelne* städtische Gewerbe durch die unglücklichen deutschen Handelsverhältnisse gelitten haben, so höchst übertrieben ist dennoch das Bild einer allgemeinen Verarmung aufgestellt, und so vieler Hyperbeln hat *Gans* sich dabey zu Schulden kommen lassen. Auffallend ist es, dafs bey den Unruhen im Hannöverschen gerade die Landgemeinen es sind, bey denen alle Anreizungen der unzufriedenen Städter scheiterten, zum besten Beweise, dafs die Verarmung der Landbewohner im allgemeinen bey weitem nicht die Höhe erreicht haben kann, wie von *Gans* behauptet wird; aber eine wahre rabulistische Taktik ist es doch zu nennen, wenn der in den Hannoverschen Städten so beyspiellos vorwärts geschrittene, und selbst auf den Dörfern bemerkbare Luxus, nicht als *begleitende Ursache* jener angeblichen Verarmung der Städte, sondern vielmehr *als Folge* dieser Verarmung dargestellt worden ist, so dafs der Schmuck der Wohnhäuser und Kaufmannsläden, die Anordnung von Prunkgemächern und dergl. in den Wohnungen der Gewerbetreibenden nur als Mittel, und bey Hunger und Kummer, den Schein der Wohlhabenheit und den Credit zu erhalten, anzusehen und zu beurtheilen sey; wenn die Ueberschwemmungen, welche die Küsten- und Uferbewohner getroffen, die nasse Witterung, wodurch die Aernten zernichtet sind, nicht undeutlich *als Folge der Gemeinheitstheilungen* und der zufolge derselben durch die Domanialbehörde *angelegten Holzbesamungen*, bezeichnet werden u. s. w. In der vorliegenden Abhandlung zeigt der Vf., dafs die Behauptung einer solchen Verarmung, wie *Gans* sie aufgestellt hat, weder auf die Braunschweigischen Städte, noch auf den Braunschweigischen Landmann zutreffe, und dafs die Ursachen, welche hier und da Rückschritte in der Wohlhabenheit einzelner Städte und Dörfer veranlafst haben, in ganz andern Verhältnissen aufzusuchen seyen, als in den von *Gans* berücksichtigten. V. *Ueber die Unveräufserlichkeit der Braunschweigischen Kammergüter*; eine kurze historisch-juristische Darstellung dieser Eigenschaft der Kammergüter, von dem Vf. zu den landschaftlichen Acten gegeben, als die Veräufserungen des Herzogs Karl von Domanialgrundstücken bekannt wurden.

VI. *Ist*

VI. *Ist dem Bauernstande das Recht der Landstandschaft einzuräumen?* Unter Berücksichtigung des Landtagsabschieds von 1597, durch welche dem Landmann ein Erbrecht an dem Meyergute gesichert, und nicht gestattet wurde, den Zins zu erhöhen, vindicirt der Vf. demselben ein angemessenes Stimmrecht auf den Landtagen, verspricht aber, über die sehr wichtige Frage: auf welche Weise solches auszuüben sey, ein anderes Mal seine Gedanken mitzutheilen. VII. *Der Advocatenstand im Herzogthum Braunschweig.* *Gans* hat die an und für sich nicht unbegründete Beschwerde, dass der Advocatenstand (freylich von ihm ganz unpassend die *allein unabhängige Intelligenz* genannt, als wenn nicht auch der gebildete Gutsbesitzer u. s. w. hierzu zu rechnen wäre) im Hannoverschen durch die Einrichtung des Auditorats von so vielen Staatsbedienungen ausgeschlossen sey, aufgestellt. Der Vf. zeigt, dass dieser Vorwurf im Herzogthume Braunschweig nicht zutreffe, weil sich die Landescollegien stets, oder doch mit weniger Ausnahme, aus dem Advocatenstande recrutirten. Aber auch darin möchte *Gans* irren, wenn er die bey dem Advocaten angebrachten Klagen einzelner Clienten über Bedruck durch Regierungsanordnungen stets für baare Wahrheit hält, da nur der Unzufriedene, mag er Grund haben oder nur zu haben glauben, zu dem Advocaten eilen wird; nicht aber der Zufriedene. VIII. *Einige Worte über eine zu wünschende Wiederherstellung der Julius-Karls-Universität.* Der Vf. beklagt schmerzlich — und, wer sollte es nicht mit ihm! — dass die zur Westphälischen Zeit aufgehobene Landesuniversität nicht wieder hergestellt worden sey, und wünscht deren Wiederherstellung — zwar nicht in Helmstedt, wo es an allen Mitteln zu einer den Ansprüchen, welche man an eine gute Universität gegenwärtig zu machen berechtigt ist, angemessenen Stiftung einer solchen gebricht; wohl aber in Braunschweig, wo an dergleichen Mitteln Ueberfluss ist. Die Vorschläge des Vfs zu einer solchen Stiftung einer Landesuniversität in der Stadt Braunschweig sind so durchdacht und beyfallswerth gemacht, dass eine Beachtung derselben durch die jetzige Regierung wohl zu erwarten steht, wenigstens derselben nicht dringend genug empfohlen werden kann. IX. *Ueber die zu ordnenden bürgerlichen Verhältnisse der Juden.* In Bezug auf den 16ten Art. der Bundesacte wünscht der Vf. in seinem Vaterlande die Ertheilung aller activen Bürgerrechte an die Juden, und zwar sowohl aus rechtlichen Gründen, gegen Uebernahme aller Bürgerpflichten, sondern auch aus politischen Gründen, in Bezug auf den Vortrag des Deputirten *Rummel* in der Würtembergischen Ständeversammlung, und auf das hier mitgetheilte Würtembergische Gesetz vom 25. April 1828. Rec. achtet und ehrt das schöne Humanitätsgefühl des Vfs; er stimmt ihm vollkommen bey, dass durch die frühere Unterdrückung dieses unglücklichen Volks diejenigen Fehler, mit welchem es in seiner Mehrzahl behaftet ist, und die man ihm, wohl im Ganzen, nicht mit Unrecht zur Last legt — entstanden sind; er wünscht mit ihm nichts sehnlicheres, als dass jeder christliche Staat möglichst bald Anordnungen zur Verbesserung der Lage seiner jüdischen Unterthanen treffen möge; aber bedenklich scheint es ihm, mit einer solchen unbedingten Emancipation der Juden *sofort* hervorzutreten. Dass die Juden, um in jeder Hinsicht mit den christlichen Unterthanen gleichgesetzt werden zu können, vervollkommnet werden können — wer könnte dieses bezweifeln? — aber bis zur wirklichen Vervollkommnung ist noch ein grosser Schritt, der erst geschehen muss, bevor eine solche Gleichstellung mit den Christen geschehen kann. Man hat bey der Frage über unbedingte Emancipation der Juden zu sehr nur die gebildeten Individuen dieser Nation vor Augen gehabt; dagegen aber die grosse Masse der ungebildeten nicht berücksichtigt; man hat nicht beachtet, dass, wenn jene sich von ihren nationalen Vorurtheilen freygemacht haben, und daher jedem Stande Ehre machen würden, diese noch tief in denselben, und wahrlich nicht ohne Gefahr für die Christen, befangen sind! Man hat es übersehen, dass wenn gleich der Talmud vortreffliche moralische Lehren enthält, doch die rabbinischen Schriften falsche Eide und Betrügereyen, gegen *Gojim* abgelegt, und an *Gojims* begangen, als verdienstliche Handlungen bezeichnen (man sehe die Stellen in *Wagenseil tela ignea*, wörtlich ausgehoben, und aus diesem gleichfalls in dem Werkchen: „Die Juden und das Judenthum, wie sie sind." Köln 1816. S. 22—41.), und dass, wenn gleich die gebildeten Juden in grössern Städten jene Rabbinischen Lehren verwerfen mögen, dennoch das arme Volk, durch Schächter und Vorsinger unterwiesen, noch fest an jenen Lehren hängt. Man wird sich daher überzeugen müssen, dass der Staat nothwendig erst den Religionsunterricht der Juden in seine specielle Aufsicht nehmen, und ihn von allen Auswüchsen, die dem Verkehr des Christen mit dem Juden nachtheilig seyn können, reinigen muss, bevor er dieselben mit allen übrigen Unterthanen gleich setzt. Aber auch ein Gleiches muss mit der bürgerlichen Erziehung der Juden geschehen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Braunschweig, b. Vieweg: *Staatswissenschaftliche Mittheilungen* — — von *Friedrich Karl von Strombeck* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So leicht es dem Juden werden wird, sich der Ausübung einer Wissenschaft oder Kunst zu widmen, und sich zu Aemtern zu befähigen, die auf einer solchen Ausübung beruhen; so schwer wird es ihm werden, wenn er in die niedern Stände der Gesellschaft, z. B. eines Ackermanns, Handwerkers und dergl. eintreten will, falls ihm der Eintritt auch unbedingt eröffnet worden wäre. Nur auf einiges möge hingedeutet werden: Man kann sich keine rechte Bauernwirthschaft denken, wo alle Schweinezucht wegfällt, wo der Bauer kein Schweinefleisch, nichts vom Hintertheil des übrigen Schlachtviehs, und gar nichts davon geniessen darf, wenn etwa der Schnitt misrathen ist. Wie will sich hier der jüdische Bauer helfen! Wie manches Handwerk ist von der Art, dass es der Jude nicht vornehmen kann, ohne nach seinen talmudistischen Lehren, unrein zu werden? u. s. w. Doch, um nicht weitläuftiger zu werden, verweiset Rec. auf die so sehr treffenden Ausführungen und Bemerkungen über *v. Dohm's* bekanntes Werk über die bürgerliche Verbesserung der Juden, in *Klockenbring's* Aufsätzen vermischten Inhalts, Bd. II. Nr. 10., Bemerkungen, die selbst ein *Dohm* nicht widerlegen konnte. Gewiss ist es daher, dass wenn die Emancipation den Juden wahrhaft nützlich werden, und ihre Lage verbessern, ihnen den verderblichen Schachergeist abgewöhnen soll, sie auch ihrer Seits der Regierung entgegen kommen, und Hindernisse selbst hinwegräumen müssen, die ihrer völligen Emancipation entgegenstehen.

Auch die Berufung auf eine behauptete Thatsache, dass in den Ländern, wo die Juden den Christen vollkommen gleichgestellt seyen, man keinen Nachtheil von dieser Gleichstellung erfahren habe, kann Rec. nicht so unbedingt gelten lassen. Das älteste Beyspiel einer solchen Emancipation lieferte unstreitig Frankreich. Wenn man aber behauptet, dass von derselben, wiewohl sie schon seit 1791 statt gefunden, kein Nachtheil für die christlichen Mitbürger gespürt sey, so vergisst man offenbar Napoleons Decrete vom 30. May 1806 und 17. März 1808; man vergisst offenbar die Nothwendigkeit der Zusammenberufung jenes grossen *Sanhedrin* in Paris, der denn doch auch zu keinem grossen Resultate führte. Dass der Christ in Frankreich den Eidesleistungen der Juden, selbst noch unter Napoleon nicht trauete, ist dem Rec. durch sehr achtbare Franzosen versichert. Hat ihm doch der nachmalige Graf *de Serre*, vormals längere Zeit Advocat und Generaladvocat in Metz, nachmals erster Präsident des französischen Gerichtshofs in Hamburg, zu wiederholten Malen gesagt, dass wenn die Entscheidung eines Rechtsstreits von der Eidesleistung eines Juden abhängig gewesen sey, er es jedes Mal erfahren habe, dass sich der Christ mit demselben *à tout prix* verglichen habe. Doch alles dieses sind Zweifel, über welche Rec. so gern eine Belehrung von dem Vf. gewünscht hätte; so lange solches nicht erfolgt ist, muss er der Meinung seyn, dass eine sofortige unbedingte Emancipation der Juden bedenklich sey, und dass eine Regierung in diesem Augenblick vielleicht zweckmässiger handele, einzelnen Individuen dieser Nation *per modum dispensationis* volle Bürgerrechte zu ertheilen, eine allgemeine Maassregel aber nicht eher eintreten zu lassen, als bis sie zuvor die nöthigen Anordnungen zur Verbesserung des Religions- und bürgerlichen Unterrichts getroffen hat, und die erwarteten Früchte dieser Anordnungen auch wirklich sich gezeigt haben. X. *Welche Mittel hat ein Norddeutscher Staat gegen eine zu befürchtende Uebervölkerung anzuwenden?* Wahrhaft goldne Worte sind es, wenn der Vf. bemerkt: Angemessener sollte die Frage also gestellt seyn: Welche Mittel giebt es gegen die Verarmung und Nahrungslosigkeit der untern Volksklassen? denn von Uebervölkerung kann so lange nicht die Rede seyn, als die vorhandene Bevölkerung sich zu ernähren im Stande ist. Es ist aber keinesweges dargethan, dass in Norddeutschland irgend eine Gegend vorhanden sey, wo die Bevölkerung zu derjenigen Höhe angewachsen, dass Boden und Industrie unzureichend wären, ihr Nahrung zu verschaffen. War es gleich ein äusserst gefährlicher Irrthum, wenn *Sonnenfels* die Meinung aufstellte, als beruhe Wohl und Reichthum eines Staats nur in einer möglichst grossen Population, und als sey diese also durch alle Mittel herbeyzuführen, so war doch der Irrthum des berühmten *Malthus* nicht minder evident, wenn er glaubte, dass gegen die Gefahr der den civilisirten Ländern bevor-

bevorstehenden Uebervölkerung nur Rettung durch ein Entgegenwirken der Regierungen zu finden sey. Man greife nur nicht vorwitzig der Natur in ihren Haushalt, wie man früher vielfach gethan hat, ein, und eine Uebervölkerung wird nicht entstehen; man entferne nur alle Hemmnisse, welche dem Ackerbau und der Industrie entgegen sind, und die nach dem gewöhnlichen Gange der Natur entstehenden Menschenmassen werden noch lange Jahrhunderte finden, wovon sie sich ernähren. Mag zwar jetzt schon in einzelnen *Orten* Norddeutschlands eine Uebervölkerung statt haben, in *Gegenden* hat sie gewiss noch nicht Statt; *für jetzt* also wäre in dieser Beziehung nichts zu thun, als zu veranlassen, dass die Arbeiter, deren es an einem Orte zu viele giebt, bewogen werden, sich an einen andern, wo Mangel an solchen ist, zu begeben. Hierzu kann Unterstützung von Seiten des Staats in einzelnen Fällen nöthig seyn. Mit Recht verwirft der Vf. zu ausgedehnte Armenanstalten. Sieht ein Armer, dass er an dem bisherigen Aufenthaltsorte keinen Unterhalt ferner findet; dann liegt nichts näher, als dass er sich bemühet, auswärts ein Unterkommen zu finden; erblickt er aber an seinem Wohnort für den Fall der Verarmung reichliche Spenden, dann hütet er sich wohl, das Gewisse mit dem Ungewissen zu vertauschen. Dagegen ist für einzelne Orte, wie das Ganze nichts nützlicher, als wohleingerichtete Arbeitshäuser, in welchen der Ortsarme, gegen angestrengte Arbeit, nothdürftige Unterstützung findet. Blosses Almosen reichen ist viel eher zu tadeln als zu loben. Auf keine Weise darf der Staat, oder auch nur eine Gemeinheit also handeln. Erschütternd ist die Wahrheit des Satzes: die Leiden der Armuth und des Mangels sind die Dämme gegen Uebervölkerung, so wie im Ganzen, so für einzelne Orte. Die hin und wieder vorkommende Maassregel, die Schliessung der Ehen unter eine obrigkeitliche Controle zu setzen, und sie nicht eher zu erlauben, als bis die Verlobten die Mittel angegeben hätten, wodurch sie eine künftige Familie zu ernähren im Stande seyen, verwirft der Vf. durchaus, weil diese Maassregel der bürgerlichen Freyheit entgegen, in irgend einer Vollständigkeit nicht ausführbar sey, und auch, nur unvollkommen ausgeführt, schädliche Folgen haben würde; und Rec. muss ihm darunter in allen Punkten beytreten. XI. *Ueber die Oeffentlichkeit ständischer Versammlungen.* Unter Beseitigung der gegen den Nutzen einer solchen Oeffentlichkeit erhobenen Zweifel, wird dieselbe sehr dringend empfohlen. XII. *Die Prälaten als Landstände.* Die Prälaten im Herzogthum Braunschweig haben längst aufgehört Grundbesitzer zu seyn; sie sind jetzt Titularen. Durch die erneuete Landschaftsordnung hat die Prälaten-Curie aufgehört zu existiren; doch sind die Prälaten den beiden landschaftlichen Sectionen einverleibt worden. Der Vf. zeigt, dass diese Verbesserung genüge, und dass es schädlich seyn würde, noch weiter zu gehen, und diesen Prälaten aus dem Grunde, weil die Geistlichen, als solche, in eine ständische Versammlung gar nicht gehörten, jeden Antheil an der Landstandschaft zu versagen. XIII. *Die Verbrechen und Vergehungen der Prediger und Schullehrer und deren Absetzbarkeit nach Braunschweigischen Gesetzen betreffend.* In Bezug auf den Art. 47. des Landtagsabschiedes ist unter dem 12. Nov. 1829 über diesen Gegenstand folgende Verordnung erlassen: „da aus den im Art. 47 des jüngsten Landtagsabschieds angeführten Gründen die Gerichte künftig in Fällen, wo ein Prediger oder Schullehrer, wegen öffentliches Aergerniss verursachender Beschuldigungen, in Untersuchung geräth, zum Behuf des Erkenntnisses auf Remotion vom Amte nicht an den strengen juristischen Beweis der einzelnen Thatsachen gebunden seyn, sondern hierzu hinreichende Verdachtsgründe, welche dem Richter die Ueberzeugung gewähren, dass der Angeschuldigte sich auf eine, mit der Würde des Predigers oder mit den Verhältnissen eines Schullehrers nicht vereinbarliche Weise betragen habe, genügen sollen, so wird Unser fürstliches Landesgericht [das einzige erkennende Criminalgericht], in Beziehung auf den vorbemerkten Artikel des jüngsten Landtagsabschieds hiedurch angewiesen, sich nach Vorstehendem zu achten, und in vorkommenden Fällen demgemäss zu verfahren." XIV. *Resultate einer Conferenz des Vfs in landständischen Angelegenheiten mit Sr. Durchl. dem Herzoge Karl von Braunschweig in März* 1828. Ein merkwürdiger Beytrag zur Beurtheilung der Regierungsmaximen jenes Herzogs. Der Vf. verspricht eine Fortsetzung dieser Mittheilungen — Rec. sieht einer solchen mit wahrem Verlangen entgegen.

LANDWIRTHSCHAFT.

Braunschweig, b. Meyer: *Anweisung zum Seidenbau überhaupt und insbesondere im Bezuge auf das nördliche Deutschland, nach den neuesten Verbesserungen desselben, und nach eigenen Erfahrungen und über die Naturgeschichte des Seidenspinners selbst angestellten Versuchen abgefasst.* Mit einer Anleitung zu einer leichteren, wohlfeileren und naturgemässeren Fütterungs-Weise der Seidenraupe und zu einer zweyfachen Seidenzucht in einem Jahre. Von *J. L. Th. Fr. Zincken*, genannt *Sommer*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor, Herzogl. Braunschweigischem Hofmedicus u. s. w. 1829. 111 S. 8. brosch. (16 gGr.)

Das Wiederaufleben der Seidencultur in Deutschland und die grossen und glücklichen Fortschritte, welche darin seit einigen Jahren, besonders in den bayerschen und preussischen Staaten gemacht worden sind, veranlassten den Vf. die Aufmerksamkeit der Bewohner der Braunschweigischen Lan-

Lande durch diese kleine Schrift ebenfalls auf einen so wichtigen Gegenstand des Erwerbs hinzuleiten. Er sucht daher zuerst das Vorurtheil, als ob der Seidenbau in unserm nördlichen Clima nicht gedeihe, oder nicht mit Nutzen betrieben werden könne, zu bekämpfen; und diefs ist ihm um so viel leichter geworden, da erst im Jahr 1804 eine auf dem sogenannten Münzberge bey Braunschweig 1746 von dem damaligen Kammerrath *Zincken* angelegte Maulbeer-Anpflanzung von 60¼ Morgen niedergehauen worden ist, folglich unvergessen seyn mufs, dafs der Maulbeerbaum, dessen Laub der Seidenraupe zur Nahrung dient, den härtesten Wintern getrotzt hat, mithin durch die Wiederanpflanzung desselben das erste und wichtigste Erfordernifs zur Seidencultur sehr leicht hergestellt werden kann. Hieraus sowohl, als aus der Natur der Seidenraupe, welche zu ihrem Gedeihen nur eine Temperatur von 14—20° R. bedarf, zeigt nun der Vf., dafs der Seidenbau nicht nur gelingen könne, sondern eben sowohl wie in südlicher gelegenen Ländern sein vollkommnes Gedeihen von der auf ihn gewendeten Sorgfalt abhänge. Er zählt hierauf die Mittel zur Herstellung und Beförderung desselben auf. Ohne sich auf eine besondere Anweisung zur Erziehung der Maulbeerbäume einzulassen, zeigt er vielmehr, wiewohl nur mit einigen Fingerzeigen, was von Seiten der Regierung zur Emporbringung des Seidenbaues geschehen müsse und geht sogleich zur Erziehung der Seidenraupe fort. Nachdem er hier das dazu erforderliche Local und dessen Beschaffenheit, die Futterkasten, nebst ihrer Einrichtung und die dabey vorkommenden Geschäfte beschrieben; auch den zum gedeihlichen Wachsthum der Seidenraupe, nach deren auf einander folgenden Lebensperioden verschiedenen Wärmegrad bestimmt hat, ertheilt er den ausführlichsten Unterricht sowohl über die Heizung der Zimmer beym Auskriechen der Eyer als über die Fütterung und alle dazu erforderlichen Handgriffe. Mit Grund erklärt er sich gegen alle Surrogate der Maulbeerblätter und namentlich gegen den Sallat, als der Gesundheit der Seidenraupen nachtheilig, warnt vor nassem Futter wie auch vor den Blättern der Wasserreifser und einjährigen Wurzeltriebe und Loden, und verwirft mit Recht das Klarschneiden der Maulbeerblätter als Naturwidrig — er hätte noch hinzusetzen können als verschwenderisch: denn das klargeschnittene Laub welkt schneller und wird dadurch für die Zähne der Seidenraupen zu hart, so dafs sie es hernach liegen lassen und Hunger leiden. Er bestimmt nun die Quantität des Futters nach den verschiedenen Perioden zwischen den Häutungen, zeigt die Vorrichtungen zum Einspinnen und die verschiedenen Tödtungsweisen der Coccons, unter welchen er die mit trockener Hitze für die vorzüglichere hält, weil sie weniger verändernd auf die Puppengehäuse einwirke, als die mit heifsen Wasserdämpfen; weniger als diese Gelegenheit zum Faul- und Schimmlichwerden der Puppen giebt, und überhaupt weniger Zeit und Mühe kostet, worauf er noch eine leichte Uebersicht des Gewinns hinzufügt. Endlich theilt er auch noch die Regeln mit, nach welchen die Auswahl der Coccons zur Fortpflanzung und künftigen Raupenzucht geschehen und worauf bey der Begattung der Schmetterlinge zur Erhaltung einer guten und kräftigen Nachzucht Rücksicht genommen, ingleichen wie dabey kunstgerecht verfahren werden müsse.

Nach diesem deutlichen und vollständigen Unterrichte kommt nun der Vf. auf eine neue Fütterungsmethode für die Seidenraupen, welche er bereits vor einigen und 30 Jahren versucht hat und von welcher er glaubt, dafs sie nicht nur die zweckmäfsigere sey, sondern auch die Seidencultur zu einer höhern Ausbildung bringen könne. Diese Methode besteht nun in dem ausschliefslichen Füttern der Raupen mit Maulbeerreisern welche in Gefäfse mit frischem Wasser eingesetzt sind. Dieses Verfahren, welches keinesweges neu ist, sondern schon seit etlichen Jahren von einem Seidenzüchter in unserer Nähe, nach einer weit bequemern Vorrichtung als die, welche der Vf. hier bis ins genaueste Detail beschreibt, ausgeübt worden, ist ohne Zweifel das beste. Die Vorzüge und Bequemlichkeiten desselben fallen jedem in die Augen, werden aber auch von dem Vf. noch besonders hervorgehoben. Am Schlusse theilt er auch noch Nachricht von einem Versuche mit, den er im Jahre 1797 gemacht hat, die Seidenraupen 2 Mal nach einander in einem Jahre, ebenfalls nach der Fütterungsmethode mit Zweigen, zu erziehen. Der Versuch fiel nach Wunsche aus. „Am 14ten May wurden die Wurmeyer ausgelegt, am 26sten desselben Monats erschienen die jungen Raupen und am 26sten Junius waren bereits alle Raupen im Verspinnen begriffen. Am 12ten Julius krochen die Schmetterlinge aus und legten bis zum 15ten Julius ihre Eyer ab, aus welchen sich am 8ten August zum 2ten Mal die jungen Raupen entwickelten, welche am 18ten September von neuem wieder mit dem Baue ihrer Gehäuse beschäftiget waren. Die Coccons übertrafen dies Mal an Gröfse, Reichthum und Schönheit der Seide noch die der erstern Zucht. Durch diesen Versuch ist allerdings erwiesen, dafs die Raupe ohne Zwang und ohne besondere Kunstanwendung zweymal im Jahre nach einander gezogen und zweymal eine Seidenärnte gehalten werden kann. Nur das ist nicht erwiesen, ob das Insekt nach der 2ten Generation in der Gestalt der Puppe oder in der Gestalt der Eyer überwintert, und ob man daher die Coccons der 2ten Generation bis zum Frühjahr an einem kühlen Orte überwintern, oder aus denselben erst den Schmetterling sich entwickeln und diesen Eyer ablegen lassen solle."

Das

Das Buch verdient allen angehenden Seidenzüchtern aufs beste empfohlen zu werden. Wäre es in §§ mit Ueberschriften getheilt und mit einer Inhaltsanzeige versehen worden, so würde es noch mehr an Brauchbarkeit gewonnen haben, wenigstens würde das schnelle Nachsehen sehr dadurch erleichtert worden seyn.

GESCHICHTE.

Zweibrücken, b. Ritter: *Geschichte der Expedition der Franzosen nach Aegypten und Syrien in den Jahren* 1798 *bis* 1801 von *F. G. A. Schneidawind,* Dr. und Prof. der Geschichte am K. Lyceum zu Aschaffenburg. *Zweyter* und *Dritter* Band. 1831. 348 u. 336 S. 8.

Was wir von dem ersten Bande gesagt haben, müssen wir von der Fortsetzung und dem Schlusse des Werkes wiederholen, nämlich, dass es im hohen Grade vollendet ist.

Im zweyten Bande schliesst sich der Oberbefehl Napoleons in Aegypten. Im Buche I zieht der Marsch durch die Wüste an; im Buche II beginnt die denkwürdige Belagerung von St. Acre; in demselben sieht man die furchtbaren Stürme, die Schlacht am Tabor. Im B. III lernen wir Desaix's Thaten in Ober-Aegypten gegen die Mameluken kennen; im B. IV sehen wir die fruchtlosen Stürme gegen St. Acre, die Tapferkeit der Franzosen, aber ihr gegenüber die Wuth des Schlächter-Pascha und englische Anstrengungen; im B. V die fanatische Begeisterung des sogenannten Engel El-Mohdi und den Aufstand der Araber; im B. VI Aufhebung der Belagerung von St. Acre; Geschichte mit den Pestkranken, Gründe für (wenig), und gegen die Vergiftung der Kranken (viele) vom Vf. aufgestellt. W. Scott sagt z. B. die ruhige und parteylose Forschung führe dahin, dass die Vergiftung der Kranken zu Jaffa ohne hinlänglichen Beweis behauptet worden sey, und meint, dass Sir *Sidney-Smith,* wenn diese Thatsache sich ereignet hätte, nicht gesäumt haben würde, sie zur öffentlichen Kenntniss zu bringen. *Wilson,* ein anderer Britte, der diese schreckliche That erzählt, hat sie später als unwahr widerrufen; Mounteney, ein anderer Britte, indem er die Unwahrheit darzulegen sucht, zeigt an, wie dieses Gerücht entstanden. Es ist interessant, die Data und Angaben bey dem Vf. nachzulesen. — Im Buch VII zeigt sich Napoleon, in Cairo angekommen, beschäftigt mit den festen Einrichtungen seines Etablissements, dann *Murad-Bey* aufsuchend, endlich nach *Abukir* eilend, um ein türkisches Heer in einer brillanten Schlacht zu vernichten. — Im Buche VIII werden die bestimmten und wahren Gründe zur Rückreise nach Frankreich, die letzten Befehle, die Abreise und Ankunft Napoleons selbst in Frankreich geschildert. Im *dritten* Theile des Werkes bezeichnen 6 Bücher oder Abtheilungen das Handeln und Lassen des neuen Ober-Generals *Kleber.* Namentlich sind gute und treue Schilderungen: die Schlacht bey der alten Sonnenstadt, die Empörung von *Kairo,* die Ermordung *Kleber's.* Rec. kann aber hierbey seine Meinung nicht unterdrücken, dass *Desaix* weit besser an der Stelle eines Ober-Generals gewesen wäre, als *Kleber.* Wenn man den Vergleich annehmen will, so war *Desaix* ein *Oranie,* während *Kleber* ein *Egmont* war. Und in 8 Abtheilungen oder Büchern wird nun *Menou's* unseliges und unglückliches Commando, und der Verlust von Aegypten dargethan. Warum kommandirte, wenn nicht *Desaix,* nicht *Soult,* nicht *Davoust,* warum nahm *Reynier* nicht das Commando?

Da der Vf. mit der Kriegs-Geschichte auch Länder- Völker- Sitten- Kunst- Geschichte angenehm und geschickt zu verbinden wusste, so entstand ein um so anziehenderes Gemälde. Nicht immer schrecken uns der Kanonen-Donner von *Embabech, Abukir* oder *Tabor,* der Kamsin, die Wüsten; uns fesseln auch die Festaufzüge bey Eröffnung des Nil, bey dem Feste des Propheten; uns locken die üppigen Almeh's, die Bayaderen Aegypten's mit ihren verführerischen Künsten und Houri's versetzen uns in die ewig grünenden Lauben des muhamedanischen Paradieses.

Zum Schlusse muss Rec. erklären, dass diese Geschichte die erste gelungene deutsche Monographie dieses Feldzuges ist, und dass sie verdient in den Händen jedes Gebildeten und Freundes der Geschichte zu seyn. Wir wünschen der Vf. möge die Feldzüge von 1805 und 1809 in gleicher Art bearbeiten. Da er jene von 1812 — 15 schon lieferte, so würden die verschiedenen Werke einen schönen Cyclus bilden.

Druck, Papier und Ausstattung ist trefflich, wie bey allen Ritter'schen Verlags-Unternehmungen. Der Preis 1 Fl. 12 Xr. jedes Bandes ist sehr gering gestellt, und zeugt von der Uneigennützigkeit des Vfs oder Verlegers.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1831.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Gebauer: *Ξενοφῶντος Συμπόσιον.* Recognovit et illustravit *Georg August Herbst,* Phil. Dr., Scholae Bernburgensis Conrector. MDCCCXXX. XX u. 188 S. 8. (18 gGr.)

Hr. *Conr. Herbst*, welcher durch seine für den Schulgebrauch bestimmte Bearbeitung der *Memorabilien* des Xenophon bereits rühmlichst bekannt ist, läfst gegenwärtig das Gastmahl zu demselben Zweck und auf dieselbe Weise bearbeitet erscheinen. Auch in vorliegender Ausgabe sind theils die wichtigsten Varianten unter dem Text angegeben, theils ist alles, was der Erklärung zu bedürfen schien, bald in ausführlicheren, gröfstentheils eigenen, zuweilen auch entlehnten Anmerkungen, bald durch Verweisung auf die allgemein üblichen grammatischen Werke erläutert. Die Gründlichkeit, mit welcher dieses geschehen ist, die zweckmäfsige Auswahl des zu Erklärenden, die Behutsamkeit in der Kritik sind, wie in den Memorabilien, im Allgemeinen zu rühmen. Zu tadeln findet Rec., wie in jenem frühern Werke, dafs mehrmals längere Noten gegeben oder Beyspiele angeführt sind, wo eine Verweisung auf die Grammatik oder eine ganz kurze Andeutung hingereicht hätte. Wozu in aller Welt soll z. B. I, 1. 1. eine Anmerkung von 24 Zeilen über *σπουδή* und *παιδιά*, *σπουδάζειν* und *παίζειν* nützen? Dafs diese Wörter *Ernst* und *Scherz* bedeuten, lehrt jedes Wörterbuch, und dafs die Griechen, so gut wie jedes andre Volk, diese beiden Begriffe einander entgegensetzen, bedarf warlich keines Beweises. Zu I, 12 sind 3 Beyspiele für *φθονεῖν τινί τινος* citirt, und ausführlich hingeschrieben, wofür die Verweisung auf *Matthiae* Gr. §. 368 genügend gewesen wäre. Eben so unnütz sind die Beyspiele von *ὀλίγον ὕστερον* I, 14 neben der angeführten Stelle der genannten Grammatik. I, 15, wo über *καλεῖ* als attisches Futurum auf *Buttmann* und *Matthiae* verwiesen wird, heifst es: *„Exemplis ibi additis adde Eurip. Ion. v. 1156."* Wozu? Jedermann hat an den Beyspielen der Grammatiken vollkommen genug, oder es bedarf vielmehr bey einer regelmäfsigen und so oft vorkommenden Form gar keiner Beyspiele; ein hinzukommendes aus einem attischen Schriftsteller kann wenigstens zu gar nichts nutzen. Bald darauf (S. 18) sind über *ἀρχήν*, *omnino*, aufser 3 Zeilen Erklärung 6 Zeilen Citate gegeben, von welchen wenigstens die Hälfte wegbleiben konnte. II, 10 stehen die Worte: *γυναικὶ τῶν οὐσῶν, οἶμαι δὲ καὶ τῶν γεγενημένων καὶ τῶν ἐσομένων, χαλεπωτάτῃ.* Obgleich aber hier *οἶμαι δὲ καὶ* mit unserm deutschen *ich glaube, aber auch* wörtlich übereinstimmt, so werden doch dazu 10 Zeilen Beyspiele angeführt. Die Note über *ἔναγχος* II, 19 ist ganz überflüssig; denn wer nicht weifs, dafs *ἔναγχος neulich* heifst, der lernt es besser aus seinem griechischen Lexikon, als aus den Worten des Timaeus *ἐν τῷ ἔγγιστα παρελθόντι χρόνῳ.* Den *Ruhnken* dort nachzusehen, werden diejenigen, für welche diese Ausgabe besonders bestimmt ist, in der Regel weder Gelegenheit noch Lust haben, und am Ende würden sie auch dort nichts für sie Brauchbares lernen. Sollte ja etwas über das Wort erinnert werden, so wäre besser bemerkt worden, dafs es den attischen *Tragikern* fremd sey; so hätten manche wenigstens etwas gelernt, was in den gewöhnlichen Wörterbüchern nicht zu finden ist. IV, 46 zu *ζηλῶ σε τοῦ πλούτου* heifst es: „Soph. Electr. v. 1027. *ζηλῶ σε τοῦ νοῦ, τῆς δὲ δειλίας στυγῶ, quem locum affert Matth. Gr.* §. 368." Wenn also Matthiae die Worte schon anführt, warum thut unser Vf. dasselbe, da sich aus andern Stellen genug ergiebt, dafs er Leser voraussetzt, welche die genannte Grammatik besitzen? Eben so unnütz sind die Stellen zu *βούλεσθε διαλέγωμαι* V, 3 neben der Verweisung auf die Grammatik, und mehreres der Art. Wenn zu IV, 6 die Stelle Sophocl. Electr. 710 ff. beygeschrieben werden sollte, so hätte von der mitgetheilten *Hermann*'schen Erklärung derselben wenigstens die Hälfte als zum Verständnifs der von Xenophon angeführten Homerischen Stelle nicht erforderlich weggelassen seyn sollen. Viel seltener ist der Fall, dafs der Herausg. etwas unerklärt gelassen hat, was man nach dem Plane der Ausgabe erklärt zu sehen wünschte. So vermifst man IV, 1 (und im folgenden öfter) eine Anführung der Grammatik über *ἀκούσαιτ᾽ ἄν* als Imperativ gebraucht (Matth. §. 515. γ'). IV, 3 wäre eine kurze Bemerkung über die Adverbialform *ἐχθιόνως* für manche Leser gewifs an ihrer Stelle gewesen. IV, 8 hätte der Herausg. nothwendig sagen sollen, wie er die aufgenommene Lesart *Ὄψον μὲν γὰρ δὴ ὄντως ἔοικεν εἶναι, ὡς κρόμμυόν γε οὐ μόνον σῖτον, ἀλλὰ καὶ ποτὸν ἡδύνει,* zu der er nur bemerkt, *ὄντως* werde oft bey Anführung von Worten von Schriftstellern gebraucht, übersetzt wissen will. Rec. gesteht, sie durchaus nicht zu verstehen. Gleich darauf

auf wäre zu ὅπως μὴ φήσῃ, absolut gebraucht, ein Citat zweckmäfsig gewesen. IV, 31 erschien schon den alten Grammatikern die passive Form ἀπειλοῦμαι (*mir wird gedroht, ich werde bedroht*) als eine Seltenheit, wie sich daraus ergiebt, dafs sie diese Stelle ausdrücklich citiren; um so mehr also mufste unser Herausg. dabey auf die Grammatik verweisen, wie er es weiter unten, z. B. bey ἐφειμένος gethan hat. VIII, 17 hätte auf die seltenere Construction von σπουδάζειν mit dem blofsen Accusativ der Sache, σπουδάζειν τὰ καλὰ, τὰ ἡδέα, aufmerksam gemacht werden sollen. Lesarten sind sehr oft aufgenommen oder nicht aufgenommen, ohne dafs dafür irgend ein Grund angeführt ist. Dieses ist von solchen Stellen zweckmäfsig, wo entweder die aufgenommene Lesart sich auf die Auctorität der besten Handschriften stützt, oder die Falschheit der verworfenen Lesart bey einigem Nachdenken leicht einzusehen ist. Aber nie sollte auf eine Weise abgeurtheilt werden, wie IV, 12: „Μᾶλλον ἂν δεξαίμην. statt μᾶλλον δεξαίμην ἄν, *quem verborum ordinem iniuria praetulit Dindorfius.*" Hier fragt man: Worin besteht das Unrecht? Sollte diese Wortstellung weniger griechisch seyn? Dieses wird der Herausg. nicht behaupten wollen. Oder meint er, man dürfe, da beide Wortstellungen richtig seyen, nicht einer Handschrift gegen alle übrigen folgen? Aber diese eine Handschrift ist nach dem Urtheile unseres Herausg. selbst die beste, der er in mehreren Stellen selbst mehr Gewicht eingeräumt hat, als sämmtlichen übrigen. Der Herausg. mufs also noch andere Gründe gehabt haben, die ihn bestimmten, jenes Urtheil zu fällen; diese Gründe aber, welche Rec. nicht auffinden zu können gesteht, hätten billiger Weise angegeben seyn sollen. Derselbe Fall ist IV, 2, wo βαλάντιον der von *Bornemann* aufgenommenen Form βαλλάντιον vorgezogen worden ist, obgleich jener bemerkt hatte: „*Scripsi* βαλλάντιον, *nisi forte perperam a* βάλλειν *derivavit Casaub. ad Aristoph. Equ. v.* 715 *cum Etym. M. p.* 185 *et Gudiano p.* 103," und obgleich die Gelehrten auch sonst über diese Formen streiten. Dieses mag uns den Uebergang bahnen zur Betrachtung einiger Stellen, in welchen wir entweder der Erklärung oder der Kritik des Herausg. nicht beystimmen können. Zuvor aber mufs Rec. noch ein paar Worte über die Interpunctionsweise sagen. In dieser mifsfällt zuerst, dafs oft Commata zur Unterscheidung der Nebensätze fehlen; welche von einigen kürzlich eingeführte Interpunctionsweise im Allgemeinen nicht zu loben ist, da sie weder der grammatischen Tradition, noch dem Gebrauche anderer Sprachen gemäfs, noch mit Folgerichtigkeit durchzuführen, noch zu irgend etwas nützlich, sondern eine blofse willkürliche Neuerung ist; wird dieselbe aber gar in Schulbücher eingeführt, so mufs dieses nothwendig theils den Schülern das Verständnifs erschweren, theils zu grofser Verwirrung führen. Und wer könnte z. B. folgende Worte, in denen sich in vorliegender Ausgabe (IV, 30) kein einziges Comma findet, in einem Athem lesen: Ἐγὼ τοίνυν ἐν τῇδε τῇ πόλει ὅτε μὲν πλούσιος ἦν πρῶτον μὲν ἐφοβούμην μή τίς μου τὴν οἰκίαν διορύξας καὶ τὰ χρήματα λάβοι καὶ αὐτόν τί με κακὸν ἐργάσαιτο. Am ärgsten aber ist es, wenn durch fehlende Commata Coniunctionen von den Satzgliedern, zu welchen sie gehören, losgerissen, und zu andern, mit welchen sie nicht zusammenhangen können, gezogen werden. So oft bey unserm Herausg., z. B. Proleg. S. X *Quotus enim quisque tam morosus est ut quam voluptatem ex dialogi bene scripti lectione percipit, eam — minuere instituat?* Gleichsam als ob *ut quam percipit* zusammengehörte! S. XVII. *Huius divitias tantas ferunt fuisse, ut sollicitus ne in privatis aedibus satis tuto asservarentur, veniam aliquando in arce habitandi sibi vellet concedi.* Als ob *ut ne asservarentur* zu verbinden wären! Nicht besser im Griechischen. Z. B. I, 9 πρῶτον μὲν γὰρ ὥςπερ ὅταν φέγγος τι ἐν νυκτὶ φανῇ, πάντων προσάγεται τὰ ὄμματα, οὕτω καὶ τότε —. Als ob von πάντων, nicht von οὕτω, der Nachsatz beginne! II, 10 ταύτην κέκτημαι, εὖ εἰδὼς ὅτι, εἰ ταύτην ὑποίσω, ῥᾳδίως τοῖς ἄλλοις ἅπασιν ἀνθρώποις συνέσομαι. Als ob ὑποίσω mit 2 Coniunctionen, συνέσομαι mit keiner zusammenhinge! IV, 21 οὐκ οἶσθα ὅτι οὕτω σαφὲς ἔχω εἴδωλον αὐτοῦ ἐν τῇ ψυχῇ ὡς εἰ πλαστικὸς ἢ ζωγραφικὸς ἦν, οὐδὲν ἂν ἧττον — ἀπειργασάμην. Auf dieselbe Weise fehlt das Comma nach ὥστε II, 9, nach διότι VIII, 19, nach ὅτι VIII, 26 u. öfter. Wie ein Schulmann zu Begünstigung eines solchen Unfuges die Hand bieten kann, begreift Rec. nicht.

Doch ohne sich länger hierbey aufzuhalten, wendet er sich zu einigen Stellen, in welchen er verschiedener Meinung mit dem Herausg. seyn mufs. I, 1. 2 ἦν μὲν γὰρ Παναθηναίων τῶν μεγάλων ἱπποδρομία. Hier soll Παναθηναίων τῶν μεγάλων der Genitiv der Zeit seyn, vgl. Matth. Gr. §. 377. 2. Dieser Genitiv aber, welcher in Ausdrücken wie νυκτός, ἡμέρας, θέρους, χειμῶνος, τοῦ ἐπιγιγνομένου θέρους, τοῦ αὐτοῦ χειμῶνος vorkommt, ist bey solchen Festnamen ganz ungriechisch. Diese stehen auf die Frage *wann* im Dativ, wie μεγάλοις μυστηρίοις, Ἐλευσινίοις u. s. w. S. *Wannowski Theoria casus absolut.* II. S. 6 ff. In unserer Stelle hängt der Genitiv offenbar von ἱπποδρομία ab, *das Pferderennen der Panathenäen*, d. h. *welches an den Panathenäen gehalten zu werden pflegt.* Kap. I, 6 Καὶ ὁ Καλλίας, καὶ πρόσθεν μέν γε, ἔφη, ἀπεκρυπτόμην ὑμᾶς ἔχων πολλὰ καὶ σοφὰ λέγειν, νῦν δὲ etc. Hier widerlegt zwar der Herausg. mit Recht diejenigen, welche καί-γε verbinden, welches, wenn es auch sonst defshalb bisweilen gesagt werden kann, weil γὲ, wenn gleich zunächst zu dem unmittelbar vorhergehenden Worte gehörig, doch nach vorausgehendem καὶ eine gewisse sonst seltene Modification der Bedeutung erhält, doch hier ganz unstatthaft ist, da μέν γε offenbar zusammengehört. Aber der Herausg. selbst verfällt wieder dadurch in einen Irrthum,

thum, dafs er καὶ für die Copula erklärt, durch welche diese Worte an das Vorhergehende geknüpft würden. Eine solche Copula ist dort unstatthaft, und es bedeutet vielmehr *καὶ auch*. II, 6 Ἐπεὶ γοῦν νικηφόρος ἐβούλετο τοῦ παγκρατίου γενέσθαι, σὺν σοὶ σκεψάμενος αὖ, ὃς ἂν δοκῇ αὐτῷ ἱκανώτατος εἶναι εἰς τὸ ταῦτα ἐπιτηδεῦσαι, τούτῳ συνέσται. In dieser schwierigen Stelle, welche die meisten Ausleger als verderbt und namentlich als lückenhaft anerkennen, glaubt unser Herausg. die Vulgate rechtfertigen zu können, indem er die ersten Worte übersetzt: *certe quum pancratii victor evadere voluerit*. Diese Uebersetzung aber ist der Grammatik entgegen, da ἐπεὶ ἐβούλετο nicht *quum voluerit* (ἐπειδὰν βουληθῇ oder wenigstens ἐπειδὰν βούληται), sondern nur *postquam voluit* bedeuten kann, und also von der vergangenen, nicht von der künftigen Zeit nothwendig zu verstehen ist, wie denn auch, wenn von einem künftigen Siege des Autolycus im Pankration die Rede wäre, da derselbe in diesem Wettkampfe schon gesiegt hatte, die Partikel πάλιν oder αὖ nicht füglich fehlen könnte. Aufserdem hat *Bornemann* mit Recht erinnert, dafs ταῦτα in ταῦτα ἐπιτηδεῦσαι, welches unser Herausg. auf die καλοκἀγαθία beziehen will, nach den Worten nur auf παγκράτιον bezogen werden kann. Denn die καλοκἀγαθία ist weder in den angeführten Worten erwähnt, noch in den unmittelbar vorhergehenden Sätzen. II, 22 Ὅτι δ' ἡ παῖς εἰς τοὔπισθεν καμπτομένη τροχοὺς ἐμιμεῖτο, ἐκεῖνος ταῦτα εἰς τὸ ἔμπροσθεν ἐπικύπτων μιμεῖσθαι τροχοὺς ἐπειρᾶτο. Auch hier hat der Herausg. einen unglücklichen Versuch gemacht, die Vulgate, welche allgemein für verdorben gilt, dadurch zu rechtfertigen, dafs er τροχοὺς μιμεῖσθαι für eine Epexegesis von ταῦτα erklärt. Er hat dabey nicht bedacht, dafs man alsdann construiren müfste ταῦτα ἐπειρᾶτο, und dieses ungriechisch wäre für τούτων (τούτου) ἐπειρᾶτο. Rec. stimmt mit *Bornemann* überein, dafs das Wort τροχοὺς zur Erklärung von ταῦτα aus dem Vorhergehenden beygeschrieben, und so mit Unrecht in den Text gekommen sey. II, 25 hätte die Form τοσοῦτον nicht sollen im Text behalten seyn, da alle Handschriften und Athenäus τοσοῦτο oder τοσούτῳ haben, τοσοῦτον blofs Stobaeus giebt, der in solchen Dingen gegen die Handschriften gar keinen Werth haben kann, weil bekannt ist, wie willkürlich die Grammatiker bey Citaten mit den Apostrophen, den *literis mobilibus*, den Dialektformen und ähnlichen Dingen verfahren. Dafs aber τοσοῦτο vor Consonanten, wie hier vor πίνῃ, auch von Attikern gesetzt worden ist, leidet keinen Zweifel. S. *Poppo* zu Thucyd. VII, 86. 87. So hätte auch III, 2 und IV, 56 die Form εἶπαν, welche sich beide Male in den Handschriften findet, aufgenommen worden seyn sollen. Denn dieselbe Form geben die Handschriften Xen. Hell. III, 5. 24. IV, 1, 31. VII, 4. 4, womit zu vergleichen ist, dafs nicht nur εἶπας (zwey Mal in der Anabasis aus den Handschriften hergestellt oder herzustellen), sondern auch εἶπα (*Bornem.* zu Mem. III, 6, 8) als Xenophonteisch bewährt ist, und eben so andere Formen dieses ersten Aorists, die gewöhnlich für ionisch erklärt werden, z. B. das Particip εἴπας, sich aus guten Attikern nachweisen lassen. Auch III, 7 war kein Grund da, die von *Bornemann* aufgenommene, auf die Lesart der Handschriften A. B. sich stützende Wortfolge ἔφη ὁ Σωκράτης mit der auf die alten Ausgaben sich gründenden ὁ Σωκράτης ἔφη wieder zu vertauschen, obgleich an der grammatischen Richtigkeit der letztern an sich nicht zu zweifeln ist. In der Stelle IV, 3 εἰ μὲν πρὸς τοὺς ἄλλους δύνασαι δικαίους [ἂν] ποιεῖν, πρὸς δὲ σαυτὸν οὔ stimmt Rec. zwar mit dem Herausg. darin vollkommen überein, dafs ἂν hier nicht geduldet werden kann, mufs aber die Anmerkung misbilligen. Denn in dieser werden theils die beiden versuchten Erklärungen des ἂν, von welchen die eine es zu dem Infinitiv zieht, die andere mit εἰ δύνασαι verbindet, unter einander geworfen, und dem Hn. *Bornemann* erst die eine, dann, wie es scheint, die andere beygelegt; theils ist der Hauptgrund übergangen, warum, wenn εἰ — ἂν auch bisweilen verbunden wird, es doch hier durchaus nicht geschehen kann. Dieser ist nämlich der, dafs ἂν überhaupt nie zu dem Präsens des Indicativ gesetzt wird. Daraus ergiebt sich auch, was von dem Urtheile des Herausg. in einer andern Stelle zu halten ist. Nämlich IV, 37 zu den Worten Ἐγὼ δὲ οὕτω μὲν πολλὰ ἔχω ὡς μόλις αὐτὰ καὶ ἐγὼ [ἂν] αὐτὸς εὑρίσκω bemerkt er: „*An in praesenti quoque tempore vel potius infinito ita (ad consuetudinem quandam rei identidem factae declarandam) usurpetur particula, haec nondum diiudicata res est.*" Er hätte vielmehr sagen sollen, dieses sey ein Einfall von ihm, der jedoch wegen der einstimmigen Zeugnisse der alten Grammatiker gegen jene Verbindung von ἂν mit dem Präsens des Indicativs und wegen der Bestätigung dieser Zeugnisse durch die Untersuchungen der neuern Gelehrten keine Berücksichtigung verdient. Uebrigens ist zwar mit Recht von dem Herausg. die Erklärung *Bornemann's*, der, um ἂν zu vertheidigen, εὑρίσκω für den Coniunctiv gehalten wissen wollte, verworfen, jedoch über die Gründe, wefshalb dieses geschehen ist, geschwiegen. Es hätte gesagt werden sollen, dafs der Coniunctiv weder nach dem Sinne hier pafst, da ὡς ἂν εὑρίσκω nur entweder *wie immer ich finde* oder *damit ich in vorkommenden Fällen finde* heifsen kann, noch mit der Wortstellung vereinbar ist, welche alsdann ὡς ἂν μόλις u. s. w. seyn müfste. Zu IV, 12 wird gelehrt, unter Clinias sey der Bruder des Alcibiades zu verstehen. Dieses steht mit der Vorrede S. XV. XVI im Widerspruch, wo mit den Worten *Krüger's* auseinandergesetzt wird, dafs unter diesem Clinias nicht der Bruder des Alcibiades, sondern der Sohn des Astyochus zu denken sey. Derselbe Widerstreit mit der Vorrede findet sich in dem, was über das höhere Alter des Critobulus, das jüngere des Clinias, zu IV, 23 gesagt

sagt ist. IV, 45 Ἀλλὰ μὰ Δί', ἔφη ὁ Νικήρατος, μὴ ζήλου· ἐγὼ γὰρ ἥξω παρ' αὐτοῦ δεινασάμενος τὸ μηδενὸς προσδεῖσθαι. Hier haben *Schneider*, *Schaefer*, *Dindorf* δεινασόμενος aufgenommen. Unser Herausg. behält den Aorist bey, indem er ἥξω *redibo*, *revertar*, erklärt. Daſs es diese Bedeutung haben kann, leidet keinen Zweifel; aber eben so sicher ist, daſs dieselbe hier nicht paſst. Denn da sich Niceratus, als er dieses sprach, bey Clinias befand, so kann er nicht sagen: *ich werde vom Antisthenes zurückkehren, wenn ich nichts mehr zu bedürfen von ihm werde gelernt (entlehnt) haben*, sondern er muſs sagen: *ich werde zum Antisthenes gehen, um von ihm zu lernen*. Ein ganz andrer Fall ist offenbar Cyr. I, 3. 18. ἂν παρὰ τούτου μαθὼν ἥκῃς ἀντὶ τοῦ βασιλικοῦ τὸ τυραννικόν, wo sich Cyrus schon in Medien bey seinem Lehrer (dem Groſsvater) befindet, und also nur von seinem Zurückkehren nach Persien die Rede seyn kann; oder in der von *Bornemann* (dessen seltsame Erklärung ἥξω δανεισάμενος = δανείσομαι übrigens mit Recht mit Stillschweigen übergangen ist) angeführten Stelle Anab. II, 3. 29 νῦν μὲν δὴ ἄπειμι ὡς βασιλέα· ἐπειδὰν δὲ διαπράξωμαι, ἥξω συσκευασάμενος.

Seine Erinnerungen zu den übrigen Kapiteln muſs Rec., um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen. Er bemerkt noch zunächst, daſs die gegebenen Citate mehrmals nicht ganz passend sind. So ist zu I, 4 für μᾶλλον *potius* Cyr. I, 6. 25 Λέγεις σύ, ἔφη, ὦ πάτερ, ὡς καὶ καρτερώτερον δεῖ πρὸς πάντα τὸν ἄρχοντα τῶν ἀρχομένων μᾶλλον εἶναι angeführt, wo aber, wenn die Lesart richtig ist (*Wolf* und *Par.* A. B. lassen μᾶλλον aus,) vielmehr der von dem Herausg. unterschiedene rein pleonastische Gebrauch des μᾶλλον zu finden ist. Zu I, 16 wird für οὔτε — οὔτε μὴν Anab. II, 4. 20 citirt; dort steht aber οὐ — οὐδὲ μήν. Da ferner daselbst noch οὔτε — οὔτε — οὐδὲ μὴν besonders genannt, und durch Plat. Symp. p. 177 belegt wird, so muſste die Stelle Anab. VII, 6. 22 nicht mit Cyr. V, 4. 11, sondern bey dieser Platonischen Stelle erwähnt werden. Zu II, 6. εἴπερ τι καὶ ἄλλο ist die Stelle Anab. II, 4. 20 nicht passend citirt, da dort in ποταμὸς εἰ μέν τις καὶ ἄλλος ἄρα ἡμῖν ἐστι διαβατέος, οὐκ οἶδα, εἰ (die Wendung *ob*) τις καὶ ἄλλος eine andere Bedeutung hat. IV, 31, wo die Attraction der Präposition nach dem Artikel in τὰ ἐκ τῆς οἰκίας πέπραται bewiesen werden soll, paſst das Beyspiel Luc. Tox. c. 28 nicht: οἱ λοιποὶ δὲ τῶν οἰκετῶν ἅπαντα ἐκ τῆς οἰκίας συσκευασάμενοι ᾤχοντο φεύγοντες; denn dort findet sich kein Artikel und keine Attraction, sondern es hängt ἐκ τῆς οἰκίας unmittelbar mit συσκευασάμενοι zusammen. Zu V, 1 Ὁ δὲ Καλλίας ἔφη, Σὺ δὲ δή, ὦ Κριτόβουλε, εἰς τὸν περὶ τοῦ κάλλους ἀγῶνα πρὸς Σωκράτην οὐκ ἀνθίστασαι; Νὴ Δί', ἔφη ὁ Σωκράτης, ἴσως γὰρ εὐδοκιμοῦντα τὸν μαστροπὸν παρὰ τοῖς κριταῖς ὁρᾷ, wo der Herausg. οὐκ ἀνθίσταται zu νὴ Δία versteht, wird auf Matth. Gr. §. 606 verwiesen. Dort ist aber nur das Gegentheil von dem, was unser Herausg. annimmt, zu finden, nämlich daſs νὴ Δία immer in affirmativen Sätzen stehe. Zu VIII, 17, wo von dem Uebergange aus der relativen Construction in die demonstrative die Rede ist, wird Xen. Cyr. VII, 2. 27 angeführt. Dort aber in Ἣν ἄλλοι τε μακαριωτάτην ἐνόμιζον εἶναι βιοτὴν καὶ ἐγὼ συνεγίνωσκον αὐτοῖς, ταύτην καὶ ἐγὼ νῦν ἔχων διάξω findet sich ein solcher Uebergang nicht.

Die Latinität des Herausg. ist lobenswerth. Sehr selten hat Rec. etwas gefunden, was zu tadeln ist, z. B. S. 60, Z. 4 v. unt. *laevam versus* statt *in laevam versus*; S. 122 Z. 1 der Anm. *nec sic quidem* (in der Mitte einer Periode) statt *ne sic quidem*. Den in neueren Zeiten besonders durch *Hermann* herrschend gewordenen falschen Gebrauch von *dubito an non* in dem Sinne von *nescio an non* theilt der Herausg. mit Vielen. Von *occurrere* wird S. VI gesagt, es sey durch den Bruder des Herausg. in Lect. Tullian. specim. S. 21 gerechtfertigt. In der Art, wie unser Herausg. es gebraucht hat, nämlich mit hinzugesetztem Dativ, *haud pauci legenti occurrant loci*, hat man wohl schon früher nicht eben an dem Worte Anstoſs genommen. An und für sich aber kann wohl nur brüderliche Liebe den in jenem Specimen geführten Beweis für genügend achten, da dort keine einzige Stelle aus einem alten Klassiker beygebracht ist, in welcher sich wirklich *hoc vocabulum apud Ciceronem nusquam occurrit* oder etwas ähnliches fände, sondern nur aus verwandten Bedeutungen und Sprachweisen die Richtigkeit gefolgert, jedoch von dem Vf. selbst nicht mit Zuversicht behauptet wird. S. 70 wäre die griechische Form σιωπῷμι besser mit σιωπῴην vertauscht worden. Der Druck ist correct. Nur folgende kleine Fehler hat Rec. bemerkt: S. 11. Z. 11 v. u. γοργοῖς, S. 18 in der Anmerkung zu ἀρχὴν οὐδὲ νομίζεται Cyr. I, 6. 10 statt I, 6. 16, S. 27 unter εἴπερ τι καὶ ἄλλο Cyr. V, 1. 6, ferner III, 2. S. 46 μήδ', IV, 10. S. 64. Anab. V, 9. 34 statt V, 9. 31. IV, 28 der Punkt nach Σώκρατες statt eines Comma's, S. 96 erste Note ὡς st. καί, S. 107. Note ἴσχυν, S. 110 ἕξῃς in der Anmerk. zu ἀνέφερον. Mehrmals sind Anmerkungen auf eine falsche Seite zu stehen gekommen. So S. 47 (statt S. 46) die Variante εἶπαν πολλοί, S. 73 (statt S. 74) zu οὗτος οὖν, S. 79 (st. S. 78) die Anmerkung zu ἄναμιξ. Vgl. noch S. 90. Am Rande steht S. 14 die Paragraphenzahl 31 st. 13.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

MEDICIN.

1) Köln a. Rhein, b. Schmitz: *Beobachtungen über die Ursachen, Symptome und Behandlung des Irreseyns*, von *Paul Slade Knight*, M. Dr., vormals Oberwundarzte der königl. Flotte, viele Jahre Wundarzte bey der Irren-Anstalt zu Lancaster u. s. w. Mit einem Berichte eines Irren über sich selbst und Bemerkungen über die Zulassung von Irren zum Gottesdienste. Aus dem Englischen übersetzt von *Friedr. Engelken*, der Medicin Beflissenem. Mit einer Vorrede von *F. Nasse*, Prof. der Medicin, Director der medicinischen Klinik zu Bonn u. s. w. 1829. XVI u. 156 S. 8. (1 Rthlr.)

2) London, b. Longman u. Comp. und S. Highley; Edinburgh, b. Maclachlan u. Stewart: *Cases of mental disease*, with practical observations on the medical treatment. For the use of students. By *Alexander Morison*, M. D., President of the Royal College of Physicians, Edinburgh; Member of the Royal College of Physicians, London; Lecturer on mental diseases etc. 1828. VII u. 164 S. 8.

3) London, b. Longman u. s. w.; Edinburgh, b. Maclachlan u. s. w.: *Outlines of mental diseases*, with seventeen illustrative engravings; for the use of students. By *A. Morison*, M. D., President of the Royal College of Physicians of Edinburgh; Physician to his Royal Highness Prince Leopold; inspecting Physician of the Surrey Lunatic Houses; and Lecturer on mental diseases, etc. *Third* edition. 1829. VIII u. 162 S. 8.

Es ist erfreulich zu bemerken, wie das Studium der psychischen Krankheiten immer gröfsere Fortschritte macht, und wie namentlich Deutsche, Engländer und Franzosen gleichsam wetteiferad die Erkenntnifs und Behandlung dieser Krankheiten zu fördern suchen. Wie in so vielen andern Dingen, so macht auch hier der Charakter dieser verschiedenen Nationen seinen Einflufs geltend, und während der Deutsche diesen Gegenstand vorzugsweise theoretisch behandelt und ihn häufig in das Gebiet der Speculation zieht, nimmt ihn der Engländer ganz von der praktischen Seite. Beide Richtungen haben ihr Gutes und die Wissenschaft kann weder der einen noch der andern entbehren, wenn sie sich nicht dem Vorwurf der Einseitigkeit aussetzen will. Indessen scheint es uns doch, dafs gerade im Gebiete der Psychiatrie die praktische Seite die noch am wenigsten cultivirte sey, und dafs treue Beobachtungen und Erfahrungen hier noch besonders noth thun. Selbst Namen und Classificationen der verschiedenen irren Seelenzustände und die verschiedenen Ansichten einzelner Autoren darüber sprechen für das Bedürfnifs der noch zu erweiternden Erfahrungskenntnisse. In dieser Rücksicht kann denn nichts willkommner seyn als Mittheilungen von solchen Männern, welche grofsen und guten Irrenanstalten vorstehen, vorausgesetzt, dafs sie den rechten Sinn und die rechte Beobachtungsgabe haben, und nichts ist von gröfserem Interesse, als die Ergebnisse der Beobachtungen solcher Männer mit einander zu vergleichen. Manches Gute ist uns schon in dieser Beziehung von England zugekommen, und neben den Werken von *Cox* und *Hallaran* verdienen auch diejenigen, mit denen wir jetzt unsere Leser bekannt zu machen gedenken, eine ehrenvolle Stelle, als Documente einer sorgfältigen und treuen Beobachtung der Gemüthskrankheiten in ihren verschiedenen Formen.

Nr. 1, von einem Manne in Deutschland eingeführt, dem die Lehre von den psychischen Krankheiten schon selbst so manche wesentliche Bereicherungen verdankt, erschien zuerst unter dem Titel: *Observations on the causes, symptoms and treatment of derangement of mind*, by *P. S. Knight* etc. London 1827. Es besteht gröfstentheils aus einzelnen aphoristischen, die Ursachen, Symptome und Behandlung des Irreseyns betreffenden Bemerkungen, die wohl ursprünglich einzeln niedergeschrieben und erst späterhin gesammelt und in die gegenwärtige Form zusammengebracht worden sind. Auch ohne die Versicherung des Vfs, dafs sie das Ergebnifs der Beobachtungen an 700 Irren sind, würde man darin den geübten Irrenarzt erkennen.

Der Vf. beginnt mit *pathologischen und physiologischen Bemerkungen*, worin er hauptsächlich den Grundsatz aufstellt, dafs jede Art des Irreseyns unmittelbar aus einem körperlichen Leiden entspringe, dafs aber die verschiedenen menschlichen Körperbeschaffenheiten hinsichtlich der Empfänglichkeit dieses Einflusses auf den Verstand sehr von einander abweichen. Nach Gründen für diese Ansicht sieht man sich vergeblich um, wenigstens dürfte die angebliche Erfahrung, nach welcher der Vf. bey Irren eine gröfsere Anschwellung der Blutgefäfse des Gehirns und eine reichlichere Blutergiefsung beobachtet haben will, noch sehr in Zweifel gezogen werden, und obwohl wir den Werth anatomischer Unter-

tersuchungen keinesweges verkennen, so erwarten wir doch nicht, mit dem Vf., dass wir dadurch zur Entdeckung der nächsten Ursache des Irreseyns gelangen werden. Zugegeben ferner, dass die Individuen einiger Familien von Geschlecht zu Geschlecht eine grösere Empfänglichkeit für dieses Leiden zeigen, und dass einige Familien sichtbare Eigenthümlichkeiten in der Körperbildung haben, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen; so würde uns die nähere Beobachtung dieser Eigenthümlichkeiten immer nur zu der Einsicht in die körperliche Anlage zu diesen Krankheiten, keinesweges aber zur Einsicht in das Wesen derselben führen. Was die *Symptome des Irreseyns* betrifft, so bezeichnet der Vf. als die einzigen, welche diesem Zustande eigenthümlich sind, eine Verwirrung des Verstandes ohne gänzlichen Verlust des Vorstellungsvermögens und des Bewufstseyns, wozu *Nasse* mit Recht noch das Merkmal hinzufügt, dass der Irre, so lange er irre ist, die Täuschung, worin ihn sein Zustand versetzt, nicht einzusehen vermag. Indess muss Rec. hinzusetzen, dass auch manche Irren über ihren kranken Zustand nicht ganz unwissend sind; so hat er erst kürzlich einen irrsinnigen Schneider zu beobachten Gelegenheit gehabt, der alles Tuch, was ihm zur Bearbeitung vorgelegt wurde, verschnitt und auf verkehrte Weise zusammennähte, und am Ende der Arbeit recht gut wusste, dass er seine Sache schlecht gemacht hatte, dabey aber versicherte, er sey nicht im Stande, es in seinem jetzigen Zustande besser zu machen. Freilich sind diess nur einzelne Ausnahmen von der Regel, jedoch beweisen sie, dass es einen Zustand von Irreseyn giebt, wo noch ein Schimmer von Bewufstseyn vorhanden ist, der einzelne verkehrte Handlungen beleuchtet.

Sehr wenig genügt, was der Vf. *von den Ursachen des Irreseyns* sagt. Aller Erfahrung entgegen, gesteht er den psychischen Ursachen fast gar keinen Einfluss auf die Entstehung desselben zu, und läst sich dabey zu ganz sonderbaren Schlüssen verleiten. So z. B. heisst es S. 18: „Von ungefähr 300 Irren, welche ich zu gleicher Zeit in der Behandlung hatte, konnte man, mit Ausnahme von 5 oder 6 zornmüthigen, von keinem einzigen sagen, dass die Leidenschaften oder irgend eine einzelne Leidenschaft einen grofsen Einfluss auf ihn ausübte, das heisst in einem solchen Grade, dass sie das hervorstechende Symptom des Irreseyns seyn konnten, wie es doch der Fall seyn würde, wenn sie einen grofsen Einfluss in diesem Uebel hätten." Nach einer solchen Schlussfolge müsste man denn auch mit demselben Rechte folgern, ein Kranker könne sich durch Aerger kein Gallenfieber zugezogen haben, wenn nicht im Verlauf dieser Krankheit das hervorstechende Symptom Aerger sey. Eben so sonderbar muss es erscheinen, wenn sich der Vf., zum Beweis, dass in seiner Anstalt niemals ein Vorherrschen der Leidenschaften beobachtet worden sey, auf dass Zeugniss von Personen höheren Ranges, die dieselbe besuchten, beruft, als wenn der höhere Rang ein Privilegium zur besseren Beobachtung gäbe.

Wo es scheint, dass dem Ausbruch des Irreseyns Leidenschaften vorangegangen sind, sollen diese, dem Vf. zu folge, schon das unvermeidliche Resultat körperlicher Leiden gewesen seyn, ja, er setzt einen solchen körperlich - abnormen Zustand auch da voraus, wo er weder von dem Kranken selbst noch von anderen wahrgenommen wird, er fusst also hier nur auf seine eigene Beobachtung. Wie können wir aber dieser vertrauen, da dem Vf. doch wohl selten die günstige Gelegenheit zu Theil geworden seyn mag, seine Kranken vor ihrer Aufnahme in die Irrenanstalt zu beobachten? Er will unter nahe an 700 Irren nur einen Einzigen gefunden haben, wo die Krankheit aus einer psychischen Ursache, nämlich aus Schreck hervorgegangen war, und wahrscheinlich würde er auch diesen Fall nicht als Ausnahme gelten lassen, wenn nicht der Wahnsinn eine unmittelbare Folge des Schrecks gewesen wäre. Doch diess mag hinreichen, um zu zeigen, wie wenig es dem Vf. geglückt ist, in der Erkenntniss der psychischen Ursachen dieser Krankheiten vorzudringen. Bey weitem ergiebiger finden wir dagegen die Ausbeute, indem wir seine Bemerkungen über die *physischen Ursachen und die Behandlung* des Irreseyns vernehmen. Gerne trauen wir hier seiner Versicherung, er habe fast immer das Irreseyn von einem oder mehreren körperlichen Uebeln begleitet gefunden, indem auch wir bey Seelenstörungen eine mit der psychischen Trübung parallel gehende somatische anerkennen, und sehr beherzigenswerth finden wir die Erinnerung an praktische Aerzte, immer darauf ein scharfes Auge bey dergleichen Kranken zu richten, ob irgend eine örtliche Ursache oder constitutionelle Reizung, namentlich Congestionen nach der Leber, oder partielle Verstopfung in den Eingeweiden oder Herz -, und vorzüglich Lungenübel vorhanden seyen. Der Arzt muss hier immer das bey Irren so häufig gestörte und alienirte Gemeingefühl berücksichtigen, und sehr richtig bemerkt der Vf., ein Irrer werde, obgleich von keinem Anfall der Pneumonie heimgesucht, doch vollkommen einathmen und versichern, dass er durchaus keinen Schmerz empfinde, oder mit einer offenbaren Congestion des Blutes nach dem Kopfe und einem heftigen Kopfschmerze sagen, dass er sich niemals besser in seinem Leben befunden habe. Freilich ist hier die Diagnose mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und besonders schwer dürften solche krankhafte Zustände auszumitteln seyn, bey denen es sich bloss um subjective Gefühle des Kranken handelt, wie z. B. beym Kopfschmerz.

Ueber das *idiopathische Irreseyn* geht der Vf. sehr kurz hinweg, wahrscheinlich, weil er es für sehr selten hält. Wenn es mit Epilepsie verbunden ist, so sollen kleine Blutentziehungen, kurz vor dem Anfall angewendet, sich sehr nützlich bewiesen haben. Ueber die ärztliche Behandlung der Irren, und namentlich über einige Arzneyen finden sich einzelne

zelne bemerkenswerthe Beobachtungen, unter denen wir einige herauszuheben uns erlauben. Von der Digitalis bemerkt der Vf., dafs sie in der Mehrzahl der Fälle bey ihrer ersten Anwendung ein eben so entschiedener Reiz, wie Branntwein und Rum ist. Nach wenigen Tagen jedoch setzt sie immer den Puls entweder in seiner Stärke oder Zahl herab, und kurze Zeit darauf an Zahl und Stärke zugleich. Zuweilen verliert der Puls an Kraft und gewinnt an Schnelligkeit, und wenn dieses der Fall ist, so fand der Vf., dafs die Arzney einen sehr nachtheiligen Einflufs auf den Körper hatte, und ermahnt zur gröfsten Vorsicht, wenn dieser Erfolg eintritt; denn während die Lebenskräfte offenbar sinken und man noch auf die beruhigende Kraft der Digitalis seine Aufmerksamkeit richtet, und während man vergeblich erwartet, dafs der Puls von 120 zu einer mittleren Zahl herabsinken werde, wird der Kranke in Bewufstlosigkeit verfallen. Uebrigens hat der Vf. überall bemerkt, dafs dieses Mittel eine äufserst wohlthätige Wirkung hatte, indem es sowohl die tobsüchtigen Paroxysmen linderte, als auch die Irritabilität verminderte und den genau damit in Beziehung stehenden Puls herabsetzte, mochte nun der Geisteszustand ein heiterer oder trauriger seyn. Auch über die Anwendung des Extract. hyosc. machte der Vf. günstige Erfahrungen; er reicht es in sehr grofsen Dosen, zu 20 — 30 gr. beym Schlafengehen. Von Purgantibus und Emeticis fand er keine gröfseren Dosen bey Irren erforderlich, was indessen mit den Erfahrungen anderer Aerzte und auch mit denen des Rec. in Widerspruch steht. Was die Wirkungen des Quecksilbers betrifft, so scheint der Vf. darüber mit sich selbst nicht einig zu seyn: denn einmal sagt er von den pilul. hydrargyri, es sey ihm kein besonderer Fall vorgekommen, wo dieselben nicht von einigem Nutzen gewesen wären, und dafs in vielen Fällen die Genesung, wenn auch nicht ausschliefslich, doch gröfstentheils denselben zuzuschreiben gewesen sey; und späterhin heifst es, er sey von dem Quecksilber kein grofser Verehrer. Von der Anwendung desselben habe er in den meisten, vielleicht in allen noch neuen Fällen, welche von Aufregung begleitet gewesen, nur eine nachtheilige Wirkung gesehen, ausgenommen, wo es als Zusatz zu einem Abführungsmittel gebraucht wurde. Das Sturzbad wird mit Vortheil angewendet, um die Reizbarkeit und Schlaflosigkeit einiger epileptischer Kranken zu vermindern. Das heifse Bad von etwa 96° F. aber ist fast allen Irren sehr nothwendig, und es giebt wenig Fälle, wo es nicht wenigstens ein- oder zweymal die Woche mit Vortheil angewendet werden kann. Dem Drehstuhle ertheilt der Vf. grofses Lob und hält die Besorgnifs mancher Aerzte, dafs durch dieses Mittel Schlagflufs herbeygeführt werden könne, nach sorgfältiger Prüfung für ungegründet. Gegen das Irreseyn mit Epilepsie verbunden, bediente sich derselbe mit Vortheil des Spir. terebinth. in Verbindung mit Digitalis, Kal. carbon., Pilul. hydrargyr., Columbo, und kleinen Aderlässen, die aber nur kurz vor den Anfällen angewendet werden sollen.

Die Bemerkungen über die *psychische Behandlung der Irren* verdienen von jedem Irrenarzte gelesen zu werden, und zeugen für die eigene Tüchtigkeit des Vfs zu diesem Geschäfte. Zur Unterhaltung der Irren empfiehlt er das Damen- und Kegelspiel, letzteres mit Kegeln und Kugeln, die aus festem Leder gemacht und mit Pferdehaaren ausgestopft sind. Schreiben findet er aus einleuchtenden Gründen, nicht rathsam; dagegen empfiehlt Rec. das Abschreiben, das ihm in einigen Fällen sehr nützlich geschienen hat. Es versteht sich, dafs man unter dem, was man abschreiben läfst, eine zweckmäfsige Wahl treffe. Mit Recht sagt der Vf., es sey von der gröfsten Wichtigkeit, in der Behandlung der Irren möglichst viele Mittel für jede Abstufung der Bewegung und der Arbeit zu besitzen, weil, der dadurch herbeygeführten Bewegung zu geschweigen, schon die Betrachtung dieser Arbeit, wenn man sieht, dafs sie Nutzen bringt, dem Geiste angenehm und heilsam sey. Indessen weifs uns derselbe, aufser dem Fahren mit der Schiebkarre und dem Strohflechten für Männer (denn für Frauen finden sich leicht Beschäftigungen) keine weitere zweckmäfsige Beschäftigung zu empfehlen. Ob es im Allgemeinen gut sey, Irren an dem sonntäglichen Gottesdienste Theil nehmen zu lassen, müssen wir bezweifeln, da es gewifs viele Ausnahmen giebt, für welche dergleichen Religionsübungen nicht passend sind; indessen geben wir dem Vf. gerne zu, dafs da, wo sich ein Verlangen danach zeigt, die Befriedigung desselben sich als wohlthätig bewährt hat, und dafs es das Geschäft des Arztes seyn müsse, zu untersuchen, ob religiöse Wahnbegriffe einen nachtheiligen Eindruck auf den Verstand machen, und dafs es ihm Pflicht sey, den religiösen Wünschen seines Kranken in jeder Beziehung, wenn ihr Verstand nicht dadurch gefährdet oder ihre Gesundheit verschlimmert werde, nachzugeben. Auch Musik wird als ein sehr wichtiges Mittel bey der Heilung der Irren empfohlen, und Rec. glaubt, dafs man davon gewifs eine sehr nützliche Anwendung machen werde, wenn man sich besonders die Mühe geben wird, die Wirkungen der verschiedenen Arten dieser Kunst auf dergleichen Kranke auszumitteln.

Bey der Klasseneintheilung der Irren will der Vf. nur allgemeine Regeln befolgt wissen, und giebt dazu einige sehr zweckmäfsige Winke. Zwangsmittel, um den Kranken zum Genufs der Speisen zu nöthigen, sollen sehr selten erforderlich seyn, und man erreiche durch Geduld und Ueberredung meistens seinen Zweck. Doch könne es dringende Fälle geben, wo man einen Kranken zwingen müsse, Speise oder Medicin zu nehmen. Zu diesem Zweck bedient sich der Vf. eines eigenen Schlüssels, den er hat abbilden lassen und der brauchbar zu seyn scheint. Desgleichen müssen wir Irrenärzten die hier abgebildeten Muffen und Aermel zur Sicherung der Irren em-

empfehlen, da sie wirklich Vorzüge vor ähnlichen Zwangsmitteln zu haben scheinen.

Unter der Ueberschrift: *Vermischte Bemerkungen*, theilt der Vf. noch einige kurze Beobachtungen über eigenthümliche Empfindungen in der Haut, Hydrothorax, Leiden der Eingeweide, Atrophie, Appetit zum Essen, Erscheinungen, Geruch, atmosphärische Veränderungen, Kälte, Einfluss des Mondes, Aufwärter mit, unter denen einige nicht uninteressant sind. Den letzten Abschnitt des Buches füllen Tabellen, und ein *Bericht über die verschiedenen Regungen einer Person, die durch ein Fieber ihrer Vernunft beraubt war, so wie auch eine Beschreibung der Ereignisse, womit sie sich selbst beschäftigt glaubte.* Man kann diesen Bericht nicht ohne Bewunderung und Mitleid über die mannichfaltigen Qualen lesen, denen der Irre durch seine inneren krankhaften Vorstellungen und Einbildungen ausgesetzt ist, Vorstellungen, auf die man nur selten aus den Aeusserungen des Kranken zu schliessen vermag, und die uns eben desshalb zu der vorsichtigsten und schonendsten Behandlung bestimmen müssen.

Ein *Anhang* zu dieser interessanten Schrift enthält noch: 1) *Bemerkungen über die Nützlichkeit, Irren öffentliche religiöse Verrichtungen zu gestatten, hauptsächlich aus den Jahresberichten der königlichen Irrenanstalt zu Glasgow entnommen* (Aus dem *London medical Repository and Review*, Neue Reihe, Vol. IV. London 1827), und 2) *Anstellung eines Geistlichen bey der Irrenanstalt zu Lancashire.* (Aus dem *London med. Repository and Review*, Neue Reihe, Vol. III. p. 554. London 1826.) Obgleich die Theilnahme der Irren an dem Gottesdienste nur bedingungsweise zulässig erachtet wird, so sind doch von der anderen Seite die guten Folgen, die dieselbe für einzelne Irren, namentlich im Zustande der Reconvalescenz, hat, nicht zu verkennen, und daher verdient wohl dieser Gegenstand von den Directoren deutscher Irrenanstalten in ernstliche Erwägung gezogen zu werden.

Die Grundsätze, nach welchen der Vf. von Nr. 2 und 3 in der Beurtheilung der verschiedenen irren Zustände und in der Beseitigung derselben zu Werke geht, stimmen grösstentheils mit denen zusammen, welche sich auch die besseren deutschen Irrenärzte angeeignet haben. Nr. 2. enthält, ausser einer kurzen Einleitung, nur die Beschreibung von verschiedenen Fällen des Irreseyns, 51 an der Zahl. Die Eintheilung derselben gründet der Vf., mit *Pinel* und *Esquirol*, auf die verschiedenen krankhaften Aeusserungen der Geistesverrichtungen, und versichert, bey einer Zahl von nahe an 300, nicht eben besonders ausgewählten Fällen, wenig Mühe gehabt zu haben, einem jeden unter ihnen den bestimmten Platz anzuweisen. Unter diesen Fällen hat er diejenigen ausgehoben, welche besonders geeignet sind, die meisten Arten von generellem und partiellem Irreseyn darzustellen, und am Ende von jeder die Zahl der besonderen Fälle angegeben. Was die Behandlung dieser verschiedenen Arten des Irreseyns betrifft, so äussert sich der Vf. hierüber folgendermassen: In jedem besondern Fall von Geistesstörung muss man grössere oder geringere körperliche Unordnungen voraussetzen, daher denn auch die Eintheilung in die medicinische und psychische Behandlung. Was die erstere betrifft, so müssen wir zuförderst den Ursprung der körperlichen Abweichung aufsuchen, und zwar nimmt man gewöhnlich an, dass in jedem Fall von Geistesstörung das Gehirn entweder primär oder secundär leidet. Bisweilen ist dieses Leiden entzündlicher Art, bisweilen aber besteht es nur in einer activen Congestion oder Vollheit der Blutgefässe, ohne Entzündung. Jedoch kann diese letztere auch von passiver Natur seyn und von einer lähmungsartigen Erweiterung der Gehirngefässe abhangen. Zur Entfernung dieser krankhaften Zustände der Blutgefässe sind, nach Verhältniss der verschiedenen Umstände, allgemeine oder örtliche Blutentleerungen, Blasenpflaster, Fontanelle, die Anwendung der Kälte, verbunden mit anderen Ausleerungsmitteln, welche den Andrang des Blutes nach dem Kopf vermindern, indicirt. Um aber die Folgen dieser krankhaften Affectionen der Blutgefässe, als Verdickung der Häute, Ausschwitzung von Serum u. s. w. zu heben, bedient man sich gewisser Mittel, welche die Einsaugung vermehren, unter andern, des Quecksilbers, der harntreibenden Substanzen, und örtlicher Reiz- und Ableitungsmittel. Der Einfluss, den Störungen anderer Organe auf das Gehirn ausüben, scheint in sehr genauem Zusammenhang zu stehen mit den Zweigen und Ganglien des grossen sympathischen Nerven, welche die Organe der Digestion und die Geschlechtstheile versorgen. Bey Störungen dieser Art sind Mittel, welche auf diese organischen Sphären einwirken, besonders wirksam. Ausserdem ist es nicht unwahrscheinlich, dass zuweilen eine ungleiche Vertheilung oder Congestion desjenigen Agens, welches das materielle Vehikel der Empfindung ausmacht, vorkommen mag, und dass, wenn die Strömungen dieses Fluidums zu schnell erfolgen, oder es sich in gewissen Theilen des Nervensystems anhäuft, eine Zunahme der Sensibilität und der Muskelreizbarkeit im Allgemeinen entsteht, welche dann jene schmerzlichen und ungewöhnlichen Empfindungen, jene plötzlichen Täuschungen und jene gewaltsamen und unregelmässigen Bewegungen zur Folge haben, wie sie bey Irren so oft vorkommen. Zur Minderung und Unterdrückung derselben empfehlen sich vorzüglich warme Bäder, Narcotica und tonische Mittel.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

MEDICIN.

1) Köln a. Rhein, b. Schmitz: *Beobachtungen über die Ursachen, Symptome und Behandlung des Irreseyns*, von *Paul Slade Knight*. — — Aus dem Engl. von *Friedr. Engelken*, und mit einer Vorrede von *F. Nasse* u. s. w.

2) London, b. Longman u Comp. und S. Highley; Edinburgh, b. Maclachlan u. Stewart: *Cases of mental disease* — — By *Alexander Morison* etc.

3) London, b. Longman u. s. w.; Edinburgh, b. Maclachlan u. s. w.: *Outlines of mental diseases* — — By *A. Morison* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zur erfolgreichen psychischen Behandlung werden besonders genaues Studium der früheren Lebensverhältnisse des Kranken, Abwendung derjenigen Gegenstände, an welche die Folge seiner unrichtigen Ideen und Täuschungen gebunden ist, und nach Umständen Absonderung, sanfte Behandlung und Bewachung, Abziehung von Lieblingsvorstellungen und Zerstreuung, Beschäftigung, und zwar eine ordnungsgemäfse, wie sie sich für die früheren Gewohnheiten und für den gegenwärtigen Zustand des Kranken schickt, zweckmäfsige Vertheilung der Irren, und Erregung gewisser Gemüthsbewegungen und Leidenschaften empfohlen. Ganz übereinstimmend mit anderen guten Irrenärzten bemerkt der Vf., es können für die psychische Behandlung im Allgemeinen keine für alle Fälle passenden Regeln gegeben werden. Jeder Kranke müsse besonders studirt werden, und man müsse sich eine solche Kenntnifs seines Gemüths zu erwerben suchen, als erforderlich sey, die Operationen desselben zu beherrschen und zu reguliren.

Da wir unseren Lesern die einzelnen Fälle nicht selbst vorlegen können, so bemerken wir nur im Allgemeinen, dafs der Vf. bey der Aufzeichnung derselben nur sehr kurz die Hauptsymptome der Krankheit und die vorzüglichsten Veränderungen im Verlauf derselben andeutet, ohne sich in weitläuftige Schilderungen und Erörterungen über dieselbe und über sein Heilverfahren, welches im Allgemeinen sehr einfach ist, einzulassen. Nur zuweilen fügt er einem und dem andern Fall eine Bemerkung bey, von denen wir hier einige ausziechnen: Blutentziehungen sind nicht allein bey Manie, sondern öfters auch bey Monomanie erforderlich; man mufs aber darin nicht zu weit gehen, und bedenken, dafs oft psychische Ursachen die Seelenstörung, und zugleich die Nervenreizung und die vermehrte Thätigkeit der Blutgefäfse unterhalten; wenn sie nun auch die letzten vermindern, so haben sie doch keinen Einflufs auf die psychische Ursache, ja zu weit getriebene Blutentleerungen machen zuweilen die Kranken wüthend, statt sie zu beruhigen. — Auch der Gebrauch der Purgiermittel, obschon sie vielleicht mehr nützen als alle anderen, erfordert Vorsicht. Die milderen, in mäfsigen Gaben angewendet, nützen im Allgemeinen mehr als die drastischen, z. B. Elaterium, Crotonöl, Helleborus, welche gewöhnlich die schon vorhandene Nervenreizung noch vermehren. Besonders im ersten Stadium der Manie und Monomanie, wo der Kranke noch Kraft hat, sind Calomel und Jalappa sehr wohlthätig. Bey vorwaltender Schwäche dagegen und in der Narrheit (*Dementia*) mufs man behutsam in der Anwendung derselben seyn. — Brechmittel fand der Vf. selten anwendbar. Sie nützen bisweilen im Anfang, wenn man sie in kleinen ekelerregenden Dosen giebt, und unterdrücken bisweilen einen bevorstehenden Anfall. Man mufs bey ihrer Anwendung mit Vorsicht zu Werke gehen, und thut besser, nicht mit zu grofsen Dosen anzufangen. — Die dunkle Kammer ist ein sehr gutes Mittel bey grofser Aufregung. Um die Wirkung desselben zu erhöhen, bringt der Vf. den Kranken in ein grofses hell erleuchtetes Zimmer, und läfst hierauf plötzlich alle Fensterläden schliefsen, bis zu vollkommener Dunkelheit. — Allgemeine und örtliche warme Bäder sind nützlich, wenn grofse Nervenreizbarkeit, mit Mangel an Schlaf vorhanden, wenn die Haut trocken, wenn die Krankheit mit unterdrückten Hautausschlägen oder anderen krankhaften Absonderungen verbunden, oder wenn der Kranke stumpf, still ist und keine Speisen zu sich nehmen will. Wenn aber grofse Schwäche vorhanden ist, mufs man mit diesem Mittel vorsichtig seyn. — Vor dem Gebrauch des Opiums warnt der Vf., wie billig, wenn entzündliche Anlage oder Congestionen vorhanden sind, und will, dafs man seine Wirkung, den Darmkoth zurückzuhalten und überhaupt die Absonderungen zu vermindern, beachte. Dagegen findet er es nützlich bey Schlaflosigkeit, nach vorausgeschickten Blut- oder Darmentleerungen, insbesondere wenn die Krankheit schon einige Zeit gedauert hat; eben so, wenn der Kranke, bey anfangender Reconvalescenz, durch Furcht, Eifersucht

sucht oder Argwohn wach gehalten wird, und die obengenannten Umstände es nicht contraindiciren. Auch bey Kummer und Weinen beweist es sich nützlich. Doch soll man mit 1—2 Granen anfangen und erst allmählig steigen.

Angehängt ist dieser Schrift die Zeichnung zur Vorrichtung eines Douchebades und zu einem Drehstuhl. Beide empfehlen sich durch Einfachheit und Zweckmäßigkeit.

Nr. 3 ist ein Compendium über die psychischen Krankheiten, das uns sehr angesprochen hat, denn obwohl es von Seite der philosophischen Forschung und der speculativen Betrachtungsweise, die nun einmal nicht Sache des Engländers ist, weit hinter ähnlichen Werken deutscher Abkunft zurücksteht, so hat es dagegen vermöge seiner kurzen und gedrängten Darstellungsweise und seines klaren Vortrags Manches vor diesen voraus. Am wenigsten haben uns die ersten, als Einleitung zu dem Ganzen dienenden Abschnitte, wo von dem Geschichtlichen des Gegenstandes, von dem Gehirn und Nervensystem, von dem intellectuellen Princip und von den Seelenvermögen gehandelt wird, angesprochen. Manches z. B. von dem Sitz der Seele, von den beiden Vermögen der Seele: Verstand und Wille trägt zu sehr das Gepräge veralteter Ansichten, als daſs es befriedigen könnte. Bey weitem glücklicher ist dagegen der Vf. in der Behandlung der pathologischen Seite dieses Gegenstandes. Unter die charakteristischen Symptome des Irreseyns im Allgemeinen werden gezählt: Delirium oder intellectuelle Störung, Schlaflosigkeit, Kopfweh, Affectionen der Empfindung und Bewegung, veränderte Physiognomie. An eine Definition des Irreseyns scheint sich der Vf. nicht gewagt zu haben, und erwähnt nur beyläufig, es scheine eine allgemeine Störung der Gemüthskräfte, bis zu einer gröſseren oder geringeren Ausdehnung vorhanden zu seyn, und man habe keinen hinreichenden Grund zu glauben, daſs dabey die Urtheilskraft ausgenommen sey. Von dem Delirium nimmt er drey verschiedene Arten an, nämlich, das Fieber-Delirium, die Berauschung und das Irreseyn. Die Merkmale dieser verschiedenen Arten sind sehr genügend angegeben. Die der letzteren Art fast er in Folgendem zusammen: Täuschung, Mangel an Zusammenhang und unvernünftiges Betragen. Die verschiedenen Symptome von Seite der psychischen Aeuſserungen werden betrachtet mit Rücksicht auf das Bewuſstseyn, die Wahrnehmung, die Aufmerksamkeit, das Gedächtniſs, die Einbildungskraft, die Urtheilskraft, den Willen, die Appetite und Neigungen, die Affecte und Leidenschaften; unter den körperlichen Symptomen des Irreseyns aber besonders berücksichtiget: Mangel an Schlaf, Kopfweh, Empfindung und Muskelbewegung, der Blutumlauf im Gehirn, die Physiognomie, die Digestionsorgane und der allgemeine Kreislauf. Was die Eintheilung der Seelenkrankheiten betrifft, so folgt der Vf. auch hier Pinel und Esquirol. Die verschiedenen Stadien, in welche diese Krankheiten im Allgemeinen zerfallen, sind, das des Anfangs, das active oder ausgebildete Stadium und das der Abnahme und Wiedergenesung oder der Uebergang in das unheilbare. Unter die Symptome, welche einem Anfall von Irreseyn unmittelbar vorangehen, zählt der Vf.: ungewöhnlich frühes Aufstehen aus dem Bette, unaufhörliches Sprechen oder ungewöhnliches Schweigen, veränderter Ton der Stimme, Neigung zu streiten, besonders mit Freunden und Verwandten, ungewöhnliche Gebehrden, Röthe der Augen und besondere Gefühle im Kopfe oder in anderen Theilen des Körpers. Auf gleiche Weise zeichnet der Vf. die Symptome in dem ausgebildeten Stadium der verschiedenen Formen des Irreseyns, nämlich der Manie, Monomanie, des Selbstmordes und der Narrheit oder Fatuität, und ungerne versagen wir es uns, diese einzelnen Bilder hier wiederzugeben, da sie obwohl in wenigen Worten, jedoch sehr naturgetreu entworfen sind und mit zu den ausgezeichnetsten Seiten des ganzen Buches gehören. Unter den Symptomen der Reconvalescenz bemerkt der Vf., daſs dergleichen Kranke oft den Arzt über den wahren Zustand ihres Gemüths täuschen, wenn sie ein heftiges Verlangen haben, wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Wenn sie dann auch ruhig, ihre Gesichtszüge aber noch nicht den natürlichen Ausdruck erlangt haben, so solle man den übrigen Erscheinungen nicht trauen. Rec. hat diese Bemerkung in mehreren Fällen bestätigt gefunden. Für das sicherste Zeichen der Wiedergenesung hält es der Vf., wenn der Kranke weiſs, daſs er wahnsinnig gewesen ist und selbst die näheren Umstände während seiner Krankheit erzählt. Zeichen, daſs diese in den Zustand der Unheilbarkeit übergegangen ist, sind: ein Zustand von Ruhe und Stumpfsinn nach vorhergehender Aufregung und Wuth im activen Stadium, Wiedereintritt des Schlafes ohne Besserung in den Geistesverrichtungen, albernes Gelächter und unzusammenhängende Reden.

Wir übergehen manche nützliche Bemerkung über Typus, Prognose, körperliche und psychische Ursachen, häufiges Vorkommen mit Rücksicht auf verschiedene Länder, Ergebniſs der Leichenöffnungen, um noch einige Worte über die Behandlung dieser Krankheiten mitzutheilen. Im Allgemeinen stimmt der Vf. mehr für die Aufbewahrung der Irren in Irrenanstalten, als in Privathäusern. Die Regeln, welche er zur Einrichtung der ersteren giebt, sind vollkommen den Forderungen angemessen, welche die besseren Irrenärzte in dergleichen Anstalten zu machen sich bewogen gefunden haben. Zu Zwangsmitteln soll man nur zum Wohl des Kranken seine Zuflucht nehmen, nicht aber der Bequemlichkeit der Aufseher wegen. Die Zwangsjacke reiche vollkommen hin. Von groſser Wichtigkeit sey es, eine gewisse Ordnung im Aufstehen, Essen und Arbeiten einzuführen. Es trage dieſs nicht allein zur Gesundheit bey, sondern mache auch die Kranken lenksamer. Man solle sich ja nicht bemühen, den Kran-

Kranken zu überführen, dafs er irre sey, denn diefs benehme ihm nicht allein das Vertrauen, sondern vermehre auch seine Aufregung. Selbst im Stadium der Reconvalescenz könne man es nur mit Vorsicht thun. Wenn der Kranke ruhiger werde, solle man ihn auch in eine ruhigere Abtheilung versetzen, wo er verständige und erheiternde Unterhaltung und allmählig auch religiöse Tröstung finde. Besuche von Freunden seyen von grofser Wirkung, aber erfordere defshalb grofse Vorsicht, denn wenn man sie zu bald gestatte, vermehren sie die Aufregung. Man solle daher dieselben im Allgemeinen so lange verschieben, bis sie der Kranke selbst wünsche. Im Stadium der Aufregung empfiehlt der Vf. die Kranken öfter, selbst in der Nacht, trinken zu lassen und ihnen, zur Verminderung der Hitze, die Haare abschneiden zu lassen. Bey der Behandlung des Irreseyns durch Arzneymittel läfst sich derselbe hauptsächlich durch Symptome von Congestion, Entzündung, erhöhte Sensibilität ohne Zeichen von Congestion oder Entzündung, verminderte Sensibilität oder Stupor, Schwäche, Complication mit dem Wochenbette, und Intermissionen oder Remissionen leiten. Beygefügt sind diesem Abschnitte noch einige allgemeine und nutzbare Bemerkungen über Reinlichkeit, Luft, Feuchtigkeit, Kleidung, Betten, Diät und über die Diagnose der Krankheiten der Irren.

In besonderen Abschnitten betrachtet der Vf. noch den Idiotismus, die Verstandesschwäche im Allgemeinen und die partielle Verstandesschwäche insbesondere, die Täuschungen mit Bewufstseyn, wobey er gelegentlich von der Hypochondrie und Hysterie handelt, die excitirenden und deprimirenden Leidenschaften und den unordentlichen Schlaf, wobey besonders des Somnambulismus, der Ekstase und des Alpdrückens gedacht wird. Den durch Magnetismus erregten Somnambulismus hält der Vf., mit den meisten seiner Landsleute, für ein Produkt der Einbildungskraft, wahrscheinlich weil sie sich noch nicht die Mühe genommen haben, diesen interessanten Gegenstand näher zu betrachten und zu prüfen. Bemerkungen über die medicinisch-gerichtliche Untersuchung des irren Zustandes erheben sich nicht über das Gewöhnliche, und liefern den Beweis, dafs wir Deutsche in diesem Zweig der Wissenschaft weiter vorgedrungen sind, als diefs in England der Fall zu seyn scheint.

Einen besonderen Werth geben dieser Schrift noch 17 schöne Zeichnungen von Irren in verschiedenen Arten von Gemüthsstörungen, wozu der Vf. theils eine bedeutende Sammlung von Büsten und Zeichnungen im Besitze von D. *Esquirol* in Paris, benutzte, theils von den Hnn. D. *Sutherland* und *Wastell* in London und D. *Blainie* in Aberdeen in der Auswahl der verschiedenen Exemplare unterstützt wurde. Wer Irren öfter zu beobachten Gelegenheit gehabt hat und weifs, wie schwer es ist die beweglichen Gesichtszüge mancher unter ihnen zu fixiren, mufs in der That das Charakteristische in diesen Abbildungen, in deren keiner die Abweichung vom gesunden Zustande des Gemüths zu verkennen ist, bewundern. *Hbm.*

Ilmenau, b. Voigt: *Handbuch der medicinischen Diagnostik.* Eine Anleitung die Krankheiten des menschl. Körpers richtig zu erkennen und die ähnlichen von einander zu unterscheiden. Nach den neuesten Untersuchungen zum Unterrichte für prakt. Aerzte und zum Gebrauche für akademische Vorlesungen entworfen von Dr. *C. F. Lutheritz.* 1829. VIII u. 572 S. 8. (2 Rthlr.)

Erste Abtheilung: Diagnostik der allgem. pathol. Zustände des menschlichen Körpers. In der Vorrede sagt der Vf., dafs seiner Arbeit die Leistungen eines *Kreysig, Scheu, Greiner, Sundelin* u. a. zum Grunde liegen, und dafs er das Werk des vortrefflichen *Schmalz* benutzt habe, um angehenden Praktikern ein brauchbares Werk in gedrängter Kürze zu liefern. Wir haben in dieser Abtheilung nichts angetroffen, was den Ansichten der bessern Physiologen und Pathologen entgegen wäre, und müssen bemerken: dafs der Vf. das, in beiden Doctrinen durch fortdauernd angestelltes Forschen, Berichtigte benutzt und überall beym Auftreten von Krankheiten es sich hat angelegen seyn lassen, die heilkräftige Tendenz derselben besonders hervorzuheben und auf die Unterscheidung und Trennung der Heilsymptome von den Krankheitssymptomen kräftig hinzuweisen. Diese gute Seite des Werkes dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, wenn wir auch bey manchen der abgehandelten Gegenstände den Wunsch nicht unterdrücken können, dafs sie mehr mit Tiefe, der Kürze unbeschadet, aufgefafst seyn möchten. S. 176, wo der Vf. das Bild und Wesen der adynamischen Fufsgeschwüre entwirft, heifst es: „voraus geht eine erysipelatöse Entzündung, die Haut wird roth, schwillt an, die *Vasa absorbentia* wirken lebhafter, saugen die aufgelöste Haut in grofsem Umfange ein, deren Erosion schmerzhafte, stechende Empfindung erregt"; diese Behauptung ist jedenfalls falsch. Aufsaugung findet bey adynamischen Geschwürflächen nie Statt, sondern die ergriffenen organischen Partieen zerrinnen, schmelzen und lösen sich in Jauche auf, daher starke Secretion der Geschwürfläche. Diefs ist das Wesen und das Charakteristische der adynamischen Geschwüre und der eigenthümliche Ausgang einer venösen und asthenischen Entzündung, vorzugsweise wenn sie häutige Gebilde ergreift. S. 196 sagt der Vf. unter *Phthisis diabetica:* „so strömt bey Diabetischen der Urin gleichsam passiv durch das erschlaffte Organ, wird nicht durch einen Secretionsact abgesondert, wie bey gesunden Personen". Diese Idee ist unstatthaft; denn ein passives Hindurchströmen des Harns durch die Nieren würde eine Zerstörung ihres or-

organischen Baues und selbst den organ. Tod derselben voraussetzen. Nun zeigen aber Sectionen der an Diabetes Verstorbenen, dass in vielen Fällen die Nieren in ihrem Baue nicht verändert sind, und daher muss die grosse Menge des Harns, der ein eigenthümliches Gepräge an sich trägt, einer alienirten Vitalität der Nieren zugeschrieben werden. Diese Vitalität ist quantitativ gesteigert, qualitativ aber gesunken, d. h. es fehlt ihr das Formgebende. Wenn es auch wahrscheinlich ist (vgl. v. *Stosch*, über Diabetes u. s. w.), dass anderweit und in den assimilativen Organen der Grund zur Umstimmung der gesammten Blut- und Säftemasse liegt, so kann nach dem, was wir über die organischen Gesetze im Allgemeinen und das Leben einzelner Organe wissen, ein wenn auch nur „gleichsam" passives Hindurchströmen durch lebende Organe, nicht statuirt werden; denn es ist der Idee vom Leben zuwider. Die grosse Menge des Harns ist immer das Resultat des Secretionsactes der Nieren, aber hier eines alienirten. *Zweyte* Abtheilung: Diagnostik der Affectionen der einzelnen Organe, S. 201. Unter der Abtheil. Erysipelas wird behauptet: „die Rose gehört, wie die Gicht, zu den exanthematischen Krankheiten"; Rec. ist es indessen nicht bekannt, dass je die Gicht zu den Exanthemen ist gerechnet worden, und ihm auch nicht möglich hierfür genügende Gründe aufzufinden. Das Wort „*Exanthema*" schliesst den Begriff der Pustel in sich und passt demnach nicht zur Bezeichnung der Krankheitsform, welche wir Gicht nennen. Gefährlich scheint es Rec. sogar, die Rose mit zu den Exanthemen zu rechnen; denn ohne noch einen Schritt weiter zu thun, müsste man mit demselben Rechte andere Entzündungen auf und in der Haut zu den Exanthemen rechnen, was doch nicht geschehen darf, wenn der Begriff des Wortes Exanthema unentstellt bleiben soll. Mit demselben Unrechte hat der Vf. S. 383 u. 84 der *Angina parotidea vaga, epidemica*, den exanthematischen Charakter beygelegt. Einige Aehnlichkeiten, welche diese Krankheitsformen mit den Exanthemen haben, geben noch kein Recht sie ihnen beyzuzählen. Auch hat diese Classification, so bald nur das Wesentliche dieser Krankheiten gehörig aufgehellt ist, keinen Nutzen für die Behandlung derselben. S. 236 hat der Vf. die unechte Vaccine durchaus falsch geschildert, und es ist nicht einzusehen, warum er nicht auch hier, da er übrigens copirt und compilirt, die Darstellung der unechten Vaccine aus *Schmalz* Tabellen der Diagnostik, welche treu und richtig ist, aufgenommen hat. S. 367 hält der Vf. den Wasserkrebs der Lippen für ein örtliches Leiden, und nur durch dieses und von hier aus soll der Organismus angegriffen werden. Ganz das Gegentheil findet aber Statt; der Wasserkrebs ist der Reflex eines allgemeinen Leidens der Lymphe und des venösen Blutes, welche Flüssigkeiten beide durch Einflüsse mancherley Art in ihrer Vitalität getrübt sind (vgl. *Richter* über den Wasserkrebs der Kinder u. s. w.). S. 485 wird leider der Keuchhusten als Nervenleiden wieder angesehen, und gesagt, die spastische Natur der Krankheit ergiebt sich: 1) daraus, dass Nervenreize, Gemüthsbewegungen, Zorn, Angst, die Anfälle sowohl hervorrufen, als abwenden können; 2) dass sie mit Unruhe und Aengstlichkeit anfangen; 3) dass sie zu bestimmten Zeiträumen stärker oder schwächer eintreten, während die ganze Krankheit so lange fortdauert, bis die gereizte Nervensphäre wieder beruhigt worden ist. Wer kann aber so seichte Beweise als gültig anerkennen. Wie viele Krankheiten erleiden nicht durch Einflüsse der Art Verschlimmerung und machen Rückfälle, ohne darum gerade Nervenkrankheiten zu seyn? Der Vf. hätte nur bedenken sollen, wie wenig diese Theorie bisher genützt hat. Sie kann es auch nicht, weil sie nur auf eine symptomatische Behandlung des Keuchhustens hinausläuft und das Wesen desselben unberücksichtigt lässt. Mit dieser Ansicht kommen wir nicht weiter, wie die alltägliche Erfahrung diess zur Genüge beweist. Nervenaffection ist allerdings da, aber sie ist nicht primäres, sondern secundäres Leiden. Aus dem Grunde sind auch die Mittel, welche man in dieser Beziehung angewendet hat, direct schädlich, und Rec. wird anderweit Gelegenheit nehmen, diess deutlich zu zeigen. Weit besser ist die Ansicht, welche der Vf. über das Wesen der *Angina pectoris* aufgefasst hat, obwohl sie von den bisherigen bedeutend abweicht. Ueber die *Gastromalacie* äussert sich der Vf. unvollkommen und nicht klar genug. Dem Anfänger möchte es schwer werden, sich aus dieser Deduction eine klare Vorstellung zu erwerben.

Im Allgemeinen lässt sich über die Arbeit des Vfs sagen: dass sie der Diagnostik von *Schmalz* an die Seite gestellt werden könne, aber der intensiven und extensiven Gediegenheit, welche jene besitzt, in einem nicht unbedeutenden Grade ermangelt. Auch dürfte die Idee des Vfs, seine Arbeit zu akademischen Vorlesungen gebrauchen zu lassen, schwerlich realisirt werden, weil diese eben so wenig kanonisches Ansehen, als die Diagnostik selbst die gewünschte Vollkommenheit besitzt. Undeutsch schreibt der Vf. durchgehends „gilblich" statt gelblich, und ausser den, im Druckfehlerverzeichniss bemerkten Druckfehlern, finden sich im ganzen Buche noch recht viele Unrichtigkeiten, die unmöglich alle für Druckfehler gehalten werden können. Druck und Papier sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

PHYSIOGNOMIK.

1) Ilmenau, b. Voigt: *Die Hauptlehren der Physiognomik, Schädellehre und anderer Theorien zur Beurtheilung des äussern Menschen nach Haltung des Körpers, Gang, Handschrift, Manier u. s. w.* Nach Lavater, Gall, Pernety, Camper und andern ältern und neuern physiognomischen Schriftstellern bearbeitet von Dr. *F. H. Ungewitter.* Mit 30 Abbild. u. Facsimiles auf 15 Taf. 1830. IV u. 310 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

2) Leipzig, b. d. Baumgärtner. Buchh.: *Das Lavatersche System der Physiognomik,* oder die Kunst, durch die Constitution, die äussern Gewohnheiten und vorzüglich durch die Untersuchung der Formen des Kopfes und der Gesichtszüge des Menschen dessen Geschmack, Neigungen, Capacität, Anlagen, Grad der Bildung und Reife zu erkennen. (Ein Bogen in Royalfolio.) (16 gGr.)

3) *Ebendas.*: *Das Gallsche System der Schädellehre (Cranioscopie).* Ueber die Fähigkeiten und Kräfte des Menschen und die Verrichtungen des Gehirns. Nach den letzten vom Dr. *Gall* kurz vor seinem Tode gemachten Beobachtungen und nach der zweyten vom Dr. *Fossati* mit der gröfsten Sorgfalt vermehrten und verbesserten Aufl. (Ein Bogen in Royalfolio.) (16 gGr.)

Die Vorstellung, den Menschen nach seinem intellectuellen und moralischen Werthe in einer arithmetischen Gleichung zu berechnen, deren Glieder sich dem Beobachter äufserlich in den Gesichtszügen, in der Kopfform, in der Körperhaltung, in der Handschrift u. s. w. darbieten, sagt dem menschlichen Geiste so sehr zu, wegen des fast Wunderbaren eines solchen Wissens einerseits, und wegen der praktischen Brauchbarkeit desselben im gesellschaftlichen Verkehr andererseits, dafs wohl jeder Gebildete darüber belehrt zu werden wünschen mag. Dafs wirklich aus einzelnen Aufsenverhältnissen des Körpers ein Schlufs auf den inwohnenden Geist statthaft sey, diefs wird kein gründlicher Naturforscher in Abrede zu stellen wagen. Es kommen aber dabey zwey einschränkende Umstände in Betracht: 1) Nur in dem Verhältnisse, als die systematische Anordnung in der Psychologie sich der Vollkommenheit nähert, kann die Beurtheilung des Geistes im Menschen nach körperlichen Aufsenverhältnissen, die umgekehrte Psychologie, wie man dieses Wissen wohl nennen könnte, auf Gültigkeit der Behauptungen Ansprüche machen. Es lassen sich nämlich die mannigfaltigen besonders benannten geistigen Eigenschaften (ihre Anzahl ist bey den verschiedenen Völkern verschieden; uns gebt z. B. die Bezeichnung des englischen *temper* ab), gleichwie die Pflanzenspecies in der Botanik, in *Genera* vereinigen, und diese in Ordnungen, je nach der Uebereinstimmung in wesentlichen Merkmalen. So lange wir dieser systematischen Anordnung und der Psychologie entbehren, läuft die umgekehrte Psychologie immer Gefahr, Prädicate, die sich auf ein psychologisches Genus beziehen, auf eine einzelne Species zu deuten, und umgekehrt. 2) Die Erziehung, die Gewohnheit kann den Menschen vermöge seiner Perfectibilität fast ganz in Widerspruch bringen mit seinen ursprünglich hervortretenden Anlagen und Neigungen, den guten sowohl als schlechten, wodurch sich der praktische Werth jener Deutungsbestrebungen vermindert. — Die drey anzuzeigenden Schriften machen keine Ansprüche darauf, diese Schwierigkeiten zu beseitigen; das schon Bekannte übersichtlich und fafslich darzustellen ist ihr Zweck.

Die Schrift Nr. 1 mufs schon dadurch ein nicht sehr günstiges Vorurtheil erwecken, dafs der Titel mit dem Inhalte keineswegs im Einklange steht; denn die Beurtheilung des *innern* Menschen (nicht des *äussern*) nach Haltung des Körpers, Gang, Handschrift u. s. w. wird darin gelehrt. Die *Einleitung* abgerechnet zerfällt sie in *drey* Bücher: 1) *Von der Physiognomik* (S. 41—219); 2) *Ueber die Verrichtungen des Gehirns nach Gall oder über die Hirnschädellehre* (S. 220—303); 3) *Von der Eigenthümlichkeit der Handschriften* (S. 304—310). Diese drey Bücher enthalten materiell und formell so gut wie gar nichts Eignes vom Herausgeber; dieser begnügt sich, hin und wieder eine Einleitung von einigen Zeilen zu machen, um die Aussprüche der auf dem Titel genannten Gewährsmänner zu excerpiren. Ganze Kapitel enthalten aber auch nicht ein einziges eignes Wort. Auch die Abbildungen und Facsimiles sind Copieen aus *Lavater* und *Gall*. Gegen dieses Verfahren läfst sich beym Zwecke der Schrift allerdings nichts sagen; aber das ist doch wohl unverzeihlich, dafs nicht der Urtext von *Lavater's* Werk benutzt worden ist (welchen der Vf. und Verleger trotz aller Bemühungen nicht zu erhalten vermochten!!!), sondern die im Haag erschienene franz. Uebersetzung. — Es bleibt also blofs die 40 Seiten lange Einleitung als Werk des Dr. *Ungewit-*

witter zu betrachten; doch ist auch diese zur Hälfte wieder mit ausgeschriebenen Stellen angefüllt. Wir hätten hier eine Entwickelung des Begriffs, der Grenzen, der Schwierigkeiten der Physiognomik u. s. w. erwartet, also namentlich eine Erörterung dessen, was unter dem Titel *Allgemeine Bemerkungen* von S. 41 — 62 aus *Lavater* abgeschrieben ist. Statt dessen erschöpft sich der Vf. in überspannten Definitionen und (um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen) philiströsen Bemerkungen, wie folgende: „Ist es der Himmel oder die Sterne, die wir beobachten? Nein, es ist die Astronomie oder die physiognomische Wissenschaft des Himmels" (S. 3). „*Socrates* hatte es nicht recht überlegt, als er wünschte, dafs die Natur eine Oeffnung an der Brust, dem Herzen des Menschen gerade gegenüber, angebracht hätte, damit man darin ihre Gedanken und Vorhaben lesen könnte; denn gesetzt, man vermöchte in die verborgensten Tiefen des Herzens zu blicken, so würden doch die schärfsten Augen nichts weiter zu sehen bekommen, als die Bewegung der Theile" (S. 8). Für welchen Kreis von Lesern ergeht sich Hr. Dr. *U.* wohl in solchen Widerlegungen, wie die letztgenannte?

Dafs das Buch dessen ungeachtet manchem Leser (Leserinnen hat der Vf. hoffentlich nicht mit im Auge gehabt, als er das S. 119 und 120 Gesagte aufnahm) gefallen werde, daran zweifeln wir nicht. Wenigstens sind wir zu glauben geneigt, dafs jeder Leser aus seinem eignen Gesichte und aus jeglichem ihm theuren lauter Angenehmes herauszubringen im Stande seyn wird: denn wenn *Lavater's* Deutungen ihm nicht gefallen, so fährt er vielleicht besser mit denen von *Pernety* (Versuch einer Physiognomik. Dresd. 1784); sicher aber werden ihn diejenigen aus der 1594 erschienenen *Chiromantia. Kunst Wahr- und Weyssagens* u. s. w. nicht im Stiche lassen. Gewöhnlich finden sich die Aussprüche aller drey Orakel zusammengestellt. — Wir erachten es demnach für angemessen, zum Schlusse noch die speciellen Gegenstände zu erwähnen, über welche der Leser Aufschlufs erhält. Das *erste* Buch von der *Physiognomik*, welches über ⅘ des Ganzen einnimmt, zerfällt in 2 Abtheilungen. Die *erste* Abtheilung handelt *von den einzelnen Theilen des menschlichen Körpers*, und enthält 9 Capitel: *Allgemeine Bemerkungen; von dem Haupte; von den Haaren; von der Stirn; von den Augen; von der Nase; von dem Munde und den dazu gehörigen Theilen; von den Wangen; von den Ohren*. Die *zweyte* Abtheilung handelt *von der Physiognomie des Menschen überhaupt* in 7 Capiteln: *Ueber den eigenthümlichen Unterschied der Gesichtszüge bey den vornehmsten Völkern der Erde* (von *Camper*); *über die Aehnlichkeit zwischen gewissen Menschen und Thiere, und über die Thiere insbesondere* (von *Lavater*); *über Homogenität, Gleichartigkeit aller einzelnen menschlichen Gestalten* (von *Lavater*); *über das weibliche Geschlecht* (von *Lavater*); *Aehnlichkeit der Aeltern und Kinder* (von *Lavater*); *von den Temperamenten* (von *Lavater*); *einzelne Charaktere* (von *Lavater*). — Das *zweyte* Buch, welches sich mit *Gall's* Schädellehre beschäftigt, enthält im *ersten* Capitel *Allgemeine Bemerkungen* über Nerven, Rückenmark und Gehirn. Im *zweyten* Capitel (*Eigentliche Lehre über die Verrichtungen des Gehirns*) werden *Gall's* Grundsätze erörtert, die seiner Lehre gemachten Einwürfe werden möglichst beseitigt, und die 27 durch ihn unterschiedenen Vermögen der Reihe nach erläutert. — Das Wenige, was im *dritten* Buche von der *Eigenthümlichkeit* der Handschriften gesagt wird, ist ganz aus *Lavater* genommen, gleichwie die 17 Facsimiles. — Unter den Druckfehler ist uns als sinnentstellend aufgefallen S. 221 zwey *leichte* Hälften st. *gleiche* Hälften, und S. 223 aus dem Rückenmarke in das *Gehör* st. in das *Gehirn*.

Nr. 2 und 3 sind tabellenförmige Zusammenstellungen der betreffenden Gegenstände in französischer Manier. Das es Uebersetzungen sind, ist zwar nicht ausdrücklich angegeben, aber unverkennbar; der schwache Uebersetzer hat es hin und wieder nöthig erachtet, den französischen Text in Klammern beyzufügen. Ganz verfehlt scheint uns Nr. 2 zu seyn; denn mit dem Nebeneinanderstellen ganz verschiedener Dinge in *tabellarischer Form*, wie es sich hier vorfindet, ist noch keine Tabelle geliefert. Die Tafel enthält 24 Abbildungen, von denen die 4 ersten colorirt sind, und 1, die Gesichtsmuskeln; 2, einen linirten Kopf *en profil*; 3, einen Kopf *en face*; 4, die Gefäfse und Nerven des Kopfs darstellen. Die andern Abbildungen sind Schattenrisse von Köpfen und ganzen Figuren, mit Ausnahme zweyer Silhouetten. Schade ist es, dafs die Darstellung der Gesichtsmuskeln in Fig. 1 so unvollkommen ist; denn eine gute Darstellung dieser Muskeln wäre hier ganz am Orte. Noch schlechter ist aber der erklärende Text zu dieser Figur. Der Mundschliefser (*Orbicularis oris*) bey *d* wird als *Käumuskel* bezeichnet; die mit *f, g, h* bezifferten Muskeln entbehren aller Erklärung. — Die Auseinandersetzung des *Lavater*'schen Systems erfolgt in 5 Columnen: I. *Grundlage der Physiognomik*. (Möglichkeit und Grenzen derselben.) II. *Von den Affecten und den vorzüglichsten Gattungen von Physiognomieen*. (Die Affecte sind: convulsivische; oppressive; expansive; Affecte des Geistes (*passions de l'esprit*.) Die vorzüglichsten Gattungen der Physiognomie sind: in Bewegung begriffene oder beunruhigte; in Ruhe begriffene und veränderte; geistreiche; moralische; gewöhnliche; gemeine und verworfene.) III. *Specielles Studium und Classification der vorzüglichsten physiognomischen Kennzeichen. Allgemeine Regeln über ihre Anwendung*. (Die hier erwähnten Artikel sind: Temperamente; Kopf; Gesicht oder Antlitz; Profil; Haare; Stirn; Augenbrauen; Augen; Nase; Mund; Wangen; Kinn; Stamm, und zwar Hals, Brust, Unterleib, Becken, Rücken und Schultern; Extremitäten oder Gliedmafsen, und zwar obere und untere; Gestikulationen, Gang und Stellungen; Gewohnheiten; Kleidung.) IV. *Principe und ihre An-*

Anwendung. (Haut, Muskeln, Nerven, Gefäfse, Zellgewebe des Gesichts, und der Ausdruck der Temperamente im Gesichte bilden die Gegenstände für das *physiologische* Princip. Des *geometrischen* Princips geschieht sonderbarer Weise fast nur in Form einer Anmerkung Erwähnung. Dann folgen noch als besondere Artikel: Heterogeneität und Homogeneität der Gesichter; Ausdruck verschiedener Arten von Gesinnungen, Affecten und veränderten Physiognomien; Parallele; Schattenrisse und Portraits; von den Geberden (Gestikulationen) und Stellungen. — Der Zweck dieser ganzen Columne scheint übrigens kein anderer zu seyn, als die Erklärung der Abbildungen beyzubringen.) V. *Erläuterungen und Vorschriften*. (Anweisungen zum Menschenstudium.)

Die Tafel Nr. 3 können wir denen, welche eine Uebersicht der *Gall*'schen Schädellehre zu erhalten wünschen, als zweckmäfsig empfehlen; nur fehlt freilich die Entwickelung der Grundsätze, auf welche *Gall* seine Lehre stützte, so gut wie gänzlich. Auch diese Tafel enthält Abbildungen und Text. Drey colorirte geschorene Köpfe in etwas verkleinertem Maafsstabe sind nach der bekannten Weise beziffert. Dann folgen die Köpfe des *St. Bruno, Bacon, Kant, van Dyk, Sterne, l'Hopital* und *Duguesclin*, als Proben des Zusammenfallens ausgezeichneter geistiger Eigenschaften mit ausgezeichneter Bildung einzelner Kopfpartien. Der Text nimmt 5 Columnen ein. Die *erste* enthält die Namen der 29 durch *Gall* zuletzt unterschiedenen Organe; die *zweyte* bezeichnet den Sitz und das äufserliche Hervortreten eines jeden dieser Organe; die *dritte* hat als Ueberschrift: *Absichten der Natur, indem sie die Thiere mit gewissen Organen begabte, und von den intellectuellen und moralischen Wirkungen der nämlichen Organe beym Menschen;* die *vierte* erwägt die *Mimik oder äufserliche Offenbarung der Wirkung der Organe*. (Zweckmäfsig werden hier die äufserlichen Körperverhältnisse bey den durch *Gall* unterschiedenen Fähigkeiten oder Organen kurz angegeben.) Die *fünfte* Columne enthält unter dem Titel *Erklärungen und Anmerkungen* folgende Artikel: Von dem Maafse der verschiedenen Verstandesgrade und ihrem Verhältnifs zur Capacität des Schädels und der Entwickelung der Organe; über die Resultate, wozu die Untersuchung der allgemeinen Formen des Kopfes verhilft; über die Classification der Organe; über die neue *Gall*'sche Philosophie.

LANDWIRTHSCHAFT.

Leipzig, b. Engelmann: *Allgemeines deutsches terminologisches ökonomisches Lexicon und Idioticon*; oder erklärendes Verzeichnifs aller im Gebiete der gesammten Landwirthschaft der Acker-, Wiesen-, Garten-, Forst-, Vieh-, Jagd-, Fischerey- und Hauswirthschaft, in Deutschland, und den einzelnen deutschen Provinzen vorkommenden Kunstwörter und Kunstausdrücke überhaupt, und Benennungen der landwirthschaftlichen Pflanzen, Thiere, Geräthe u. s. w. insbesondere. Von Dr. *Friedrich Benedict Weber*, Prof. auf der Universität in Breslau. *Erste* Abtheilung: A—M. VIII und 877 S. *Zweyte* Abtheilung: N—Z. S. 878—777. gr. 8. (4 Rthlr. 4 Ggr.)

Der Hr. Vf. verdient gewifs den Dank des Publicums für diese mühvolle Arbeit, welche nach seinem eigenen Geständnifs „die Frucht von mehr als 20 jährigem fast täglichen fleifsigen Sammeln und mehr als 2 jähriger eigentlicher Bearbeitung ist." Was man nun in diesem Werke zu erwarten hat und worin seine Vorzüge bestehen, das giebt der Vf. in der Vorrede weitläuftig an, wovon hier nur das gedrängte Resultat mitgetheilt werden kann.

Es ist nämlich keine Real-Encyclopädie, worin man einen Unterricht über landwirthschaftliche Gegenstände finden könnte, sondern blofs, wie der Titel besagt, ein terminologisches ökonomisches Lexicon. Hier werden also hauptsächlich Definitionen über ökonomische Dinge aufgestellt, zum Gebrauch für diejenigen, welche sich zu Landwirthen bilden wollen; Kunstwörter und Kunstausdrücke erklärt; provincielle Idiotismen im Gebiete der Landwirthschaft so wie die idiotischen Benennungen landwirthschaftlicher Geräthe, Pflanzen, Thiere, Arbeiten u. s. w. aus *allen deutschen Ländern* mitgetheilt, damit man beym Lesen ökonomischer Schriften, wo die Verfasser sich blos auf die in ihrer Gegend übliche Benennungen ohne weitere Erklärung beschränkt haben, wie dieses unter andern auch in *Hollefreunds* Anweisung zur Landwirthschaft der Fall ist, ins Klare kommen können. So findet man ferner hier kurze, jedoch genugsam ausreichende Beschreibungen von allen naturwissenschaftlichen, den Landwirth interessirenden Gegenständen, bezüglich auf Pflanzen, (selbst Zierpflanzen und Blumen eingeschlossen) Mineralien, Thiere, besonders sämmtliche Jagdthiere, wobey selbst auf die ganze Jägersprache Rücksicht genommen ist, von allem jedoch nur, wie gesagt, die Hauptkennzeichen und Unterscheidungsmerkmale, ohne dafs der Vf. gemeint ist, den Naturforscher, Botaniker, Mineralogen u. s. w. in seinen ausgedehnten Forderungen zu befriedigen, oder aber überhaupt etwas in mehreren Rücksichten Vollständiges zu liefern. Besonders soll hier auch jeder Geschäftsmann, namentlich der Jurist, Cameralist, so wie jeder Gewerbsmann eine Erklärung dessen finden, was ihm, in Hinsicht auf Landwirthschaft unbekannt und unverständlich, aber doch zu wissen nöthig und interessant ist; und endlich soll dieses Werk dem deutschen Sprachforscher, durch Aufstellung der Menge von Idiotismen, eine Ansicht geben, wie reich die deutsche Sprache besonders in ihren Dialecten ist. — Es sind demnächst hier dreyfsig eigentliche idiotische Wörterbücher verzeichnet, welche der Vf. aufser

sser andern ökonomischen Hülfsquellen aller Art zu diesem Werke benutzt hat.

Ob nun gleich dieses Werk auf Vollständigkeit keine Ansprüche machen kann, denn viele Wörter und Ausdrücke fehlen ganz, z. B. Albeln, Blümeln, Brodmarten, Kagel, schütter, Vorsper u. m. a., so wird man doch in den meisten Fällen, wo man Auskunft bedarf, Befriedigung finden und von Sachen aller Art in wenig Worten eine ausreichende Anschauung bekommen, nach welcher man sich selbst in ausgedehntern Werken vergeblich umsieht.

Um bey einem Gegenstande von so grofsem Umfange in den wenigen (48) Bogen viel zu geben, hat sich der Vf. auch nicht einmal den Fehler der Breite zu Schulden kommen lassen, wie das bey Speculation auf grofses Honorar, oder bey Verwöhntheit in Durchwässerung häufig der Fall ist, sondern alles ist gedrängt und zusammengegossen, auch selbst Abbreviaturen, wo es nur gehen wollte, angebracht, welches letztere inzwischen wohl nicht immer so ängstlich zu beobachten gewesen wäre, wie z. B. bey Desätini, ein russisches Feldmaafs = 4 $\frac{137}{1000}$. Preufs. M. u. s. w.

Und um diese beliebte Kürze auch in gegenwärtiger Anzeige des Werks nachzuahmen, mag das vorhin Gesagte zu seiner Empfehlung an das Publicum hinreichend seyn, zumal da auch bey den gewifs über 30,000 Rubriken ein Aufzählen des Gelungenen in den unzähligen Fällen nicht möglich ist.

Was wir in gewissen Rubriken anders eingetragen haben würden, ist, um nur einen Punkt zu berühren, Folgendes: In einem Sachwörterbuche, wie gegenwärtiges ist, wird man die Arten einer Gattung, wenn ein Adjectiv solche bezeichnet, schwerlich unter solchem suchen; aber hierunter sind sie in diesem Lexicon häufig eingetragen. So wird gewifs jeder: schwarze Apricose, Kartoffel, Gerste, Herzkirsche, Raupe u. s. w. nicht unter dem Adjectiv *schwarz* suchen, sondern vielmehr unter dem Substantiv; hier müfsten die mehreren Arten z. B. von Herzkirschen, welche durch ein Adjectiv bezeichnet werden, mit aufgeführt, oder zum wenigsten angemerkt seyn, dafs es noch andere Arten gäbe, die unter *Schwarz, Grün* u. s. w. beschrieben wären. Und so findet man häufig unter der Aufstellung im Adjectiv Sachen, worüber man hier eine Erklärung nicht vermuthet. Man sehe nur *Italienische* Kiefer, Pappel, Pflaume, Waare, Fenchel; Durchwachsenes Geisblatt; Corinthischer Rettig; Rother Ahorn, Bindsallat u. s. w. Und bey der blauen Gerste namentlich mufs Rec. bemerken, dafs diese nur Sommerfrucht ist; denn die Bärengerste (eine Winterfrucht) die kaum blauliche Spelzen hat, kann wohl nicht gemeint seyn (sie ist als 6zeilig besonders aufgeführt) und so auch die schwarze Gerste nicht, welche ebenfalls als eine besondere Art vorkommt, leider aber irrig als Sommerfrucht, wozu sie Rec. noch nicht hat bringen können; er kann mit diesen 3 Arten, die in Farbe und Vegetationsperioden verschieden sind, dienen.

Der Druckfehler — die der Vf. mit der grofsen Entfernung des Druckorts, so wie mit Enge und Fülle des Drucks entschuldiget — sind freilich viele und zwar selbst wieder Druckfehler in den Verbesserungen derselben (wie das am Ende des 2ten Theils angezeigt ist), und wenn man diese alle, und was sich sonst noch findet, corrigirt, so wird das Buch freilich ziemlich beschrieben. Uebrigens ist Coulardsches Wasser — mit C — wohl Irrungsfehler, denn es steht selbst so gedruckt in der Ueberschrift und bey Bleywasser abermals!!

Was den Druck selbst betrifft, so ist solcher sauber und trotz der Gedrängtheit sehr deutlich, wozu auch das weifse Papier viel beyträgt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, i. Verl. d. Enslin. Buchh.: *Neueste medicinisch-chirurgische Journalistik des Auslandes* in vollständigen, kurzgefafsten Auszügen herausgegeben von *Fr. J. Behrend*, Dr. d. Med. und *K. F. W. Moldenhawer*, Dr. u. s. w. zu Berlin. Jahrg. 1830 (in 12 Heften von ungefähr 8 Bogen). 8. (8 Rthlr.)

Analog dem Repertorium von *Kleinert*, das bekanntlich Auszüge aus den gangbarsten medicinisch-chirurgischen Journalen Deutschlands giebt, erscheint seit Anfange des Jahrs 1830 eine Zeitschrift, die in der nämlichen Art das Ausland im Auge hat. Die vorzüglichsten französischen und einige englische Journale unsrer Wissenschaft sind benutzt. Rec. hat sich gefreut, das Unternehmen gefördert zu sehen und hofft, dafs die Hnn. Herausg. im nächsten Jahrgange ihr Versprechen halten, um auch Journale anderer Länder zu benutzen. Sie können dieses gewifs ohne Vermehrung des Textes thun, wenn sie sich bemühen, die Auszüge in gedrängter Sprache und das Unwichtige mit wenigen Worten zu geben.

B—r.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Rücker: *Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen*, von *Augustin Thierry*. Aus dem Französischen von *Heinrich Bolzenthal*. — Zwey Theile. 1830 u. 1831. IV u. 343 u. 396 S. 8. (3 Rthlr. 4 Ggr.)

Unter den Vortheilen, welche der enge Verkehr Englands und Frankreichs seit der Herstellung des Friedens zwischen beiden Ländern gebracht hat, ist das gegenseitige Interesse an den wissenschaftlichen Bestrebungen derselben nicht der geringste. Wir gedenken hier nur der uns zunächst berührenden, vielfach sich aussprechenden Theilnahme, in welcher die Geschichtsforscher beider Nationen sich begegnen, wobey die Art des historischen Zusammenhanges derselben es jedoch mit sich bringt, dafs die Franzosen mehr als die Engländer zur Darstellung und Mittheilung von Ansichten über das Nachbarvolk sich aufgefordert finden. Der Wohlstand Grofsbritanniens war längst seinem, von der Natur nicht minder begünstigten Nachbar ein Räthsel, noch unbegreiflicher dasjenige seiner Verfassung, weshalb schon im vorigen Jahrhunderte sie dort ein beynahe eben so lebhaftes Interesse erweckte, als die eigene oder gar diejenige des von der damaligen Schulbildung als Ideal aufgefafsten Roms. Dieses Interesse musste aber sich sehr gesteigert finden, als Frankreich in neueren Tagen seinen Cromwell und seine Stuarts erkannt hatte und nunmehr in jenem Räthsel den Spiegel seines eigenen Geschickes zu finden hoffte. Zugleich ist aber die Geschichte beider Staaten seit den Zeiten des gallo-britischen Druidenthums so vielfach verkettet, dafs man sich das Abschliefsungssystem neu vergegenwärtigen mufs, welches die Staaten Europa's so lange isolirt hat, um zu begreifen, wie man die Geschichte des einen ohne genauere Kenntnifs des andern zu schreiben sich vermessen konnte. So wie einst Rapin de Thoyras, Montesquieu und Delolme und andere jetzt minder bekannte Namen dem Streben des Continentes nach dem Erkenntnifs Englands zu genügen suchten, so sehen wir jetzt in Frankreich viele Werke an das Tageslicht gefördert, welche in Uebereinstimmung mit den Anforderungen unseres historisch gelehrteren und etwas mehr praktischen Zeitalters, die Vergangenheit Englands in trefflichen Forschungen und glücklichen Darstellungen vor unsere Augen führen. Hierzu gehören aufser den der britischen Staatsverfassung zunächst gewidmeten Schriften und den mannichfaltigen Arbeiten über die Geschichte der Normandie und der Bretagne, besonders die Werke von Guizot, Villemain und Augustin Thierry. Das im Jahre 1825 zuerst erschienene Werk des letztern: *Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande et sur le Continent*, ist unter diesen, wenn nicht unter allen neueren französischen Geschichtswerken, das bedeutendste zu nennen. Mit einer selbst in England ungewöhnlichen Kenntnifs der Quellen seiner Geschichte sind neue Ansichten über dieselbe in einer so wohlgeordneten als angenehmen Darstellung gegeben, wodurch eine der wichtigsten, aber bisher am meisten vernachlässigten Perioden derselben zu einem der hellsten und anziehendsten geworden ist. Diesem Werke konnte die lebhafte Anerkennung der Landsleute des Verfassers nicht entgehen, denen bereits die dritte Auflage desselben geliefert ist. Aber auch englische Geschichtsforscher und Kritiker haben den Werth desselben dankbar anerkannt: und wir dürfen uns freuen, auch in Deutschland dasselbe durch die oben angekündigte Uebersetzung verbreitet zu sehen.

Thierry's grofses Streben ist, die Geschichte der Völkerstämme, nicht diejenige ihrer Herrscher oder einzelner Ideen und Verhältnisse, darzustellen. Er verfolgt jene in allen ihren Beziehungen der Verfassung, der Sprache, der Sitten, der Religion, der Volkspoesie und der Sage um ein anschauliches Bild der grofsen Volksmassen zusammenzustellen, seine gröfste Aufmerksamkeit widmet er nicht den herrschenden, sondern den unterdrückten Nationen, Volksklassen und Secten, welche von der bisherigen Geschichtsforschung gröfstentheils unbeachtet blieben. Die grofsen Ereignisse unserer Tage haben uns in den Beyspielen der Griechen, Polen u. a. vor die Sinne geführt, mit welcher Kraft der eigenthümliche Charakter und die Sehnsucht nach der politisch sich darstellenden Nationalität eines Volkes in dem still verborgenen Leben auch des unterdrückten Volkes und der verworfenen Kaste sich zu erhalten vermag, und es kann nicht bezweifelt werden, ob die Geschichte dereinst dem Gepränge und rauschendem Feste des Siegers oder der ausharrenden Geduld und der belebenden Hoffnung des unterdrückten Eingebornen ihre Theilnahme und ihre Unsterblichkeit verleihen wird. Hr. *Thierry* hat diese Ansichten schon früher in seinen Briefen über die Geschichte Frankreichs mit vielem Geiste und unverkennbarer Gründlichkeit der Studien auf sein Vaterland ange-

gewandt; einen zur Entwicklung derselben jedoch noch glücklicheren Stoff hat er in der Geschichte der Angelsachsen und Normannen in England gefunden.

Die Eroberung des von den Römern aufgegebenen Britenlandes durch die Sachsen und ihre Genossen deutscher *Zunge* hat denselben auf dem abgeschlossenen Eylande eine festere Nationalität gesichert, als ihre in der Heymath zurückgebliebenen Landsleute unter den Kämpfen und Umwälzungen jener Jahrhunderte sich zu erhalten wufsten: wobey zugleich die Angelsachsen den auch für unsere Kunde derselben so sehr wichtigen Vortheil einer wissenschaftlichen Bearbeitung ihres Sprachstoffes und einer in manchen Rücksichten ausgezeichneten Bildung besafsen. Die Einfälle der Dänen und Norweger in die Reiche der Angelsachsen sind von schwächerem Interesse wegen ihrer kurzen Dauer und ihres geringeren Einflusses, doch hat die Geschichtsforschung ihnen bisher — auch *Thierry* nicht ausgenommen — eine zu geringe Aufmerksamkeit gewidmet. Sie haben sehr dazu beygetragen, die alte britische Bevölkerung und die Ueberbleibsel römischer Cultur im nördlichen England zu zerstören und die Ausdehnung der ihnen verwandten germanischen Elemente zu befördern; sie haben dort früher Staaten erworben, als andere Normannen feste Niederlassungen in der Fremde begründeten und aus denselben, was die südlicher angesiedelten Normannen nie thaten, auf das Land ihrer Geburt vortheilhaft zurückgewirkt. Die Geschichte der Dänen in England wird aber erst erschöpfend dargestellt werden können, wenn die des Dänischen Mutterlandes einen Bearbeiter findet, welcher das Werk seines Lebens mit so viel scharfsinniger und geistreicher Kritik behandelt, als der achtungswerthe Suhm redlichen Fleifs und umfassende Kenntnifs des ihm zugänglichen Quellenbereiches zu demselben brachte. Die letzte Eroberung Englands geschah durch die Franzosen aus der Normandie, wie wir sie lieber nennen möchten als die Normannen in Frankreich, da sie ihre alte Sprache und Volkssitte in so sehr kurzer Frist mit denen der Franzosen vertauscht hatten. Ist die Uebertragung des britischen Bodens an die Sachsen wegen der Isolirung derselben von störendem Continental - Einflusse wichtig gewesen; sind es die Eroberungen der Dänen durch die auflebende friedliche Verbindung Englands mit dem nördlichen Europa, so sehen wir in der Schlacht bey Hastings einer Seits die letzte That der Völkerwanderung und die letzte Unterjochung eines freyen Volkes durch Barbaren im östlichen Europa, anderer Seits den ersten Schritt zu der Entstehung unseres jetzigen Europäischen Staatenbundes durch die derselben folgende neue Verbindung des nördlichen mit dem mittleren und südlichen Europa. Diese einflufsreiche Begebenheit hat erst an Hn. *Thierry* einen würdigen Geschichtsschreiber gefunden, welcher sie in vielfachen, lehrreichen Beziehungen aufgefafst und sie mit dem Interesse der Dichtung dargestellt, oder vielmehr gezeigt hat, wie viel gröfseres Interesse eine geistreich und treu aufgefafste Geschichte vor jener historischen Dichtung zu behaupten vermag. Nachdem er die früher angelsächsische Herrschaft in England nur kurz geschildert hat, dehnt er seine Darstellung aus je enger die Verbindung der Könige von England mit den Herzogen der Normandie wird und wir sehen das Mifsgeschick allmählig reifen, welches die Unabhängigkeit und das Daseyn jener zerstören mufs. War die Schlacht bey Hastings gleich von viel gröfseren Folgen, als die Normannen je zu hoffen wagten und dadurch die Niederlassung derselben in Angelsachsen bestimmt, so war jedoch das Volk dieses Landes noch nicht unterjocht. Den langjährigen Kampf beider Nationen, die neueren Verhältnisse des Grundbesitzes, das Zurückdrängen der Eingebornen in die untergeordnete Volksklasse, das Durchbrechen des sächsischen Nationalgeistes zu schildern, dieses ist die Hauptaufgabe des vorliegenden Werkes. Durch die Auffassung dieser bisher so wenig beachteten Verhältnisse (Turner schliefst seine Geschichte der Angelsachsen schon mit der Schlacht bey Hastings) ist es ihm gelungen viele Begebenheiten durchaus neu und treffend zu erklären, worunter er selbst auf seine Darstellung der Streitigkeiten König Heinrich II mit dem Erzbischofe Thomas Becket, besondern Werth legt, bey denen er die moderne Uebertünchung eines Kampfes der Aufklärung mit dem Papstthume vernichtet und die erloschenen Gestalten des damals noch lebendigen Hasses zwischen Siegern und Besiegten hervortreten läfst. Nicht minder wichtig ist seine Darstellung der innern Zwistigkeiten unter den Königen Johann und Heinrich III, wo die Besorgnisse vor den von jenen aus ihren südfranzösischen Provinzen herbeygezogenen Rittern die anglo-normannischen Barone mit den sächsischen Unterthanen zu einer aufrichtigen Vereinigung brachte und die feste Begründung der englischen Verfassung veranlafste. Sehr belohnend ist auch des Vfs Aufmerksamkeit auf die früheren kirchenhistorischen Verhältnisse gewesen, die ihn zu sehr treffenden, wenn gleich nach unserer Ansicht bisweilen einseitigen Wahrnehmungen über das Verfahren des päpstlichen Stuhles zur Ausbreitung seiner Macht in diesen Ländern geführt hat.

Bey einem Werke, welches neue durchgreifende Ansichten in der Geschichte giebt und diese in einer höchst klaren und anziehenden Darstellung ausführt, werden einzelne Irrthümer, wenn sie auf das Ganze nicht entstellend eingewirkt haben, dem Vf. nicht zu strenge angerechnet werden. Eine spätere Feile wird kleinere Mängel ausmerzen, wie auch der Vf. dieses Werkes selbst bereits in der dritten Auflage mehrere der früheren Fehler gebessert hat. Auch werden dem Ausländer, welcher die Geschichte eines fremden Landes schreibt, häufig einzelne Quellen nicht zugänglich seyn, auf deren Werth seine Divinationsgabe nur die Inhaber derselben hinweisen kann. Es wird daher zunächst dar-

darauf ankommen, ob nicht einer geistreichen Idee zu gefallen eine Darstellung ausgesponnen ist, ob er keine andere als glaubwürdige Urkunden und Schriften benutzt hat und *Thierry* selbst giebt uns die Versicherung dieses und beynahe zur Erschöpfung derselben geleistet zu haben, so wie er auch durchgängig seine Erzählung mit den wichtigen Citaten begründet. Auch wir haben diese im Allgemeinen sehr richtig gefunden, mit Ausnahme der ziemlich häufigen Fehler, welche ersichtlich durch den Druck entstanden sind. Doch mit einigem Bedauern haben wir bemerkt, dafs manche wichtige Documente unbenutzt geblieben sind, so wie auch häufig eine neuere Autorität angeführt wird, wo der Vf. die ihm unleugbar bekannte Urquelle übersah und also offenbar diese wenigstens nicht erschöpfend benutzt hat. Wollen wir entschuldigen, dafs Herrmann Contractus statt der Annales Fuldenses, Roger von Hoveden und Simeon Dunelmensis statt des älteren Florenz von Worchester, welche sie excerpirten, citirt werden, so mufs doch unangenehm auffallen, dafs zu so vielen Erzählungen nur Henry von Huntington angeführt wird, welcher diese und so gar die aus denselben von *Thierry* angeführten Worte aus dem viel älteren Bader abgeschrieben hat, dessen ausführliche Darstellung noch manche unbenutzte Züge enthält. Dazu gehört namentlich alles, was von der Ankunft des römischen Missionar in England, des Augustin, der Bekehrung der Northumbrier erzählt wird, wo zu jedem angeführten Worte die bessere und alleinige Autorität Beda's hätte gegeben werden sollen. Bey der sehr gelungenen Schilderung der Schlacht von Hastings vermissen wir für manche der interessantesten aufgenommenen Züge das wichtige Zeugnifs des William von Malmesbury, der statt des Matthäus von Paris und des Matthäus von Westmünster zu nennen gewesen wäre, und welcher durch seine wiederholte merkwürdige Uebereinstimmung mit dem Roman de Rou auch in manchen von dessen Herausgeber übersehenen Stellen den Glauben an die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferungen jener Zeit auf eine erfreuliche Weise zu stärken vermag. Auch manche interessante ganz übersehene Züge würde Hr. *Thierry* bey Wilhelm von Malmesbury gefunden haben; z. B. die Nachricht, dafs dem Sieger, dessen Muth zuweilen in Zweifel verdächtig gemacht wird, drey treffliche Pferde, welche er in dieser Schlacht bestieg, erschossen werden. Eben so sind die Klagen dieses Schriftstellers über diesen Unglückstag übersehen, wo der Vf. von der Trauer des Schriftstellers angelsächsischer Herkunft über denselben spricht, und er als Beleg nur den im vierzehnten Jahrhunderte verstorbenen Matthäus von Westmünster benutzt.

An andern Stellen finden wir Hearnes collect. script. angl. citirt, wo bey den vielen von Hearne, jedoch unter andern Titeln herausgegebenen Werken, nur ein günstiger Zufall das Liber niger Scaccarii dem Leser in die Hände führen kann. Der englische Geschichtsschreiber Henricus de Knyghton wird angeführt apud Script. rer. Danic; Adam von Bremen als in derselben Sammlung befindlich, wo man beide bekanntlich vergebens suchen würde. Letzterer Beleg wird beym Jahr 1086 angeführt, während doch Adam mit dem Jahre 1072 schliefst und die Stelle, welche dem Vf. nur mittelbar bekannt gewesen seyn mag (l. IV. c. 16), sich auf die Verhandlungen Wilhelm des Eroberers nicht mit Kanut dem Heiligen von Dänemark, sondern mit dessen Vater Sueno bezieht. Sogar von einer schwer zu erklärenden Entstellung seiner Citate ist *Thierry* nicht frey zu sprechen. In der Originalausgabe (Edit. III. Th. II. S. 85) wird aus Script. rer. dan. T. III. S. 254 citirt: *Audientes Duci Angliam esse subiectam Romanis seu Francigenis.* Statt der letzten drey Worte heifst es aber daselbst *Normannis.* Dafs den Franzosen im Mittelalter häufig die Namen der Römer oder Romanischen gegeben wurde, ist bekannt und an andern Stellen des Werkes auch von Hn. *Thierry* documentirt; wir können also hier nur eine Flüchtigkeit des Arbeiters erkennen, welches indessen das Zutrauen zu seinen Angaben etwas schwächen mufs. Allerdings ist das Studium der alten englischen Geschichte noch sehr schwierig, da der Quellen nicht wenige, diese aber ohne alle Rücksicht auf die Ermittelung der Urquelle und die Aussonderung des jedem einzelnen Chronisten eigenthümlichen oder nicht aus älteren Schriftstellern nachzuweisenden Inhaltes herausgegeben sind; auch ein Directorium über dieselbe oder eine irgend brauchbare Uebersicht über die ältere englische Historiographie unseres Wissens völlig fehlt. Daher denn auch bey den Englischen Geschichtsforschern sich ein bey dem sonst ehrenwerthen, gründlichen Streben sehr auffallender Mangel der Kunde der echten Quellen zeigt, mit alleiniger Ausnahme des in deren Auswahl sich indessen zu einseitig beschränkenden Lingard. Ist doch neuerlich in einer der geschätztesten englischen Zeitschriften unserm Vf. vorgeworfen, dafs er die Erzählung von einem merkwürdigen Traume Rollo's bey seiner Landung in England im Jahre 876, welcher seine künftige glorreiche Bestimmung in der Normandie enthüllte, nicht benutzt habe, wofür der englische Kritiker kein anderes Zeugnifs als das des Hamburgischen Domherrn Dr. Crantz († 1517) zu geben weifs. Wir können dagegen nur loben, dafs Hr. *Thierry* diesen seinem Zwecke gänzlich fremden und werthlosen Umstand nicht erwähnte, welcher ihm selbst aus der Erzählung der Annalen des Asser und der Chronik des Engländers Bromton, und durch Hindeutung auf Rollo's Bekehrung erweitert aus dem Roman de Rou und den älteren normannischen Geschichtsschreiber Dudo (Crantzens Quelle) und Wilhelm von Jumieges bekannt seyn mufste. Doch haben wir auch hier bemerken müssen, dafs der Vf. noch in der in Beziehung auf die Geschichte der Normandie erweiterten und berichtigten dritten Ausgabe die Hauptquelle unter den ebengenannten, den Dudo von

von St. Quintie nicht mit hinlänglicher Kritik benutzt hat, selbst da wo Depping, welcher im Allgemeinen ihm zu sehr folgt und (was Rec. in seiner neulichen Anzeige von dessen Heerfahrten der Normannen nicht hervorgehoben zu haben, jetzt bedauert) viele Fabeln desselben nacherzählt, ihn berichtigt hat. Zu den unbenutzten Werken gehört auch die im Jahre 1816 erschienene neue Ausgabe von Rymers Foedera, welche für die von Hn. *Thierry* behandelte Zeit viele ganz neue oder doch berichtigte Urkunden enthält. In den Urkunden Wilhelm des Eroberers wie seiner Nachfolger würde er dessen Bestreben bemerkt haben, seiner Gewaltthat den Schein eines gesetzlichen Erbanfalles zu geben, indem sie sich die Nachfolger der früheren preiswürdigen Könige Englands nennen und für ihre Verwandte, König Eduard des Bekenners zugleich mit ihren und ihren nähern Verwandten Seelen-Messen stiften. Die von dem Vf. im Jahre 1086 gesetzten Statuten würde er, wenn er sie in deren richtigen Zusammenhange gelesen hätte, gewiss einer frühern Zeit, bald nach der Schlacht bey Hastings zugewiesen haben. Die Absetzung des Alrik, Bischofes in der gegen die Normannen tapfer vertheidigten Stadt Chester, durch die päpstlichen Legaten, welche Strafe dem Probste Alexander nicht gehörig begründet schien und weshalb dem Lanfrank die Revision seines Processes aufgetragen wurde, würde dem Vf. nicht entgangen seyn, wenn gleich der mildernde Einfluss, welchen der Papst hier übte, seinen gegen die damalige Geistlichkeit nicht allzu gerechten Ansichten widerspricht.

Wir müssen hier dieses treffliche Werk verlassen, welches einen reichen und wohlgeordneten Schatz von Belehrung zusammenfasst und würden uns freuen, demselben einige würdige Leser zuwenden zu können. Haben wir einige Mängel desselben an das Licht gezogen, so geschah es nur weil wir noch lebhafter als das Interesse des Lesens, die Forschung gründlicher Kenner auf eine der wichtigsten Epochen der Geschichte Europas zu lenken wünschen, deren genaueres Studium durch die anziehende Arbeit des Hn. *Thierry* so sehr erleichtert ist.

Die deutsche Uebersetzung bringt diese Schrift nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch die Abkürzung der Noten, Weglassung der Beylagen und Zusammenziehung des Druckes in zwey Bände und den sehr ermäfsigten Preis unserm Publikum näher. Die Uebersetzung scheint uns durchaus richtig; nur hat sie zuweilen die Aufgabe etwas zu leicht genommen, wenn z. B. die Worte *„Sous ce point de vue philosophique et à part l'interêt pittoresque"* wiedergegeben sind „Aus *diesem* Gesichtspunkt und abgesehen von dem *anderen* Interesse."

J. M. Lappenberg.

SCHÖNE LITERATUR.

STRASSBURG, b. der Wwe Silbermann: *Die Sizilische Vesper*, ein Trauerspiel, nach dem Französischen des *Casimir Delavigne*, metrisch verdeutscht von *Benjamin Dietz.* 1830. 80 S. 8.

Hr. *Delavigne* hat in diesem die klassischen drey Einheiten streng beobachtenden Trauerspiele (die Scene z. B. ändert nicht, es mag von einer Liebesintrigue oder von einer gefahrvollen blutigen Verschwörung die Rede seyn) die Geschichte der sizilischen Vesper mit einer *Amalie* bereichert, einer Schwester des unglücklichen *Conradin*, und folglich einer Kaiserstochter, die der Bruder auf dem Blutgerüste noch dem Sohne des salernischen Edelmannes *Procida* zur Gattin und zur Erbin der Blutrache bestimmte, und die sich in den Statthalter Carls von Anjou, *Roger von Montfort*, verliebt. Diese Liebesirrung spielt nun hier nach alt-klassisch *französischer* Sitte die Hauptrolle in aller hergebrachten Rhetorik der Leidenschaft, und die Idee eines Volksaufstandes gegen fremde Tyranney tritt nur daneben auf, und fast scheu in den Hintergrund. *Procida*, das eigentliche Haupt der Verschwörung, wird hier zu wenig mehr als zu einer Nebenperson. Ihm vor tritt ein höchst charakterloser Charakter, sein Sohn *Loredan*, der von seinem Nebenbuhler, ohne es zu wagen, diesem sein Verhältniss mit Amalien zu eröffnen, den freundschaftlichen Auftrag übernimmt, seine eigene Verlobte mit Montforts Anträgen bekannt zu machen und nun von dieser verlangt, sie soll dem Montfort das Geständniss ihrer Verpflichtung gegen ihn ablegen; und als er nun übermüthig und (wohl verdient) verächtlich von Montfort, dem Unterdrücker seines Vaterlandes, behandelt wird, und dieser auf seinen Vater den tödtlichen Streich führt, so bringt er zwar demselben die tödtliche Wunde bey, aber gleichsam hinterrücks, und als Montfort stirbt, ersticht er sich selbst aus Empfindsamkeit, jedoch mit einiger Kühnheit des Dichters, auf der Bühne selbst. Einzelne Momente sind, wie sichs bey einem *Delavigne* versteht, geschickt behandelt, aber — die falsche Sentimentalität — noch dazu in Sizilien und zu der Zeit, verdirbt den tragischen Eindruck ganz. Die beiden Haupt-Charaktere, *Montfort*, der warmblütige leichtsinnige ritterliche Franzose, und *Amalie* (aber nicht die Kaiserstochter, sondern das liebende Mädchen) sind noch am Besten gezeichnet. Wie's aber die Aermste in der letzten Scene anfängt, wo ihre beiden Liebhaber todt daliegen, ohne dass der Dichter sie irgend ein Wort sagen lässt, oder ihr nur einen Wink giebt, wie sie sich zu benehmen habe, das lässt sich kaum errathen. In Ohnmacht fallen wird noch das Beste seyn. — Die Uebersetzung ist fliessend und (bis auf kleine Verstöfse wie S. 10 Je nun f. Was ist's? S. 11 pflog f. pflegte, S. 34 wann f. wenn, S. 62 sein Ermangeln f. wenn er vermisst wird) correct; das Product war aber keiner Uebersetzung an sich werth. Papier und Druck sind vorzüglich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Geschichte des östlichen Asiens.* Von Dr. *Joh. Heinr. Plath.* — *Erster* Theil. *Chinesische Tartarey.* — *Erste* Abtheilung: *Mandschurey.*

Auch unter dem besondern Titel:

Die Völker der Mandschurey. 1830. 8. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Ob zwar dieses Werk im vorliegenden ersten Bande, durch den unglücklichen Fall, dass der Vf., Privatdocent der Geschichte an der Universität Göttingen, in die jüngst in Göttingen vorgefallenen Unruhen verwickelt, flüchten musste, noch unvollendet vorlieget, indem es, bis jetzt 37 Bogen enthaltend, mit der Seite 592 ohne Ende schliesset, so dass wenigstens noch zwey Lagen an gedruckten Bogen zu fehlen scheinen: so eignet es sich, wegen seiner Güte und literarischen Wichtigkeit, zu einer zeitigen Anzeige, in sofern wir zu der Voraussetzung berechtigt sind, dass nicht nur die Vollendung dieses ersten Bandes bald erfolge, sondern auch die Fortsetzung durch die folgenden Bände nicht unterbleiben werde.

Nach vorausgeschickter übersichtlichen geographischen Bestimmung des unter dem gemeinsamen Namen Mittel- oder Hochasien begriffenen Landes und seiner Einwohner, Erklärung über Beybehaltung des üblichen Sprachgebrauchs, diesen den gemeinsamen Namen Tataren und dem Lande den allgemeinen Namen Tatarey zu geben, und Angabe der physischen und politischen Abtheilungen des Landes; handelt der vorliegende erste Band des Werks, wie es auch der Titel desselben anzeigt, von S. 2 an die *östliche, sinesische, Tatarey* oder die *Mandschurey* ab. Denn nach des Vfs Angabe zerfällt das Land physisch in die drey grofsen Unterabtheilungen, das Hochland der Mongoley, den östlichen Abfall der Mandschurey, und den westlichen Abfall dem kaspischen Meere zu; politisch aber zerfällt es in zwey Hälften, von welchen hier nur die östliche Hälfte in Betrachtung kömmt, der, da sie fast immer zu dem sinesischen Reiche in einem Verhältnisse, sey es der Abhängigkeit oder seltner der Herrschaft, stand, der Name der sinesischen Tatarey gegeben ist, und diese theilt sich dann wieder in die *östliche* sinesische Tatarey und die *westliche* sinesische Tatarey, die erstere die *Mandschurey,* die letztere die *Mongoley* benannt, nach den Hauptvölkern, die jetzt dort wohnen. Es wird also die zweyte Abtheilung des ersten Theils des Werks die Geschichte der westlichen sinesischen Tatarey oder der Mongoley in sich begreifen.

Das Werk kann, wie es der vorliegende Anfang desselben schon hinreichend beweist, nicht anders als ein verdienstliches Werk betrachtet werden, indem es das erste ist, welches aus den vorhandnen Quellen und Hülfsmitteln die zerstreuten Nachrichten und Beobachtungen über die ostasiatischen Länder sehr gut, und wie es die unter dem Texte beygefügten Citate, womit der Vf. seine Erzählung belegt, beurkunden, möglichst vollständig zu einem an einander hängenden Ganzen vereiniget, und die zusammenhängende Geschichte der dasigen Reiche und Staaten aus den gröfsern Werken über diesen Gegenstand in einem bündigen kritischen und pragmatischen Auszuge liefert. Nur wäre es, so bündig und deutlich auch, und in füglicher Ordnung und Folge fortschreitend, des Vfs Vortrag ist, zur Erleichterung des Gebrauchs seines Werks zu wünschen, dass das Ganze nicht in Einem Fluss der Rede fortlaufen, sondern unter gewissen Abschnitten dargelegt seyn möchte. Auch würde in denjenigen Theilen der Erzählung, welche der zusammenhängenden Geschichte der Reiche und Staaten vorausgehen, da nämlich, wo der Vf. im Einzelnen nach den verschiedenen Theilen des Landes und deren Oertlichkeiten berichtet, und aus den Quellen und Hülfsmitteln, so wie diese ihm bey Schilderung der einzelnen Oertlichkeiten begegnen, Auszüge giebt, insonderheit Hinsichts des Physischen, Naturgeschichtlichen und Ethnographischen, die Anordnung nach einer systematischen Zusammenstellung unter Einem Gesichtspunkte in einzelnen Rubriken, dem Forscher bequemer und gefälliger seyn, wenn auch freylich eine solche systematische Darstellung, die dem Vf. allerdings Mühe verursacht haben würde, bey dem öftern Mangel an ausführlichern und genauern Nachrichten über manche Gegenstände in der That unvollkommen und fragmentarisch geblieben wäre. Um desto nöthiger dürfte nun nach Vollendung des Werkes ein vollständiges Register seyn. In den eben besagten Auszügen sind zugleich die Nachrichten über die Streifzüge und Kriege von Seiten der Russen und der Sinesen, so wie auch die Reiserouten der verschiednen Berichterstatter, zerstreut enthalten. Ein gerechter Tadel, welchem der Vf. nicht entgehen kann, trifft die Rechtschreibung der asiatischen Eigennamen und andrer asiatischen Wörter. Leider ist

ist auch in diesem Werke der Schlendar solche Fremdwörter nach ausländischer Weise zu schreiben getreulich befolgt. Sollte man sich nicht endlich einmal allgemein bestreben, wesentlich unrichtige und ganz falsche Aussprache fremder Wörter zu tilgen? Aber hier sogleich auf dem Titel des Werks zwey leidige Anstöfse dieser Art neben einander, chinesisch und Tartarey; so fortwährend dann im ganzen Buche. — China und chinesisch, aus der französischen Schreibweise übergetragen, spricht der deutsche Leser mit seinem *ch*, folglich durchaus falsch aus, da doch der Franzose seine Buchstaben *ch* wie der Deutsche sein *sch* ausspricht, so dafs man wenigstens *Schina* und *schinesisch* schreiben müfste. — Richtiger schreibt man bekanntlich *Sina*, *sinesisch* oder genauer *Tschina* und *tschinesisch*, auch wohl, wenn man das ungewöhnlichere vorziehen möchte, *Tsina*, *tsinesisch* oder *tsinisch*. Das *ch* als deutsches *ch* gehört dagegen der *China*rinde, deren Benennung nicht von dem sinesischen Reiche entlehnt ist, sondern sich von der Gemahlin eines Unterkönigs in Peru, Grafen del *Cinchon* herleiten soll. Wegen *Tartarey* und *Tartar*, *tartarisch* ist der Vf. um so mehr zu tadeln, da schon seit längerer Zeit keiner unsrer guten Schriftsteller anders als *Tatar*, *tatarisch*, *Tatarey* zu schreiben gewohnt ist, und da auch überdiefs der Vf. selbst S. 1. Tartar und Tatar als gleichbedeutend erwähnt, und nicht nur dieses, sondern auch auf die sinesische Benennung *Tha-ta* oder *Tha-ta-eul*, als den Ursprung des Namens hinweiset, ob er gleich umgekehrt hätte sagen sollen, dafs das sinesische *Tha-ta* und *Tha-ta-eul* aus *Tatar* gebildet sey, ferner auch sich auf die weitumfassende sinesische Benennung *Tha-tsche* oder *Tha-tseu* zu berufen nicht unterläfst. Auch statt des unrichtigen *Japan* und *Japaner* müfste nach und nach das richtige *Schapan* (oder Shapan, weil das *sch* in diesem Namen weich lautet und dem französischen *j* entspricht) mehr eingebürgert werden. Der einheimische Name der grofsen Insel ist *Nipon* (d. i. Sonnen-Veste), die Süd-Sinesen aber haben ihn in *Schippon* (oder *Shippon*) verwandelt. Gleicherweise finden sich nun die meisten fremden Namen und Wörter leider durch unverändert beybehaltene auswärtigeuropäische Schreibweise im Deutschen falsch geschrieben, indem der Vf. z. B. *ou*, *oo*, *y*, *ch*, *tch*, *dj*, *kh* u. s. w. beybehält, während *diese* im Deutschen *u* oder zuweilen *au*, *u*, *j*, *sch*, *tsch*, *dsch*, *ch* seyn müssen. Es ist auch nicht nachzuahmen, dafs der Vf. für den Namen des tibetanischen Reichs im Norden von Indien, تبت, welcher dem Volke selbst wiederum ungebräuchlich und nicht heimisch ist, sondern von auswärts eingeführt, aus der schwankenden Belautungsweise der Orientaler, *tibet*, *tebet*, *tübet*, gerade die ungegründete, oder doch zweifelhafte, *tübet*, wählet. Denn da die Tibetaner selbst ihr Land von ihrem Bhuddaismus *Bhut* und abgekürzt *Bu* benennen, so ist der Name تبت entweder eine Verkürzung der gleichbedeutenden Benennung *Tenbut* تنبت d. i. *Land des But* (Bhudda) indem *tan* oder *ten* in der tibetanischen Sprache *Erde*, *Land* anzeiget; oder er ist, als unverkürzt angenommen, unter derselben Bedeutung *Tibet* oder *Tibut*, von dem sinesischen *Ti*, das ebenfalls *Erde*, *Land* bedeutet. Kehren wir nun zu dem Inhalt des Werks zurück.

S. 71 — 74 giebt der Vf. die allgemeine ethnographische Uebersicht aller Völker und Völkerstämme des weiten Landes, das er sich zum Gegenstand seines Werks gewählt hat. Die eingewanderten und fremdsprachlichen, und die Mischvölker, die sich aus denselben erzeugt haben, abgerechnet, gehören ihm die übrigen alle zu dem einem grofsen Sprach- und Völkerstamme der *Tungusen*, und er fügt hinzu, dafs freylich dieser tungusische Völkerstamm nicht auf die *Mandschurey* beschränkt sey, so dafs der Name *Tungusien* für diese ethnographisch viel zu weit wäre. Die reiche Sprach-Zusammenstellung bey *Klaproth* setze die Einheit aller tungusischen Sprach- und Mundarten unter sich und mit dem *Mandschurischen*, so dafs dieses blofs ein tungusischer Dialect ist, aufser Zweifel, während dieselben Sprachstämme von dem Mongolischen so verschieden sind, als von dem Sinesischen; wollten wir also einen allgemeinen Namen für das Ganze der *Mandschurey* haben: so könnte man es politschethnographisch die *sinesische Tungusey* nennen, obwohl Tungusen bey uns auch nur ein allgemeiner Name ist, und dieser Name auch die fremdstammigen Völker am Ost- Nord- und West-Strande u. s. w. nicht mit befassen würde. Diese sinesischen Tungusen allein, sagt der Vf., können wir berücksichtigen, wenn wir einen *geschichtlichen Ueberblick* über diese Völker geben. ....

Wenn im ganzen Werke der Vf. seinen Quellen und Hülfsmitteln zufolge über Abstammung der Völker und Verwandtschaft derselben mit andern vermuthet oder urtheilt, so geschieht solches immer zwar ganz in der Regel bey Mangel historischer Beweise aus Vergleichung ihrer Sprachen; allein durchaus hat der Vf. mit seinen Vorgängern, die als befugte, spruchfähige Forscher in diesem Theile der Literatur und Geschichte Asiens auftreten, den Fehler gemein, dafs ihm bey Vergleichung der Sprachen immer das Wörterbuch entscheidet, und an die Sprachlehre, den grammatischen Bau der Sprache, so doch in Frage über Stammverwandtschaft hauptsächlich und eigentlich entscheiden mufs, gar nicht gedacht wird. Freylich kann, wenn der grammatische Bau entscheiden soll, in den meisten Fällen in dem grofsen hier in Betrachtung kommenden Länder- und Völker-Bezirke gar nichts entschieden werden, weil wir die Grammatik der meisten jener Sprachen und Mundarten nicht kennen, und die ärmlichen Wörterverzeichnisse, die uns gegeben sind, nur sehr weniges grammatisches enthal-

halten, was nicht geeignet ist, den Verlust zu ersetzen.

S. 3 — 31 beschreibt der Vf. die Grenzen der *Mandschurey* und ihre Gröfse und Ausdehnung sehr genau und gut, auch ausführlich die chorographisch bestimmte Lage und physische Beschaffenheit derselben, Flüsse und Gewässer, Berg, Thal und Waldung, Klima und Jahreszeiten, (hierbey die vorhandnen Angaben des Thermometerstandes nicht vergessen) Beschaffenheit des Bodens und Fruchtbarkeit, Naturerzeugnisse — alles dieses mit Einschlufs der Eyländer. Die Naturerzeugnisse betreffend ist von S. 10 bis 15 die schöne poetische Beschreibung des östlichen, besonders nordöstlichen Theils der *Mandschurey*, unter dem Titel *Lobgedicht auf Mukden* vom Kaiser *Kien-long*, im Auszuge eingeschaltet, worin der Dichter nach Beschreibung der Grenzen des Landes und der vorzüglichsten Berge, auf die zergliedernde Schilderung des Thierreichs, der vierfüfsigen Thiere und der Vögel, sodann des Pflanzenreichs und zuletzt der Fische eingehet. Vollständiger verzeichnet die Einzelwesen des Thierreichs und des Pflanzenreichs, und die Einzeldinge des Mineralreichs der ganzen Mandschurey die eigne Beschreibung des Vfs aus den vorhandnen Quellen und Hülfsmitteln. S. 28 empfiehlt der Vf. mit Recht statt der Benennung *Lerchenbaum*, da dieser Baum mit den Lerchen gar nichts zu thun hat, die Pallasische Benennung *Lärichen* (*Larix.*).

Von S. 31 an, wo der Vf. zu den Einwohnern des Landes, überhaupt und nach den verschiednen Völkern und Stämmen übergehet, meist rohen Völkerstämmen, mehren fast ohne alle Cultur, die cultivirtern doch ohne *eigenthümliche* Entwickelung derselben, zieht sich der *ethnographische* Theil des Werks, als der Hauptvorwurf desselben, mit Einschlufs der Eyländer, durch den ganzen vorliegenden Band. Die einzelnen Gegenstände der ethnographischen Schilderung sind namentlich: Gestalt, Physiognomie, Körperbau und Hautfarbe, Nahrung, Lebensweise, Sitten und Gebräuche, Kleidung und Schmuck, Waffenrüstung, Wohnungen, Hausgeräth, andre Geräthschaften und Werkzeuge, Unterschied der Stände (wo dieser anzutreffen ist), Regierung, Religion, Sprache und Schrift. Bey den cultivirtern Völkerstämmen tritt sehr bald, sonderlich in ihren Verhältnissen zu dem sinesischen Reiche, und dieses Staats zu ihnen, die Geschichte ein, und diese ist dann in ihrem wesentlichen und wichtigen Theile reine staatsgeschichtliche Erzählung, wie sonderlich S. 83 — 107 die Geschichte des Reichs der *Khitanen* (*Chitanen*) im Zusammenhang mit der Geschichte des sinesischen Reichs, über dessen Staatsgeschichte bey Gelegenheit der Ausbreitung des mächtigen Reichs der *Chitanen* (Chataja, Chatai, Kata, خطا, خطای, der muhammedanischen Historiker, *χαταια* der griechischen Schriftsteller und der jüdischen חתאי) eine historische Ausschweifung, als Einleitung zu der Periode der Verschmelzung der *Mandschurischen* mit der *sinesischen* Geschichte erfolget. Das zu der besagten Geschichte des Reichs der Chitanen, S. 88 — 107, weiter gehörige folgt dann synchronistisch in der Erzählung der nachfolgenden Reichsgeschichte, die sich an die Geschichte des sinesischen Reichs anschliefset. In dem ganzen ethnographischen Theile des Werks weicht der Vf. in seinen Meynungen betreffs der Abstammung und Geschlechtsverwandtschaft der Völker und Stämme hin und wieder von den Urtheilen seiner Gewährsmänner ab, nicht selten nach blofser Vermuthung und zuweilen gewifs ganz irrig. — Aus der Geschichte der Mongolen ist, des geschichtlichen Zusammenhanges wegen, S. 158 bis 196, die Erzählung der in die Geschichte der *Mandschurey* und des sinesischen Reichs eingreifenden Kriegsgeschichte *Tschingischan's* eingeschaltet.

S. 85. 86. 88 — 92 die weitläufige Erzählung des Lebens des Stifters des Reichs der Chitanen. S. 106 beyläufig die Vermuthung des Vfs über die Schrift der Chitanen. Dafs es eine alphabetische Schrift war, sagt der Vf., wie *Rémusat* meynt, ist kaum zu glauben, da Chinesen (Sinesen), die wohl schwerlich einen Begriff von einer alphabetischen Schrift hatten, sie bildeten, sie auch aus mehren tausend Charakteren bestanden haben soll; war sie daher auch nicht ideographisch sondern phonetisch, so war es doch wohl eher ein Syllabarium mit vielen Zeichen für einen und denselben Ton, etwa wie die japanische (schapanische) Schrift Manjokana oder Jamatokana. Dafs eine tungusische Sprache sich besser mit Buchstabenschrift schreibt, ist gewifs, beweiset aber nichts. Und in der Note 4 setzt der Vf. hinzu: Es ist daher kaum richtig, wenn *Rémusat* meynt, die coreanische Schrift könne wohl die der Kitans (Chitanen) und der Ju-tchi (Ju-tschi) seyn, da diese ja nicht aus mehren tausend Zeichen, sondern nur aus 9 Vokal- und 15 Consonanten-Zeichen besteht (*Ouseley orient. Coll.* III. p. 88 *Rémusat Rech.* T. I. p. 81 sq.); aber auch wenn sie blofs aus der Khitans-Schrift (Chitanen-Schrift) gebildet seyn sollte, ist es kaum glaublich, dafs die so früh cultivirten Coreaner, die schon 285 von *Pe-tsy* aus chinesische (sinesische) Schrift und Literatur in Japan (Schapan) einführten (*Klaproth Nouv. Journ. Asiat.* 1829 p. 28) von den barbarischen *Khitans* (Chitanen) Sec. XII. erst Schrift bekommen haben sollten. Warum sollte sich die jetzige coreanische Buchstabenschrift — unmittelbar ist sie aus der chinesischen (sinesischen) wohl nicht hervorgegangen — sich nicht aus einem coreanischen Syllabarium, das sich aus dem chinesischen (sinesischen) phonetischen Characteren früher entwickelte, gebildet haben?

Von S. 227 an, wo der *Mandschuren*, die jetzt ganz Sina, die Mandschurey, die Mongoley, Tibet, die kleine Bucharey und die Songarey beherrschen, zuerst Erwähnung geschiehet, wird deren Zusammen-

menhang mit den übrigen tungusischen Stämmen nachgewiesen, und ihre erste Geschichte in Verbindung mit den Nachbarreichen erzählt. Es geschieht dieses letztere, was den geschichtlichen Beginn betrifft, nach dem neuester Zeit bekanntgewordenen Geschichtsbuche der Mandschuren in 14 Bändchen, die Geschichte der östlichen Blumen (*Tung hoalu*) betitelt. Wie man denken kann, ist dieser Beginn sehr mythisch und fabelhaft, und von der Art, dafs man nur den historischen Kern nicht verkennen kann. Den reinen Gewinn daraus für die schlichte historische Darstellung hat Hr. *Pl.* gut entfaltet. Das übrige der Nachweisung und der ganzen Geschichtserzählung ist nach den in den Noten vollständig angezeigten Quellen gegeben. In der Fortsetzung verliert sich, der Geschichte gemäfs, die *mandschurische* Volks- und Staats-Geschichte zuletzt bis in die neueste Zeit in die ziemlich ausführlich dargelegte Geschichte und Verfassung des sinesischen Reichs, und diese neuerer Zeiten in die Missionsgeschichte, sonderlich der Jesuiten, wovon die Leser eine ausführliche Uebersicht erhalten, so wie zugleich eine gute Zusammenstellung des Wissenswürdigen der ganzen mandschurischen und sinesischen Literatur u. s. w. Es kann des Rec. Absicht nicht seyn, Auszüge zu machen, die zweckwidrig und auch, wegen Beschränktheit des Raumes nicht wohl ausführbar seyn würden. Am ausführlichsten hat der Vf. sich erforderlicher Weise in der Geschichte des Kaisers *Khang-hy* (*Chang-hi* oder *Kang-hi*) gehalten, dessen Tod 1722 erfolgte. Die von dem unvollendeten Werke noch vorliegende Bogen enthalten die Geschichte des sinesischen Reichs unter den Mandschu-Tatarn bis nach dem Tode des Kaisers *Young-tching* (*Jung-tschung*) welcher 1735 erfolgt war.

S. 234 f. des Vfs Meynung über den Namen der *Mandschu*. Da der Name *Mandschu* neu ist, sagt der Vf., so ist es begreiflich, wenn der Ursprung und die Geschichte derselben sich nicht sicher traditionell anknüpfen läfst u. s. w. hierzu fügt er dann in der Note bey: woher der Name *Mandschu*? ist nicht klar. *Langles* unsinnige Ableitung von *Maha tchoud* (Maha tschud) verdient keine Widerlegung. *Klaproth's* Ableitung (*Catal.* p. 64) vom chinesischen (sinesischen) *Man-tcheou* (*Man-tscheü*) *plena insula* liefse sich gegen *Rémusat's* Einwendungen (*Rech.* I. p. 19) dadurch vertheidigen, dafs *Odoli* wirklich eine Art Insel oder Halbinsel war (*du Halde* IV. p. 16). Mir will indefs eine Ableitung aus dem chinesischen (sinesischen) immer noch nicht recht einleuchten, es müfste denn *Aishin Gioro* ein Chinese (Sinese) gewesen seyn. Indem der Vf. hier die verschiedenen Ableitungen des Namens *Mandschu* verzeichnet, hätte er die einfache Ableitung vom tibetanischen *Mang*, *multus*, *magnus*, woraus *Mango* oder *Mangu* und dann *Mandschu* entstanden wäre, noch berühren sollen, da diese Erklärung mit der Klaprothischen Herleitung aus dem sinesischen *man-dscheü*, stark bevölkerte Gegend, Volk aus starkvolkreicher Gegend, grofses vielverbreitetes Volk, zusammentrifft.

Der Styl des Vfs im ganzen Werke ist im allgemeinen schlichthistorisch und gut. Hin und wieder jedoch versteigt er sich ins Poetische. Um nur ein paar Beyspiele anzuführen, heifst es S. 63: „wie wenn in dunkler Nacht ein verheerender Blitzstrahl darnieder fährt, er leuchtet, er leuchtet wieder, man sieht den Graus der Verwüstung, und wiederkehrt die dunkle Nacht — so leuchtet die Brandfackel der Russen in diesen Gegenden." S. 128. „wie die Lawine vom kleinen Schneeballe ausgehend, im Fortlauf immer weiter und weiter um sich greift und alles in ihren Kreis hineinzieht, so breitete sich seine (des Aguтha) Herrschaft, im Fortgange immer weiter um sich greifend, aus, und zog alles in den Strudel seiner Macht, so dafs bald von dem mächtigen Namen der *Khitan* (Chitan) nichts übrig blieb. Aber selbst der mächtigste Strom schwillt nur so lange immer höher, als ihn neue Zuströme verstärken. Diese gewinnt er aber nur mit einem neuen, erweiterten Gebiethe; kömmt er aber an so mächtige Dämme, dafs seine Macht sie nicht durchbrechen kann, so mögen seine Wasser noch so oft die Ufer anschwellend übertreten, sein Fortgang ist gehemmt: so auch mit der Macht der *Khitans* (Chitanen)." S. 166. „Aber wie das Gewitter oft sich zu verziehen scheint, und die Donnerschläge auch wohl einen Augenblick aufhören, aber gleichsam, als hätte es tückisch den furchtsamen Wanderer nur aus seinem Verstecke herauslocken wollen, alsbald mit verstärkter Macht wiederkehrt, so kam auch *Tehingis-khan* (Tschingischan) mit seiner verheerenden Schaar alsbald wieder zurück." Und S. 276. „Aber wie in furchtbaren Wettern oft der regenschwangere Himmel auf einmal sich aufklärt, und die Sonne ihr mildes, erquickendes Licht ausstrahlt, und die Gewitterwolken, wenn auch nur auf Augenblicke, verschwinden, so leuchtet auch dem *Ming*, nach so vielen Wetterschlägen, noch einmal die Sonne des Sieges und der Hoffnung."

Wenn S. 192 und 215 die Bemerkung des Vfs zu der Erzählung, wie Agutha in Ermangelung der Barken über den Fluss *Kuen-thung-kiang* in der gröfsten Verlegenheit durch ein Wagestück seine Reiterschaar glücklich übersetzte, da man doch, als man nach dem Uebergange die Stelle untersuchte, keinen Grund gefunden, „man sieht, die Juden haben nicht allein einen wundervollen Durchgang durchs rothe Meer", etwa ein Postscript zu den faden Ergiefsungen des Wolfenbüttler Fragmentisten seyn soll: so verdient diese wiederholte Bemerkung, als aberwitziger Ausfall gegen die heilige Geschichte, eine Rüge. S. 84. 88. 89 und m. a. w. mag das Wort *kakhan* als Schreib- oder Druckversehn statt *khakan* (Chakan) gelten. — Aber wenn S. 29 unter den wilden Thieren des Landes dem *Panther* in der Klammer die Erklärung *once* gegeben ist, so ist solches als geflissentlicher Irrthum zu bemerken. Die *Once* oder Unz (*Felis Uncia* L. Armenisch *infs* oder *ensi*) ist Leopardgeschlechtes. Der Vf. hätte allenfalls den Panther seines Gewährsmanns durch den Beysatz kleines Pantherthier berichtigen können.

Wahl.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

Schriften, veranlafst durch die aufrührerischen Bewegungen im Königreiche Hannover.

1) Braunschweig, b. Vieweg: *Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns* und den Verfall der städtischen Gewerbe im nördlichen Deutschland, besonders im Königreiche Hannover. Nebst einer Darstellung der allgemeinen Hauptursachen dieser unglücklichen Erscheinungen und der Mittel zur Abhülfe derselben von *S. P. Gans*, Advocaten in Celle. 1831. 68 S. 8. (Drey Auflagen.)

2) Hannover, b. Hahn: *Bemerkungen* zu der Schrift des Hn. Advocaten *Gans*: „Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns" in Beziehung auf Steuerzahlungen, Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen im Königreiche Hannover. Vom Obersteuer- und Landesöconomie-Rathe *Baring*. 1831. 58 S. 8.

3) Braunschweig, b. Vieweg: *Erwiederung* auf die von dem Hn. Obersteuerrath *Baring* herausgegebenen Bemerkungen zu meiner Schrift: „Ueber die Verarmung" u. s. w. Als Nachschrift zur dritten Auflage, von *S. P. Gans*. 1831. 36 S. 8.

4) Hannover, gedr. b. Jänecke: *Beyträge zur* Würdigung der *Gans'schen* Schrift: „Ueber die Verarmung" u. s. w. von *G. H. F*******. (*Fischer*, Grofsherz. Oldenburgischem Staatsrathe in Birkenfeld.) 1831. 16 S. 8.

5) Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Kritische Beleuchtung* der Schrift des Adv. *Gans*: „Ueber die Verarmung" u. s. w. von den Gebrüdern *Jean qui pleure et Jean qui rit*. Aus dem Französischen übersetzt von *C. S.* 1831. 47 S. 8.

6) Göttingen, b. Dieterich: *Fragmentarische Betrachtungen über Gemeinheitstheilungen, Verkoppelungen, Weideservituten und Schäfereygerechtigkeiten* im nördlichen Deutschland, vorzüglich im Königreiche Hannover, nebst einigen politischen Seitenblicken, namentlich auf das Zwey Kammern-System, veranlafst durch die *Gänsische* und *Baring'sche* Schrift von Dr. *Karl Reck*. 1831. 112 S. 8.

7) Bremen, b. Heyse: *Ueber die wesentlichen Interessen des Grundeigenthums* im Königreiche Hannover; vom Dr. *Erdwin von der Horst*, in Rotenburg. 1831. 40 S. 8.

8) Braunschweig, b. Vieweg: *Deutschland und die Reform*, mit besonderer Beziehung auf Hannover. Vom Dr. *Erdwin von der Horst*. 1831. 8.

9) Bremen, b. Heyse: *Betrachtungen über den Nothstand und die Plagen der Ackerbau- Handel- und Gewerbetreibenden Hannoveraner*, besonders der Einwohner des Herzogthums Bremen. Von Dr. *J. Biedenweg* in Ritterhude. 1831. 32 S. 8.

10) Hildesheim, b. Gerstenberg: *Ueber die neue Grundsteuer-Veranlagung und das Grundsteuergesetz vom 9. August* 1822, so wie über deren Einwirkung auf den gegenwärtigen Nothstand der Ackerbau treibenden Provinzen des Königreichs Hannover, mit besonderer Rücksicht auf die Provinz Hildesheim. Von *Julius Mertens*, Landwirth zu Hofschwiecheld. 1831. 8.

11) Hannover, b. Hahn: *Welche Gründe verlangen die Aufhebung des Zehent- und Meier-Nexus*, und welche Mittel entsprechen den gegenseitigen Interessen? Der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover im März 1831 zur Prüfung vorgelegt vom Drosten *von Hodenberg* zu Lilienthal. 1831. 8.

12) Ebendas.: *Ueber die Verhältnisse der Bauern* im Fürstenthum Calenberg. Von *Gustav von Gülich*. 1831. 8.

13) Ebendas.: *Ueber den Handel und die übrigen Zweige der Industrie im Königreiche Hannover*, besonders über den Zustand derselben seit dem Jahre 1826, von *Gustav von Gülich*. VIII u. 104 S. 8.

14) Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Nachweisungen zum Rechte der Gutsherrn und Bauern* im Königreiche Hannover. Von *W. Heine*. 1831. VIII u. 79 S. 8.

15) Ebendas.: *Ueber das Häuslings- Schutz- und Dienstgeld*, in Beziehung auf den in der zweyten Kammer der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover proponirten Antrag, das Häuslings- Schutz- und Dienstgeld der königlichen Renteien aufzuheben. 1831. 32 S. 8.

16) Hannover, b. Hahn: *Die höhere Gewerbeschule in Hannover*. Erläuterungen über den Zweck, Einrichtung und Nutzen derselben. Von *Karl Karmarsch*, Director dieser Lehranstalt. 1831. 50 S. 8.

17) Ebendas.: *Die Militärverfassung des deutschen Bundes*, zunächst in ihrer Anwendung auf

auf das Königreich Hannover, mit Bemerkungen über die gegenwärtigen Verhältnisse und Erwartungen des letztern. 1831. 105 S. 8. (Vom Dr. jur. *Grote* in Hannover.)

18) Hannover, b. Hahn: *Einige Nachrichten und Bemerkungen über den Chausseebau* im Königreiche Hannover. 1831. 52 S. 8. (Vom Wegbauintendant *Lodemann* in Hannover.)

19) *Ebendas.*, b. Helwing: *Rede* des Raths *Schlegel*, gehalten in der zweyten Kammer der allgemeinen Ständeversammlung in Hannover den 14. Apr. 1831 in Beziehung auf die Petition der Israelitischen Gemeinde, wegen ihr zu ertheilenden staatsbürgerlichen Rechte. 1831. 16 S. 8.

20) *Ebendas.*: *Untersuchung*, in wie weit ohne Gefahr für das Ganze ein besserer Zustand der *deutschen Israeliten* herbeyzuführen möglich sey, zunächst für die, so im Königreiche Hannover wohnen. Von *Theodor Beauché*. 1831. 8.

21) *Ebendas.*, b. Hahn: Dr. *Freudenthal*, Votum in der zweyten Kammer der Ständeversammlung zu Hannover über den debattirten Antrag wegen *Reform des Advocatenstandes*. 1831. 16 S. 8.

22) *Ebendas.*: *Die Nothwendigkeit zeitgemäfser Reformen in den kirchlichen Verhältnissen* des protestantischen Deutschlands, von *Arnold Hölty*, Pastor zu Uelzen. 1831. 86 S. 8.

23) Leipzig, b. Hinrichs: *Der Aufstand im Königreiche Hannover im* Januar 1831, actenmäfsig dargestellt, mit besonderer Rücksicht auf seine Entstehungsursachen und Folgen. 1831. 108 S. 8.

24) Braunschweig, b. Vieweg: *Einige Bemerkungen*, veranlafst durch die in Hannover erschienene Brochüre: „Actenmäfsige Würdigung" u. s. w. 1831. 37 S. 8.

25) Hannover, b. Hahn: *Erklärung* des Ministers Grafen *von Münster* über einige in der Schmähschrift „Anklage des Ministerium Münster" ihm persönlich gemachte Vorwürfe, so wie über seinen Austritt aus dem Königl. Hann. Staatsdienst. 1831. 32 S. 8.

26) Bremen, b. Heyse: *Gedanken eines Hannoveraners* am Ende des Jahrs 1830. Mit besonderer Rücksicht auf die Gegend von Bederkesa. Vom Hauptmann *Böse*. 1831. 32 S. 8.

27) Hannover, b. Hahn: *Was wünschen wir?* oder Gedanken und Empfindungen in unserer aufgeregten Zeit. Vom Pastor *prim. Schläger* in Hameln. 1831. 128 S. 8.

28) Rinteln, b. Osterwald: *Vorschläge zu einer Verfassungsurkunde für das Königreich Hannover*. 1831. 32 S. 8.

29) Ohne Druckort: *Sendschreiben* der Ortsvorsteher im Kirchspiel *L—e*, Amts *G—g*, an die Hnn. Repräsentanten der Bürgerschaft zu Osnabrück. 1831. 16 S. 8.

30) Hannover, b. Hahn: *Schreiben über die Georgia Augusta* im April 1831. 16 S. 8.

31) *Ebendas.*: *Einige Worte über das neue Verfassungs- und Verwaltungs-Gesetz für die Stadt Göttingen*. 1831. 23 S. 8.

32) Braunschweig, b. Vieweg: *Verhandlungen über die öffentlichen Angelegenheiten des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig*. In zwanglosen Heften herausgegeben von *S. P. Gans*. 1831. *Erstes* Heft. 25 S. 4.

33) Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntnifs der Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung des Königreichs Hannover*. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von den Hofräthen *Wedemeyer* und *Hüpeden*, und dem Canzleyrathe *Ubbelohde*. 1831. 4. (Wöchentlich erscheint eine Numer.)

So wie damals, als im Jahre 1803 der Hannoversche Staat von den Franzosen occupirt wurde, eine Menge Flugschriften erschienen, um die angeblichen Gebrechen und Mängel seiner Staatsverwaltung aufzudecken, und zugleich diejenigen, welche die Leiter derselben gewesen waren, mit Vorwürfen zu überhäufen, so ist es auch diesmal nach der Katastrophe, die der Aufruhr in Göttingen herbeygeführt hat, der Fall gewesen. Viele Stimmen sind über die allgemeinen Ursachen, die jenen Aufruhr veranlafst haben sollen, laut geworden, und dafs dieses Mal mehr die Personen geschont sind, mag vielleicht darin seinen Grund haben, dafs jener Aufruhr keine der, auf Umstürzung alles Bestehenden gerichteten Zwecke entsprechenden Folgen gehabt hat, sondern durch die weisen und kräftigen Maafsregeln der Regierung beynahe eben so schnell unterdrückt worden ist, als er entstand. Ganz geschont sind Personen freylich nicht, wie die sogen. Anklage des Ministeriums Münster, und aufserdem mehrere handschriftlich verbreitete Pasquille, unter denen eines: die Staatsdienerschaft überschrieben, in dem ungemessensten Stile abgefafst ist, bezeugen. Jetzt, und, da sich die Fluth jener Schriften einigermaafsen verlaufen zu haben scheint, mag es nicht ohne Interesse seyn, wenigstens die vorzüglichsten derselben zu mustern und ihren Inhalt kurz anzugeben; da sie doch jedenfalls, wenn gleich nicht durchaus, erfreuliche Beyträge zur neuesten Geschichte jenes deutschen Bundesstaats liefern. Sind nämlich mehrere derselben unverkennbar in der patriotischen Absicht niedergeschrieben, die Verleumdungen und Schmähungen, welche in der ebenerwähnten „Anklage" in so reichem Maafse über die Maafsregeln der Regierung ausgegossen waren, zu widerlegen, die darin enthaltenen offenbaren Lügen aufzudecken, und die durch dieselbe aufgeregten Gemüther der Masse des Volks zu beruhigen; haben andere derselben gleichfalls den Zweck gehabt, die Auf-

Aufmerksamkeit der Regierung auf wirkliche Mängel und Gebrechen der Verfassung und Verwaltung hinzuleiten und Mittel zur Abhülfe anheimzugeben; so läſst es sich doch auch nicht verkennen, daſs einzelne derselben, unter der Maske des Patriotismus, jene Aufregung nur noch zu vermehren, und wahrhaft gute Anordnungen der Staatsverwaltung zu verdächtigen gesucht haben.

Recht innig leid thut es dem Rec. die unter Nr. 1 erwähnte Schrift zu der Klasse der letztern rechnen zu müssen, da er die Talente des Vfs., der sich durch mehrere schätzbare Werke im juristischen Fache ausgezeichnet hat, so gern anerkennt. Zwar sagt der Vf. daſs er durch die Herausgabe seiner Abhandlung eine doppelte Pflicht gegen seine Regierung, wie gegen seine Mitbürger zu erfüllen glaube; *gegen jene*, indem er glaube, durch Darstellung *klarer unleugbarer Thatsachen* von einer Seite, von welcher sie bis jetzt nicht in Erwägung gekommen seyn könnten, den Regierungsbehörden Aufschlüsse über Erscheinungen, die dem Königreiche seit einer Reihe von Jahrhunderten völlig fremd gewesen seyen, geben und Mittel zur Abhülfe höchst unglücklicher Verhältnisse in Anregung bringen zu können, die nur genannt zu werden brauchten, um sofort als heilbringend sich zu bewähren; *gegen diese*, indem er sie über die Ursachen ihrer Aufregung in dieser bewegten Zeit aufzuklären, und *dadurch* sie zu überzeugen suche, daſs Hülfe nur in Ruhe und Frieden, und im Vertrauen auf die Regierung beruhe, und nur von ihr zu erwarten sey. Wenn aber dieses wirklich der Zweck des Vfs war, so muſs man sich aus dem ganzen Inhalte der Abhandlung überzeugen, daſs er sich wenigstens in den Mitteln zu diesem Zwecke sehr geirrt hat. Daſs die Verarmung der Städte Folge der Verarmung des Landvolks sey, ist in gewisser Hinsicht richtig, wiewohl auch durch Begünstigung des platten Landes und Bevorzugung des Interesse's derselben, vor dem der Städte, die Verarmung der letztern herbeygeführt werden kann; aber die Verarmung der Städte, so wie sie der Vf. behauptet hat, ist theils keinesweges allgemein, theils aber auch durch ganz andere Ursachen herbeygeführt die in besondern Verhältnissen, vorzüglich in dem Gange des Handels liegen. Wie sehr der Handel durch die Zolllinien gelitten hat, bedarf keiner Erwähnung! daſs die Behauptung einer allgemeinen Verarmung auf die Braunschweigischen Städte nicht paſst, ist noch neulich von dem Hn. Geheimenrath *von Strombeck* in seinen staatswirthschaftlichen Mittheilungen H. I. dargethan; aber auch auf die Hannoverschen Städte paſst sie nicht, wie jeder unbefangene Reisende bezeugen muſs: denn wie sehr diese in den Jahren, die uns hier als Verarmungsjahre geschildert werden, verschönert worden sind, lehrt der Augenschein. Der Vf. muſs dieses selbst gefühlt haben, denn um dies Argument gegen seine Behauptung zu entkräften, stellt er den subtilen Satz auf, die Verschönerung der Städte, der Luxus, der an und in den Häusern der Bürger derselben bemerkt wird, und welcher wirklich, wie gleichfalls jeder unbefangene Augenzeuge bestätigen muſs, in das Unglaubliche geht, sey nicht die *Ursache*, sondern die *Folge* der Verarmung; die Bürger seyen gezwungen durch jenen Luxus ihre Nahrungslosigkeit und bittere Armuth zu verdecken!!! Doch, die allgemeine Verarmung der Städte soll nun einmal da seyn, und die Quelle derselben findet der Vf. — nicht etwa in den Steuer- und Zolllinien, die nicht so verderblich seyen, als man glaube — in den Stadtverfassungen, „wo die Bürger zu Gutsunterthanen des Magistrats herabgewürdigt seyen, und die Magistrate, begünstigt von den im feudalistischen (das jetzige Stichwort) Principe ganz und gar befangen gewesenen Regierungen, sich zur Gutsherrschaft emporgeschwungen hätten, in der Wiederherstellung der Zünfte, in dem Schneckengange der Justiz, und in der Verarmung des Landvolks." Das erste Bild ist durchaus übertrieben, und wenn es sich gleich nicht leugnen läſst, daſs die Bürger in einzelnen Städten keinen unmittelbaren Einfluſs auf städtische Verwaltung des Gemeinwesens haben, so zeigt dennoch jeder Band der Gesetzsammlungen seit dem Jahre 1814, wie sehr die Regierung beflissen gewesen ist, diesen Uebelstand zu heben, und wie nicht ein einziges Jahr hingegangen ist, wo nicht successiv mehreren Städten neue Verfassungsurkunden ertheilt sind, in welchen nach dem Muster der Preuſsischen Städteordnung, die Justiz von der Administration getrennt, und den Bürgern eine bedeutende Einwirkung bey der Wahl der Magistratspersonen, und der Verwaltung der Stadtgüter eingeräumt ist. Die Städte der Provinzen Calenberg, Grubenhagen, Hildesheim, Göttingen, Osnabrück, Bremen- und Verden, Ostfriesland haben fast ohne Ausnahme dergleichen Verfassungsurkunden erhalten, und mit der Entwerfung derselben für die Provinz Lüneburg, deren drey Städte solche noch entbehren, war die Regierung schon längst beschäftigt; wie konnte der Vf. diese notorische Thatsache ignoriren. Die Wiederherstellung der Zünfte tadelt der Vf., zugleich aber auch, daſs, damit der Zunftzwang nicht in ein verderbliches Monopol und zum Bedruck des Landmanns ausarte, daneben Concessionen zur Ausübung zunftmäſsiger Gewerbe von der Regierung ertheilt seyen; ein Tadel, der eine *contradictio in adjecto* enthält. Daſs der Schneckengang der Justiz, von dem hier gleichfalls ein sehr übertriebenes Bild aufgestellt wird, Quelle der Verarmung seyn könne, wird jedem Unbefangenen unbegreiflich seyn, indem ein Land, wie England, wo seit Jahrhunderten, notorischer Maaſsen die allerlangsamste und kostbarste Justiz gepflegt wird, zu den reichsten Ländern der Erde gehört; sie wird aber nur angezogen, um das gemeinrechtliche Verfahren, und namentlich die dasselbe, bey allen ihren einzelnen Mängeln, doch sehr verbessernde neue Proceſsordnung für die Untergerichte zu verleumden, von der

wahr-

wahrheitswidrig gesagt wird „sie verfehle ihren Zweck ganz, darüber sey nur *Eine* Stimme.“ Aber jede, noch so sehr das Wohl des Landes im Auge habende Regierungsmaafsregel gefällt nun einmal dem Vf. nicht; heifst es doch von der neuen Wechselordnung von 1822, wodurch ein so fühlbares Bedürfnifs befriedigt wurde: „In den jetzigen Zeiten that sie nicht Noth, denn, wo der Verkehr gelähmt, der Credit tod ist, da giebt es nur Wechsel der Reichen und der Schwindler, die der Wechselklage durch Bankerott zuvorkommen.“ Richtig ist es dagegen, dafs durch Verarmung des Landvolks auch der Nahrungsstand einzelner Städte, welche vorzugsweise durch den Absatz an Landleute blühen, gelitten hat. Aber die Quelle dieser Verarmung des Landvolks sucht der Vf. nicht in den vielen Unglücksfällen, die das nördliche Deutschland durch Naturereignisse erlitten hat, in dem erschwerten Absatz der Producte des Ackerbau's durch Ausfuhr, und in den wiederholt eingetretenen Mifsärnten; sondern lediglich und allein in den Belastungen des Grundeigenthums durch Domanial- und gutsherrliche Abgaben, in den erhöheten Grundsteuern, und in den Gemeinheitstheilungen, wodurch der Domaine und den Grundherrn die bedeutendsten Aequivalente zufielen, wogegen die Höfe zu Grunde gehen müfsten. Dafs die jetzige Grundsteuer bey niedrig sinkenden Fruchtpreisen, für den, mit freyem Grundeigenthum nicht versehenen Landmann sehr drückend werden könne, ist nicht zu bezweifeln; dafs der Bestand der neben derselben ihn treffenden gutsherrlichen Abgaben vermindert werden müsse, ist unleugbar; aber durchaus übertrieben, und wahrlich gehässig übertrieben ist es, wenn der Vf. eine Steuererhöhung in dem von ihm behaupteten Maafse angiebt, oder, wenn er das Verfahren des Landesöconomiecollegii in Gemeinheitstheilungssachen auf eine Weise tadelt, die einen Calumnienprocefs gegen ihn hervorrufen könnte. Rec. darf es sich überheben, die Irrthümer und irrigen Angaben in Bezug auf die Steuerzahlungen und die Gemeinheitstheilungen, die der Vf. so herbe anklagt, nachzuweisen, da diese Irrthümer in einigen der gleich zu erwähnenden Schriften actenmäfsig nachgewiesen sind, und nur noch die Frage aufwerfen: ob der Vf. wirklich geglaubt hat, durch eine solche Darstellung, wie geschehen, nämlich durch die Aufstellung einseitiger, übertriebener Behauptungen, durch das Ignoriren, ja durch Verhöhnung der Regierungsmaafsregeln, durch Verdächtigung eines geachteten Landescollegii, durch das Uebergehen der Hauptquellen der angeblichen Verarmung und durch sophistisches Weglenken der Blicke von denselben, auf andere, die in dem angegebenen Maafse nicht in Betracht kommen können, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, und sie dadurch zu überzeugen, dafs Hülfe nur im *Vertrauen auf die Regierung* beruhe? Rec. meint, dafs hierdurch gerade das Gegentheil bewirkt werden müfste.

Nr. 2 enthält eine Nachweisung der Uebertreibungen und Irrthümer des Vfs von Nr. 1. die derselbe in Bezug auf die Steuerzahlungen und angeblichen Mifsgriffe bey den Gemeinheitstheilungen begangen hat, von einem Staatsmanne, der die gröfste Zeit seiner Dienstthätigkeit der Bearbeitung dieser beiden Gegenstände gewidmet hat, und aus seinen Dienstacten geschöpft. So überzeugend sie ausgefallen ist, so sehr ist es zu beklagen, dafs der in der Schrift herrschende hin und wieder unklare Stil dem Gegner die Gelegenheit gegeben hat, durch die Benutzung jener Unklarheit, mit einer Erwiederung Nr. 3. hervorzutreten, die zwar den Kundigen nicht täuschen, einen Unkundigen aber leicht in den Wahn versetzen könnte, der Gegner habe doch wohl nicht so ganz Unrecht.

Die Vff. von Nr. 4. (ein Wiederabdruck eines Aufsatzes in den Oldenburger Blättern) und von Nr. 5. bestreiten gleichfalls das Gans'sche Buch; ersterer, wiewohl manches treffende Wort gesagt worden, nicht erschöpfend und etwas unhöflich; letzterer persiflirend und bitter.

Nr. 6 enthält eigentlich ein selbstständiges Werk, in welchem über den auf dem Titel genannten Gegenstand sehr viel Gutes und Wahres gesagt wird. Nur in sofern gehört dasselbe hierher, als zugleich *Gans* Ansichten über die Schädlichkeit der Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen gründlich widerlegt worden sind, weshalb die Schrift, die sich auch durch eine originelle und humoristische Schreibart auszeichnet, nicht genug empfohlen werden kann.

Nr. 7 — 12 betreffen die Interessen des Landmanns in Bezug auf die Grundsteuer und die Verminderung der gutsherrlichen Abgaben durch auszusprechende Ablösbarkeit derselben. Da der Gegenstand derselben, wie die in diesen Blättern bereits angezeigten Schriften von *Stüve* und *Lünzel* bezeugen, der Prüfung der allgemeinen Ständeversammlung unterzogen und ein Gesetzentwurf wegen jener Ablösung bearbeitet ist, so bedarf es eines weitern Eingehens in den Inhalt derselben nicht; nur möge bemerkt werden, dafs sich vorzüglich Nr. 7 u. 8. durch wohlwollende Absicht und richtiges Urtheil auszeichnen. Auch die unter Nr. 15 aufgeführte Abhandlung ist hierher zu ziehen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1831.

Schriften, veranlaſst durch die aufrührerischen Bewegungen im Königreiche Hannover.

(*Fortsetzung vom vorigen Stück.*)

Der Vf. von Nr. 13 hat bereits im Jahre 1827 ein in diesen Blättern mit Auszeichnung beurtheiltes (s. Jahrg. 1827. Nr. 262. S. 420 fgg.) ausführliches Werk: „Ueber den gegenwärtigen Zustand des Ackerbau's, des Handels und der Gewerbe im Königreiche Hannover" herausgegeben, und liefert gegenwärtig eine Fortsetzung dieser Darstellung über den Zustand seit dem Jahre 1826. Daſs sich dieser Zustand seit dem gedachten Jahre im allgemeinen nicht verbessert, ja in einzelnen Zweigen verschlimmert habe, ist betrübend genug, wiewohl solches nicht der Regierung, sondern den ungünstigen Verhältnissen des Handels und der Industrie zur Last fällt. Seine Vorschläge, wiewohl tief durchdacht, und mit vieler Einsicht und Umsicht geschehen, können hier nicht ausgehoben werden, da sie zu sehr in das Detail gehen, und auch nur dann verstanden werden könnten, wenn zugleich die Gewerbslage in jeder einzelnen Provinz, ja in einzelnen Gegenden jeder Provinz, dargestellt werden könnte, was jedoch die Grenzen dieser Blätter bey weitem übersteigen würde. Rec. kann daher das Werk nur im allgemeinen empfehlen, und nur wünschen, daſs es ganz besonders von denjenigen beherzigt werden möge, denen ihre Stellung im Staate die Prüfung jener Vorschläge, so wie die Mitwirkung zu deren Ausführung, gestattet.

Nr. 14 kann nur in gewisser Beziehung zu der Klasse von Schriften, die durch den Göttinger Aufruhr veranlaſst worden sind, gerechnet werden; eigentlich aber gehört sie zu den juristischen Schriften, welche eine durchaus selbstständige Tendenz haben. Das Werkchen, höchst brauchbar für den Hannoverschen Geschäftsmann, enthält nämlich eine Nachweisung und kurze Inhaltsanzeige der für die Praxis besonders interessanten Untersuchungen, Abhandlungen und bekannt gewordenen Rechtsfälle und Erkenntnisse, welche die bäuerlichen Verhältnisse in allen Provinzen des Königreichs betreffen; etwa, wie solches in *Müller's* und anderer Promtuarien geschehen ist, aber nicht nach alphabetischer, sondern in systematischer Ordnung. Auch für den Germanisten im allgemeinen ist die Schrift interessant, indem derselbe durch sie einen sehr genauen Ueberblick über jene bäuerlichen Verhältnisse, so wie sie sich in dem ganzen Umfange des Hannoverschen Staats als bestehend urkundlich nachweisen lassen, erhalten kann.

Nr. 16 enthält die Darstellung der lediglich durch die Fürsorge der Regierung zu Hannover gestifteten höhern Gewerbsschule, nach dem Zwecke ihrer Anlegung, den dort zu ertheilenden Unterricht, den dort gestifteten Lehrmitteln, den Bedingungen, unter welchen die Schüler aufzunehmen sind, und nach den ihnen zugebilligten Vortheilen. Die Errichtung eines solchen Instituts auf solchen Grundlagen ist ein schlagender Beweis, wie sehr die Regierung verleumdet worden ist, wenn in der gegen sie erschienenen Schmähschrift behauptet wurde, sie habe die Unterrichtsanstalten vernachlässigt. Ist es ihr bis jetzt nicht gelungen, die Städte zur Anlegung von Realschulen zu vermögen, so hat sie dennoch das Ihrige redlich gethan, um wenigstens ein höheres Institut dieser Art ins Leben treten zu lassen, und denjenigen, die sich solchen Gewerben widmen wollen, die zu ihrer Vervollkommnung wissenschaftliche Kenntnisse erfordern, Gelegenheit zu geben, sich jene Kenntnisse zu erwerben. Die Lehrgegenstände dieser Schule sind reine und angewandte Mathematik, praktische Geometrie, Baukunst, Maschinenlehre, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie, Zeichnen, Modelliren und Bossiren und Buchhalten; der Unterricht wird nicht klassenweise, sondern nach einzelnen Fächern ertheilt, von welchen nach Umständen mehrere oder wenigere zusammengenommen die wissenschaftliche Ausbildung des Schülers für einen bestimmten Zweck vollenden; der Lehrcursus ist zweyjährig; die Schüler werden in eigentliche Schüler und in Zuhörer getheilt. Funfzehnjähriges Alter der Schüler wird in der Regel erfordert; als Zuhörer werden auch erwachsene Gewerbetreibende und solche Personen zugelassen, welche in einzelnen Fächern bloſs aus Interesse für die Wissenschaft, ohne Absicht eigentlicher technischer Bildung, Theil an dem Unterrichte nehmen wollen. Zu den Lehrmitteln gehört eine Sammlung von Zeichnungen, Modellen, technischen Materialien und Fabriksproducten, mathematischer Instrumente, physicalischer Geräthschaften, chemischer Apparate und Präparate, Vorlegeblättern zum Zeichnen und Gypsabgüssen zum Modelliren und Bossiren, eine Bibliothek und eine mechanische Werkstätte. Auch sind mehrere Stipendien und andere Vortheile für die Schüler angeordnet, wogegen das Unterrichtsgeld äuſserst mäſsig bestimmt ist.

Der-

Der Titel von Nr. 17 täuscht. Der Vf. sucht den sogenannten Nothstand, der im Königreiche herrschen soll, in dem Steuerdrucke allein, und diesen vorzüglich in dem Umstande, dafs das Hannoversche Militair die Zahl des Bundesmäfsigen Contingents überschreite, und auch weit kostspieliger eingerichtet sey, als das Königl. Würtembergische. Dagegen stimmt der Vf. nicht mit denjenigen überein, welche die Entwerfung einer Constitutionsurkunde, einer Vereinigung der Domainen mit der Landeskasse, einer Repräsentativverfassung in dem jetzt so oft zur Sprache gebrachten Sinne, und in der Prefsfreyheit, alleiniges Heil suchen. So wenig es sich leugnen läfst, dafs der Vf. in Bezug auf jene Gegenstände manches heitere und auch wahre Wort gesagt hat, und solches Beherzigung verdient, eben so wenig will es dem Rec. zusagen, dafs der Vf. statt einer Verfassungsurkunde vielmehr eine Auflösung aller derjenigen Verhältnisse, wodurch der Staat Einheit der Interessen zu bewirken sucht, und eine Separirung der einzelnen Interessen des Landesherrn, des Adels und der einzelnen Stände, die nur urkundlich begrenzt werden sollen, fordert; eine Separirung, die wohl schwerlich, ohne gerichtliche Discussionen über jede einzelne in Anspruch genommene Befugnifs, bewerkstelligt werden könnte, und dennoch in ein *bellum omnium contra omnes* ausarten dürfte. Aber der Vf. ist der moralischen Person des Staats herzlich gram, und so möchte er dieselbe um jeden Preis todtgeschlagen wissen.

Der Vf. von Nr. 18 beschäftigt sich mit einer aktenmäfsigen Darstellung über den Chausséebau von 1817 bis 1830, und zeigt, wie sehr derselbe in jenen Jahren vorgeschritten sey, und wie wohlthuend er auf den Wohlstand des Landes eingewirkt habe. Da die Kosten und die von den Unterthanen hiezu geleisteten Dienste gleichfalls Gegenstand des Tadels geworden sind, so zeigt er, dafs, während dieser Zeit, aus den Königlichen Kassen für den Neubau die Summe von 708,834 Rthlr., für die Unterhaltung 198,540 Rthlr., aus den Landeskassen aber nur 465,277 Rthlr. und resp. 207,451 Rthlr. verwandt seyen, im Ganzen aber, mit Zuhülfenahme der Einkünfte aus den Weghäusern und unter Werthanschlagung der geleisteten oder reluirten Naturaldienste, die Wegbauadministration in den gedachten Jahren, eine Ausgabe von 3,809,187 Rthlr., und eine Einnahme von 3,800,139 Rthlr. gehabt habe, wofür 178 Meilen 566 Ruthen mit Steinbahn versehen, und nur noch 41 Meilen 66 Ruthen zu versteinen seyn werden. „Möge," schliefst der Vf., „die wohlwollende Fürsorge der Regierung und die Weisheit der Stände ferner ein Institut unterstützen, welches zwar keinen Ueberschufs direct in die öffentlichen Kassen abliefert, welches jedoch gewifs keinen geringen Theil hat an der bessern Ergiebigkeit fast aller andern Zweige der Staats-Einnahmen! Möge auch hierbey stets berücksichtigt werden, dafs die Mittel dem Zwecke entsprechen müssen."

Nr. 19 und 20 beschäftigen sich mit den gleichfalls laut gewordenen Forderungen der Israeliten, welche die Zulassung zu den staatsbürgerlichen Rechten verlangen. Der Vf. von Nr. 19 hat die Frage über Thunlichkeit sehr im Allgemeinen aufgenommen und dieselbe, mehr declamatorisch als gründlich untersuchend, bejaht. Auf die Bedenklichkeiten, die sich, wenigstens für jetzt, gegen eine solche unbedingte Zulassung erheben, und die in Bezug auf sein Vaterland, besonders von *Klockenbring* in seiner berühmten Recension des bekannten *v. Dohm*'schen Werks, nachgewiesen sind, ist der Vf. gar nicht eingegangen, so dafs es also kein Wunder ist, dafs sein Antrag in der Ständeversammlung keine weitere Folge gehabt hat, als dafs die Regierung um die Mittheilung eines Gesetzesentwurfs ersucht wurde, wodurch eine Verbesserung des Zustandes der Israeliten — welche allerdings dringendes Bedürfnifs ist, und von jedem Menschenfreunde gewünscht werden mufs — herbeygeführt werde.

Treffender sind die Vorschläge des Vfs. von Nr. 20; wiewohl einzelne derselben noch einer genauern und umsichtigern Erwägung bedürfen. Ebenfalls ist die Verbesserung des Advokatenstandes in der Ständeversammlung zur Sprache gekommen, und allgemein mit Recht als nothwendig anerkannt. Dagegen waren die Ansichten über die zu ergreifenden Mittel sehr verschieden. Der Vf. von Nr. 21 zeigt in einer geistreichen und unbefangenen Darstellung, dafs zur Hebung dieses Standes einzig eine unabhängige Stellung desselben gegen die Gerichte, und die Bildung einer Advokatenkammer, so wie etwa in Frankreich, erforderlich sey, und Rec. mufs ihm darunter vollkommen beytreten, da andere Vorschläge, wie z. B. den Advokat zum Staatsdiener zu erklären, seine freye Stellung zernichten, oder der Vorschlag, die Zahl der Advokaten zu fixiren, wenigstens wenn eine solche Fixirung auch bey den Advokaten in den Städten Statt finden sollte, nicht allein jeden edeln Wetteifer zerstören, sondern auch die freye Concurrenz gänzlich verhindern würde.

Dafs auch die Geistlichen mit ihren Wünschen nicht zurückbleiben würden, durfte, nach den neuesten Erscheinungen in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands, und nach den Anforderungen, welche fast in allen Staaten Deutschlands in dieser Hinsicht an die Regierungen gemacht wurden, wohl erwartet werden. Die Schrift unter Nr. 22 zerfällt in drey Abtheilungen, von welchen die beiden erstern die Mängel und Gebrechen des deutschen (aber das Hannoversche ist gemeint) Kirchenwesens zuerst von einem allgemeinern, und dann von einem besondern Standpunkte aus, jedoch nicht erschöpfend betrachten, die dritte dagegen Vorschläge zur Abhülfe enthält. Und diese Vorschläge gehen dann vorzugsweise auf erhöhete Besol-

soldung und erhöhten Rang der Geistlichen, und auf die Einrichtung einer durchaus hierarchischen Verfassung, so dafs ein Geistlicher als Minister des Cultus an der Spitze stehen soll, diese Behörden aber allein die gesetzgebende Gewalt für die Kirche ausmachen sollen. Abgesehen davon, dafs der Minister des Cultus nicht sowohl die Kirche als solche zu leiten, als vielmehr die Verhältnisse derselben zum Staate zu ordnen hat, ist bey dem ganzen Vorschlage durchaus übersehen, wie zwischen Staat und Kirche eine solche Trennung nicht Statt findet, dafs für jeden Theil eine besondere gesetzgebende Gewalt in der Wirklichkeit eintreten könnte. Das rein Geistige ist nach den Begriffen der protestantischen Kirche keiner menschlichen Gesetzgebung unterworfen, und sobald die kirchliche Gesetzgebung sich weiter, selbst auch nur auf die äufsern Formen des öffentlichen Gottesdienstes erstreckt, berührt sie unvermeidlich wieder das Gebiet des Staats, der hier mit ihr gemeinschaftlich handeln mufs. Gebührt daher auch den Geistlichen in geistlichen Angelegenheiten eine vorzügliche Stimme, so ist es doch gewifs sehr zu billigen, dafs die Kirchengesetze von dem Landesherrn und den Ständen berathen und beschlossen werden.

Wenn man *aktenmäfsig* nennen will, was aus *gedruckten* Proclamationen und Verordnungen, und aus nicht officiellen Zeitschriften, zusammengestellt ist, so kann man der Schrift Nr. 23 allerdings diese Eigenschaft beylegen, indem sie nicht allein einen Wiederabdruck jener einzelnen Urkunden, sondern auch eine aus den *Hannover'schen Nachrichten* und andern Zeitblättern geschöpfte Darstellung enthält. Unzugänglich sind dagegen dem Vf. alle nur handschriftlich erlassenen Beschlüsse, Verfügungen und an die daliegenden Städte und Dörfer erlassenen Aufgebote des sogenannten Göttinger Gemeinderaths geblieben, so wie ihm auch die frechen Maafsregeln desselben gegen die Regierung zum gröfsten Theile unbekannt geblieben sind. Hätte der Vf. solche benutzen können, so zweifelt Rec. nicht, dafs derselbe es sich nicht gestattet haben würde, mit denjenigen Beschönigungen des Göttinger *Aufruhrs* — denn es ist nicht bey dem blofsen *Aufstande* geblieben — hervorzutreten, die sich in seinem Werkchen nur zu reichlich vorfinden.

Was die Schrift Nr. 24 anbetrifft, so ist bereits bey Gelegenheit der Anzeige der „Anklage des Ministeriums Münster" und der „Aktenmäfsigen Würdigung" in diesen Blättern (Jahrg. 1831. Nr. 49. 50) es beklagt worden, dafs die letztere hin und wieder nicht tief genug in den Gegenstand hineinging, und alle die Mifsdeutungen, die jene Schmähschrift veranlafst hat, gründlich zu beseitigen. Dieser Vorwurf wird der letztern auch in jener Schrift gemacht, und es läfst sich nicht verkennen, einzelne Uebertreibungen abgerechnet, nicht ganz mit Unrecht.

In der Schrift Nr. 25 hat sich der Minister Graf von Münster mit Freimuth und Würde über die ihm in der gedachten Schmähschrift persönlich gemachten Vorwürfe erklärt: sein Austritt aus dem Hannoverschen Staatsdienst war nicht die Folge jener Schmähschrift, sondern nur durch die veränderte Stellung, die durch die Ernennung des vormaligen Generalgouverneurs zum Vicekönige, geboten; auch ward derselbe nicht in Ungnade, sondern vielmehr unter gerechter Anerkennung seiner Verdienste um den Hannoverschen Staat, entlassen, indem ihm von Seiten des Königs dieses nicht allein ausdrücklich bezeugt, sondern auch durch die, nie an Ausländer geschehene, Ertheilung des Grofskreuzes des Bathordens bethätigt wurde. Dafs derselbe die ihm von dem hochsel. Könige vorgenommene Erhebung in den Fürstenstand ablehnte, und sogar auf jede Pension, die ihm sein Nachfolger anbot, verzichtet hat, beweiset, wie sehr Unrecht man dem edeln Manne that, wenn man ihn der Ehrsucht oder des Eigennutzes beschuldigen wollte.

Mit Stillschweigen mag Nr. 26 übergangen werden, da sie nichts Erhebliches enthält, zu sehr ein Nachhall der Pariser Juliusrevolution ist, und nur durch die Person ihres Vfs. Interesse hat, da sich derselbe durch grofse Aufopferungen bey dem Befreyungskriege in den Jahren 1813 und 1814 die gröfsten Verdienste erworben hat.

Nr. 27 ist ein besonderer Abdruck aus den von dem Vf. als Zeitschrift herausgegebenen „Gemeinnützigen Blättern für das Königreich Hannover," welche zwar wegen des herrlichen Bestrebens des Vfs. nach Gemeinnützigkeit Beachtung verdient, wobey es aber wiederholt schon getadelt ist, dafs dieses Bestreben denselben oft verleitet, über Angelegenheiten, von denen ihm entweder gar keine, oder doch nur eine sehr mangelhafte Kunde beywohnt, seine Stimme, und dieses häufig auf eine vorlaute Art, abzugeben. So auch in dem vorliegenden Aufsatze, der sich durch die Befangenheit seines Urtheils über Sachen und Personen, sehr unvortheilhaft auszeichnet und sogar der Regierung S. 85 den Vorwurf macht, dafs sie seit einem Vierteljahrhundert für Göttingen wenig gethan habe; dafs manche Fächer dürftig besetzt seyen, so dafs sich junge Männer gezwungen sähen, auch andere Akademieen zu besuchen, ja sogar mit dem Machtspruche schliefst: „Was Göttingen ist, verdankt es der ältern Zeit; die neuere hat mehr gehemmt als fortgeführt, und entstandene Lücken nicht gehörig ergänzt." Welche grobe Unwahrheit! Seit Stiftung der Universität sind in keinem Jahrzehend so viele der berühmtesten Lehrer von aufsen her gerufen als in dem letztern, ein *Lücke, Conradi, Mende, Blume, Wendt, Dahlmann*, die Gebrüder *Grimm*, der neuangestellten einheimischen nicht zu gedenken; die Censurfreyheit der dortigen Lehrer ist, ungeachtet der Carlsbader Beschlüsse, nicht angetastet; die Lehrmittel, besonders die Institute, bedeutend vergröfsert, zweckmäfsigere Gebäude, namentlich für das Observatorium, die Anatomie, errichtet, neue Hospitäler zum Unterricht gegründet

det u. s. w. u. s. w. Wie war es möglich, dafs der Vf. als Landesgeistlicher solches ignoriren, als Volksschriftsteller solche bodenlose Beschuldigungen und Unwahrheiten verbreiten konnte!

Unbedeutender sind die Schriften von Nr. 28 — 30. Die erstere sucht die Hessische Constitution dem Hannoverschen Staate anzupassen, aber auf eine durchaus unbefriedigende Weise; die zweyte enthält eine heitere Persiflage einer von den Repräsentanten der Stadt Osnabrück bey dem Vicekönige eingebrachte und die ungemessensten Wünsche enthaltende resp. Beschwerden- und Bittschrift; die dritte endlich Bemerkungen über den Zustand der Universität nach der eingetretenen Katastrophe.

Erst am 8ten April konnte das neue Verfassungs- und Verwaltungsreglement für die Universitätsstadt Göttingen publicirt werden; der Vf. von Nr. 31 hebt diejenigen Bestimmungen, welche in demselben über die Mitwirkung der Bürgerschaft zu der städtischen Administration enthalten sind, hervor, und zeigt, wie sehr dadurch die früheren Klagen derselben beseitigt worden.

Der Zweck der unter Nr. 32 erwähnten Zeitschrift kann nur sehr gebilligt werden. Regierung, Landstände und Unterthanen, heifst es in dem Vorworte derselben, haben die Nothwendigkeit eines erneuerten Staats-Grund-Gesetzes und einer erweiterten Repräsentation der Staatsbürger anerkannt, und sonach ist auch von beiden verfassungsmäfsigen Staatsgewalten, in ihrer jetzigen Zusammensetzung, ein provisorischer Zustand zugestanden worden, der allein schon genügt, den Wunsch zu rechtfertigen, dafs das Feld der Berathung über die wichtigen Angelegenheiten des Vaterlandes und der Vorschläge zu Veränderungen und Verbesserungen, von denen das Wohl vieler Generationen abhängig seyn wird, eine gröfsere Ausdehnung erhalte, als der so sehr beschränkte Raum landständischer Verhandlung zu gewähren vermag. Für Hannover und Braunschweig aber, fährt der Vf. fort, fehlt es gänzlich an einem Organe (für Hannover wohl nicht, indem die unter Nr. 33 zu erwähnende Zeitschrift schon seit dem 2ten April bestand, wogegen das Vorwort des Vfs. zu der seinigen erst vom Junius datirt ist), um die Ansichten und Wünsche derjenigen, die mit reger Liebe für das Vaterland Kraft und Kenntnifs vereinigen, zum Nutzen desselben wirken zu können, zur Kenntnifs der Regierung und der Landstände zu bringen. Seine Zeitschrift bietet daher der Vf. als ein solches Organ an. Das bis jetzt erschienene erste Heft enthält aufser dem Vorworte, eine Skizze der Staatsverfassung und Staatsverwaltung des Königreichs, die nicht recht zu dem Plane der Zeitschrift zu passen scheint; ferner die Verhandlungen in der zweyten Kammer der Ständeversammlung über die Prefsfreyheit. Mitgetheilt ist zunächst ein Vortrag des Dr. *Christiani* über dieselbe, leider in dem schwülstigen Stile abgefafst und voll der gröbsten historischen Schnitzer, so dafs derselbe unmöglich einen vortheilhaften Eindruck hat machen können. Der Vf. ignorirt es durchaus, dafs die Censur schon Jahrhunderte früher durch die Reichsgesetzgebung in dem Hannoverschen Staate eingeführt war und bestand, und giebt dem Kurfürst (nicht Herzog) Georg Ludwig Schuld, solche durch sein Edict von 1705 eingeführt zu haben, da dieses Edict doch nur eine mildernde Beschränkung der in den Reichsgesetzen enthaltenen Vorschriften enthielt; er behauptet sogar, dafs dasselbe wegen Nichtconcurrenz der Landstände bey dessen Erlassung schon von Anfang an null und nichtig gewesen sey, ohne zu bedenken, dafs nach der frühern Landständischen Verfassung bey Polizeysachen nie eine solche Concurrenz eintrat. Hierauf folgt ein Auszug aus dem Sitzungsprotokoll, wobey dasselbe in Ansehung des darin enthaltenen Voti des Bürgermeisters *Bodunger* zu rügen ist. Aus einem demnächst erscheinenden Werke eines Gutsbesitzers ist unter IV. ein Aufsatz über Veräufserlichkeit und Theilbarkeit der Güter mitgetheilt, worin unter Aufhebung des Meierrechts und der Veräufserung der Domanialgüter die freye *unbeschränkte* Theilbarkeit des Bodens in Anspruch genommen wird, ohne jedoch die Bedenklichkeiten zu berühren, die sich einer solchen unbeschränkten Theilbarkeit entgegensetzen lassen. Viel ansprechender ist die Abhandlung unter V. über Landeshoheit, wenn sie gegen das Privateigenthum anstöfst, denn allerdings läfst sich das Bedürfnifs eines über diesen Gegenstand zu erlassenden umfassenden Gesetzes nicht verkennen. Auch VI, überschrieben: „Gerechtigkeit ist die Ehre des Staats," enthält sehr beachtungswerthe Bemerkungen über die Hauptmängel der jetzigen Grundsteuer, und dafs bey Bestimmung des reinen Ertrags, von welchem dieselbe ausgeht, die ersten und nothwendigsten Rücksichten übersehen seyen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

PÄDAGOGIK.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer: *Luise*, eine Festgabe für junge Frauenzimmer von *J. Selten*, mit einer Vorrede von Dr. *C. Venturini*. Nebst 3 Kpfrn. 208 S. 8.

Die Bildungsgeschichte eines gutgearteten jungen Mädchens als Beyspiel und Muster für ihre Schwestern, ohne Prunk mit angemessener Einfachheit und Wahrheit dargestellt, enthält das vorliegende Werk, dem man weit weniger als ähnlichen Producten unserer Zeit das Gemachte ansieht. Das Aeufsere desselben ist sehr nett.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

Schriften, veranlasst durch die aufrührerischen Bewegungen im Königreiche Hannover.

(Beschlufs vom vorigen Stück.)

Gleiche Zwecke, wie Nr. 32, verfolgt die Zeitschrift unter Nr. 33, von welcher dem Rec. die ersten 19 Stücke vorliegen. Sie kündigt sich zunächst als das Organ der „richtigen Mitte" an, dann aber auch als Vereinigungspunkt für, im Sinne derselben handelnde Vaterlandsfreunde. Während viele, heifst es in dem Vorworte, mit reiner Liebe zum Vaterlande, ohne das mannichfache Gute, welches dasselbe zum Theil auch vor andern Ländern besitzt, zu übersehen, Einrichtungen, die unter den veränderten Umständen nicht mehr pafslich oder gar nachtheilig sind, als solche frey von Vorurtheilen anerkennen und ihre ganze Kraft anwenden, um an deren Stelle das Bessere zu setzen, was Theorie und Erfahrung an die Hand geben, und was sich dem beyzubehaltenden Guten am einfachsten anschliefst, glaubt eine aus moderner Vielwisserey hervorgegangene grofse Anzahl von Halbwissern in ihrer seichten Sicherheit und Selbstgefälligkeit sich berufen, über alle öffentlichen Verhältnisse schlechthin abzuurtheilen, und über Dinge den Stab zu brechen, welche das Resultat der sorgfältigsten Erwägungen und lautersten Absichten ungleich sachkundigerer Männer gewesen sind. Bey der Mehrzahl jener Kritiker entspringt ein solches Urtheil nur aus Mangel an Kenntnifs des Bestehenden; andern möchte man nicht mit Unrecht eine zu grofse Neigung zum Tadel oder ein zu einseitiges Festhalten an blofs theoretischen Systemen vorwerfen, und gewifs nur sehr wenige sind es, bey denen die Quelle solcher Urtheile in selbstsüchtigen und übelwollenden Absichten zu suchen ist. Leider sind aber neuerdings auf unserm vaterländischen Boden einzelne Uebelwollende für *ihre* Zwecke in die Schranken der Oeffentlichkeit getreten, und haben die Feder in Galle getaucht, um die öffentliche Meinung nicht sowohl zu berichtigen, als vielmehr irre zu leiten. *Arg* und *schwer* ist unser Vaterland durch sie *gemifshandelt* worden, weil es gegen solche Angriffe gar nicht ausgerüstet war. Es gab eine Zeit, wo jede wahrhaft wohlwollende Landesregierung, im Bewufstseyn treuerfüllter Pflicht, unter allen Umständen auf das Vertrauen und die Ergebenheit der Regierung zuverlässig bauen konnte. Ihr mag es hauptsächlich beygemessen werden, dafs bisher sowohl unsere Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung an sich, als insbesondere die dabey zum Grunde liegenden Motive und Zwecke, und die Rücksichten, welche für und wider dieselben in ihrer jetzigen Gestalt sprechen, nur ausnahmsweise im Wege öffentlicher Mittheilung zum Gemeingute aller Hannoveraner gemacht wurden. Allein jene Zeit ist nicht mehr! — seit ein Heer von grofsen Weltbegebenheiten und die im ewigen Fortschreiten begriffene geistige Cultur der menschlichen Gesellschaft unausbleiblich in allen Klassen der Bewohner des Landes eine rege Theilnahme an den öffentlichen Verhältnissen hervorgerufen hat, wie sie unsere Vorfahren nicht kannten. Sie will, sie mufs befriedigt werden, und wohl uns, dafs sie es kann. Wer möchte es leugnen, dafs, wie alle Staaten, auch der unsrige Mängel und Unvollkommenheiten hat, dafs manche seiner Institute und Einrichtungen einer zeitgemäfsen Reform bedürfen. Aber mit leidenschaftlicher Einseitigkeit *nur* jene Mängel hervorheben, durch Uebertreibungen und Verdrehungen Mifstrauen gegen die langbewährten wohlwollenden Absichten der Landesregierung erregen, und mit Uebergehung alles Guten durch eine rücksichtslose Herabwürdigung des Bestehenden und eine hämische Verwirrung der Begriffe bey den weniger Unterrichteten die Liebe zum Vaterlande untergraben — das, meinen wir, sey nicht der rechte Weg, um einen bessern Zustand der Dinge herbeyzuführen. — Daher haben sich die Redactoren entschlossen, durch die Herausgabe dieses Zeitblattes nicht nur über die Grundlagen der Landesverwaltung möglichste Aufklärung zu geben, sondern auch zugleich ein gemeinsames Organ für die freysinnige Darlegung und Prüfung der in das bezeichnete Gebiet gehörigen Gegenstände zu eröffnen, und zu diesem Ende alle diejenigen, denen es um offene Beleuchtung und gründliche Erörterung der auf die Verfassung, die Gesetzgebung und den Gang der Verwaltung des Königreichs Beziehung habenden Verhältnisse Ernst ist, eingeladen, ihr Unternehmen durch Beyträge zu unterstützen. Nebenzweck der Zeitschrift ist es aufserdem, kürzere Notizen über Thatsachen und Maafsregeln, namentlich in Beziehung auf Statistik, Handel, neue Anlagen u. s. w. mitzutheilen, so dafs also dieselbe auch für das Ausland von Interesse werden wird. Eröffnet wird die Zeitschrift durch eine Uebersicht der Verwaltung des Königreichs, in der jedoch nur das allgemein Bekannte erwähnt wird; dann folgt ein Auszug aus dem von dem Königl. Cabinetsministerio der Ständeversammlung mitgetheilten Entwurfe eines

nen Gesetzes über die Ablösbarkeit der gutsherrlichen Rechte; einige Bemerkungen, die zu errichtende Witwenkasse für die Hof- und Civil-Dienerschaft betreffend, über welche gleichfalls ein Gesetzesentwurf den Ständen vorgelegt ist; Bemerkungen über das Rechnungswesen und die Verwaltung der Landgemeinden im Königreiche; eine Abhandlung über das Creditwesen der Grundbesitzer, namentlich die sogen. Creditinstitute; ein Aufsatz über die Mängel des Advokatenstandes und einige Vorschläge zu deren Abhülfe von *Willigerod;* Bemerkungen über die Förderung des Nationalwohlstandes, besonders durch Entlastung des Grundbesitzes; Bemerkungen über die seit einiger Zeit ausgesprochenen Wünsche für Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens; Entscheidungen, welche das Königl. Cabinetsministerium in Beziehung auf die Verordnungen über die allgemeine Militairpflichtigkeit der Unterthanen getroffen hat, nebst Erörterung der Gründe, worauf sie beruhen; über die Verbesserung der protestantischen Pfarrstellen, so wie solche theils eingeleitet, theils ins Werk gesetzt ist; einige Bemerkungen über die Vertheidigung des Angeschuldigten im Criminalprocesse in besonderer Beziehung auf den Hannoverschen Entwurf einer Criminalprocefsordnung; Ideen über ein Militairstrafgesetzbuch und das Verfahren bey den Militairgerichten im Königreiche von *Ostermeyer;* über Ablösung der Dienst- und Zinspflicht von *Schulze,* und eine Darstellung der im Königreiche bestehenden Prefsgesetzgebung zur Berichtigung der in den obenbemerkten Reden des Bürgermeisters *Bodunger* und Dr. *Christiani,* aufgestellten Ansichten, von *Grote.* — Von den mitgetheilten statistischen Notizen möchten allgemein interessant seyn die summarische Uebersicht der im Königreiche in dem Decennio vom 1sten Jan. 1821 bis dahin 1831 Geborenen (542,811) und Gestorbenen (353,032), woraus sich ein Ueberschufs von 169,840 Mehrgeborener ergiebt; seit dem 1sten Jan. 1817 bis 31sten Dec. 1830 betrug der ganze Ueberschufs 223,614 Seelen; dafs die bey den Brandkassen des Königreichs für Gebäude versicherten Summen sich auf 140,398,763 Thaler im J. 1830 beliefen u. s. m.

POLEMIK.

Rostock, b. Adler: *Die falschen Propheten.* Predigt über Matth. 7, 15—23 am achten Sonntage nach Trinit. 1831 in der Marienkirche zu Rostock gehalten von *J. F. Bachmann,* zweytem Prediger an der Luisenkirche zu Berlin. 1831. 16 S. 8.

Die neuevangelischen Störer des Friedens in der Kirche und, wo möglich auch im Staate, haben mit der Congregation weiland in Frankreich, wie vieles in ihrem Thun und Wesen, so insonderheit diefs gemein, dafs sie Missionäre aussenden, die das Talent haben, das christliche Volk gegen seine Lehrer und Führer aufzuhetzen. Am häufigsten sind bisher Universitätsstädte von solchen pietistisch-jesuitischen Emissären heimgesucht worden, wo sie durch Capucinaden über den Abfall der meisten heutigen Christenlehrer von dem rechten Glauben die Menge aufzuregen und für die neue Secte und deren Conventikel zu werben suchten. Gemeiniglich werden sie von den Conventikelpräsidenten *ad hunc actum* verschrieben; zuweilen sollen sie aber auch ungebeten kommen und, auf hohe Protection sich stützend, Empfehlungsschreiben vornehmer Männer vorzeigend, es dahin bringen, dafs irgend ein Prediger, der den Wolf im Schafskleide verkennt, ihnen arglos die Kanzel öffnet, wofür er dann den Dank ärntet, dafs die widerchristlichen Zeloten alles aufbieten, um gegen den gefälligen Mann so viel Mifstrauen zu erregen und von heiliger Stätte herab so viel Unkraut auf den Acker der Gemeinde auszustreuen, als nur irgend in einer Stunde möglich ist. Ein würdiges Mitglied dieser Propaganda ist Hr. *Bachmann,* und wir müssen rühmen, er hat das Seinige dazu gelernt. Die falschen Propheten werden so schrecklich beschrieben, es wird so bestimmt gesagt, dafs sie des leidigen Satans sind und zur Hölle führen; wider sie wird so eindringlich gewarnt, dafs es wohl manchem Zuhörer in dieser elenden Zeit, wo die Menschen ohnehin fast verzagen, besonders von dem zweyten Geschlechte, dabey angst und bange mag geworden seyn. Was nun den Vf. bewog, dafs er *als Fremdling* diese Diatribe zum Besten gab und sogar drucken liefs, erfahren wir nicht. Hatte er nicht die Ueberzeugung, dafs die dortigen Prediger gräuliche Wölfe seyen, so war sein ganzes Gerede durchaus zwecklos. Wozu dann vor falschen Propheten mit solchem Zeloteneifer und ganz in dem Tone des Grofsinquisitors warnen, wenn der Gemeinde das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird? Gar nicht verblümt ist also die Anklage des Rostocker Stadtministeriums, und sie ist, da Hr. *B.* die Predigt hat drucken lassen, eine *öffentliche Denunciation* geworden. Rec. steht mit keinem der angeklagten Prediger in der geringsten Verbindung und lebt weit von Rostock entfernt; öffentlich bezeugen mufs er aber, dafs er dort in den verschiedenen von ihm besuchten Kirchen noch im vorigen Jahre lauter (alt) evangelische, wahrhaft erbauliche Predigten gehört hat, und dafs die dortigen Mitglieder der verschiedenen Kirchengemeinden, mit denen er in der Stadt selbst, oder in Warnemünde und Doberan zusammen traf, mit Achtung sich über ihre Seelsorger gegen ihn geäufsert haben. Ob nun seit dem October v. J. bis zum 24sten Jul. d. J. das Personale des Rostocker geistlichen Ministeriums ausgestorben ist und an die Stelle der Rec. bekannt gewordenen würdigen Männer falsche Propheten getreten sind, „*die gut sadducäisch oder gut pharisäisch predigen*" (S. 13); vermag Rec. bey seiner weiten Entfernung von dem Orte, auf welchem Hr. *B.* einen Julinssturm zu erregen versucht hat, nicht zu beurtheilen. Aber höchst

höchst unglaublich erscheint die Sache; wäre das ganze ehrwürdige Ministerium einer namhaften Stadt in so kurzer Zeit ausgestorben, so würde man doch wohl in den Zeitungen davon gelesen haben. Freylich, Irrlehrer in *Bachmann's* Sinne mögen mehrere jener Prediger, die wenigstens, welche Rec. gehört hat, allerdings wohl seyn. Er schreibt nämlich S. 11: „dafs wir Sünder sind, alle von der Natur arme, verlorne Sünder, aus uns selber geneigt zu allem Bösen und untüchtig zu allem wahren Guten und darum strafwürdig und ewig verdammlich vor dem heiligen Gott" [wie so das, wenn diese Grundbosheit *von der Natur* herrührt, also doch von uns nicht verschuldet ist?]; „dafs keiner von uns sich selber von seinem Sündenverderben erlösen konnte" [unstreitig, denn die *von der Natur* durch und durch böse Menschennatur anders machen, als sie eben von der Natur ist, das mufs jeder Mensch wohl seyn lassen], „der Sohn Gottes aber in die Welt gekommen ist, uns Sünder selig zu machen" [die Menschennatur umzuschaffen?]; dafs Christus, wahrhaftiger Gott" [er selbst sagt: *der Vater ist gröfser, denn ich*] „und wahrhaftiger Mensch, durch seinen vollkommenen Gehorsam *für uns alle Gerechtigkeit erfüllt*" [wo steht das geschrieben?], „durch sein heiliges Leiden und Sterben unsere Sündenschuld getragen und durch seinen Tod uns mit Gott versöhnt hat; dafs wir nun nicht durch unsere mangelhaften Werke, sondern aus lauter göttlicher Gnade, ohne alles eigene Verdienst, allein durch den Glauben an Christi Verdienst vor Gott gerecht und selig werden; dafs wir in Christo dem Gekreuzigten und nun über alle Himmel Erhöheten, und in ihm allein nun alles finden, was unserer Seele das Leben und volle Genüge giebt; dafs wir ohne ihn nichts sind, noch haben, in seiner Gemeinschaft aber alles werden und empfangen können: — wer kennt Gottes Wort, und weifs nicht, dafs diefs die Grundlehren des Evangeliums sind, und dafs diesen Grundlehren des Evangeliums das ganze Herz kindlich zuversichtlich hingeben, *allein an Jesus Christus als unsern Herrn und Heiland glauben heifst?*"

Wir gestehen, in keiner der Rostocker Kirchen eine Predigt über die Gottheit Christi nach *Athanasius*, oder über das Verderben der menschlichen Natur nach *Augustinus*, oder über die durch den Welterlöser gestiftete Genugthuung nach *Anselmus* gehört zu haben. Kann man nun von allen diesen Kirchensatzungen auf der Canzel nicht einmal *schweigen*, ohne den Geist des Widerchrists zu haben, so steht es freylich schlimm um die Denunciaten. Aber wie geht es doch zu, dafs in der Bergpredigt, aus welcher des Vfs. Text entlehnt ist, von dem allen gar nichts vorkommt, und dafs sich überhaupt diese Satzungen, wie die Kirche sie giebt, aus den Evangelien durchaus nicht erweisen lassen? Hat denn *Christus* selbst nicht *christlich* gelehrt, und hat Hr. *Harms* recht, der uns versichert, das Evangelium sey in den Evangelisten gar nicht zu finden? Aber wer kann es doch einem christlichen Prediger verdenken, wenn er sich am liebsten an das Wort *Christi* hält, wenn der Heiland ihm mehr gilt, als *Athanasius*, *Augustinus* und *Anselmus*? Dieses homiletische Product beweist, wie wahr Jemand von Christo gesagt hat:

> Und wolltest du dir es erlauben,
> Nicht so, wie sie an dich zu glauben,
> Sie kreuzigten dich noch einmal.

Als homiletische Leistung ist diese Predigt unter aller Kritik. Die Partey, der ihr Vf. angehört, ist über Logik und Rhetorik hinweg. Sie liebt es, mehr aus dem Herzen, als aus dem Kopfe zu sprechen, und redet daher auch wohl ohne Kopf. Dafs dieses Machwerk *zum Besten der Witwen und Waisen zur See verunglückter Warnemünder* gedruckt worden, ist das Einzige, was wir davon rühmen können, und wenn es Unschädliches enthielte, möchte es immerhin Unsinn seyn, so würden wir die Verbreitung desselben, um dieses mildthätigen Zweckes willen, sogar empfehlen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Predigt über die Cholera morbus*, am 19ten Jun. 1831 im Dom zu Magdeburg gehalten von dem Hülfsprediger *Fr. Arndt*. 1831. 19 S. 8. (4 Sgr.)

Auf diese Predigt ist, nach der Vorbemerkung, „ganz unverdienter Weise ein reicher Segen gelegt worden;" aber sie hat auch zu „mannichfachen Mifsverständnissen Anlafs gegeben", und der Vf. hat sie drucken lassen, dafs seine Worte „recht Vielen Worte des Lebens zum Leben werden mögen." In der Welt ist vieles unbegreiflich; ist wirklich auf diese Diatribe ein besonders reicher Segen gelegt worden, und bildet sich Hr. *Arndt* diefs in seinem geistlichen Hochmuthe, den er hier allenthalben offenbart, nicht etwa nur ein, so gehört das unter die unbegreiflichsten aller Wunder, und auf jeden Fall ist es „*ganz unverdienter Weise*" geschehen. Aufs Wort glauben wir aber die Versicherung, dafs dieser Sermon „zu mannichfachen Mifsverständnissen Anlafs gegeben." Denn alles, was Hr. *A.* hier sagt, ist so voll von Mifsverständnissen, Begriffsverwirrungen und unevangelischen, durchaus widersinnigen Behauptungen, dafs die Domgemeinde in Magdeburg von dem Evangelium und dem hieraus geschöpften Katechismus gar nichts wissen müfste, wenn solches unevangelische Poltern nicht hätte grofsen Anstofs erregen sollen. Ein Strafgericht Gottes ist die Cholera, denn „die heil. Schrift stellt alle Landplagen dar als Strafgerichte Gottes, die auf sein Geheifs und Gebot um der Sünden willen der Menschen eintreten" (S. 7). Diefs wird damit bewiesen, dafs selbst die Bibel die Sündfluth, den Untergang Sodoms und Gomorrha's (Hr. *A.* schreibt Gomorra), die Pest zu Davids Zeit, das Babylon. Exil u. s. f. als göttliche Strafgerichte beschreibt. Sehr wahr; aber dort sprechen (um hier lediglich aus dem Standpunkte des Vfs. zu reden) Propheten, Män-

Männer, aus denen der Geist Gottes redete. Wenn nun heilige Männer *aus göttlichen Eingebung* uns sagen, wie wir jene Schrecken und Plagen der Vorwelt anzusehen haben, so müssen wir ihnen aufs Wort glauben. Sie hatten den Sinn des Herrn erkannt. Ein ganz anderes Ding ist es mit einem Hülfsprediger zu Magdeburg. Dass *er*, ohne im Lichte höherer Offenbarungen zu wandeln, den Strafrath Gottes hinsichtlich der Cholera erkannt zu haben vorgiebt, dass *er* sich mit Jesaias, Jeremias und allen grofsen und kleinen Propheten, die zum Volke Israel von göttlichen Strafgerichten sprechen, auf Eine Linie stellt, müssen wir ihm als die ungeheuerste Anmafsung verweisen. Es wäre schrecklich, wenn hin und wieder ein Magdeburger Hn. *Arndt* für einen wahren Propheten halten sollte, wenn auch nur für einen *kleinen*. Er ist ein Lügenprophet, der alle Begriffe von Belohnung und Strafe verwirrt, und dem Welterlöser Joh. 9, 2. 3. Luc. 13, 2 — 5 in's Angesicht widerspricht. Als solchen macht er sich auch dadurch kenntlich, dass er S. 13 aus der letztern Schriftstelle zwar *die* Worte anführt: „so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle also umkommen"; aber das damit genau zusammenhängende: „Meynet ihr, dass diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? *Ich sage: nein!*" wegläfst. Der Domhülfsprediger misbraucht also einen Spruch, der das lieblose Richten und Verdammen auf das Bestimmteste untersagt, um für seine Person auf das liebloseste zu richten und zu verdammen. Und wie sieht es in dem Kopfe des Mannes aus, der in die handgreiflichsten Widersprüche verfällt, ohne es zu merken? Er sagt S. 16: „für den Glauben ist auch das härteste Schicksal kein Strafgericht mehr, sondern eine väterliche Zucht Gottes, ein Mittel seiner erziehenden Liebe, uns auf dem Wege der Heiligung zu üben und zu fördern." Allerdings, so lehrt das Neue Testament. Aber Hr. *A.* sage uns doch, wie diefs mit seiner kategorischen Behauptung: *alle* Landplagen seyen göttliche Strafgerichte, zusammenstimmt? Sendet Gott die Cholera, um die Menschen, „die alle solche Züchtigung verdient haben (Hr. *A.* nimmt nicht einmal sich aus S. 19), zu strafen, so lehret ja der Glaube, welcher „in dem härtesten Schicksale kein Strafgericht finden kann," etwas ganz falsches sehen. Zu solchen Widersprüchen führt anmafsender Zelotendünkel, der in der Regel mit der gröbsten Ignoranz gepaart ist. Bey unserm Vf. zeigt sich das unter anderm (denn allen Unsinn anzuführen, gestattet der Raum nicht) auch im Schlufsgebete (S. 19), wo er Gott auf den Knieen bittet: „*ergreife uns mit unwiderstehlicher Kraft, und zwinge uns mit allmächtiger Hand zur Wiedergeburt und Sinnesänderung!*" Es ist viel gesagt, aber unsinniger hat gewifs noch Niemand an heiliger Stätte gesprochen, als hier gesprochen wird, wo von einer durch die „*unwiderstehliche* Kraft des Allmächtigen *erzwungenen*" (doch wohl christlichen) „Wiedergeburt und Sinnesänderung" die Rede ist, durch welche man, wie hinzugesetzt wird, dem ewigen Tode entgehen könne. Doch der gröbste Beleg für die grenzenlose Verblendung und Begriffsverwirrung des Vfs. liegt schon darin, dass er, um die Cholera morbus als Strafe der Sünde darzustellen, eine Bibelstelle zum Texte wählte, in welcher eine Pest als Strafe der Sünde des Königs und, wie es S. 4 heifst, als Strafe des Unglaubens dieses Königs, dargestellt ist. Wir enthalten uns aller weiteren Bemerkungen hierüber, und weisen nur noch darauf hin, wie man aller geistlichen Lehrweisheit, als ein durchaus falscher Prophet, entsagt haben muss, wenn man statt christliche Zuhörer bey einer herannahenden Gefahr zur Besonnenheit, ruhigen Fassung, treuen Pflichterfüllung und zu einem unerschütterlichen Gottvertrauen zu ermuntern, sie mit solchen schauderhaften Declamationen, wie wir sie z. B. S. 6 f. finden, oder mit ungerechten Anklagen über allgemeine Sündhaftigkeit überhaupt (S. 10 f.), um welcher willen „Gott jetzt seine Zornschalen ausgiefsen und die Engel des Verderbens senden müsse, um über die *Welt* (!) zu rufen ihr dreymaliges Wehe, Wehe, Wehe!" (S. 12). Doch genug über diese neueste Ausgeburt eines schwärmenden Pietismus, der es sich zum verderblichen Geschäft macht, in einer verhängnifsvollen Zeit, welche die edelsten kraftvollsten Bestrebungen in Anspruch nimmt, die Keime dieser von Grund aus zu lähmen und zu zerstören. Auch der Form nach ist diese Predigt so erbärmlich, dass wir uns wundern müssen, wie sie vor einer namhaften Stadtgemeinde hat *gehalten* werden können; ihr Abdruck ist ein arges Prefsvergehen.

SCHÖNE LITERATUR.

STUTTGART, b. Cotta: *Bilder aus der Heimath.* Von *J. Baumann.* *Erstes* Bändchen. 1830. 228 S. 8. (1 Rthlr.)

Einzelne Local-Gemälde abgerechnet, sind diese Schweizer-Geschichten ohne Interesse und Kunstwerth. Obgleich von einer Mimilischen Verfeinerung hier nicht die Rede ist, so findet sich mancherley Geziertes, das nicht in das einfache Volksleben pafst, und viel Gedehntes und Seichtes, das die Bogen füllt, aber Kopf und Herz leer läfst. Einzelnes erinnern wir uns bereits in belletristischen Blättern gelesen zu haben. „Ueli und Elsi" gehört dahin und möchte wohl unter diesen Darstellungen die gelungenste seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

GEOGRAPHIE.

London, b. Colburn u. Bentley: *Narrative of a Voyage to the Pacific and Behringsstrait, to cooperate with the Polar Expeditions, performed in His Maj. Ship Blossom,* under the Command of Captain *F. W. Beechey,* R. N. in the years 1825—1828. Published by Authority of the Lord Commissioners of the Admiralty. 1831. 742 S. 4.

Als Capitain *Parry* 1824 seinen letzten Versuch anstellte, die Nord-Westliche Durchfahrt zu entdecken, und Capitain *Franklin* diese Entdeckungsreise dadurch unterstützen wollte, dafs er zu Lande vom Kupfer-Minen-Flufs aus den äufsersten westlichsten Punkt von Nordamerika zu erreichen trachtete, war man der Meinung, dafs wenn beide Entdecker die Behringsstrafse zu erreichen so glücklich wären, ihre Vorräthe an Lebensbedürfnissen aufgegangen seyn möchten. Besonders wäre Capitain *Franklin* dann aller Mittel beraubt gewesen, um nach Europa zurückzukehren. Man rüstete daher unter dem Befehle des Capitain *Beechey* das Schiff *Blossom* aus, um die beiden Entdecker und ihre Expeditionen an gedachter Stelle zu erwarten. Die Instruction der Admiralität lautete: „dafs das Schiff *Blossom*, nachdem es Cap *Horn* umschifft, so viele Inseln des stillen Meeres untersuchen möchte als möglich, ohne dadurch zu versäumen, am 10. Julius 1826 in der Behringsstrafse einzutreffen. Liefen bis zu Ende desselben Sommers keine Nachrichten von den Capitainen *Parry* und *Franklin* ein, so habe das Schiff in irgend einem Hafen des stillen Meeres zu überwintern. Auf der Rückkehr im Jahre 1827 solle auf *Owaihi* nach Capitain *Parry* die erforderliche Nachfrage geschehen, ob er dort vorbeygesegelt." Nachdem das Schiff seine Station in der Behringsstrafse so lange gehalten hatte, als es die Jahreszeit nur immer erlaubte, kehrte dasselbe auf dem Wege von Cap *Horn* nach England zurück.

Am Schlusse seines Reise-Berichtes giebt Capitain *Beechey* folgende Uebersicht der Entdeckungsreise des Schiffes *Blossom:* „Auf dieser $3\frac{1}{2}$ jährigen Reise segelten wir 73,000 Meilen, und unterlagen allen Climaten der Erde. Man kann sich vorstellen, dafs eine Fahrt von solcher Dauer mit welcher solch ein anstrengender Dienst verbunden war, nicht ohne Verlust an Mannschaft bleiben konnte; doch habe ich nur 15 Leben zu beklagen, ungeachtet im Anfange nicht der beste Gesundheitszustand herrschte. Mein Beruf hat mich nicht die Fertigkeit erlangen lassen, als Autor einen Bericht zu geben, mit dem ich zufrieden seyn könnte; doch hoffe ich dafs das Publicum meinen redlichen Willen nicht verkennen, und mehr darauf sehen werde was geleistet wurde, als wie ich es darstellte. In dem Anhange habe ich so viel Erläuterungen geliefert, als es die Sache erforderte. Aufser dem Hauptzwecke dieser Expedition, habe ich jeden Platz der berührt wurde, aufgenommen, und sind von den vierzehn Hafenplätzen zwey ganz neue vorher noch nicht gezeichnet; bey vierzig Inseln wurde angelegt, von denen *sechs* ganz neue Entdeckungen waren, und eben so bringe ich die Karten von einer Küste von 600 Meilen Länge mit, welche nur zu einem Fünftel früher untersucht worden waren. Die Aufrisse und Zeichnungen von Küsten und Vorgebirgen sind zu zahlreich um mit herausgegeben zu werden, und bin ich im Stande allein zwey Bände naturhistorischen Inhalts zu geben."

Eine Geschichtserzählung der $3\frac{1}{2}$ jährigen Reise kann in einem Auszuge, ungeachtet der reichhaltigen und wichtigen Entdeckungen immer nur trocken und geistlos erscheinen. Rec. zieht es daher vor hier als Episode die Geschichte der Meuterer des Schiffes *Bounty* zu geben, welche durch *Lord Byron's* Gedicht „*The Island*" ein vermehrtes Interesse gewonnen hat. Capitain *Beechey's* Erzählung ist treu den Angaben des *Adams*, des letzten Gefährten *Christians*, gefolgt. Hiernach werden die Ursachen jenes Aufruhrs folgendermaafsen angegeben.

„Während der ganzen Reise sey Mr *Bligh* (Commandeur des Schiffes *Bounty*) in immer wiederkehrenden Streitigkeiten mit den Officieren des Schiffes gewesen, und habe auch der Mannschaft Ursache zur Unzufriedenheit gegeben. Wie nun aber auch immer die Gesinnungen der Officiere gewesen seyn mögen, so war das Mifsvergnügen der Matrosen nicht entschieden, und der Gedanke an eine Meuterey gegen ihren Capitain war noch keinem in den Sinn gekommen, nur darf es nicht unerwähnt bleiben, dafs der Steuermann und *Christian* mehr Ursache hatten unzufrieden zu seyn, als das Schiffsvolk. Letzterer welcher von *Bligh* früher begünstigt worden war, hatte gegen solchen einige Geldverbindlichkeiten, welche jener bey unpassender Gelegenheit in Anregung brachte. *Christian*, aufgebracht über die Beschämungen, welche ihm daraus im Beyseyn der andern Officiere erwuchsen, fühlten sich durch diese Verbindlichkeiten sehr gedrückt, und sagte einst in einem Zustande der Aufwal-

wallung zu seinem Commandeur: „Der Tag der Abrechnung werde früher oder später sicher kommen!“ Da kurz darauf Christian eine unverdiente Strafe tragen mufste, wurde er zur Verzweiflung gebracht.

„In einer der schönen Nächte, wie solche zwischen den Wendekreisen häufig sind, in welcher die Milde der Luft und die Ruhe der Natur einen jeden zum Blick in sein eigenes Inneres auffordern, stellte Christian Betrachtungen an, über die ihm zugefügten Beleidigungen und fand seine Lage so unerträglich, dafs er sich aus solcher zu befreyen beschlofs, ehe solche vielleicht noch erdrückender werde, es koste was es wolle. Zu dem Ende setzte er sich vor, vom Schiffe zu entfliehen. Ein langer Aufenthalt auf Otaheite, und die Entfernung von England hatten ihn seinem Vaterlande völlig entfremdet, und gaben seinen Planen noch einen vermehrten Schimmer. Die abenteuerliche Absicht dieses jungen Officiers war, auf einem Flofs nach der Insel Otaheite zu entfliehen, welche damals gerade im Angesicht des Schiffes lag. Schnell in der Ausführung wurde das Flofs eiligst verfertigt und mit mehrern Unentbehrlichkeiten versehen, als der Rath eines andern jungen Officiers, dem er sich vertrauete, dahin lautete, sein Leben nicht so unnütz zu wagen, und sich lieber des Schiffes zu bemächtigen, welches nicht schwer seyn werde, indem die meisten gegen den Commandeur eingenommen seyen, und alle gern nach Otaheite zu ihren dortigen Freunden zurückkehren würden. Dieser Rath war mit Christian's Gedanken zu übereinstimmend, als dafs er nicht dazu bestimmt worden wäre; sein Freund verband sich mit ihm dazu, und beide beschlossen, im Falle des Mislingens, sich in die See zu stürzen. Zu diesem Ende und um nicht gerettet werden zu können, verbargen dieselben unter ihren Kleidern im Nacken ein Senkbley.“

Der glückliche Erfolg der Meuterey und der Verlust des Schiffs ist bereits allgemein bekannt. Nachdem das ausgesetzte Boot, in welchem sich Commandeur, Lieutenant Bligh und die, welche ihm treu geblieben waren, befanden, nach dem Lande (Otaheite) abgestofsen war, beschlofs Christian mit dem Schiffe eine entlegenere Insel aufzusuchen, welche ihn vor Entdeckung sichere. Acht Matrosen und sechs Otaheiter entschlossen sich, mit ihm zu gehen. Nachdem man mehrere Weiber unter dem Vorwande, von ihnen Abschied zu nehmen, an Bord gelockt hatte, lichtete man die Anker und nahm solche mit. Die Insel Pitcairn bot durch ihre engen Pässe und Zugänge, so wie durch die vorhandenen Höhlen, einen sichern Zufluchtsort dar, und nachdem man daselbst gelandet, wurde das Schiff verbrannt, um nicht durch solches verrathen zu werden.

„Bald wurde daselbst ein passender Platz zur Anlegung eines Dorfes gewählt, und mit Ausnahme der armen Schwarzen, erhielt jeder einen abgetheilten Distrikt der Insel. Dadurch dafs diese, um ihres Unterhalts willen, ihren Beystand nicht verweigern konnten, wurden solche nach und nach aus Gefährten zu Sclaven erniedrigt. Dessen ungeachtet wurde der Boden mit vereinigten Kräften bald angebaut. Bey Ausrodung der Bäume, zur Anlegung der Wohngebäude, wurde eine Anzahl der erstern stehen gelassen, damit letztere von anlegenden oder vorbeysegelnden Schiffen nicht entdeckt werden möchten. Während zweyer Jahre ging Alles recht gut, nach deren Verlauf William's die Insel in einem der vorhandenen Boote verlassen wollte, vorausgesetzt dafs er nicht eine Frau wieder bekomme, indem die seinige einen Monat nach ihrer Ankunft beym Aufsuchen von Eyern von einer Felsenklippe herabgestürzt war. Die Europäer, welche ihn ungern weglassen wollten, wegen seiner Dienste als Büchsenschäfter und Waffenschmied, zwangen einen der Schwarzen, demselben seine Frau abzutreten. Durch diese neue Bedrückung und Ungerechtigkeit sannen solche mit dem, dessen Weib man genommen, auf Rache und Wiedervergeltung. Das Geheimnifs dieses Vorhabens wurde den Weibern mitgetheilt, welche aber auf eine sinnreiche Art die Gefährdeten in Kenntnifs setzten, indem solche einem ihrer Gesänge die Worte hinzufügten:

Der Schwarze schärft die Axt, den weifsen Mann zu tödten!

Sogleich ergriff Christian sein Gewehr, und suchte die Verschwörer auf, welche sich demnach entdeckt sahen; er traf einen davon (Ohoo) vor dem Dorfe, warf ihm seine Untreue vor, und um ihn zu unterwerfen, feuert er sein Gewehr auf ihn ab. Doch war er menschlich genug gewesen, es blofs blind zu laden. Dieser (Ohoo) in der Meinung, dafs jener gefehlt habe, lachte ihn wegen seines Ungeschickes aus, und floh sammt seinem Mitschuldigen, Talaloo, dem man seine Frau genommen, in die Waldung. Die Uebrigen Verschworenen, welche sich nun entdeckt sahen, erfleheten Verzeihung, und erhielten solche unter der Bedingung, die beiden Entflohenen umzubringen, welches hierauf durch die abscheulichste Verrätherey erfolgte. Ohoo wurde durch seinen eigenen Neffen entdeckt und umgebracht, und Talaloo fiel nachdem man ihn zuerst hatte vergiften wollen, durch die Hand seines Freundes und seiner Frau, welche letztere die Ursache der Zwietracht und dieser Gräuel war, und welche er, so wie sich selbst hatte rächen wollen.“

Nachdem die Ruhe hierauf wieder zwey Jahre ununterbrochen blieb, wurden die Schwarzen aufs neue durch die schlechte Behandlung aufgeregt, die ihnen durch die beiden Matrosen Quintal und Mac Coy widerfuhr. Dieses Mal ward die Verschwörung besser angelegt, und endigte sich mit der Ermordung Christian's und noch vier anderer Engländer, der Unterwerfung von Adams, welcher mehrere Wunden empfing, und der Flucht von Quintal und Mac Coy, welche Urheber des Unglücks waren. Die

Die Regierung der Farbigen hatte indessen keine lange Dauer.

„Während einer Woche schon hatten die schwarzen Bewohner des Dorfes ohne sonderlichen Streit gelebt, als unter ihnen Zwistigkeiten über den Besitz der Weiber entstanden, deren Männer umgebracht worden waren, und indem *Timoa* neben *Youngs* Frau safs, und ihren Gesang mit einer Flöte begleitete, wurde er von *Menalee* geschossen. Da er nicht sogleich todt war, lud *Menalee* sein Gewehr aufs neue und erlegte ihn durch einen zweyten Schufs. Hierauf griff er *Tetahcite* an, welcher mit *Youngs* Weibe den Verlust ihres schwarzen Freundes beklagte, und wäre sie nicht dazwischen gesprungen, so würde er ihn unfehlbar umgebracht haben. Die Furcht vor den andern liefs ihn ebenfalls in die Wälder entfliehen, dort suchte er *Quintal* und *Mac Coy* auf, welche ihn jedoch anfänglich mit Mifstrauen empfingen. Diese Vermehrung ihrer Anzahl bestimmte sie, gegen die Zurückgelassenen die Offensive zu ergreifen, und da sie Musketen besafsen, gingen sie auf einen Bergesabhang nahe gegen das Dorf hin, und gaben eine volle Lage um ihre Macht zu zeigen, wodurch jene so in Furcht gesetzt wurden, dafs *Adams* mit dem Auftrage abgesendet wurde, die Freundschaft zu erneuen und zu halten, wenn sie den Schwarzen *Menalee* tödten würden. Dieser wurde sodann auch erschossen, dennoch kehrten die andern beiden aus Mistrauen nicht zurück, so lange die Schwarzen lebten."

„*Adams* erzählt, dafs kurz vorher die Witwen der ermordeten Weissen den Tod derselben so tief betrauert hatten, dafs sie endlich selbst auf Rache-Gedanken gegen die übrig Gebliebenen beiden Schwarzen gefallen wären. Wie dem nun aber immer sey, von den Streichen der *Susanna* und der *Young* erlagen die beiden letzten Schwarzen *Tetaheite* und *Nehow*, die beiden Europäer kehrten bald zurück und im Oct. 1798 bestand die Colonie aus *Adams*, *Young*, *Mac Coy* und *Quintal*, zehn Weibern und mehreren Kindern."

Die Weiber benahmen sich anfänglich gut, obgleich nicht ohne Furcht vor den Männern, auch wurde der Anbau des Landes gehörig besorgt. Doch was zuerst Liebe und Eifersucht angestiftet hatten, that nun der Genufs des Branntweins.

„*Mac-Coy*, welcher unglücklicherweise in Schottland gelernt hatte Branntwein zu brennen, machte im Jahre 1798 einen Versuch dergleichen aus Wurzeln zu ziehen. Diefs gelang nur zu gut. Die Folge davon war immerwährende Trunkenheit, und diese brachte den *Mac-Coy* dahin sich in einem Anfall von Abwesenheit von einer Höhe herabzustürzen, welches ihm augenblicklich den Tod brachte. Dieser Vorfall machte einen so tiefen Eindruck auf die Uebrigen, dafs sie gelobten, niemals wieder Branntwein zu trinken. *Adams* hat wenigstens das Gelübde gehalten. Kurz darauf verlor auch *Quintal* seine Frau durch einen unglücklichen Fall, und da er nur durch die Frau des einen oder des andern entschädigt werden zu können glaubte, beabsichtigte er einen Mordanschlag auf beide, der aber fehlschlug, weshalb *Adams* und *Young* zur eignen Sicherheit ihn mit einer Axt umbrachten." Nach dieser Begebenheit nahm die Geschichte der Colonie einen erfreulichern Charakter an.

„Von den 15 männlichen Bewohnern waren nun *Adams* und *Young* die einzigen noch lebenden, und waren beide ernstlich in sich gegangen. Schon seit *Christians* Tode hatte regelmäfsiger Sonntags-Gottesdienst Statt gefunden und aufserdem wurden Morgens und Abends gemeinschaftliche Gebete gehalten. Die Kinder wurden gut erzogen und zur Gottesfurcht angehalten, welches alles vorzüglich *Youngs* Werk war. Er erlag nach einiger Zeit einer Engbrüstigkeit, so dafs *Adams* der alleinige war, welcher von den unglücklichen Meuterern des Schiffs *Bounty* übrig geblieben. Die Besserung dieser Menschen konnte zu keiner passendern Zeit eintreten. Schon waren mehrere der dort gebornen 19 Kinder ins 7te und 9te Jahr getreten, und später würde es *Adams* nicht möglich gewesen seyn, solche vor bösen Neigungen und Rohheit zu bewahren. Seine Bemühungen wurden jedoch von einem Erfolge gekrönt, der seine kühnsten Hoffnungen übertraf, ungeachtet der sehr schweren Aufgaben die er hatte. Da das Beyspiel der Mütter sehr heilsam auf die Kinder wirkt, so hatte er deren Bekehrung zuerst vorgenommen, und zwar mit vielem Glücke, wobey ihm die Empfänglichkeit der Otaheiter sehr günstig war. Die Kinder empfanden später solch einen Trieb, unterrichtet zu werden, dafs er allein durch Beantwortung ihrer Fragen, sie auf den rechten Weg bringen konnte. Unstreitig hat diese nun sehr angewachsene Colonie ihren guten, moralischen Zustand *Adams* zu danken, und ist solche durch ihn blühend und glücklich geworden, wodurch er einen grofsen Theil seiner frühern Vergehungen gut gemacht hat."

Es wird vielleicht nicht uninteressant seyn, aufser diesem hiermit geschlossenen ersten Bericht von der Reise des Capitain *Beechey* später einiges über den Wachsthum und das Gedeihen dieser jugendlichen Inselnation zu liefern; denn was der Vf. darüber gesammelt hat, ist so ansprechend und mit so viel Geist aufgefafst, wie weniges dieser Art.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Brockhaus, u. BRÜSSEL, b. Frank: *Praktische Beobachtungen über einige javanische Arzneymittel*, welche nicht allein viele ausländische Medicamente, die bisher noch aus Europa nach Java gesendet werden müssen, ersetzen können, sondern dieselben auch an Wirksamkeit gegen einige auf der Insel Java herrschende Krankheiten übertreffen. Von *F. A. C. Waitz*, Med. Dr., Stadtphysikus und Geburtshelfer zu Samarang, Mitgliede u. s. w.

Aus

Aus dem Holländischen in das Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *J. B. Fischer*, der Med. und Chir. Dr. 1829. XVI u. 79 S. 8. (12 gGr.)

Den Zweck dieser Schrift spricht der Vf. auf dem Titel aus. Der Uebersetzer hat durch die naturhistorischen Bemerkungen der Abhandlung sehr genützt und jeder für Botanik und Heilmittellehre sich Interessirende wird ihm dafür Dank wissen. Als Vorwort finden sich einige Worte über die Arzneykunde der Javaner. Wird ein javanischer *Dukun* (Arzt) zu einem Kranken gerufen, so ist seine erste Sorge, sich mit einem oder zweyen der vorzüglichsten Symptome bekannt zu machen, um darnach die Krankheit zu benennen. Nur um den Namen der Krankheit, um weiter nichts, bekümmert er sich, denn nun wendet er eine Schaar von Arzneymitteln ohne Auswahl an, bis er eins gefunden, wonach Besserung folgt. (Man sieht, dafs die Heilmethode mancher unserer Aerzte mit der der *Dukun's* übereinstimmt.) Die äufserliche Anwendung der Arzneymittel hat bey ihnen den Vorzug, daher die vielen Kataplasmen und Salben. —

Emetica et Purgantia: — durch die Blätter und Rinde der *Cerbera Manghas L.* können die *folia Sennae* ersetzt werden. — *Diuretica* hat Java wenig und nicht zu vergleichen mit unserer *Digitalis*, *Squilla* etc. Die noch grüne Frucht der *Bromelia Ananas* fand der Vf. sehr urintreibend. Die Blätter der *Vitex trifoliata L.* wirken den Wachholderbeeren ähnlich. — *Diaphoretica: Herba Ayapannae* (*Eupatorium triplinerve Vahl*), *Hb. Conyzae balsamiferae* und die *Summitates Ocymi gratissimi* sind leicht incitirende *Diaphoretica*. *Antispasmodica*. a) *aromatica*, *aetherea*. Ihre Zahl ist Legion, *W.* giebt nur die an, die bis jetzt noch nicht in die europäischen Pharmakopöen aufgenommen und von ihm selbst als wirksam erprobt sind. *Hb. Baccharidis indicae*, *Cortex Alixiae stellatae* (wie *Cort. Winter.*). *Cort. Sintoc*, (von *Cinnamomum Sintoc Blume*) besonders gegen krampfhafte Diarrhöen, die in Java sehr häufig vorkommen. *W.* vermuthet, dafs sie auch gegen *Cholera Morbus* heilsam seyn werde. *Cort. Massoi* (von *Cinnamomum Burmanni Bl.*) mehr der Cascarille ähnlich, wahrscheinlich von *Saprosma arboreum Bl.* wie *rad. valer.* und *Castoreum*. b) *Narcotica*; an diesen ist Java nicht sehr reich. *Hb.* et *flor. Daturae fastuosae* werden als Rauch gegen *asthma spasmodicum* gebraucht. — c) *Acrinarcotica*, die Blätter des *Piper Betle* werden gegen hartnäckigen Krampfhusten, ähnlich den Keuchhusten mit Nutzen verordnet. — *Tonica* a) *Amara* finden sich sehr häufig. *Stipites Menispermi* wahrscheinlich von *Cocculus crispus de Cand.* *Cort. Tabernaemontanae* von *Alstonia scholaris* b) *Adstringentia* bringt Java in grofser Menge hervor und nützen aufserordentlich in den ruhrartigen Blutflüssen des Darmkanals, in denen alle europäischen Mittel fruchtlos angewendet worden sind. *Cortex Cedrelae febrifugae Bl.* fand *Blume* ganz vorzüglich in einer typhösen Fieberepidemie mit remittirenden und intermittirendem Typus, verbunden mit Störungen in den Verdauungsorganen, besonders der Leber. *Cortex ligni Timor*, wahrscheinlich von *Strychnos colubrina*, ist eines der kostbarsten javanischen Heilmittel. *Cort. fruct. Garciniae Mangostanae Bl.* ersetzt unsre Weidenrinde, Tormentillwurzel u. s. w. *Radix Psidii pomiferi Linn.*, die Jambuwurzel hat viel Aehnlichkeit mit der Ratanhiawurzel. *Hb. antidysenterica*. Adstringirende und schleimige Bestandtheile scheinen weder im *Decoct* noch *Infusum* vorzukommen und doch ist es ein herrliches Mittel gegen Ruhr. — Die Wurzeln des *Chloranthus officinalis Bl.* wandte *Blume* mit grofsem Vortheil gegen bösartige Blattern, adynamische Fieber und Typhus an. Sie haben getrocknet grofse Aehnlichkeit mit den Wurzeln der *Serpentaria*. Auch eine *Valeriana javanica* fand *Blume*. *Emollientia* et *Demulcentia* gebrauchen die Javaner selten innerlich, allgemein aber den Reifsbrey und das Reifswasser. Die Blätter und Blumen des *Hibiscus tiliacus Linn.* wie *Hb. althaeae* und *flor. verbasci* anzuwenden. *Semina Ocymi gratissimi*, aus ihnen wird ein Getränk bereitet, das man gegen acute Gonorrhöe anwendet. — *Nuclei canarii communis* wie süfse Mandeln. — *Irritantia externa*. Das gebräuchlichste *Rubefaciens* der Javaner ist ein *Cataplasma* aus *Pulv. rad. zingib.* mit Essig. *Canthárides javanicae* (wahrscheinlich *Mylabris Sidae Fabr.*) wirken wie die unsrigen blasenziehend, aber nicht auf die Urinwege. *Folia Urticae stimulantis*. Die grünen Büffelsblätter wirken auf ihrer unteren Seite wie unsre *Urtica urens*. — Ein Formular und die Angabe der Heilmittel aus der *Pharm. belgica*, welche auf Java, ohne aus Europa eingeführt zu werden, zu erhalten sind, macht den Beschlufs des splendidgedruckten Schriftchens.

B—r.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1831.

MUSIK.

Glogau u. Lissa, in d. Neuen Günter. Buchh.: *Die musikalische Liturgie in der evangelisch-protestantischen Kirche.* Für Liturgen und Kirchenmusiker, insbesondere alle Prediger, Cantoren und Organisten, als eine theoretisch-praktische Kirchen-Musik-Schule (?) bearbeitet von *Frdr. Traugott Rohleder*, Pastor zu Laehn in Niederschlesien. 222 S. 8. Nebst einer Musik-Beylage, einige Beyspiele zur anschaulichen Erläuterung enthaltend. (12 Bogen in 4.) 1831. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Das Buch ist, nach der 1826 unterschriebenen Vorrede, nicht nur dazu bestimmt, der Liturgie eine bessere Gestalt zu geben, sondern es soll auch den Kirchendienern eine kleine Musikschule seyn. Das letzte ermäfsigt jedoch der Vf. selbst, indem er im Folgenden versichert, er wolle, seiner Schwäche sich bewufst, nur nützliche Winke geben. Dabey bekennt er, mehre Schriften, am meisten Türks wichtigste Pflichten eines Organisten treulich benutzt zu haben.

In der Einleitung wird gut auseinandergesetzt, dafs die Musik sich mit der Einfachheit der Kirche vereinen und der Kirche dienen müsse, nicht aber die Kirche der Musik. Alle Vorschläge beziehen sich darauf. Zu diesem Behufe soll nun auf den Choral, den Altargesang und die eigentliche Kirchenmusik Rücksicht genommen werden.

Erster Theil. *Vom Choral.* Dabey ist zu bedenken, was vom Liederdichter, vom Compositeur, vom Vortrage der Gemeinde mit Beyhülfe des Sängerchores und vom Orgelspieler zu fordern ist. Diese vier Punkte werden nun der Reihe nach durchgenommen. Das Prosaische vieler Lieder und das Unschickliche falsch oder ohne Rücksicht auf den Inhalt der Gesänge gegriffener Melodieen wird gerügt. Festlieder sollen vom gewöhnlichen Sonntagsliedern geschieden seyn. Sind wir nicht in jedem Einzelnen mit dem Vf. einig, z. B. in der verlangten gänzlichen Ausscheidung *aller* Dactylen, so sind wir es doch bey Weitem in dem Allermeisten, hauptsächlich in dem allgemeinen, sehr beachtungswerthen und darum auch vielfach ausgesprochenen Satze: Der Choralgesang mufs einfach, leicht behaltbar und in feyerlich antiker Haltung so ausdrucksvoll als möglich seyn. — In den nachfolgenden Choralmusterungen geht der Vf. im Verwerfen bekannter Melodieen doch etwas zu weit. So verwirft er z. B. die Melodieen: „Wie wohl ist mir o Freund der Seelen"; „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr"; „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld"; „Christ fuhr gen Himmel" u. s. w. Von den gedruckten Choralbüchern empfiehlt er die von *Knecht*, *Hiller*, *Kühnau* und *Umbreit*. Die neuesten Choralbücher konnte er damals nicht kennen, z. B. das Werk von *Natorp*, *Kefsler* und *Rink*, Essen bey Bädeker 1829. Zu den von ihm empfohlenen fügt er noch das Herrnhut'sche und allenfalls das Hirschberg'sche. — Auf die Beybehaltung der alten Kirchentonarten hält er viel, schon um des Contrastes willen, der zwischen diesen und den weltlichen Musik Statt hat. Von *Mortimer's* Werk über die alten Tonarten (Der Choral zur Zeit der Reformation) sagt der Vf. S. 38 nicht eben viel Gutes; er meint, der Mann gebe willkürlich gemachte Gesetze, die sich allenfalls Jeder ersinnen könne: es sey gerathener bey Rousseau, Bach, Kirnberger, Marpurg, Türk und Vogler *stehen zu bleiben* (?). Weiterhin empfiehlt er das Buch aber auch wieder, so wie Vogler's Choralsystem, Offenbach bey André, die vielen Hypothesen beider Werke abgerechnet, S. 44. Auf den Charakter der Tonarten wird auch hier viel Bedeutung gelegt, obgleich zugestanden wird, dafs die verschiedene Temperatur der Orgeln Manches ändert. S. 54 heifst es: die jonische Tonart ist heiter und muthig; die dorische ernstfeyerlich und inbrünstig; die phrygische tief traurig; die lydische hart und unfreundlich (obschon die phrygische ursprünglich bey anderer Temperatur einen heftigen, trotzigen und kriegerischen Charakter, diese aber etwas Weichliches gehabt haben soll); die mixolydische gemäfsigt fröhlich, mit mildem Ernst gemischt; die äolische besorgt zärtlich, still wehmüthig und gelassen. — Es wäre ergetzlich, eine Reihe solcher Charakterangaben der Tonarten zusammen zu stellen. Man würde erstaunen, wie vielerley die Tonarten ausdrücken und nicht ausdrücken. Wollen die Angaben nicht stimmen: so hat es nichts zu bedeuten; es hat Jeder alsdann eine andere Temperatur. — S. 55 u. f. werden die ihren Liedern höchst angemessenen Melodieen in fünffacher Rubrik angegeben 1) Lob- und Danklieder; 2) Lieder mit gemäfsigt heiterer Stimmung, der Treue, des Trostes, der hoffnungsvollen Bitte z. B. Gott des Himmels und der Erden u. s. w.; 3) Melodieen der ernstfeyerlichen Erweckung der Bufse, des Kampfes mit dem Uebel z. B. Valet will ich dir geben u. s. w., Eine feste Burg (?), Wir glau-

glauben All' an einen Gott (?); 4) Melodieen gemischter, besonders niederschlagender Empfindung; 5) Melodieen des tiefsten Schmerzes z. B. Ach Gott vom Himmel sich darein — Warum betrübst du dich mein Herz u. s. w.

Unter den alten Melodieen sollen zu ihren Liedern nicht wohl passen: „Wir glauben All an einen Gott" (*D moll*, von Luther); „Herr Gott, dich loben wir" (besonders seitdem es harmonisch begleitet werden soll); „Von Gott will ich nicht lassen"; „Jesu, meine Freude"; „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen"; „O Gott, du frommer Gott" (*D moll*, von Bach) u. s. w. Wenn wir hier nicht in Allem und Jedem mit dem Vf. einverstanden sind: sollten wir allerdings unsere Gegenmeinung durch Gründe rechtfertigen. Das würde eine Analyse der Lieder und ihrer Melodieen fordern, die den vergönnten Raum einer Recension weit überschreiten müsste. Vf. und Leser mögen also die Sache einzig als eine Geschmacksverschiedenheit ansehen, wegen welcher Niemand zu Gericht zu sitzen hat. Der Vf. hat seine Meinung gleichfalls ohne Beweis hingestellt. Es ist ihm erfreulich, dass wir zu den meisten Liedern bereits andere Melodieen haben, die Jeder, der mit dem Vf. übereinstimmt, wählen mag. Gut ist es, dass gleich darauf die verschiedenen Melodieen zu völlig gleichem Metrum der Lieder (Parallel-Melodieen) angegeben werden, wodurch am Besten dem Uebelstande abgeholfen werden kann, dass die Liederdichter oft die unpassendsten Melodieen zu ihren Liedern gewählt haben. Schliesslich verlangt der Vf. Einheit der Lesarten, wenn nicht immer die ursprüngliche, doch die Beste. Es ist aber leichter verlangt, als in's Werk gerichtet und zwar nicht bloss der damit verbundenen Schwierigkeiten wegen.

S. 67—87 wird von der Choralausführung im Gemeindegesange und von seiner Beyhülfe durch Vorsänger und eigene Sängerchöre gehandelt. Der Gemeindegesang ist das Wichtigste, um der Gemeinden willen ist der Choralgesang da. Der Vf. fordert Reinheit, gehörige Langsamkeit und einstimmigen (nicht harmonisch vielstimmigen) Vortrag. Mit Recht. Besonders stimmen wir nicht für einen vielstimmigen Gemeindegesang des Chorals. Nur die Sängerchöre sollen den Gesang vollstimmig vortragen (Ueber dieses Alles wird zum Nachlesen empfohlen Natorp's Werk, gedruckt bey Bädeker in Essen). Auch die Kirchenchöre sind von ihrer Bestimmung abgewichen. Sie sind zur Ausführung der Kirchenmusiken und zur Unterstützung des Vorsängers da, müssen also geübte Sänger seyn. Wechselgesänge des Chors mit der Gemeinde wären zu empfehlen. *Die Vorsänger sollen nicht schnörkeln* (Kein Prediger sollte das dulden! Mit sanftester Ermahnung wird viel ausgerichtet: bey unsinnigen Cantoren (?) nehme man Gewalt in Anspruch).

Vierter Abschnitt: Von der Orgelbegleitung des Choralgesanges. Das Erhabene der Orgel wird anerkannt, auch zugestanden, dass der Missbrauch den Gebrauch nicht aufhebt: nur Bedingungen sind nothwendig. Die Orgelbegleitung muss contrapunctisch einfach seyn und den Empfindungsausdruck im Allgemeinen und Besondern treffen. Die Harmonieen sollen nicht immer dieselben seyn, sondern dem Inhalt angemessen wechseln. Dagegen darf die Tonhöhe der Melodieen nicht nach Belieben verändert werden. Der Organist muss wissen, dass er um der Kirche willen, die Kirche aber nicht seinetwegen da ist. Künstlerbuhlschaft und Arroganz sollen verbannt seyn. Der häufige Gebrauch der Dissonanzen, der chromatischen Gänge, der Durchgangsnoten im Fundamentalbass, ferner Arpegio's und alle Verzierungen sammt den Triolen werden getadelt. Die getheilte Harmonie wird vorzüglich empfohlen. Nur verstehe man es nicht so, als ob beständig in getheilter Harmonie und immer rein vierstimmig gespielt werden müsste. Dadurch würden gerade viel herrliche Wirkungen ganz zu Grunde gehen. — Zu grosse Tonmalerey ist unwürdig: mit Anstand, ohne Kinderey ist sie zulässig, ja zuweilen lobenswerth. Dagegen darf sie sich nie bis auf einzelne Wörter ausdehnen. Der Organist muss das jedesmalige Lied und die Melodie recht eigentlich studiren: die kurzen Andeutungen über die Melodieen reichen nicht aus. Zuweilen wird sogar das Transponiren nothwendig. Zwischenspiele und Registrirung sind nicht minder bedeutende Dinge. Die ersten sind jedoch nicht nothwendig, wie sie denn auch nicht überall Statt finden. Sind sie gut, so geben sie dem Choral eine angenehme Rundung und Schweifung, erleichtern das Treffen des nächsten Gesangtones und helfen den Ausdruck verstärken. Sie sind auf einfache, wenige Töne zu beschränken; das Pedal soll nicht zu viel dabey gebraucht werden. Wir sind dafür, es in Zwischenspielen gar nicht zu gebrauchen, damit durch den Eintritt des Pedals zur Choralzeile sich der cantus firmus desto besser heraushebt. Was hier über Registrirung gesagt wird, ist nur das Allgemeinste; der für einen Organisten wichtige Gegenstand konnte hier nicht befriedigend gelehrt werden. Das Hauptsächlichste des hier Angedeuteten bezieht sich auf Verhältnissmässigkeit der einzelnen Stimmen unter einander in Ansehung der Tonhöhe und Stärke, auf Angemessenheit zu der Stärke der Gemeinde, der Schwierigkeit der Melodie und dem Charakter des Liedes. Die Register: Guckuck, Vogelgesang, Trommel, Hümmelchen u. dergl. werden mit Recht verworfen.

Zweyter Theil, S. 137: *Vom Altargesange des Liturgen und den Responsorien.* Zuvörderst Einiges über die kirchliche Bedeutsamkeit des Altargesanges. Von den Juden, insbesondere von den Therapeuten ist er zu dem Gottesdienste der Christen übergegangen und als etwas Alterthümliches von den Reformatoren beybehalten worden. Das blosse Ablesen der zu singenden Stücke wird für nicht gut erklärt.

klärt. Ein Prediger soll singen können. S. 148 wird über den Text dieser Gegenstände bemerkt: Er muss vom Zwange des Metrums frey seyn, auch ohne glänzende Bildersprache (durchaus biblisch). Manches aus dem alten Lateinischen wünscht der Vf. beybehalten zu sehen: es dürfte nicht eben sehr nöthig seyn. Nach unserer lutherischen Bibelübersetzung haben wir deutscher Kraftsprüche genug. S. 149. *Von der Musik des Altargesanges und dem Vortrage des Liturgen.* Der Altargesang sey ohne Verzierung, syllabisch fortschreitend und frey von den Fesseln des Rhythmus, wie die Worte. Dadurch werden diese Melodieen zu einem gesungenen Lesen, was hier gerade das Rechte ist, so fehlerhaft es auch in anderen Fällen wäre. Darum wurde es auch choraliter lesen genannt. Der Vf. will solche Gesänge durchaus nicht mit der Orgel begleitet haben. Sehr oft haben wir dasselbe ausgesprochen. Die Orgelbegleitung solcher Altargesänge ist mehr nachtheilig als vortheilhaft; sie hindert die Freyheit des Gesanges und bringt mehr Unordnung als Ordnung; endlich bringt auch die Weglassung der Orgel bey solchen Gesängen mehr Abwechselung, die auch nicht zu verachten ist. — Responsorien (S. 157) sollen nicht lang seyn; die Antwort der Gemeinde oder des Sängerchors muss unmittelbare Fortsetzung des Bibelspruches oder eine Bestätigung des vom Liturgen Vorgetragenen seyn. Die Sänger müssen die Antworten auswendig wissen, damit nicht bloss etwas hergebrummt werde. Sie können mit oder ohne Orgelbegleitung Statt finden: nur darf die Orgel die Sänger nicht erdrücken.

Dritter Theil, S. 168: *Von der Kirchenmusik im engern Sinne, oder der Kirchen-Figuralmusik.* Nach der Beschaffenheit, die ihr seit einem Jahrhunderte in katholischen und protestantischen Kirchen gegeben wurde, ist nicht viel Lobenswerthes von ihr zu sagen. Sie ist offenbar verfallen, wenn sie auch in einer Kirche noch besser ist, als in der andern. Nicht selten verwandelt sie die Kirche in einen Gesellschaftssaal. Sie sollte mit der übrigen Liturgie in organischer Verbindung stehen und gemeinsame Andacht fördern. Die Komponisten sind aber dem Kirchenstil entfremdet; die Instrumentalmusik hat über die Vocalmusik das Uebergewicht erlangt und es ist durchaus kein Zusammenhang mit den übrigen Theilen der Liturgie mehr vorhanden (S. Kocher über Tonkunst in der Kirche und das Buch über Reinheit der Tonkunst). Es wird nun im Allgemeinen vom echten positiven Kirchenstil in der Figuralmusik gesprochen. Das Hauptsächlichste läuft auf folgende Sätze hinaus: Steht ihr auch das reiche Gebiet rhythmischer und harmonischer Verwebungen zu Gebote: so darf sie doch nie über die Würde des melodischen Anstandes hinausgehen. Strenge Gebundenheit, Einfachheit und Leidenschaftlosigkeit müssen ihr eigen seyn. Unruhige Sentimentalität und willkürliche Künsteley sind also rein ausgeschlossen; das Zerhackte und Zerrissene muss fort; dagegen sind strenge Nachahmungen der Sätze durchaus zweckmässig. Der Periodenbau muss grossartig seyn; der Verzierungen muss man sich möglichst enthalten. Eine Hauptperiode guter Kirchenmusik setzt der Vf. mit Vielen in das Dritte bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Wir würden dem Vf. sehr gedankt haben, wenn er uns gezeigt hätte, worin diese Vorzüge jener Kirchenmusik bestanden haben. Es giebt Dinge, über die fortwährend unsäglich gerühmt wird, obgleich Keiner der Rühmenden auch nur den geringsten Begriff von der Sache hat. Wie nun, wenn es damals gar keine eigentliche Kirchenmusik gegeben hätte? wenn die ganze Musik nur im Gesange der Gemeinde und des Liturgen bestanden und auch der Sängerchor nur ein dem Gemeindegesange gleiches Unisono gegeben hätte? — Wenn wir aber auch nach der Beschaffenheit damaliger Musik gar nicht fragen und ihre gepriesene Trefflichkeit auf Treu und Glauben annehmen wollen: so hätte doch der Vf. den Zeitraum ihrer Herrlichkeit zu gross, zu weit hinaus bezeichnet. Schon vor Gregor I. war sie verfallen: Gregor hätte sonst nicht Ursache gehabt, sie zu verbessern. Durch Anordnungen dieses thätigen Oberbischofs, des Knechtes der Knechte Gottes, war eine Art Gesang eingeführt worden, die noch zu Karl des Grossen Zeiten blühete. Wie hoch der gregorianische Kirchengesang von Allen geschätzt wurde, weiss Jeder. Folglich hat der Vf. die zweyte Periode eines geachteten christlichen Kirchengesanges ganz übergangen. Er setzt seinen zweyten Zeitraum echter Kirchenmusik vom 15ten bis zum 18ten Jahrh., von Palestrina bis auf Händel und Seb. Bach, obschon diese beiden (!?), fügt er hinzu, schon oft weltlich genug wurden. Diese letzte Bemerkung hätten wir ihm gern erlassen. Orlando di Lasto statt Lasso, ist ein nicht angegebener Druckfehler. Uebrigens soll noch dem Vf. nur sehr Weniges von Graun, Hasse, Rölle, Homilius, Schulz, Haydn, Mozart, Cherubini u. s. w. übrig bleiben. Sollte denn der Vf. wirklich eine hinlängliche Kenntniss von den Werken dieser Männer haben? Es scheint uns doch, als ob nicht zu Weniges übrig bliebe. Es ist aber jetzt einmal Mode, eine gewisse Stabilität für gute Kirchenmusik zu urgiren. Hätten denn nicht wenigstens viele Motetten, z. B. des Homilius, von der Verdammung ausgeschlossen werden sollen? Man geht hierin offenbar zu weit! Dass man aber jetzt viel zu selten Gelegenheit hat, meisterlich Altes zu hören, ist ein grosser Nachtheil. Es wäre freylich wünschenswerth, wenn für tüchtige Schulen und auch für Aufführungen alter Meisterwerke *neben neueren* gesorgt würde. Geschieht diess nicht von Oben herab (nicht vom Himmel), so ist allerdings für Verbesserung der Kirchenmusik wenig, oder doch nur langsam etwas zu hoffen. Vor allen Dingen sehe man zu, wie die Anhänglichkeit an das Urtheil eines überreizten, nervenschwachen mu-

musikalischen Pöbels verringert wird. Die bey Sander in Berlin herausgekommene Sammlung Caecilia wird empfohlen. Hier wären mehre Sammlungen zu empfehlen. Wir haben jetzt nicht zu Weniges der Art.

Es folgt über Orgelmusik an sich, als reiner Instrumental-Figuralsatz. Also von Prae- und Postludien. Nur Haupt- und Festlieder sollen ausgeführte Vorspiele haben. Das Uebrige ist ganz Bekanntes, das von angehenden Organisten im Buche selbst nachgelesen werden mag. S. 189: *von der Vocalmusik in der Kirche und deren Instrumentirung.* Der Vf. meint: Nur Orgel und Posaunen passen völlig für die Kirche. Darum ist die alte Kirchenmusik allein für Singstimmen gesetzt (Auch lag die Kunst zu instrumentiren noch ganz in der Kindheit, was wenigstens einer Anmerkung werth gewesen wäre). In Cantaten und Oratorien giebt er die Instrumentirung, wie billig, zu. Aber wo sind die Kirchen, die solche grofse Musiken gehörig ausführen können? In unsern Gottesverehrungen sind so lange dauernde Musikstücke gar nicht zu gebrauchen; sie passen nicht in den Gang unserer Liturgie. Nur zuweilen zu aufserordentlichen Vorfällen sind sie als Ausnahmen zulässig. Für gewöhnlich also Vocalmusik mit Orgelbegleitung. Der Vf. will Recitative, Arien, Duetten u. s. w. ausgeschlossen wissen, weil diese Gesangformen leidenschaftlich sind (?), oder die Persönlichkeit hervortreten lassen. Wäre das persönliche Hervortreten wider das Kirchliche, so müfste auch der Prediger sammt dem Küster fort. Sie mögen aber bleiben, so gut wie Recitative, Duetten und Terzetten, wenn sie nur nicht zu weltlich trilleriren. S. 201 wird von der Verbindung der Kirchen-Figuralmusik mit dem Gottesdienste gehandelt, als von einer verloren gegangenen Sache. Gregors des Grofsen Anordnungen und Luthers Einrichtungen der deutschen Messe sind schätzbare Winke für wünschenswerthe Aenderungen. Denn wie es jetzt steht, ist die Kirchenmusik nur ein elendes Anhängsel der Gewohnheit, ein für sich bestehendes abgerissenes Fragment ohne bestimmten religiösen Charakter, sagt der Vf.; er behauptet auch, in der katholischen Kirche wird zu viel, und in der protestantischen zu wenig (oder vielmehr zu selten) musicirt. Die Idee Nägeli's, nach Art der Componisten des vorigen Jahrhunderts die Jahrgänge ihrer Kirchenstücke an den Cyclus der Sonntags-Evangelien und Episteln zu knüpfen, hält der Vf. gleichfalls für unglücklich, weil unter diesen Compositionen zu viel Mittelgut ist. Des Vfs Grund hält nicht. Erstlich liefsen sich aus der Menge der vorhandenen Kirchenstücke, besonders wenn man Motetten und einzelne Chöre mit dazu nehmen wollte, mehre sehr gute Jahrgänge zusammensetzen — und zweytens ist Mittelgut für manche, ja für viele Gemeinden noch eine geraume Zeit sogar besser, als Ganzgut. — Der folgende Grund hat mehr Gewicht; der Vf. fragt nämlich: „Wie sollen wohl Dirigenten an kleinen Kirchen jeden Sonntag etwas anderes aufführen können? — Besser, als an Evanlium und Predigt, knüpft sich daher die Kirchenmusik an feststehende Theile des Gottesdienstes an. Vor der Predigt bleiben der Figuralmusik nur Kyrie und das Graduale mit dem Halleluja übrig. Eines und das Andere kann nun auch mit einem passenden Musikstück vertauscht werden, z. B. mit einem Gloria, Magnificat, einer Hymne, Motette; das Halleluja zu manchen Zeiten mit einem Miserere u. s. w. Nach der Predigt etwa ein Sanctus, wenn keine Communion ist, wie an hohen Festtagen. Diese Vorschläge verdienen Ueberlegung. Wenn aber der Vf. noch dazu setzt: Man kann in die Gesangbücher Gebete einrücken lassen, die während einer bestimmten Musik von der Gemeinde gelesen werden können; der Liturg mag auch während der Musik am Altare im stillen Gebete verweilen: so müssen wir uns auf das Bestimmteste dagegen erklären. Solcherley bringt Heucheley und ein zerstreutes Gebet, das kaum den Namen verdient, ähnlich dem heidnischen Plappern und dem pharisäischen Schein. Ist die Musik nicht werth, dafs die Gemeinde zuhört, so ist es vernünftiger, sie bleibt weg. S. 208 liefert der Vf. in einem Nachtrage einen Entwurf zu einer Liturgie der evangelisch protestantischen Kirchen aus ästhetischem Gesichtspunkte, was man im Buche selbst nachzulesen hat, da Auszüge in solchen Gegenständen nicht genügen. Dennoch giebt ein kurzer Anhang Berichtigungen des Druckes und der Ansichten. Der Vf. kann nicht umhin zu bekennen, dafs seit etwa 4 Jahren doch Vieles schon besser geworden ist; auch bittet er den Mangel einer noch bessern Auswahl in den Musikbeylagen nicht zu hoch anzuschlagen, da er wegen Entfernung seines Wohnortes von allen grofsen Vorräthen nicht Gebrauch machen konnte (Eben deshalb aber hätte der Vf. sich zuweilen weniger hart und absprechend ausdrücken sollen); auch sollen Interpunktionsfehler und Fehler der musikalischen Rechtschreibung nicht gänzlich auf seine Rechnung gesetzt werden.

In den Notenbeylagen werden die alten Tonleitern, Choräle nach Vogler's Verbesserungen, aus Fischer's Choralbuche und Anderes ohne nähere Anzeige gegeben. Ueber das Einzelne wollen wir nicht rechten. Der Vf. läfst z. B. Drey- und Vierstimmiges nicht selten in einer Choralzeile wechseln. Der musikalische Anhang scheint uns geringer, als der Text, der alle Berücksichtigung verdient. Das Papier ist äufserst schlecht.

φγχ.

MONATSREGISTER

vom

SEPTEMBER 1831.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Fi-

P.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 96.)

II.

Verzeichniſs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Weidmann: *Opere di Giordano Bruno Nolano*, ora per la prima volta raccolte e pubblicate da *Adolfo Wagner*, Dottore. In *due Volumi*. (Vol. I. col ritratto del autore.) 1830. (4 Rthlr.)

Wir erhalten hier in überaus sorgfältigem Abdruck eine Sammlung von Schriften, die im höchsten Grade selten, wohl schwerlich in irgend einer Bibliothek vollständiger sich finden, wie sie hier nach den in der reichen Dresdener Sammlung befindlichen Exemplaren gegeben werden, und die bis jetzt nur theilweise aus grofsentheils unzulänglichen Berichten bekannt waren, wiewohl sie von ungemeinem Interesse sind, da sie theils eine sehr merkwürdige Persönlichkeit, die bis jetzt nur einzelnen Bestrebungen nach gezeichnet werden konnte, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit uns vor Augen stellen, theils einen wichtigen Beytrag zur Geschichte der Literatur im allgemeinen und der Philosophie insbesondere enthalten. Das Königreich Neapel, nicht eben fruchtbar an hervorragenden Geistern, gewinnt im 16ten Jahrhundert einen entschiedenen Einfluss auf die mannichfaltigen Bewegungen in der Philosophie, indem *Bernardino Telesio* aus Cosenza im Gegensatz gegen den erstarrten Peripatetischen Formalismus den Grund zu einer dynamischen Naturlehre legt, *Thomas Campanella* aber und *Giordano Bruno* die Alleinheitslehre, unabhängig von einander, wiewohl gleichzeitig, und in sehr verschiedener Weise, aber Beide mit begeisterter Ueberzeugung von dem Allleben der Natur, und mit grofser geistiger Beweglichkeit, ausbilden. In ihrer Richtung, in ihren Anlagen, in der poetischen Auffassungsweise, und in ihren Schicksalen einander verwandt, kommen beide auch darin überein, dafs sie mit ungestümen Eifer das Ziel zu erreichen bestrebt, ihre Ueberzeugungen mehr in mannichfacher Brechung, von verschiedenen Standpunkten aus, sich abspiegeln, als von ihrem Mittelpunkt in folgerechter und gegliederter Darstellung sich entwickeln lassen, obgleich sie des sondernden und gliedernden Scharfsinns keinesweges ermangeln und in allen Hauptrichtungen ihre Lehre zu bewähren beabsichtigen. Auch hat Campanella mit nur zu grofser Ausführlichkeit in seinem zwanzigjährigen einsamen Kerkerleben sich über alle Hauptdisciplinen der Philosophie verbreitet und Bruno wiederholt zu erkennen gegeben, wie weit seine Absichten über die von ihm vorhandenen Leistungen hinausreichten. Aber die Schritt für Schritt mit überlegter Behutsamkeit fortschreitende Wissenschaftlichkeit des Spinoza vermifst man bey Beiden, — mehr noch bey unserm Bruno als bey'm Campanella, — und wird bey den Wiederholungen und Abschweifungen Beider oft der Ermüdung sich kaum erwehren können, wenn gleich bey Bruno ungleich mehr als bey Campanella, Lebendigkeit der Darstellung die Aufmerksamkeit immer wiederum zu beleben weifs. Gedichte des Campanella wurden von einem Deutschen, *Adami*, der sich des Eingekerkerten Freundschaft in Neapel zu erwerben gewufst, zum Druck befördert und in neuerer Zeit durch *Herder's* Uebersetzungen daraus dem gröfsern deutschen Publikum bekannt und werth. Durch Wiederabdruck der wenigen Bogen des Originals würde die Verlagshandlung, der wir vorliegende Sammlung der italienischen Werke des Giordano Bruno verdanken, gewifs viele Freunde der italienischen Literatur erfreuen.

Giordano Bruno versuchte sich, von seinem unruhig lebhaften Geist getrieben, in sehr verschiedenen Sphären der Forschung und Darstellung. Unter seinen gröfseren Werken scheint das Lust- oder Schauspiel *il Candelajo*, der Kerzengiefser, in vorliegender Sammlung (1. Bd. p. 1—112) abgedruckt, am frühesten (schon 1582) erschienen zu seyn und Beyfall gefunden zu haben, vorausgesetzt, dafs ein angeblich 1589 besorgter Abdruck nicht etwa die mit neuem Titel versehene erste Ausgabe ist. Noch im J. 1633 erschien eine französische Uebersetzung davon; ob eine wörtliche, vermögen wir nicht anzugeben, möchten aber zu keiner treuen Verdeutschung rathen, wiewohl die wunderliche Eigenthümlichkeit des Mannes, zum Theil auch der Zeit, sich sehr charakteristisch darin ausspricht. Mit grofser Ausführlichkeit legt Bruno Plan und Bestandtheile seines Lustspiels im vorangestellten Argument auseinander, verfolgt die drey Hauptpersonen, den verliebten Geck Bonifacio, den der Alchymie ergebenen Bartolomeo und den Pedanten Manfurio durch die verschiedenen Akte und Scenen, und ist bestrebt gewesen, die drey auf sie bezüglichen besondern Handlungen durch künstliche Verknüpfung in einander zu schlingen; aber hat so verschiedenartige Bestandtheile durch wahre innere Einheit zu verbinden nicht vermocht. Bonifacio in

schon vorgerücktem Mannesalter, mit einem hübschen jungen Weibe vermählt, entbrennt plötzlich in Liebe zu einer verführerischen Buhlerin, Vittoria, und weder im Stande, durch persönliche Reize Gegenliebe zu gewinnen, noch geneigt, durch bedeutende Geldopfer jenen Mangel zu ersetzen, nimmt er zu den magischen Künsten und zur Poesie seine Zuflucht. Während sein Diener den Magus herbeyholt, weiſs Bartolomeo ihm das Geheimniſs seiner Liebe zu entlocken und mit Laune dieser die eigene Neigung zum Golde entgegenzustellen. Zwey lose Buben, die diese Unterredung belauscht, werden in ihrem Jubel darüber vom Pedanten Manfurio unterbrochen und darauf auf der Bühne durch die Kupplerin Lucia abgelöst, die sich über des Bonifacio kärgliche Gaben und schlechte Verse lustig macht, nicht ohne von ersteren, „den Früchten der Thorheit," ihr Theil zu nehmen, bevor sie sie ihrer Gebieterin überbringt. Während darauf der zurückgekehrte Bonifacio dem Mahler Bernardo seine Liebesreime vorzutragen begierig, von ihm mit der Warnung abgewiesen wird, vom Kannengieſser nicht zum Goldschmidt aufsteigen zu wollen, tritt der schlaue Magus ein und verspricht durch einen hellen und feinen Geist, aus dem reinsten Herzensblute bereitet, die ersehnte Gegenliebe ihm zu verschaffen. Die den Akt beschlieſsenden vergeblichen Versuche des Alchymisten, den ungläubigen Mahler Bernardo für seine Kunst zu gewinnen, sein Entschluſs, heimlich abzureisen, bevor sein Jünger Bartolomeo des Betruges inne geworden, und die bittern Klagen der Marta über die thörichte Liebhaberey dieses ihres Gatten, führen uns auf die zweyte Hauptperson des Drama's zurück. Den zweyten Akt eröffnet der Pedant Manfurio in stolzem Selbstgefühl über das von ihm gegen einen der vorher erwähnten Spötter gerichtete Schmähgedicht, den er, Ovids Beschreibung des Caledonischen Ebers nachahmend, mit dem gefräſsigen Schweine vergleicht. Von einem hinzukommenden Bekannten mit Laune zuerst zu den Sternen erhoben und dann unbarmherzig verspottet, beschlieſst er, sich auch an ihm durch die Waffe der Satire zu rächen, und ist wahrscheinlich beschäftigt, den Beystand der Musen zu erflehen, während Vittoria, theils allein, theils mit Lucia u. a. auf Mittel sinnt, von der thörichten Liebe des Bonifacio Vortheil zu ziehen und ihn sie büſsen zu lassen: demnächst einer der Gauner der Lucia auf die schmutzigste Weise erzählt, wie er die Marta an ihrem kaltsinnigen Manne Bartolomeo zu rächen gesucht und endlich zwey andere Schelme sich an dem Liebesbriefe ergetzen, den Manfurio für Bonifacio geschrieben. Der dritte Akt führt uns Bartolomeo im Selbstgespräch über seine alchymistischen Hoffnungen vor, den Magus und Lucien bemüht vom kargen Bonifacio Geld zu erpressen, und Manfurio voll Freude über sein neues Spottgedicht; und leitet dann die Entwickelung des Stückes durch Charakteristik der Gauner ein, die sie zu vermitteln bestimmt sind; vielleicht die gelungensten Scenen des ganzen Stückes. Mit einer Lebendigkeit, Unbefangenheit und Selbstgefälligkeit, die an Cervantes Rinconetto und Cortadiglio erinnert, erzählen zwey Spieſsgesellen zu gegenseitiger Belustigung einander, wie sie in Weinhäusern herrlich und in Freuden zu leben, der Bezahlung aber, durch List mit Gewalt gepaart, zu entgehn wissen, und während sie von zwey andern aufgefordert werden, verkleidet als Häscher zu gemeinschaftlichem Gewinst und Spaſs an einem Unternehmen gegen Bonifacio Theil zu nehmen, macht ein fünfter, ohne vorangegangene Verabredung, einen glücklichen Versuch in der edlen Kunst, indem er dem Manfurio erzählt, wie Bonifacio, beschäftigt ein Paar Stiefeln von feinem Maroquin, wie junge Stutzer sie zu tragen pflegten, in einem Schuhmacherladen anzupassen, seinen mit Sammt verbrämten Mantel einem dienstfertigen Burschen anvertraut habe, den er selber für den Lehrling des Meisters, dieser für den Diener des Bonifacio gehalten, und vergeblich wieder aufzufinden bemüht sey. Dem seiner eignen Vorsicht in der Bewahrung der Baarschaft sich rühmenden Pedanten weiſs nämlich der Erzählende unter dem Vorgeben, Silber gegen Gold bey ihm einwechseln zu wollen, zehn Piaster zu entlocken und das aus dem Hinterhalte herbeyeilende Gaunerpaar nicht nur seine Neutralität durch das Vorgeben zu beschönigen, den latinisirenden Ruf um Beystand nicht verstanden zu haben, sondern auch mit Hülfe eines andern herbeykommenden Spieſsgesellen ihn zu bestimmen, Talar und Hut gegen Mantel und Mütze zweyer der Burschen zu vertauschen, um in dieser Verkleidung den entflohenen Dieb aus seinem Schlupfwinkel hervorzulocken. Vorbereitungen der Vittoria und Lucia, ihren Anschlag gegen Bartolomeo ins Werk zu richten, Nekkereyen zwischen Bartolomeo und Bonifacio, Bonifacio und Marta, schamlose Klagen der letztern über die Liebhaberey ihres Mannes Bartolomeo und seine daraus hervorgehende Unempfindlichkeit gegen ihre Reize, Ausbruch seiner Verzweiflung bey der Nachricht, daſs kein *pulvis Christi* zu haben und der Alchymist verschwunden sey, wechseln im vierten Akt mit den Klagen des Manfurio über den zwiefachen Betrug, mit Verabredungen zwischen der Lucie, dem Weibe des Bonifacio und dem Mahler Bernardo, bis Manfurio in seiner Verkleidung von den Gaunern, die sich inzwischen als Häscher verkappt, als Vagabond festgenommen wird. Der fünfte Akt endlich enthält die mit groſser Ausführlichkeit vorbereitete Lösung. Bonifacio wird mit falschem Barte angeblich zu der geliebten Vittoria, Bartolomeo in Streit gerathen mit dem Apotheker, an welchen ihn der Alchymist verwiesen, von den vorgeblichen Häschern gebunden abgeführt und bald darauf Bonifacio ihnen zugesellt, der statt der Vittoria seine Frau Carubina, statt der gehofften Gunst ihre wohlverdienten Schmähungen am verabredeten Orte

Orte gefunden hatte und von dem herbeykommenden Mahler Bernardo übel angelassen wird, weil er nach dem Rath der listigen Weiber, in einer dem Mahler entlehnten Vermummung, zu dem nächtlichen Besuche sich eingestellt hatte. Auf Bernardo's Bürgschaft wird Carubina von den Häschern entlassen und von ihm mit allem Nachdruck ungestümer Liebe und kaum zweifelhaftem Erfolge aufgefordert, die Untreue des Mannes zu rächen. Bartolomeo und der Apotheker sind inzwischen, zusammengefesselt, von Wortstreit zu Thätlichkeiten übergegangen und werden durch den vorübergehenden Magus, nach Lösung ihrer Fesseln, von einander getrennt. Derselbe nichts weniger als uneigennützige Befreyer unterhandelt mit der bübischen Häscherschaar für den Bonifacio, nachdem er sich gegen den Verdacht des Betruges durch die Versicherung verwahrt hat, das Liebesmittel müsse seine Wirkung auf die Vittoria verfehlt haben, weil, wahrscheinlich aus Versehen, am Wachsbild Haare nicht von dieser, sondern von der Carubina angeheftet gewesen. Nach langen Unterhandlungen giebt der vorgebliche Häscherhauptmann der Beredtsamkeit des Magus so weit nach, daſs er dem Bonifacio den Schimpf, vor's Polizeygericht geführt zu werden, zu erlassen verspricht, falls seine Frau und der Mahler von ihrer Klage abzustehen sich bereit erklärten. Der Mahler, der, der Botschaft verabredetermaaſsen harrend, über die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter und die Mittel der Ausgleichung, nicht ohne Bezug auf sein Abenteuer mit Frau Carubina, sich unterhält, läſst nach manchen Widerreden, als endlich selbst diese für den untreuen Ehemann sich verwendet, sich erbitten, und Bartolomeo, nachdem er sich auch den Häschern erkenntlich erwiesen, wird entlassen; dem Manfurio aber die Wahl gelassen zwischen Gefängniſs, einer bedeutenden Ranzion, Hieben auf die flache Hand oder einen noch empfindlichern Theil des Körpers; er wählt körperliche Züchtigung und muſs, da er die Hiebe in die Hand nicht ertragen kann, bey der andern nicht richtig zählt, nachdem er von beiden reichlich empfangen, zahlen, was ihm von Baarschaft übrig bleibt. So endigt das Schauspiel, dem bey bedeutendem Reichthume an komischen Situationen, an lustigen Schwänken, witzigen Einfällen, sprichwörtlichen Redensarten und ergetzlichen Geschichten, wie Einheit der Handlung, so auch bestimmte Charakterzeichnung und diejenige Haltung gänzlich fehlt, deren Mangel nicht minder der Kunst und dem guten Geschmack wie der Sitte zuwider ist. Augenscheinlich hat Bruno seinem Schauspiel einen sehr ausgearbeiteten Plan zu Grunde gelegt; und vorausgesetzt, daſs er die Hauptrichtung der Thorheiten seiner Zeit geiſseln wollte, begreift man wohl, wie er dazu kommen mochte, zusammenzufassen, was er durch innere Einheit zu verbinden auſser Stande war; aber wie er die Thorheiten eines alternden Verliebten den beiden übrigen Thorheiten gleichzustellen, und wie die eine dieser letztern als bloſse alltägliche Pedanterey eines untergeordneten Schulmeisters darstellen mochte, nicht vielmehr, was ihm ungleich näher liegen und zu viel bedeutenderer Charakteristik hätte führen müssen, die Pedanterey damaliger Schulphilosophie, ist kaum einzusehen. Bey so von vorn herein verfehltem Plane sah sich der Dichter genöthigt, theils die Entwickelung — um wenigstens eine scheinbare Einheit zu gewinnen, — so unverhältniſsmäſsig breit auszuspinnen, theils was der Haupthandlung und den Hauptpersonen an Interesse abging, durch Nebenhandlung und Nebenpersonen zu ersetzen; theils vielleicht mehr noch, als Geist der Zeit und eigne Zügellosigkeit ihn wohl schon an sich dazu veranlaſst haben würde, zu einer Würze seine Zuflucht zu nehmen, die *Maffei* zunächst im Sinne hat, wenn er das Stück, allerdings übertreibend, infam und verrucht nennt (*Osserv. letter. II. p.* 171).

Ohne Vergleich höhern poetischen Werth hat das Werk, mit dem diese Sammlung schlieſst, *de gli eroici furori* (*II.* Bd. p. 299—437). Gleich wie von Dante in dem unsterblichen „neuen Leben," so wird von Bruno in diesem heroischen Wahnsinn die geistige, alle höhere Kraftthätigkeiten zugleich bindende und lösende Liebe verherrlicht; aber hier als schlechthin reine Liebe zu der ewigen Wahrheit und ihren Objecten, ohne daſs ihr ein sinnliches Substrat gegeben würde. Wenn Dante eben dadurch uns in fortgehender Spannung erhält und mit sich hinreiſst, daſs sein Verhältniſs zur Beatrice mit allen Merkmalen der Wirklichkeit bekleidet und ins einzelnste durchgeführt und dennoch nur theils als Träger, theils als Hülle der Entwickelungsgeschichte des höchsten innern Lebens dargestellt wird; so verzichtet dagegen Bruno auf alle Vortheile, die diese schöne Art der Versinnlichung gewährt; und will die reine intellectuelle Liebe als innersten Grund alles höhern Lebens uns vorführen, nicht bloſs in ihrer Sonderung von der Frauenliebe, sondern sogar in ihrem Gegensatz gegen dieselbe, und bittet die liebenswürdigen englischen Frauen zu bedenken, daſs wenn er Frauenliebe im allgemeinen für unvergleichbar halte mit der wahren Liebe, er nicht im Sinne habe, die in Wahrheit nicht Frauen, sondern mit ihnen verglichen Nymphen, Göttinnen, von göttlicher Wesenheit seyen, auf Erden was die Gestirne am Himmel und unter ihnen jene einzige Diana wie die Sonne unter den Gestirnen u. s. w. (Königin Elisabeth — S. 303. vgl. I. p. 144). Er will sein Werk nicht hohes Lied (*cantica*) betiteln, um Miſsdeutungen zuvorzukommen, wiewohl es ihm sehr verwandt sey, und verflicht, gleich wie Dante, eine Anzahl einzelner Gedichte, groſsentheils sehr frey von ihm behandelter Sonnette — in ihre dialogisch abgefaſsten Erläuterungen und Erklärungen. Das Ganze zerfällt in

zwey

zwey Theile und jeder Theil wiederum in fünf Dialogen, deren Inhalt und Zusammenhang die Einleitung ausführlich auseinanderlegt. „O Musen, die so oft von mir zurückgewiesen, bey meinen Leiden unwiderstehlich ihr herbeyeilt, in meinem Kummer Trost mir zu bringen durch solche Verse, Reime und solche Begeisterung, mit denen ihr andern nimmer euch genaht, die der Myrthe sich rühmen und des Lorbeers: bey euch möge ich hinfort Anker, Hafen und günstigen Wind finden, wenn nirgend anders Ruhe mir beschieden ist. O Berg, o Göttinnen, o Quell, wo ich wohne, mit denen ich verkehre, aus dem ich schöpfe, wo ich Ruhe finde und Ruhm, das Herz erhebe, den Geist belebe, die Stirn schmücke; verwandelt ihr Tod in Leben, Cypressen in Lorbeer, der Unterwelt Anheimgefallene in ewige Gestirne!" — so beginnt der Dichter mit stolzem Selbstgefühl und verwahrt sich in den Erläuterungen des Sonnets gegen die Kunstrichter, die gleich dem Gewürm, unfähig selber Gutes zu erzeugen, nur geboren seyen, an den Bestrebungen andrer zu nagen, sie zu beschmitzen und beschmeissen. Die Kritik solle vielmehr anerkennen, dass die Poesie nicht aus ihrer Regel hervorgehe, sondern ihre Regeln in der Poesie wurzeln und dass es so viele Arten von Dichtern gebe, wie Weisen der Empfindung und Erfindung. Die folgenden Sonnette beschreiben dann, wie das immer gegenwärtige höhere Licht, die innere Quelle der Poesie, sich äussern, wie das Herz mit seinen zwey Gipfeln, fähig zu lieben und zu hassen, dem doppelgipfligen Parnass vergleichbar; die belebenden und veranschaulichenden Gedanken die Musen, die Thränen der Empfindung der Helikonische Quell seyen, und sie den Lorbeer gewähren, den keine menschliche Macht zu verleihen vermöge. Ferner, wie die Seele alle ihre Vasallen unter Eine Fahne versammle, all ihre Sinne auf Einen Gegenstand richte, Ein Gesicht den Geist erfülle, von Einem Feuer er entbrenne u. s. w. Wie aber Affecte, Eifersucht, Täuschung und Geschick das Paradies, welches schon so nahe geschienen, wiederum entrücke, so dass Herz, Geist und Seele zugleich in Wonne und Schmerz erglühe und erstarre; und doch der Schmerz süss, die Glut uns theuer sey. Denn die Liebe leite zur Wahrheit, öffne die diamantenen Thore, verleihe den Augen Licht, zu schauen, was Erde, Himmel und Unterwelt umschliesse, vergegenwärtige das Entfernte, enthülle das Innere, indem sie das Herz verwunde; sie einige sich selbst mit der Eifersucht im Mittelpunkt des Herzens; und beide Eins und wieder einander entgegengesetzt, beglückten zugleich und versenkten in Trauer. Denn wer das erhabene Panier der Liebe trägt, vereinigt glühende Wünsche mit eisigen Hoffnungen, bebt zugleich und erstarrt, entbrennt und glimmt, verstummt und jauchzt auf, lebt und stirbt, liebt Andere und hasst sich selber. Aber Liebe kann auch tödten mit solchem Tode, der zugleich des Lebens und Todes beraubt, hoffnungslos zu den Pforten der Hölle, sehnsuchtsvoll zum Himmel führt und zugleich von Himmel und Hölle fern hält. Dennoch nicht unglücklich ist das Geschick, das in Hoffnung tödtet, in Sehnsucht belebt, mit erhabenen Bestrebungen nährt, die, wenn sie gleich des Zieles verfehlen, zu edlem Feuer die Seele entzünden, vom unedeln Haufen sie ablösen: will doch der heroische Geist lieber fallen, in würdigem den Adel seines Gemüths entfaltendem Streben des hohen Zieles verfehlen, als in weniger edeln und niedrigen Dingen zur Vollkommenheit gelangen (S. 386). Habe ich die Flügel dem schönen Ziele zu entfaltet, je höher ich dann in die Lüfte mich erhebe, um so rascher übergebe ich das Gefieder den Winden, verachte die Welt und wende mich dem Himmel zu, nicht geschreckt durch des Ikarus Schicksal, und wohl mir bewusst, dass ich entseelt auf die Erde herabfallen werde; denn welches Leben ist meinem Tode vergleichbar? durch die Erhabenheit meines Gegenstandes werde ich vom schwachen Sterblichen zum Gott. Ich breite meine Gedanken aus zu hoher Beute, und sie, gegen mich gekehrt, geben mir den Tod; ich entlasse mein einsames Sinnen, auf dass es zur Höhe sich erhebe, von der Liebe geleitet, und nur zurückkehre, wenn es ganz mir angehören könne: aber ach zu weit hat sich's von mir entfernt, verweilt glücklich, wo es sich verzehrt und stirbt. Erhabene, tiefe, immer wache Gedanken, auf diesen steilen Pfaden verstattet euch der Himmel nicht, das edle Wild zu erjagen; gedenket der Rückkehr und ruft das Herz zurück, das in der Hand der Göttin so weit umher schweift; oder bringt Nachricht von dem, was das Herz so entzückt. Aber auch ihr mir grausame Kinder, verlasst mich, meinen Schmerz zu steigern; und alle meine Hoffnung habt ihr mit euch entführt. Wann werde auch ich von hier mich erheben und mit meinem Herzen und den gemeinschaftlichen Kindern in der Nähe des erhabenen Gegenstandes weilen? Geschick, wann werde ich jenen Berg ersteigen, der mich zu beglücken, zu den hohen Pforten führt? wenn der Geist sich erhebt, wohin kein Irrthum dringt, das Gut ergreift, was nur Einer allein begreift, wodurch so viele Fehle getilgt, die Glückseligkeit gewonnen wird, wie sagt der Alles weissagt, — der erhabene Geist, Urgrund aller Dinge, in dem jedes Wort zur That wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Weidmann: *Opere di Giordano Bruno Nolano* — — da *Adolfo Wagner* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In vierzehn Emblemen nebst lateinischen Wahlsprüchen an den Fahnen der kämpfenden Affecte, oder vielmehr in den erklärenden Sonetten, wird dann der Wechsel der Zustände heroischer Begeisterung ferner beschrieben, und ausgesprochen, wie durch Thränen, Seufzer und Glut das Wasser, Feuer und die Luft ihren Tribut empfangen; aber Thränen, Seufzer und Glut nicht wechselnd mit den Jahrszeiten, immer gleich heftig, unendlich seyen — *idem semper ubique totum*; wie die Qualen Hoffnung erzeugen, und Qual und Tod zur Glückseligkeit werde durch die Hoffnung — *mutuo fulcimur*; dem Herzen, dem Geiste und der Seele keine Freude, Freyheit oder Leben so süfs und lieblich sey, wie der Liebe Joch und Tod — *hostis non hostis*; wie das Gut dem des Himmels gleich zu achten, welches wann den Gedanken gegenwärtig, sie die erloschen waren, neu belebt und mit göttlicher Macht jede entgegengesetzte Gewalt überwältigt — *Caesar adest?*; — Aber ach, nicht dem Phönix vergleichbar, welcher ist der er war, und von den Strahlen der Sonne neu belebt zu langem Leben, zurückkehrt das Licht wiederum zu schauen, bin ich der ich nicht war, sterbe hin in heifser Liebe, kurzes Lebens, weifs weder was ich gelebt, noch was ich leben werde — *fata obstant*. — Keinen Augenblick führen die Jahre herbey, der meinem stummen Kummer Heilung brächte — *circuit?*; nicht wechselnd wie der Mond, wird mein Gestirn immer mir entzogen, nimmer gegeben — *talis mihi semper ut astro*; und dennoch gleich der bejahrten Eiche, die ihre Zweige zu den Lüften ausbreitet, die Wurzeln unverrückbar in den Boden treibt, habe ich Geist, Sinn und Verstand unwandelbar Einem Gegenstande zugewendet *ut robori robur* u. s. w. — In dieser Weise wird im ersten Theile die Allgegenwart des höheren Lichts, sein Object und seine Wirkung in uns, der innere in Bezug darauf sich ergebende Widerstreit und die höhere Einigung angedeutet, der Widerstreit näher bestimmt, die Gewalt des Willens und Geistes bey solchem Widerstreit und die aus dem Kampfe sich ergebende Mannichfaltigkeit von Empfindungen beschrieben. Der zweyte Theil schildert die inneren Zustände der heroischen Begeisterung, die Ewigkeit ihrer Qual, ihrer Hoffnung, ihrer Furcht, ihre ausschliefsliche Herrschaft und Unverträglichkeit mit andern Gedanken und Begehrungen; die Unfähigkeit das was der göttliche Glanz erleuchte und entzünde frey von Gewölk darzustellen, und völlig zu ergreifen was doch mit und in uns sey, und näher als wir uns selber zu seyn vermögen (S. 387 u. s. w.). Die Dichtung schliefst mit sinnreichen Allegorieen. In der einen klagen Herz und Augen einander gegenseitig an; das Herz die Augen ob der durch sie veranlafsten Glut, die das Princip des Lebens des Lebens beraube (*son principio di vita et non son vivo*); die Augen das Herz ob der von ihm erregten Thränenflut, welche die Lichter der innern Welt in ewige Ströme verwandele; und Herz und Augen erkennen an, dafs die Unendlichkeit des Affects Thränen und Glut, Erkenntnifs und Begehrung im Gleichgewicht erhalte. In einer zweyten Allegorie werden neun Blinde klagend eingeführt; der erste, blind geboren, das Licht nie erblickt; der zweyte durch Eifersucht, der Führung der Intelligenz beraubt zu seyn. Der dritte nur gewöhnt irdische Schönheit zu schauen, ist erblindet, vom vollen reinen Lichte plötzlich getroffen; der vierte mit seinem ganzen Geist dem lebendigsten Lichte zugewendet, hat alle Empfindung für das gewöhnliche Licht verloren, gleichwie die an den Katarakten des Nils wohnen, für jeden andren Schall taub sind. Das Gesicht des fünften ist untergetaucht in dem Thränenstrome, welcher auf den Anblick des heiligen Lichts folgte; der sechste sieht nicht mehr, weil alle Feuchtigkeit ihm versiegt ist; der siebente, weil in der Glut der Leidenschaft die krystallinische mit aller übrigen Feuchtigkeit verzehret ward; der achte, vom Pfeil der Liebe durch die Augen in's Herz getroffen, ist zugleich erblindet und tief verwundet; der neunte blind und stumm, weil er nicht gewagt die Liebe auszusprechen, von der er überwältigt war. So dafs im ersten Blinden die unbefriedigte Sehnsucht nach dem höhern Lichte, im zweyten die Verblendung durch ungeregelte Leidenschaft; im dritten und vierten das keiner Vermittelung zugängliche Ergreifen der göttlichen Wahrheit und ihre Unvergleichbarkeit mit der menschlichen Wahrheit; im fünften das Mifsverhältnifs zwischen dem höchsten Objecte der Erkenntnifs und unseren Mitteln es zu ergreifen; im sechsten die Hindernisse, welche die Beweglichkeit und Veränderlichkeit unseres organischen Lebens der höchsten Erkenntnifs entgegenstellen; im siebenten das Mifsverhältnifs zwischen

schen Liebe und Einsicht; im achten das Unvermögen unserer Intelligenz das höchste Object unmittelbar zu ergreifen ohne selber Schaden zu nehmen; im neunten die Schau und der Mangel an Selbstvertrauen bezeichnet wird. Endlich wird theils erzählt theils in Wechselgesängen geschildert, wie die neun Blinden schöne Jünglinge gewesen, welche die hohe Schönheit und die Sprödigkeit einer Jungfrau zu dem verzweifelten Entschluſs getrieben, das reizende Campanien zu verlassen und umher zu irren bis sie eine vollkommnere oder ähnliche Schönheit gefunden. Zum Circeïschen Berge gekommen, hätten sie sich gesehnt nach einer zauberischen Circe, um durch deren wunderbare Kenntniſs der Naturkräfte von ihrem Leid befreyet zu werden, und plötzlich staunenden Blicks einen herrlichen Pallast vor sich gesehn, in ihm die Göttin, die durch Besprengung und Zauberformeln sie alle geblendet, und endlich erweicht durch ihre Bitten, ihnen ein verhängniſsvolles Gefäſs mit der Weisung übergeben habe, die Welt zu durchstreifen bis sie hohe Weisheit, edle Reinheit und Schönheit vereinigt gefunden. So seyen sie dann nach mannichfachen Leiden und Irrfahrten zur britischen Insel und den schönen Nymphen der Themse gelangt, unter denen eine, der die übrigen freywillig die erste Stelle zuerkannt, durch bloſse Berührung das Gefäſs geöffnet und ihnen das Licht der Augen zurückgegeben habe.

Die Reihe wissenschaftlicher Werke des G. Bruno eröffnet *la cena de la ceneri* (I. S. 113—200), das Mahl am Aschermittwoch; so überschrieben zur Bezeichnung des Tages, an welchem die der Vertheidigung des Kopernikanischen Systems gewidmeten Verhandlungen, die gleichfalls in dialogischer Form berichtet werden, statt gefunden haben sollen. Der erste Dialog, als Einleitung zu betrachten, preist den deutschen Astronomen, der weniger der Naturwissenschaft als der Mathematik zugewandt und der wahrhaft lebendigen Gründe untheilhaft, zwar nicht im Stande gewesen bis zu dem Grunde der Wahrheit und zur Vernichtung der entgegengesetzten willkürlichen und eitlen Voraussetzungen vorzudringen, aber mit groſser Kraft dem Strome des Irrthums sich entgegenstemmt und die vom Alterthum überlieferten verachteten und erstarrten Bruchstücke der Wahrheit wiederum zu Ehren gebracht, geläutert und als das Wahrscheinlichere nachgewiesen habe: so daſs er als die Morgenröthe der Wiederherstellung der alten wahren Philosophie zu betrachten; als deren Sonne der Leiter des Gesprächs den Nolaner (Bruno) preist „der mit glücklichem Geist unter dem treuesten Geleit des Auges der göttlichen Intelligenz zur Wahrheit sich zu erheben, zum Himmel vorzudringen, die Gestirne zu durcheilen, die Grenzen der Welt zu durchbrechen, die Mauern der ersten, achten, neunten u. a. Sphären zu übersteigen und die strahlenden Körper als Verkündiger der unendlichen Herrlichkeit Gottes nachzuweisen gewuſst habe." Daſs er auf diese Weise einen Mann preise, der ihm nahe stehe, wie er sich selber, entschuldigt Theophilus mit der Nothwendigkeit, die groſse Entdeckung ihrer ganzen Wichtigkeit nach darzustellen. Im zweyten Gespräch erzählt mit burlesker Breite und bitteren Ausfällen gegen die Rohheit und Habsucht des Englischen Pöbels derselbe Theophilus, wie Bruno mit seinen Freunden nicht ohne Lebensgefahr, von Fährleuten hintergangen, von Räubern bedroht, sich durch die engen, dunkeln und kothigen Gassen London's zu dem glänzenden Festmahl hindurchgearbeitet. Hier wird der Streit über das Kopernikanische Weltsystem gegen die Unwissenheit und Anmaſsung der Vertheidiger des Ptolemäischen in drey Unterredungen geführt, und zugleich des Bruno Lehre von der Unendlichkeit der Welten, von den Lebensprincipen der Weltkörper, der Relativität ihrer Schwere u. s. w. erörtert. In ein und demselben Jahre (1584) mit dem Gastmahl am Aschermittwoch erschienen das Buch von der Ursache, dem Princip und dem Einen (*de la Causa, Principio e Uno* I. S. 201—292), dessen Inhalt *Fr. H. Jacobi* in lichtvoller Kürze auf eine Weise dargestellt hat, die nur durch sorgfältige Benutzung der andren dem Unvergeſslichen nicht zugänglichen Schriften des Bruno übertroffen werden könnte. Der Herausgeber versucht in der Vorrede (S. XV—XX) die Grundlinien der Nolanischen Metaphysik nach den beiden zuletzt erwähnten Büchern und den folgenden, vom Unendlichen, dem All und den Welten (ebenfalls v. J. 1584) zu verzeichnen. Rec. verzichtet an diesem Orte auf einen ähnlichen Versuch, um nicht auf unbefriedigende Weise einer Darstellung vorzugreifen, die seinem Dafürhalten nach, zu erheblichen neuen Ergebnissen nur führen kann, wenn nicht bloſs aufs sorgfältigste die Hauptlehrstücke des Bruno durch die Gesammtheit seiner Schriften verfolgt, sondern zugleich, in Bezug auf Fassung und Entwickelung, mit den entsprechenden Lehren des Campanella, Spinoza und selbst der Neuplatoniker verglichen werden. Die fünf Dialogen vom Unendlichen, dem All und den Welten (*de l'Infinito Universo e Mondi* II. S. 1—104) handeln von dem Gegensatz des Endlichen und Unendlichen in Bezug auf das All, mit einer Ausführlichkeit, von der die neuere Philosophie, zumahl seit Kant, in dem Maaſs sich entwöhnt hat, daſs selbst ein guter Theil der hier erörterten Fragen ihr fremd geworden sind. Sie heben die Undenkbarkeit theils einer letzten unbedingten Grenze, theils einer endlichen nicht durch den Raum begrenzten Welt, theils eines endlichen Raumes hervor, suchen zu zeigen, daſs die schlechthinnige Unendlichkeit des Weltschöpfers aufgehoben werde, möge man die Begrenzung der Welt als All, auf die Kraft oder auf den Willen, auf die Wirksamkeit oder die Intelligenz Gottes zurückführen und damit eines von diesen, zugleich aber das göttliche Wesen selber bedingen und begrenzen. Bis ins einzelnste werden dann die Aristotelischen Beweise für Endlichkeit der Welt und die Voraussetzung widerlegt, daſs der Unendlichkeit weder Bewegung noch Schwere beyzumessen sey; wobey zugleich die Annahme

nahme des alten Weltsystems und die Aristotelischen Lehren von den Elementen ihre Abfertigung erhalten. Schliesslich soll die Unendlichkeit der Welten, nachdem die Begriffe von Welt und Universum gesondert, gegen Einwendungen gerechtfertigt, und zugleich nachgewiesen worden, wie die hier begründeten Ueberzeugungen zu einer Höhe erheben, auf der eitle Furcht und Hoffnung schwinde und die wahre Glückseligkeit nicht mehr aufser uns sondern in uns gesucht und gefunden werde. Denn für sie (die Welten) sind wir in keinem andren Sinne im Umkreise (*circonferenziali*), wie sie für uns; sie nicht mehr Mittelpunkt für uns, wie wir für sie. — „Das ist die Philosophie, welche die Sinne öffnet, den Geist befriedigt, den Verstand erhebt und den Menschen zu der Glückseligkeit geleitet, der er als Mensch fähig ist: denn sie befreyet ihn von ängstlicher Sorge um Lust, und vom blinden Gefühl des Schmerzes: sie läfst ihn des gegenwärtigen Daseyns sich freuen, und von der Zukunft nicht mehr fürchten als hoffen, sondern indem wir das Seyn und die Wesenheit dessen tiefer erwägen, worin wir unveränderlich sind, überzeugen wir uns, dafs nicht nur für uns, sondern für keine Wesenheit Tod stattfinde. Und da wir alle der besten Ursache (*efficiente*) unterworfen sind, dürfen wir nicht anders glauben, dafür halten und hoffen als dafs wie Alles vom Guten kommt, so auch Alles gut, um des Guten willen und zum Guten sey: wovon das Gegentheil nur der sich einbildet, der nichts als das Gegenwärtige ergreift... So wird die Herrlichkeit Gottes erhöht, so die Gröfse seines Reiches offenbar: nicht Einer, sondern unendlicher Sonnen rühmt Er sich; nicht Einer Erde, Einer Welt, sondern zehnhundert tausender, unendlich vieler Erden und Welten: so dafs nicht täuscht das Vermögen des Geistes, welches immer Raum zu Raum, Masse zu Masse, Einheit zu Einheit, Zahl zu Zahl fügen will und kann, durch diejenige Erkenntnifs, die uns von den Ketten des engen Reiches (der Erscheinungen) befreyet und zu der Freyheit des erhabensten uns erhebt" u. s. w. (S. 13 f.)

Wir wenden uns zu der letzten Abtheilung der Werke unsres Nolaners, der Vertreibung des triumphirenden Thiers (*Spaccio de la bestia trionfante* II. S. 105—250) mit den Anhängen. Den Inhalt bezeichnet er selber als den gezählten und geordneten Saamen, als die ersten Umrisse und Fundamente seiner Moralphilosophie, oder auch als Vorspiel der Moralphilosophie, die er nach dem innern Lichte abzuhandeln gesonnen sey, welches die intellectuelle göttliche Sonne in ihn eingestrahlt habe und einstrahle (S. 109 f.). Er will zu dem Ende die Haupttugenden und Hauptlaster nach Zahl und Ordnung aufführen und bedient sich dazu in seiner veranschaulichenden Weise einer Allegorie: Jupiter, der nicht eben rechtmäfsige und würdige Statthalter des ersten Princips, der aber weifs, dafs er eins der unendlich vielen Einzelwesen ist, die Eins der Substanz, Essenz und Natur nach, in Bezug auf die Zahl, worin sie aufgenommen worden, unzähligen Arten des Wechsels der Bewegung und Veränderung unterliegen, und dafs so wie er früher nicht Jupiter war und es einst nicht seyn wird, er doch die Eine ewige, weder werdende noch vergehende Wesenheit unverändert bleibt (S. 111)... Dafs diese die Gottheit, der Heros, der Dämon, der Geist ist, in dem, von dem und für den die verschiedenen Complexionen und Körper sich bilden (S. 113). — Jupiter also geht in sich, thut Bufse und will an die Stelle der acht und vierzig Thierzeichen am Himmel, der Sinnbilder ebenso vieler Laster, die so lange verbannten und unwürdig zerstreuten Tugenden setzen. Am Erinnerungsfeste des Sieges gegen die Giganten, als dem Wahrzeichen des stetigen Kampfes der Seele gegen die Laster und ungeordneten Begierden, versammelt er die Himmelsbewohner und beschliefst mit ihnen, nachdem sie die Ambrosia des tugendhaften Eifers und den Nectar der göttlichen Liebe gekostet, dafs Jagd auf das triumphirende Thier, d. h. auf die Laster gemacht, und so die Seele von Irrthümern gereinigt, mit Tugenden geschmückt werde. Alle stimmen dem bey, was um des Rechten, Guten und Wahren willen jenes wirksame Licht bestimmt, welches dem Sinn, dem Geist, der Verständigung, dem Gedächtnifs, der Liebe, der Begehrlichkeit, dem Zornmuth, der Synderesis, der Wahl, d. h. denjenigen Thätigkeiten ihre Richtung giebt, die durch Merkur, Pallas, Diana, Amor, Venus, Mars, Momus dargestellt werden — Momus, dem es obliegt unter der Hülle von Scherz und Laune das innere Licht zu vertreten, das am Steuer unsrer Seele, zu Sinnesänderung einladet, und so auch mit lebhaften Farben das Böse als solches zu schildern. Zuerst wird der kleine Bär vom Himmel verwiesen, und an seiner Statt die Wahrheit, die zugleich die Einheit und Güte, und vor, mit, nach und über allen Dingen ist (S. 157), aufgenommen, dafs sie dem Polarstern nahe, fest und beständig sichere Leitung denen gewähren, die auf dem Meere des Irrthums umhergetrieben werden. Der Wahrheit nahe, an die Stelle des Drachen, wird die Klugheit, das irdische Abbild der göttlichen Vorsehung (S. 158); an die Stelle des Kepheus die Weisheit, nicht die himmlische die eins mit der Vorsehung zugleich Licht und Auge ist, sondern die weltliche an der Wahrheit Theil habende; anstatt des Bärenhüters das Gesetz, die Tochter der Weisheit gestellt. Die nördliche Krone soll für den aufbewahrt werden, der einst der Heucheley der Priester den letzten Stofs versetzen wird, und an ihre Stelle die ideale in's unendliche mittheilbare Krone und das Schwert des allgemeinen Gerichts gestellt werden (S. 146 ff.). Herkules Platz, auf den der Reichthum, die Armuth und das Glück ihre Ansprüche in beredten Reden geltend zu machen vergebens versuchen (S. 168—184), erhält die Kraft mit ihren tugendhaften Kindern, der Emsigkeit, dem Eifer, der Hochherzigkeit u. s. w., auf dafs der Wille das Gericht mit Klugheit, nach dem Gesetze und der Wahrheit gemäfs, zu handhaben, stark sey. Die

Lyra

Lyra wird durch die Mnemosyne mit den neun Musen verdrängt, d. h. der Arithmetik, Geometrie, Musik, Logik, Poesie, Astronomie, Physik, Metaphysik und Ethik (S. 187); der Schwan durch die Buſse, die gleich ihm von aller Unsauberkeit — im reinen Wasser der Reue, sich zu läutern bedacht ist und von demüthiger Selbsterkenntniſs zurückgehalten, sich nicht zum Himmel zu erheben wagt, und doch gleich einem leuchtenden Funken aus hartem Kiesel, der ihr verwandten Sonne zustrebt (S. 182 ff.). Kassiopeia weicht der Einfachheit, der Gefährtin der Wahrheit, die weil sie das reinste Licht ist, sich selber nicht begreift; Perseus dem Fleiſs und Eifer mit seinem Gefolge von Gesundheit, Stärke, Uebung u. s. w.; Triptolemus dem Wohlwollen (*umanità*), mit der Hülfe, Gunst, dem guten Rath u. s. f.; der Schlangenträger dem Scharfsinn; der Pfeil der verständigen Wahl u. s. f.; denn die Aufzählung der Tugenden und der von ihnen verdrängten Laster und Untugenden bedarf der theils ernsten, theils launigen Erörterungen und Zwischenreden, wodurch die Weisheit, Momus und andre Götter sie würzen, um als bedeutend zu erscheinen und schmackhaft zu werden. Die satirische Tendenz dieses ethischen Vorspiels, welche der Vf. und der Herausgeber in Abrede stellen, ergiebt sich unter andern wohl schon aus der Geflissenheit, mit der Bruno in der Einleitung sich gegen die Beschuldigung des Unglaubens verwahrt (s. S. 108 ff.); entschiedner noch aus dem Anhange, der Kabbala des Pegaseischen Rosses und dem Cillenischen Esel (S. 251—296). Die Stellen des groſsen Bären und Eridanus waren unbesetzt geblieben, um durch die Eseley in abstracto und in concreto ausgefüllt zu werden, d. h. durch die Einfalt und Unwissenheit dieser Welt, die zu Weisheit und Wissen führen, ja Weisheit und Wissen in jener Welt seyn wolle. Als verschiedene Richtungen dieser Tugend werden unterschieden theils die natürliche Einfalt, die mit *ihrem* Lichte des Sinnes und der Vernunft jedes wahre Licht des Sinnes und der Vernunft leugne, und die gläubige, die mit der Leuchte des Glaubens, ohne der eignen trügerischen Vernunft zu trauen, dem himmlischen Jerusalem und der göttlichen Wahrheit zueile; theils die Cabbalistisch-mystische, die skeptische (s. besonders S. 285 ff.) und die christlich theologische Einfalt. An die auf diese Eintheilung bezüglichen rücksichts- und schonungslosen Spöttereyen knüpft sich eine ziemlich ernstlich gemeinte Vertheidigung der Lehre von der Seelenwanderung (S. 277 ff.), durch die Erzählung eines Wanderlings herbeygeführt, der vorgiebt verschiedene Stufen der Verkörperung, von der eines Esels bis zu der des Aristoteles erfahren zu haben und sehr wohl zu erinnern; wobey denn Bruno alles zusammendrängt, was von gallsüchtiger Beurtheilung des groſsen Stagiriten sich in seinen Werken vereinzelt findet (S. 281 ff.). Der Cillenische Esel, der dem Werke zu Ehren, zu groſser Verwunderung eines gegenwärtigen Pythagoreers zu reden anfängt und die akademischen Würden, um die er im Begriff ist bey einer Universität nachzusuchen, auf höheren Befehl durch Mercurius erhält, bricht die ferneren Erörterungen über die göttliche Eseley und die Seelenwanderung ab. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daſs der Haſs gegen die Miſsbräuche des Papstthums den Bruno aller christlichen Lehren abwendig gemacht, und daſs er ebenso wenig der Evangelischen, wie der Römischkatholischen Kirche angehören konnte, so würde er sich vollständig in dieser alles Maaſs überschreitenden Satire finden. Doch mag er sich später dem Christenthum wiederum mehr genähert haben; denn diese Cabbala hatte sich, wie er in der Zueignung sagt, unter alten Papieren gefunden, und auf sie scheinen sich zunächst die Versicherungen in der Einleitung zum Spaccio zu beziehen, daſs er glaube und billige was gemeiniglich von allen Weisen und Guten werth befunden worden gebilligt zu werden, und daſs er jedermann beschwöre nicht boſshaften Herzens dafür zu halten, was hier geschrieben stehe, sey unbedingte Behauptung; da vielmehr in dialogischer Form die Gegenstände nur vorläufig von verschiedenen Standpunkten aus beleuchtet würden u. s. w. (S. 109. 110). Inzwischen ist ihm der Religionsglaube doch immer nur ein Mittel der Bildung und Bekämpfung für solche, die durch Speculation sich nicht zu leiten vermögen (II. S. 27).

(*Der Beschluſs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Gotha, b. Krug: *Die beiden Freunde, oder Zweifel und Ueberzeugung.* Eine englische Novelle von *Miſs Grace Kennedy.* Deutsch von Dr. *Friedrich Gleich.* 1831. 200 S. 8. (1 Rhlr. 6 gGr.)

Daſs die pietistische Partey unserer Tage es nicht verschmäht, das Gewand des Romans zu borgen, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen und namentlich die Weiblein gefangen zu nehmen, ist schon hinreichend bekannt, und es wird sich nicht leicht jemand täuschen lassen, um des äuſsern erborgten Glanzes willen, den Geist für den Buchstaben, den Kern für die Schaale hinzugeben. Wer nicht schon dieser Partey angehört, wird schwerlich Gefallen an einer Leserey dieser Art finden; der trübe Ton, das krankhafte Aussehen derselben wird ihn vielmehr von einem Irrwege zurückscheuchen. Darum können wir auch dem vorliegenden, aus dem pietistischen, aber darum nicht frommen, England herübergeholten Werke kein günstiges Prognostikon stellen. Mögen sich diejenigen daran erbauen, die es können. Wir haben es vergebens versucht und nur Langeweile als Lesefrucht geärntet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Weidmann: *Opere di Giordano Bruno Nolano — — da Adolfo Wagner* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das Wenige, was wir von den Lebensschicksalen des Bruno wissen, stellt der Herausgeber in der Vorrede zusammen, indem er es sehr passend an die Reihenfolge seiner Schriften knüpft: denn so wie sie uns den Mann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit darstellen, so reicht auch unsre Kunde von ihm über die dreyzehn Jahre, in denen sie erschienen (1582 bis 1594) fast nicht hinaus. Was seinem Aufenthalte in Genf vorangegangen, darüber wissen wir nur sehr weniges von Hörensagen oder durch Schlussfolgerung; wie dass er in den funfziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, in Nola geboren, als Jüngling dem Dominikanerorden angehörte, und zerfallen mit der römischkatholischen Lehre gegen 1580, aus dem Kloster entsprang. Wir folgen ihm dann auf seinem Wanderleben nach Lyon, Paris, Oxford, London, Marburg, Wittenberg, Frankfurt, Padua, und wissen, dass er seine unbegreifliche Unvorsichtigkeit, nach Italien zurückzukehren, mit langer Gefangenschaft in Venedig und Rom, und zuletzt (den 17. Febr. 1600) mit dem Tode büssen musste. Mit fast teuflischer Bosheit erzählt der bekannte Scioppius sein Ende auf dem Scheiterhaufen, so wie was unmittelbar vorhergegangen; und schwerlich wird es je gelingen, die Procesacten und damit zugleich genauere Kunde über sein früheres Leben zu erlangen, da man während der französischen Occupation von Rom versäumt hat, diese und ähnliche merkwürdige Papiere im *santo uffizio* zu benutzen. Merkwürdig, dass Bruno, bey wiederholten Klagen über Verkennung und persönliche Verfolgungen, nirgend Thatsächliches berührt; hielt er Aussöhnung mit der Kirche noch für möglich, oder fürchtete er selbst im Herzen Deutschlands und Englands von den Armen ihrer Gewalt ergriffen zu werden? Eben so fragt sich, wie seine italienischen Schriften so überaus selten werden konnten, zumal wenn, wie Fabricius u. a. behaupten, die Mehrzahl in London gedruckt war. Mögen sie immerhin in protestantischen Ländern aus Unkunde der Sprache, worin sie geschrieben, wenig gelesen seyn: in Bibliotheken würden sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach viel häufiger erhalten haben, hätte man sie nicht für atheistisch verderblich gehalten. Schwerlich konnte Bruno bey seinen Lebzeiten dem Verdacht der Gottesläugnung und einer darauf gegründeten Anfeindung entgehen, und musste jenen um so unwilliger als boshafte Verläumdung zurückweisen, je lebhafter er sich bewusst war, alles Endliche und Menschliche auf das Unendliche Göttliche zu beziehn, in der auf letzteres gerichteten Erkenntniss zu leben und weben, und von der Herrschaft jenes für sich genommen sich immer mehr abzulösen. Hatte er ja auch die Unendlichkeit der Welt von der Unendlichkeit Gottes und so Gott und Welt durch Distinction im Begriff des Unendlichen zu sondern sich bestrebt, Gott zugleich als transcendente Ursache und immanentes Princip der Welt betrachtet, und nur von den Dogmen des Christenthums sich entfernt, insofern sie ihm die Idee der Gottheit in die Sphäre des Endlichen und Bedingten zurückzuziehen schienen. Wenn sich ihm dennoch der Begriff Gottes theils in den der Welt wiederum auflöste, theils gänzlich verflüchtigte, so wollen wir statt ihn des Atheismus anzuklagen, vielmehr untersuchen, wie ihm nicht gelingen konnte, was er mit glühendem Eifer und mit nicht geringem Scharfsinn anstrebte, und wodurch sich ihm das Misslingen seines Strebens verbarg; aber diese Untersuchung lieber einem geeigneten Orte vorbehalten, als durch unzulängliche Bemerkungen ihr vorgreifen: an einen solchen Ort auch Erörterungen über sein Verhältniss zu den Philosophen der Vorzeit verweisen, von denen er die vorzüglichsten Griechen, namentlich die Pythagoreer, die Atomiker, Plato und Aristoteles, dessen griechische und arabische Ausleger und die Neuplatoniker, sowie auch wiederum die ausgezeichneteren griechischen und arabischen Astronomen (s. I. S. 182 ff. 154) und neuere Philosophen, mit besonderer Vorliebe den Nicolaus Cusanus (s. I. S. 154. 62) und Telesir (I. S. 250 u. s. w.), auf eine Weise vorführt, die eindringliche Beschäftigung mit ihnen voraussetzt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Die Bibel als Erbauungsbuch für Gebildete.* Bearbeitet von Dr. *Gustav Friedrich Dinter.* — *Erster* Band. 1831. X u. 468 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein zeitgemässer, glücklicher Gedanke erscheint hier eben so zweckmässig als fruchtbar ausgeführt. — Nicht leicht ist die Lösung der Aufgabe, die Bibel als Erbauungsbuch denkenden Christen darzureichen. Sie konnte nur von einem Manne glücklich er-

erwartet werden, der den Geist der Zeit und seine Eigenthümlichkeiten eben so genau kannte, als die Bedürfnisse des nach Licht, Kraft und Trost trachtenden Christen, und die Hemmungen, welche jenen zu dämpfen und diese durch unklare Begriffe und hyperorthodoxes pietistisches Geschwätz zu stillen versuchen: von einem Manne, wie Dr. *Dinter*. Versprochen hatte er seit Jahr und Tag, was er leider als letzte Gabe hier Tausenden seiner Freunde darbietet, eine Familienbibel, d. h. die Bibel so bearbeitet, dafs sie mit Segen für Geist, Herz und Leben in Familien gelesen werden kann. Solches Lesen nennt er erbaulich und bezeichnet es in der Vorr. näher: „Erbauet wird der Christ, wenn durch das Licht göttlicher Wahrheit, das ihn umstrahlt, die Nebel des Irrthums und Aberglaubens und Unglaubens zerstreut werden, die ihn den Weg nicht erkennen liefsen, den er zu gehen hat. Erbauet wirst du, wenn du deine Pflicht richtiger erkennen, inniger lieben, freudiger und beharrlicher lieben lernst. Erbauet wirst du, wenn kindlicher Sinn gegen Gott und den Erhabensten, der je auf der Erde gelebt hat, Jesum Christum, deine ganze Seele erfüllt; wenn du jedes Gute, das dich erfreut, mit Demuth und Dankbarkeit annehmen lernst aus Vaterhand; wenn du dahin gebracht wirst, dafs die Leiden, mit denen du zu kämpfen hast, dir nur als Mittel erscheinen, durch welche die weise Fürsehung des Allliebenden deine Kraft üben, deine Erfahrung bereichern, deinen Glauben stärken will; wenn Vertrauen zu Gott in den Wolken des Lebens dir freundlich entgegenstrahlt, wie der Regenbogen dem geretteten Noah; wenn Hoffnung dem Sterblichen dir, einst dem Sterbenden, der Unsterblichkeit Pforten öffnet." Seine Bearbeitung der Bibel bestimmte der Vf. dem Titel zufolge den Gebildeten, und wählte dieses Wort gewifs nicht, um durch seine gewöhnliche, ihm willkührlich zugelegte Vieldeutigkeit — wer will nicht gern den gebildeten Ständen zugezählt seyn! — Alle umfassende Bedeutung seinem Werke Freunde zu gewinnen, sondern nahm es wohl, wie er sich in seiner frühern Ankündigung erklärte. Auf 4 Bildungsstufen denkt er sich die Bibelleser und will weder für die auf der höchsten noch auf der niedrigsten stehenden, sondern für die auf den beiden mitten inne liegenden arbeiten. Er fürchtet, seine Bearbeitung werde für die auf der niedrigsten zu hoch, und für die auf der höchsten (theologischen, philosophischen) nicht genügend seyn. Geben wir nach sorgfältiger Einsicht in dieselbe die erste Beschränkung des lesenden Kreises zu, so müssen wir doch die andern nur der Bescheidenheit des Vfs. zu gute halten: denn selbst der Theolog wird in derselben für seine Erbauung volle Nahrung finden.

Erbauen kann nur das verständliche und wirklich verstandene Bibelwort. Von diesem allgemein gültigen Grundsatz ausgehend übersetzte *D.* die Bibel, nicht, um Luthers für seine Zeit trefflich bereitete Uebersetzung herabzusetzen, sondern um ihre Dunkelheiten zu vermeiden, das Licht, welches Sprachforschung und Bibelerklärung innerhalb dreyer Jahrhunderte gewonnen haben, in sie strahlen zu lassen, durch Erklärungen, wie sie Luthers Uebersetzung unentbehrlich macht, das Buch nicht äufserlich zu erweitern und Raum genug bey einem mäfsigen Umfange für erbauliche Betrachtungen zu lassen. Immer wird man noch auf Manches, der Erklärung bedürftig, stofsen: wer vermag das allgemeine Bedürfnifs so vollkommen zu befriedigen! Rechne man aber dazu ja nicht die Aufschlüsse, wie sie vielleicht Mancher neugierig über Bileams redende Eselin, Methusala's Alter u. a. m. sich wünscht. Diese, wie alles Eindringen und tiefere Forschen in des Alterthums Nacht, fördern und hindern wahre Erbauung nicht. Nur das Verständnifs der Bibel in Beziehung auf das Praktische ist das Ziel, das die neue Uebersetzung erreichen will; nur dieses giebt den Grund, warum hie und da geschichtliche, geographische und naturgeschichtliche Notizen der Textübersetzung beygefügt sind. Eben so wenig schienen ausführliche Einleitungen in die bibl. Bücher, Untersuchungen über ihre Aechtheit, die Zeit ihrer Abfassung, ihre Verfasser am rechten Orte, nöthig nur eine gedrängte Uebersicht der geschichtlichen Thatsachen und eine mögliche genaue Angabe des Inhalts vor jedem Abschnitte. So würde schon durch Uebersetzung, Einleitung und Inhaltsanzeige für die Erbauung des Gebildeten gesorgt seyn; aber *D.* wollte sie noch mehr erleichtern und fördern. Er hob aus jedem Abschnitte das für das Christenleben Anwendbare hervor und lehrte, wie, wo, wann und von wem es aufgefafst, beherzigt und geübt werden müfste, in dem ansprechendsten Tone. Bald ist dieser herzlich ermahnend, väterlich bittend und ergreifend, bald ernst und nachdrücklich, erwärmend und erschütternd; bald spricht er, wie es die Bibelstelle gerade seinem Herzen und, wie er wünscht, dem Herzen seines Lesers nahe legt, in kurzem, kraftvollen Gebete, in einem geistreichen und begeisternden Liede, bald in einer stillen Selbstbetrachtung oder einem Bekenntnisse.

Ueber den Zweck und die gewählten Mittel zur Erreichung desselben kann sich die Stimme geprüfter Beurtheiler nur einmüthig und lobend aussprechen, wenn, wie es hier geschehen, die Mittel so trefflich benutzt worden sind. Der vor uns liegende erste Band dieses neuen Erbauungsbuches behandelt alle historische Schriften des A. Test. Er giebt zunächst ihre Uebersetzung, vereinigt die historischen Stellen, welche man in den verschiedenen Büchern doppelt antrifft, läfst das Ganze richtiger und schneller überschauen, und spart offenbar Zeit und Raum. Oft sind, um die Verschiedenheit der Erzählungen anzudeuten, etwas Dunkles aufzuhellen, einige Worte in Klammern der Uebersetzung eingeschoben.

Sowie die neue Uebersetzung tiefe Einsicht in die Ursprache der Bibel und in die deutsche Sprache beurkundet, so verklären unwidersprechlich die hervorgehobenen Gedanken, Wahrheiten, Lehren, Verheifsungen und Drohungen des Vfs. frommen Sinn,

Sinn, seinen Eifer für die Erleuchtung des Verstandes, die Erwärmung des Herzens und die Belebung und Veredlung des Willens seiner Zeitgenossen, und seine Zugaben (Anwendungen) reiche Menschenkenntnifs, tiefes Gefühl für alles Göttliche, Fülle von Lebenserfahrungen und eine Kraft und Gewandtheit in der Sprache, wie man diefs Alles nur selten in Einem vereinigt findet. Wer den der Vorr. unmittelbar folgenden „Haupt-Inhalt der den einzelnen Bibel-Stellen beygefügten Anwendungen" durchliest, wird erstaunen, nicht sowohl über den Reichthum und die Fülle fruchtbarer Gedanken, als vielmehr über die so ungesuchte Verbindung derselben mit der biblischen Geschichte und die Anknüpfung derselben an einzelne Züge in dem Charakter einer Person. Für die aufmerksamen Leser der Dinter'schen Schriften dürfen keine Belege gegeben werden, wohl aber für Solche, die *D's* Geist und Schriften nicht kennen und zum Zeugnifs, dafs der ehrwürdige Vf. hier das Herrlichste, was er hatte, darreicht, das bleibendste Denkmal schriftstellerischer Thätigkeit in dieser Familienbibel sich setzt. Man lese nur z. B. mit welcher Umsicht und Kraft er dem verderblichen Grundsatze: der Zweck heilige die Mittel, entgegenarbeitet, Anwendung zu 1 Mos. 27. Bd. 1. S. 50. „Was meinst du, lieber Christ, von Rebekka? Was von Isaak? Handelten sie recht? Willst du es in ähnlichen Fällen eben so machen? Rebekka glaubte, Isaak ist besser als Esau. Dieser ist so wild, so rauh, jener so sanft, so mild. Wenn ich ihm das Recht der Erstgeburt zuwende, thue ich dann etwas Unrechtes? — Und wie wendet sie es ihm zu? Durch den schändlichsten Betrug. Sie benutzt die Blindheit des alternden Vaters. Sie verführt ihren Sohn, ihren Liebling zur schändlichsten Verstellung. Sie denkt: der Zweck heilige die Mittel! Ich darf Böses thun, dafs Gutes daraus entstehe! Willst du es auch so machen? Würdest du dafs etwas vor deinem Gewissen verantworten können? So wahr du Christ bist, zur feiner empfindenden, strenger urtheilenden Sittenlehre Jesu erhoben, du darfst das nicht. Einem alten Verwandten schmeicheln, dafs er dir und nicht denen, die ihm noch näher stehen, sein Vermögen zuwende? Ich kann ja damit viel Gutes stiften! Ich mache dadurch meine Kinder glücklich! Hinweg mit einem solchen Gedanken! Dein Gewissen, dein Gott kann so nicht richten. Was böse ist, bleibt böse, es entstehe daraus, was da wolle. Willst du, kannst du durch niedrige Kunstgriffe ein Amt erschleichen, weil dir diefs den Weg zu einem schönen, segenreichen Wirken eröffnet? Du darfst es nicht. Weissest du wohl: Wenn alle Menschen so denken wollten, so bist du deines Lebens nicht sicher? Meines Lebens? Was hat der Glaube: der Zweck heiligt die Mittel! mit dem zu thun? Viel! Dein Nachbar hält dich für einen bösen Menschen, der in der Welt nur Schaden anrichte. Er kann, er mufs dich ermorden, wenn er jenes Glaubens lebt, um das Böse zu verhüten, das du bey längerem Leben gestiftet haben würdest! Rebekkas Glaube! Bleibe fern von mir! Du entweihst die Tugend zur Rechenkunst."

Man schliefse sich in sein Kämmerlein, suche in dem bemerkten Hauptinhalt, was man gerade für sein Herz bedarf, und weihe dem Lesen des gewählten Abschnitts und dessen Anwendung sein Nachdenken in den stillen Augenblicken: gestärkt im Guten, ermuthigt zum Dulden, erhoben über die Erde und ihre Bürden geht man aus ihm hervor. Oder der Hausvater sammle die Seinen am Morgen und Abend des Tages, wenigstens am wöchentlichen Ruhetage, er lese, er erweitere, bestätige das Gelesene durch eigenes Wort, und er und die Seinen gehen hin mit reicherer Kenntnifs, Liebe zur Pflicht, mit Gedanken an den Unsichtbaren und Allwissenden. Der Segen der häuslichen Andachtsstunde füllt unsichtbar das Herz, macht sichtbar gelingen die Arbeit. Hat *D's* treffliche Schullehrer-Bibel durch weise Benutzung der Lehrer ihr helles, erwärmendes Licht in den Verstand und das Herz der christlichen Jugend geworfen, — und das werden ihre gehässigen, schmähsüchtigen Feinde, die im pharisäischen Sinne sich *evangelisch* nennenden, durch ihre Bannflüche, und wenn sie selbst Scheiterhaufen errichteten, nicht hindern können; — so wird diese Haus-Bibel verstanden werden und Beide werden ihre Zöglinge dem schönen Ziele, der Heiligung, entgegenführen. Ja, wir zweifeln nicht, dafs selbst die Geistlichen sie zu diesem erhabenen Zwecke benutzen werden. Finden sie hier nicht vollständige Predigten, Predigtskizzen, Entwürfe u. s. w., wie sie ihnen Magazine, Repertorien, Handbücher und Zeitschriften in die Hände liefern, so doch die trefflichsten, ansprechendsten Hauptgedanken, nicht selten mit einer Folge passender Beweise begleitet, und dazu geeignete Texte zu textgemäfsen, biblischen Predigten. Sorgfältige Bearbeitung und Individualisirung derselben bilden den eindringlichsten Casualvortrag, wie ja jede geistliche Rede ein solcher seyn soll.

Den Wunsch des verewigten Vfs, dafs sein Werk Erbauung, wie er sie bezeichnet hat, wirke, theilt Rec. von Grund des Herzens; wer aber möchte mit *Dinter's* Geist und Sprache die nun vergebens von ihm gehoffte Fortsetzung dieses auch äufserlich gut ausgestatteten Werks zu liefern im Stande seyn.

Leipzig, b. Barth: *Alle Herrschaft des Gesetzes beruhet auf der Selbstbeherrschung derer, die ihm gehorchen sollen.* Eine Predigt zur Feyer der in Dresden erfolgten *Uebergabe der Verfassungsurkunde* für das Königreich Sachsen, am 14ten n. Trin. den 4. September 1831 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von dem Archidiac. Dr. *Joh. David Goldhorn.* 1831. 22 S. 8.

Der denkwürdige Tag, an welchem das Königreich Sachsen in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat, war für die zweyte Hauptstadt des Landes durch die aus den Zeitungen bekannten bekla-

klagenswerthen Vorfälle des 30. Aug. ein Tag tiefer Trauer und ängstlicher Besorgnisse geworden. Der würdige *Goldhorn* hat an diesem Tage sein Amt als Redner in einer der Hauptkirchen so verwaltet, dafs seine Worte voll Geist und Kraft den tiefsten Eindruck machen mufsten und ihm der ungetheilte Beyfall aller seiner Zuhörer nicht entgehen konnte. Als ein gediegenes Wort zu seiner Zeit ist daher der Abdruck dieser musterhaften Casualrede ehrenvoll dringend gefordert worden. Der Redner sagt gerade das, was hier zu sagen war, und der bescheidene Vf. hat ganz unrecht, wenn er in dem Vorworte (S. IV) bemerkt, auf den Ruhm *genügender Vollständigkeit in der Ausführung* könne seine Rede nicht den geringsten Anspruch machen. Wir leben des Glaubens, dafs ein Vortrag, der alles enthält, was eben hierher gehört, *genügend vollständig sey;* durch gröfsere *Ausführlichkeit* in der Behandlung der einzelnen Momente würde diese ausgezeichnete Predigt nur verloren haben. Wir wünschen ihr um ihres vortrefflichen Inhalts willen und auch darum die weiteste Verbreitung, weil der Ertrag für die aufserordentlichen Cholerakrankenhäuser in Leipzig bestimmt ist.

BIBLISCHE LITERATUR.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Neues biblisches Erbauungsbuch für die häusliche und öffentliche Andacht.* Bearbeitet von einem Vereine evangelischer Gottesgelehrter und herausgegeben von *J. Hoerner. Erster* Theil: *Vorlesungen über das Evangelium Matthäi* von Dr. *Stephani*, k. B. Kirchenrath u. s. w. 1830. XII und 298 S. 8. (1 Rthlr. 4 Ggr.)

Dem Zwecke, welchen der Herausgeber bey diesem Werke vor Augen hat, mufs Rec. allen Beyfall geben. Er will ein Andachtsbuch liefern, welches eine, lediglich auf die h. Schrift, ihre Lehren und Aussprüche sich gründende Erbauung hervorrufen, in welchem die Bibel wahrhaft erbaulich erklärt und angewandt werden soll. Der vorliegende *erste* Band, welcher auch zu Vorlesungen in Betstunden u. s. w. bestimmt ist, verbreitet sich über die Lebensverhältnisse Jesu und den Plan seines grofsen Erlösungswerkes. Die folgenden Bände werden Arbeiten über die biblischen Bücher von Dr. *Jacobi, Gruner, von Ammon, Clarus, Lomler, Schwabe, Weber* u. A. enthalten. — Hauptzweck aller Vorlesungen soll, nach Hn. *Stephani's* Erklärung in der Vorrede, bessere Belehrung oder christliche Erleuchtung und Veredlung des Herzens und des Willens bleiben; alle unnütze Gelehrsamkeit soll vermieden werden und man will sich nur auf das zur Erklärung Nothwendige beschränken. Alles, was den Willen und das Herz in Anspruch nimmt, soll klar und in kräftiger Kürze eingestreut werden. Es fragt sich nun, ob diese guten Pricipien in dem ersten Bande befolgt sind. Die erste Vorlesung verbreitet sich über die Wichtigkeit des sorgfältigen Lesens der h. Schrift, besonders des N. T. für jeden Christen (Text 2 Tim. 3, 15), läfst jedoch Manches zu wünschen übrig, indem bey weitem nicht genug das Heilsame eines rechten Lesens der h. Schrift hervorgehoben ist. — Die zweyte Vorlesung redet von dem Evang. Matthäi überhaupt und von dem Geschlechtsregister Josephs (1, 1—17). Warum der Vf. sich hier des Wortes *Mauthbeamter*, statt *Zöllner*, bedient, können wir nicht begreifen; auch ist es nichts weniger, als entschieden, dafs Markus und Lukas aus Matthäus geschöpft haben. Sehr gut ist das, was S. 10 u. ff. erwähnt wird, dafs man nämlich beym Lesen der Bibel darauf Rücksicht zu nehmen habe, dafs Christus sowohl als seine Apostel die Vorstellungsweise und die schwache Fassungskraft ihrer Zeitgenossen nicht selten berücksichtigt haben, und dafs nicht Alles aus der Feder der Apostel selbst geflossen sey, (was jedoch in dem Sinne, wie es der Vf. meint, besser so ausgedrückt wäre: dafs die Apostel nicht Augenzeugen aller der Begebenheiten waren, welche sie berichten, und dafs vielleicht späterhin noch Manches durch Abschreiber u. s. w. verändert wurde). Rec. würde es übrigens für angemessener gehalten haben, wenn dem Werke zwey gründliche Vorlesungen über die Sätze vorangestellt wären: 1) wie man die h. Schrift, bes. N. Ts., würdig gebrauchen solle, und 2) welche Früchte man von einem würdigen Gebrauche der Bibel erwarten dürfe. Die dritte Vorlesung handelt von der Geburt Jesu. Bis auf einzelnes weniger Ansprechende (z. B. S. 16 unten) gut. Vierte Vorlesung: über die frühesten Schicksale Jesu. Fünfte: über Johannes den Täufer; sechste: über die Versuchungsgeschichte Jesu (sehr gut); siebente: über die ersten Unternehmungen Christi zur Gründung seines neuen Gottesreichs; achte—dreyzehnte: die Bergpredigt, im Ganzen löblich behandelt; manches jedoch auffallend oberflächlich, z. B. die Erklärung des Spruches: Selig sind, die reines Herzens sind u. s. w. Die vierzehnte Vorlesung verbreitet sich über einige glückliche Krankenheilungen durch Christum, — und so wird das ganze Evangelium abschnittweise durchgenommen. — Wenn wir auch bey jeden Abschnitten Manches fanden, was wir anders gewünscht hätten, so müssen wir doch dem Vf. bezeugen, dafs er die oben angegebenen Principien immer im Auge gehabt hat, und dafs das viele Gute seiner Arbeit einzelnes weniger Gelungene bey weitem überwiegt. Dem ganzen Unternehmen wünschen wir Theilnahme und einen gesegneten Fortgang.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Die Waldenser und ihre Verhältnisse zu dem Brandenburgisch-Preussischen Staate.* Von *W. Dieterici*, Königl. Preuss. Geheimen-Ober-Regierungsrathe. Nebst einem Plane und einer Karte. 1831. XX u. 414 S. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

Das lebhafte, allgemeine Interesse, welches die evangelische Kirche in der neuesten Zeit auf verschiedene, besondere Veranlassungen an dem Schicksale der *Waldenser* genommen und in rühmlichster Weise ausgesprochen hat, wird gewiss Vieles dazu beytragen, vorliegender Schrift, als einer sehr zeitgemässen Erscheinung, einen grösseren Kreis von Lesern zu gewinnen, als sonst wohl ihr, von einer ganz speciellen Seite aufgefasster, Gegenstand erwarten liesse. Ihr Vf. (Geh. Ob.-Reg.-Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten) ward durch seine amtliche Stellung veranlasst, sich eine genauere Kenntniss von der Verfassung und Einrichtung der verschiedenen Religions-Gesellschaften im Preussischen Staate zu erwerben. Bey dem näheren Studium der Geschichte der im 17. Jahrhunderte in die Brandenburgisch-Preussischen Staaten eingewanderten französischen Refugiés stiess ihm die gleichzeitig Statt gefundene Einwanderung der Waldenser in die Marken, als eine, noch nicht näher bearbeitete, geschichtlich interessante Begebenheit auf. Er widmete nun diesem Gegenstande seit Jahren seine Mussestunden, und als er aufgefordert wurde, einen darüber verfassten Aufsatz durch den Druck mitzutheilen, fand er sich dadurch bewogen, die Geschichte der Waldenser näher zu studiren. Es ergab sich, dass vor und nach vorerwähnter Einwanderung die Monarchen des Brandenburgisch-Preussischen Staates der Waldenser sich fortdauernd lebhaft angenommen hatten. Das Resultat seiner desfallsigen Ermittelungen hat er in dieser Schrift niedergelegt. Demnach will er sie nicht als eine vollständige Geschichte der Waldenser betrachtet wissen, sondern nur als eine Darstellung derselben in der besonderen, auf dem Titel angegebenen, Beziehung, und Hauptzweck war ihm, dass in dieser Hinsicht noch weniger Bekannte mitzutheilen, wobey natürlich aus der allgemeinen Geschichte der Waldenser aufgenommen werden musste, was zum Verständniss jener besonderen Darstellung nöthig war. Der Vf. benutzte dabey nicht nur die bekannten, zum Theil auch schon seltenen gedruckten Quellen, sondern auch die in Berlin vorhandenen, schriftlichen Nachrichten über die Verhältnisse der Waldenser zu dem Brandenburgisch-Preussischen Staate in den desfallsigen officiellen Verhandlungen der Jahre 1655—1730. Diese Quellen nun werden im ersten Abschnitte der Schrift: *A.* (S. 3—6) angegeben. Es folgt dann *B.* eine *Einleitung*, welche *a*) eine geographisch-statistische Beschreibung der 3 Waldenser Thäler *Lucern*, *Perugia* und St. *Martin* giebt, mit Angabe der 83 Ortschaften, die sie, nach *Leger*, 1650 besassen, und der 26, die sie jetzt noch inne haben. Es wird dabey auf die, der Schrift beygegebene, sehr schöne, genaue und zweckmässig entworfene Karte dieser Thäler verwiesen und zugleich das Nöthige zum Verständniss der auf ihr befindlichen Bezeichnungen angegeben. *b*) Der *Name* der *Waldenser* wird nicht, was auch ganz unhistorisch ist, von *Peter Valdo*, sondern von der Gegend, die sie bewohnen, abgeleitet. Ein schlagender Beweis dafür ist, dass sie auch in alten, in deutscher Sprache verfassten, Schriften und Urkunden *Thalleute* genannt werden. *c*) *Unterscheidung der Waldenser als besonderer Sekte; ihre Glaubenslehre.* Es werden die verschiedenen Meinungen über den Ursprung der Sekte angeführt und erwiesen, dass die Waldenser die von der damaligen katholischen Kirche sich entfernenden Lehren ihres Bischofs, des bekannten *Claudius von Turin* festgehalten, also seit dem Anfange des 9ten Jahrhunderts etwa angefangen haben, sich als eine besondere Sekte zu bilden. Bestimmt aber treten sie als solche nach *Gregor* VII. auf, wie denn auch ein Katechismus von ihnen vom Jahre 1100 und ein Glaubensbekenntniss vom Jahre 1120 vorhanden sind, die hier in den Beylagen *A* und *B* (S. 353 bis 367) in der Ursprache mit gegenüberstehender, wörtlicher Uebersetzung abgedruckt sind. Interessant, für Kirchenhistoriker besonders, sind die hier mitgetheilten Spuren von früher Verbreitung der Waldenser, oder wenigstens ihrer religiösen Ansichten, fast in allen Ländern Europa's. (S. besonders S. 20.) Die *Sitten der Waldenser*. Das Bekannte, mit einzelnen, genauen, minder bekannten Angaben. *C. Schicksale und Verfolgungen der Waldenser bis zum Jahre* 1560; *mit Einschluss des Albigenser-Krieges.* Der Vf. giebt (Vorr. S. XI.) die trifftigen Gründe an, welche ihn bewogen, den *Albigenser-Krieg* mit in seine Darstellung aufzunehmen. In demselben liegen nämlich die ersten Wurzeln der Verfolgungen, welche die Waldenser tra-

trafen, und jene Begebenheit steht überall mit der Waldenser-Geschichte im inneren Zusammenhange. Wir können aus diesem, so wie aus den folgenden Abschnitten keine Auszüge liefern, so gern wir es thäten, um ein Beyspiel der durchgehends anziehenden, einfachen, klaren und sachgemäfsen Darstellungsweise des Vfs zu geben. *D. Schicksale und Verfolgungen der Waldenser in dem Zeitraume von* 1560 bis 1650. Alle diese, wie die spätern Verfolgungen der Waldenser geben einen sehr niederschlagenden Beweis von den schändlichen Mitteln, welche man anwendete, sie zum Uebertritte in die katholische Kirche zu zwingen, und leider steht unter diesen Mitteln oben an die Wortbrüchigkeit ihrer Beherrscher, welche ihnen wiederholt durch feyerliche Verträge Glaubensfreyheit und ungestörten Besitz ihrer beweglichen und unbeweglichen Habe zusicherten, besonders wenn sie ihrer Dienste bedurften, oder sahen, dafs sie durch Gewalt nichts bey diesen tapferen, glaubenstreuen Leuten ausrichten konnten; aber diese Verträge ohne alles Bedenken mehr oder weniger brachen, und zwar mit einer in unserer Zeit beyspiellosen Willkür und Grausamkeit, so oft sie, besonders vom Papste oder von Frankreich, dazu veranlafst wurden, oder auch nur hofften, dafs die Umstände der Erreichung ihres, mit diesem Volke nie aufgegebenen Planes günstig seyen. *E. Verfolgungen der Waldenser von* 1650 bis 1685. In dieser Zeit, unter der Herrschaft des Herzogs *Karl Emanuel* II., erlitten die Waldenser die härtesten Verfolgungen. Es wurde auf Veranlassung der Jubeljahrsfeyer zu Rom 1650 auch in Turin ein Rath zur Verbreitung des Glaubens und Ausrottung der Ketzer errichtet, und als die Bemühungen desselben, mit List und Ueberredung die Waldenser zu bekehren, erfolglos blieben, schritt man zu den empörendsten Gewaltmitteln, die endlich doch nicht den erwarteten Erfolg hatten, weil alle protestantischen Fürsten und Staaten fast sich der Verfolgten durch die dringendsten Vorstellungen annahmen, auch sie durch reichliche Collecten unterstützten; aber der von Frankreich 1655 vermittelte Friede verschlimmerte doch ihre Lage, und wurde nicht einmal gehalten; es kam zu neuen Bedrückungen und Feindseligkeiten, die erst 1664 durch Vermittelung der Schweizer und des *grofsen Kurfürsten* endeten. Denn dieser wahrhaft grofse Fürst nahm sich seiner Glaubensgenossen auf jede ihm zu Gebote stehende Weise an und der Vf. hat theils in seine Darstellung selbst Schreiben dieses Fürsten an *Karl Emanuel*, die *Schweizer*, den König von Frankreich und die Antworten auf dieselben aufgenommen, theils sie in den Beylagen ganz abdrucken lassen. *F. Verfolgung der Waldenser in Piemont* 1685 *und* 1686 *und deren Folgen bis* 1696. *a) Verfolgung selbst.* Sie wurde von *Ludwig* XIV. veranlafst, unter der Regierung *Victor Amadeus* II., und hatte durch Hülfe französischer Truppen das Resultat, dafs 3000 Waldenser das Leben verloren, 10,000 ihrer Freyheit beraubt, ungefähr 2000 Kinder ihren Aeltern entrissen und in alle Gegenden zerstreut, die Besitzungen der Waldenser confiscirt und sie also so gut als ganz vernichtet wurden. (S. 127.) *b) Vermittelung auswärtiger Mächte.* Unter diesen steht wieder an der Spitze der *grofse Kurfürst*, dessen Brief an den Herzog von Savoyen (S. Beyl. L. S. 388.) ihm ein unvergängliches Denkmal wahrer Menschen- und Fürstengröfse setzt. Auch die Generalstaaten von Holland und die evangelischen Cantone der Schweiz, besonders Zürich und Bern, verwendeten sich für die Unglücklichen; aber Alles vergeblich. Der Turiner Hof mochte die bisher noch nie in solchem Grade über die Waldenser errungenen Vortheile nicht aufgeben und lehnte alle fremde Einsprache mit nichts sagenden Beschönigungen seines Verfahrens ab. *c. Einwanderung der Waldenser in die Schweiz und Verhandlungen wegen Niederlassung derselben in andern Ländern.* Einzelne waren schon zu Anfang des Jahres 1686 nach der Schweiz gegangen; auf Verwendung der Schweizer entliefs der Herzog zu Ende des Jahres einen Theil von denen, die sich noch in den Gefängnissen befanden, denn etwa 5000 waren daselbst gestorben, und diese kamen in einem bejammernswerthen Zustande in Genf an, wo sich nach und nach etwa 2500 Waldenser sammelten. 1500 bis 2000 blieben in Piemont zurück, wo sie sich vor ihren Verfolgern zu verbergen suchten. Der Herzog hatte die obengenannten Waldenser nur unter der Bedingung frey gegeben, dafs sie nicht in der Schweiz blieben, sondern entfernter von ihren Thälern Wohnsitze erhielten. Zu ihrer *Aufnahme erbot* sich nun auch der grofse Kurfürst und die deshalb mit ihnen, den Schweizern und andern Mächten *gepflogenen Verhandlungen* werden unter *d*) (S. 150 — 165.) bis zum Tode des grofsen Kurfürsten, unter *e*) (S. 165 — 171.) bis zu ihrer Beendigung, unter dem Kurfürsten *Friedrich* III. *von Brandenburg*, dem Zwecke der Schrift gemäfs, ausführlich erzählt. Es wurde die Stadt *Stendal* zu ihrer Aufnahme bestimmt. *f) Abmarsch der Waldenser aus der Schweiz; ihre Reise bis in die Brandenburgischen Preufsischen Staaten.* (S. 171 — 176.) Sie kamen in 2 Transporten, zusammen 840. *g) Unterbringung der Waldenser im Brandenburgischen.* Obgleich *Stendal* sehr entvölkert war, so konnte es doch die Ankömmlinge nicht wohl aufnehmen, was durch einen der Schrift beygefügten Plan von dieser Stadt anschaulicher gemacht ist; es blieben daselbst nur 186; 155 fanden in *Spandow*, 303 in *Burg* ihr Unterkommen, aus 150 wurde eine Compagnie Soldaten gebildet und die übrigen 100 liefsen sich höchst wahrscheinlich in *Magdeburg* nieder. *h) Aufenthalt der Waldenser im Brandenburgischen; Kosten ihrer Unterhaltung und Ertrag der ihretwegen ausgeschriebenen Collekte; hiermit in Verbindung stehende Verhandlungen wegen Aufnahme nach mehrerer Waldenser im Brandenburgischen.* Es wurde alles Mögliche gethan, um ihnen ihre Existenz zu erleichtern und zu sichern; aber theils wa-

waren die damaligen Kräfte des Staates beschränkt, theils waren sie schon durch die französischen Refugiés gar sehr in Anspruch genommen, theils fielen die für sie in andern Ländern eingesammelten Collekten nicht eben reichlich aus, und endlich währte ihr Aufenthalt im Brandenburgischen zu kurze Zeit, als dafs ihre hier gegründeten Colonieen hätten zur vollen Blüthe kommen können. Der Kurfürst hatte sich zwar bereit erklärt, noch mehr Waldenser aufzunehmen, indessen wurden die deshalb angeknüpften Verhandlungen abgebrochen: weil sie in ihre Thäler zurückzukehren vorzogen. *i) Unterkommen der nicht in das Brandenburgische gewanderten Waldenser.* (S. 197 — 200.) Viele blieben in Graubündten, die Alten und Schwachen und manche Andere in verschiedenen Cantonen der Schweiz; 1000 etwa suchten an den Grenzen Würtemberg's und in der Pfalz ihr Unterkommen. Aus Furcht vor den Franzosen mufsten sie jedoch bald wieder die Pfalz verlassen und nun begaben sie sich in die Gegend von Frankfurt, Nidda, Schwabach, Erlangen und in verschiedene Schweizer-Cantons. *k) Rückblick auf Savoyen* (S. 200 — 205.) Die Güter der Waldenser wurden verkauft, die von ihnen zur katholischen Kirche übertraten, erhielten, entfernt von ihren Thälern, Wohnsitze in der Provinz Vercelli. Nichts desto weniger blieben die Ausgewanderten mit den Zurückgebliebenen in steter Verbindung und Einzelne von jenen kehrten auch in ihr Vaterland zurück. *l) Rückkehr der ausgewanderten Waldenser in ihr Vaterland* 1689 *und* 1690; *ihre Theilnahme an dem Kriege Savoyens gegen Frankreich und Wiedereinsetzung in ihre früheren Rechte und Besitzungen* 1694. (S. 205 — 283.) Einer der interessantesten Theile der Schrift. Der erste planlose und tumultuarische Versuch zu ihrer Rückkehr scheiterte schon in Lausanne gänzlich; der 2te vom Prediger *Henri Arnaud* im Junius 1688 vorbereitete und im August angetretene gelang. Er verfuhr aber auch dabey mit solcher Umsicht und militärischen Klugheit, als man sie nur bey einem bewährten Feldherrn erwarten kann. Er hat diesen mit 600 — 700 Waldensern, mitten durch ein ihm feindliches Land und über fast unzugängliche Gebirge, unternommenen und glücklich ausgeführten Rückzug selbst in einem jetzt sehr seltenen Buche beschrieben, unter dem Titel: *Histoire de la glorieuse Rentrée des Vaudois dans leurs vallées, de H. Arnaud, Pasteur et Colonel des Vaudois* 1710. 8. Aus dieser Schrift theilet der Vf. einen Auszug mit und auf der grofsen Karte befindet sich noch eine kleine, welche diesen Zug Arnaud's durch das alte Savoyen angiebt. Nicht blofs auf dem Zuge selbst hatten sie zu kämpfen und fürchterliche Strapazen zu erdulden, sondern französische und savoyische Truppen, in weit überlegener Anzahl, suchten sie auch aus den Thälern wieder zu verdrängen; und vielleicht hätten sie trotz ihrer fast beyspiellosen Tapferkeit und Ausdauer doch endlich der Uebermacht unterliegen müssen, wenn nicht der Herzog von Savoyen 1690 mit Frankreich selbst in Krieg gerathen wäre. Er schlofs also mit den Waldensern Friede, und da diese ihm in jenem Kriege sehr wichtige Dienste leisteten, so setzte er sie durch ein Edict vom 23. May 1694 in alle ihre früheren Rechte wieder ein und stand ihnen volle Religions- und Gewissensfreyheit wieder zu. *k) Rückkehr der in das Brandenburgische gewanderten Waldenser.* (S. 283 — 294.) Diese erfolgte im Jahre 1690 und Friedrich III. wies ihnen dazu die nöthigen Zehrungs- und Transportkosten an, ja er unterstützte sie sogar noch in ihrem Vaterlande. *G. Kurze Uebersicht der Schicksale der Waldenser von* 1696 *an bis auf die heutige Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse zum Brandenburgisch-Preufsischen Staate.* (S. 295 — 349.) Durch die Bedrückungen, die mit dem Jahre 1698 wieder ihren Anfang nahmen und bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts nie ganz aufhörten, sahen sich mehrmals die Waldenser zur theilweisen Auswanderung genöthigt und daher stammen ihre noch in Deutschland bestehenden Colonieen. *Friedrich Wilhelm* I. nahm sich ihrer mit anderen Fürsten an, jedoch konnte er höchstens zuweilen durch seine kräftigen Verwendungen ihre Lage minder drückend machen. Seit 1799, wo die Waldenser unter französische Oberherrschaft kamen, genossen sie volle Religionsfreyheit und alle bürgerlichen Rechte; mit der Herrschaft des Königs von Sardinien, *Victor Emanuel*, fingen aber die alten Bedrückungen, obwohl minder hart, sogleich wieder an. Doch wurden später 1821, auf abermalige Verwendung evangelischer Fürsten, unter Karl Felix Joseph's Regierung, manche strengen Edicte nicht vollzogen; auch S. M. der jetztregierende König von Preufsen unterstützte sie, wie alle Nothleidende und Bedrängte, durch ein persönliches Geschenk und durch eine im Preufsischen Staate veranstaltete Kirchencollekte zur Erbauung von Hospitälern, welche 21,915 Rthlr. 27 Sgr. 9 Pf. eintrug. So fehlt denn zwar jetzt auch noch den Waldensern Manches, was ihre Glaubensgenossen in allen Ländern besitzen, namentlich eine Unterrichtsanstalt zur Bildung ihrer Geistlichen; aber ihre Lage ist doch um Vieles besser geworden, und es steht zu erwarten, dafs der über religiöse Engherzigkeit erhabene Sinn ihres neuen Königs ihnen geben wird, was seine Vorfahren ihnen so lange verweigert haben. — Der schon öfters erwähnten *Urkunden* und *Beylagen*, (S. 352 bis 414) sind 25. — Möge der hier gegebene, gedrängte Auszug vorliegender Schrift, die auf sehr gutem Papiere schön und correkt gedruckt ist, ihr recht viele Leser gewinnen und dem Vf. Mufse zu Theil werden, uns recht bald auch mit einer Geschichte der französischen, in die Preufsischen Staaten eingewanderten Refugiés zu beschenken. Seine amtliche Stellung wird es ihm möglich machen, auch für diese Geschichte die mancherley

ley Aufklärungen und Berichtigungen zu geben, deren sie noch so sehr bedarf.

Zwickau, im Verlag d. Gebr. Schumann: *Zehn Jahre in der Verbannung.* Von der *Baronin von Staël-Holstein.* Uebersetzt von *Karl Ludwig Kannegiefser.* — *Zwey* Theile. 1830.

Die vorliegende Schrift, welche von der berühmten Verfasserin Bruchstücksweise hinterlassen war, wurde als der letzte Theil ihrer Werke von ihrem Sohne herausgegeben; in der von den Gebr. Schumann unternommenen Herausgabe von: „Ausgewählten Schriften der Baronin von *Staël-Holstein*" bildet es den ersten. Es ist in den Jahren 1810 — 1813 geschrieben, umfafst jedoch ungeachtet seines Titels nur die Jahre von 1800 — 1804, desgleichen von 1810 — 1812, und zeigt uns die geistreiche Frau in den Zeiten der Trübnifs, verfolgt bis an das Ende der civilisirten Welt von dem ungerechten Hasse des „kleinen grofsen Mannes" welcher die damalige Welt beherrschte. Nicht die Tugend eines alternden Vaters, nicht das Mitleid der gebildeten Gesellschaft von ganz Frankreich, nicht die eigene Persönlichkeit, die alles enthält was Geist und Talent Liebenswürdiges darbieten können — nichts von dem allen vermag sie den Verfolgungen des eigensinnigen, rachsüchtigen Despoten zu entziehen und zwingt sie endlich, die Leiden eines selbstgewählten und grade deshalb noch mifsgönnten Exils dem Drucke der napoleonischen Polizey vorzuziehen. Indem wir uns anschicken sie in dasselbe zu begleiten, können wir uns der Gedanken an Themistocles und Ovid nicht erwehren, die, verstofsen aus der civilisirten Welt, ihr Leben zum Theil unter Barbaren beschliefsen mufsten, wir gedenken selbst jener neusten politischen Exulanten des Südens, denen das Vaterland nur den Henkertod bietet, wie das Ausland den Hungertod, und sehen so nicht ohne Besorgnifs den Schicksalen einer Frau entgegen, die vater- und gatten-los einer unbekannten Ferne und einer düstern Zukunft zuzueilen scheint. Aber wir werden angenehm getäuscht. Nicht eine arme Heimathlose sehen wir, die in irgend einem fernen Winkel der Erde Ruhe für ihre Thränen sucht, wohl aber eine vornehme Dame, welche in den Vergnügungen der gebildetsten Höfe Europas ein Märtyrerthum für die Freyheit abbüfst, welches damals wenigstens allenthalben willkommen war. In Begleitung einer hoffnungsvollen Familie, gefolgt von Männern wie *Schlegel* und *Rocca*, deren geistige Eleganz und Liebenswürdigkeit ein Einsiedlerleben verschönern könnte, besucht sie nach einander Berlin, Wien, Moskau, Petersburg und Stockholm, allenthalben nach ihren Verdiensten empfangen, deren Ruf sie bis in Rufslands Steppen sich vorausgeeilt findet. Könige und Kaiser wechseln mit ihr epigrammatische Complimente, liebenswürdige Prinzen schreiben ihr Billets, und die geistreichsten Männer aller Farben und Nationen füllen, wo sie hinkommt, ihre Vorzimmer, um so mehr, als damals selbst die verschiedensten politischen Parteyen sich im Hasse gegen Napoleon vereinigt fühlten. Selbst in dem fernen Petersburg beeilen sich Männer wie *Robert Wilson*, der Minister *Stein*, der Admiral *Bentink*, *Alexis von Noailles*, Oberst *Dörrenberg* u. a. m. die ihrem Geiste gebührenden Huldigungen darzubringen. Woher nun diese Klagen, diese Leiden einer Verbannung, welche vielmehr einem Triumphzug gleicht? Woher, wenn sie so tief empfunden wurden, diese heitre Auffassungsgabe, die, aufser der österreichischen Polizey, alles, selbst die Russen, rosenfarb und liebenswürdig findet? Alles was sie vermifst, beschränkt sich nur immer wieder auf die Entfernung von Paris und von der dortigen geist- und witzreichen Conversation; aber welch ein angenehmes Spiel diese auch gewähren möge, so glaubt man in diesen Klagen doch stets nur einen einseitigen Franzosen, nicht aber die starke und hochgebildete Verfasserin des Werks über Deutschland zu hören. Wie könnte es ihr überdiefs an geistiger Nahrung in ihrer eignen Umgebung, in der Gesellschaft der geistreichsten Fremden, in den Cirkeln der feinen Welt der gebildetsten Residenzen, wie namentlich bey ihrer eignen universellen Bildung gefehlt haben? Nein, man mufs es offen sagen, diese Leiden sind nicht wirklich, sondern gemacht, wie der Trauerputz der Witwe, die in Thränen gefallen will. Es liegt etwas Schmeichelhaftes darin, von *Dem* persönlich gehafst und verfolgt zu werden, vor dessen Blicke Staaten und Reiche verschwanden: und wenn ihn auch Ungerechtigkeiten erniedrigen, so sagt uns eine geheime Stimme doch immer wieder vor, dafs diese Gröfse um *unsert*willen klein geworden ist. Diese weiblich-verzeihliche Schwäche, sich dem grofsen Manne als sein Opfer mit Wirkung gegenüber zu stellen, ist sicherlich die Mutter der vielen Klagen und Schilderungen imaginärer Leiden, die uns im ersten Theile des Werks langweilen; weniger treffen wir auf sie im zweyten, wo die Gabe geistreicher Beobachtungen und lebenvoller Darstellung, die den Ruhm der berühmten Schriftstellerin begründen, sich wieder geltend machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Longman, Rees, Orme, Brown u. Green: *The history of Thucydides, newly translated into English*, and illustrated with very copious annotations, exegetical, philological, historical and geographical; generally original, but bartly selected, translated and arranged from the best commentators. Prefixed is an entirely new life of Thucydides: with a memoir on the state of Greece, civil and military, at the commencement of the Peloponnesian war. By the rev. *S. T. Bloomfield*, M. A. F. S. A. of Sidney college, Cambridge; vicar of Bisbrooke in Rutland; and author of the Recensio synoptica annotationis sacrae, in eight volumes 8vo. 1829. *Drey* Bände. gr. 8.

Dieses Werk gehört zu den wichtigsten und nützlichsten, welche in der neuesten Zeit für die Erklärung des Thukydides erschienen sind. Wir besafsen zwar bereits zwey englische Uebersetzungen dieses Schriftstellers, von welchen die ältere, die von *Hobbes*, weit mehr, als man es nach der Zeit, in welcher sie erschienen ist, erwarten sollte, in den Sinn des Griechischen eindringt, und sich zugleich durch Kraft und Kürze der Sprache im Allgemeinen vortheilhaft auszeichnet, so dafs wir kein Bedenken tragen, sie den besten Uebertragungen des Thukydides beyzuzählen, und den Wiederabdruck derselben London 1823 (*The history of the Grecian war, written by Thucydides, translated by Thomas Hobbes of Malmsbury*) loben können. Es kann jedoch nicht fehlen, dafs in der Reihe von Jahren, die seit der ersten Erscheinung dieser Uebersetzung (1634) verflossen sind, bey den grofsen Fortschritten, die das Studium der griechischen Sprache gemacht hat, und bey den vielen neuen Ausgaben und Erläuterungsschriften über Thukydides, die seitdem erschienen sind, über eine Menge von Stellen ein richtigeres Verständnifs eröffnet worden ist. Dazu kommt, dafs die englische Sprache selbst in fast zwey vollen Jahrhunderten mannichfache Veränderungen erfahren hat. Nun ist zwar in der Zwischenzeit (1753) eine zweyte englische Uebersetzung des Thukydides von *Smith* erschienen (zuletzt, so weit uns bekannt ist, abgedruckt London 1812 in 2 Bänden); aber diese, die doch auch schon gegen 30 Jahr alt ist, verfehlt in so unzähligen Stellen den Sinn gänzlich, beurkundet in dem Uebersetzer eine so grofse Unkunde des Griechischen, ist im Allgemeinen so untreu und paraphrasirend, dafs sie von sehr geringem Werthe ist. Es war daher ein glücklicher Gedanke von Hn. *Bloomfield*, der schon durch das auf dem Titel genannte theologische Werk bekannt, und übrigens nicht mit dem berühmten Philologen *Bloomfield* zu verwechseln ist, eine neue Uebersetzung des ersten der griechischen Geschichtschreiber zu verfassen. Seine Befähigung dazu beglaubigt er zunächst durch die Versicherung in der Vorrede, er habe den Thukydides fast ein Vierteljahrhundert hindurch zu einem Gegenstand seines immerwährenden Studiums gemacht. Ueber die Beschaffenheit der Uebertragung erklärt er sich selbst dahin, er habe eine wörtliche, aber nicht sklavische, treue, aber nicht den Gesetzen der Sprache widerstreitende Uebersetzung liefern wollen; er habe die Gefahr, einige ungewöhnlichere Wendungen (*some uncouthnefs of phrase*) zuzulasen, den weiten Abweichungen von dem Original, welche die französische Kunstkritik gestattete, vorgezogen; er habe besonders sich gehütet, der Sprache einen neuen Anstrich zu geben, wie dieses die meisten englischen Uebersetzer der klassischen Prosaiker thäten, und die reiche und körnige Sprache des 17ten und eines Theils des 18ten Jahrhunderts eher gelegentlich gesucht als vermieden. Man sieht leicht, dafs diese Grundsätze für die Uebersetzung des Thukydides ganz die sind, welche wir Deutschen als die richtigen anerkennen. Dafs der Vf. dieselben aber im Ganzen gehörig beobachtet haben wird, dafür kann schon seine Gelehrsamkeit bürgen. Von dieser legen besonders die Anmerkungen ein deutliches Zeugnifs ab, und sie sind es zugleich, welche dieser Uebersetzung auch für das Ausland einen weit bedeutendern Werth geben, als alle übrige englische Uebersetzungen haben. Denn während diese nur sehr wenige kurze Erläuterungen enthalten, die gar nicht erwähnt zu werden verdienen, ist die vorliegende Uebertragung mit so reichlichen und ausführlichen Anmerkungen ausgestattet, dafs dieselben gewöhnlich nicht viel weniger als die halbe Seite einnehmen, mehrmals aber auch nur 3, 4 oder 5 Zeilen Uebersetzung auf einer Seite über sich haben. Diese Anmerkungen sind daher für uns Deutsche das Wichtigste, und über sie wird sich auch Rec. im Folgenden ausführlicher verbreiten, da er sich als Ausländer kein vollgültiges Urtheil über den englischen Stil anmaafsen kann. Er schickt nur, damit Kenner nach eigener Prüfung über den Werth der Sprache und die ganze Form der Uebersetzung urtheilen können, ein

ein Stück derselben mit Gegenüberstellung der beiden früheren englischen Uebertragungen voraus. Er wählt dazu den Anfang der Rede des Knemus II, 87.

Hobbes.

Men of Peloponnesus, if any of you be afraid of the battle at hand for the succefs of the battle past, his fear is without ground. For you know we were inferior to them then in preparation, and set not forth as to fight at sea, but rather to an expedition by land. Fortune likewise crossed us in many things, and sowe what we mis carried by unskil fulnefs, so as the lofs can no way be ascribed to cowardice. Nor is it juste, so long as we ware not overcome by mere force, but have some what to allege in our excuse, that the mind should be dejected for the calamity of the event. But we must think, that, though fortune may fail men, yet the courage of a valiant man can never fail, and not that we may justify inany thing, by pretending want of skill, and yet be truly valiant.

And yet you are not so much short of their skill, as you exceed them in valour. And though this knowledge of theirs which you so much fear, joined with courage, will not be without a memory also, to put what they know in execution, yet without courage no art in the world is of any force in the time of danger. For fear confoundeth the memory, and skill without courage availeth nothing. To their odds there fore of skill oppose your odds of valour; and to the fear caused by your overthrow oppose your being then unprovided.

Smith.

If the former engagement, ye men of Peloponnesus, affects any of you with sad apprehensions about the event of another, know that it by no means affords you any reasonable ground for such desponding thoughts. That was owing, as you well know, to a deficiency in all needful preparations; for you were not then fitted out for service of sea, but for the service of land. We then were distressed in several respects by the adverse turns of fortune; and in some we who fought for the first time at sea run into errours through want of skill. It thus happened that we were defeated, but not through any cowardice of our own. There can be no reason formen, who were not conquered by superior courage but who can explicitly account for the means of their defeat, to let their spirits be sunk by a calamity merely accidental; but they ought to reflect, that though fortune may disconcert the human enterprises, yet that men can never be deserted by their own valour; and where true valour is, they ought not to catch a plea from want of experience to palliate what signs of cowardice they betray.

Inferior skill in you is by no means a balance for your superior valour. The expertnefs of your enemies which you so much dread, if it be accompanied with valour, will indeed direct them in a performance of their duty, amidst all the hazards of war, but if it warts true valour, those hazards will be too hard for all human art. For fear banisheth the remembrance of what ought to be done; and art without strength is quite unavailing. Place therefore your own superior valour in the balance against their superior skill; and remove the apprehensions flowing from your defeat by the recollection that you were not prepared to fight.

Bloomfield.

The event of the late battle Peloponnesians, if any of you indeed, on account of that should fear the issue of the one at hand, affords no iust grounds of alarm: for it was, as you know, engaged in without sufficient preperation; we set sail, too not so much for a sea fight, as for a land expedition. Not a few, too, of the circumstances of fortune happened to be adverse to us; nor were there wanting points in which our inexperience occasioned a failure in our first attempt at a sea fight. So that the defeat did not befall us from any our cowardice; nor is it iuste for those who are not defeated by strength, but have somewhat to allege in defence, to suffer their courage to be daunted at the occurance af calamity; but to reflect, that though by fortune men are accustomed to by disappointed, yet that in their own minds the truly brave are ever the same; nor, so long as their courage remains, will they belikely, under pretence of wart of skill, in any thing the part of cowards.

However you are not so inferior to them in skill as you are superior in valour. Whereas this knowledge of theirs, which you especially dread, if, inded, it have bravery united with it, will also have presence of mind in danger to perform what it has learned: but without courage art avails nought in time of peril; for fear drives out the memory, so that skill without valour is utterly uselefs. Thus against their greater skill set your superior valour; and against the apprehension arising from defeat oppose the reflection that you met it for want of preparation.

Man darf diese Uebersetzungen nur mit dem Original vergleichen, um zu bemerken, wie der erste Satz bey *Bloomfield,* obgleich in dem *δικαίαν ἔχει τέκμαρσιν τὸ ἐκφοβῆσαι* noch nicht genau genug dem Griechischen angeschmiegt, doch schon nach der Stellung der Glieder demselben viel näher kommt als bey den früheren Uebersetzern. In dem zweyten Satze ist die Seeschlacht mit Recht zum Subject gemacht. In den Worten *καὶ πού τι καὶ—ἔσφηλεν* sind zwar die Partikeln auch bey *Bloomf.* nicht genügend ausgedrückt, doch ist nicht, wie bey *Hobb.*, *πρῶτον ναυμαχοῦντας* ganz ausgelassen, noch die Personification der *ἀπειρία,* wie bey *Hobb.* und *Smith,* verwischt. Das Sätzchen *ὥστε—προσεγένετο* hat *Smith* ganz schlecht übersetzt, indem er das *ἡσσῆσθαι,* was in den Schatten zu stellen war, gegen die Worte *οὐ κατὰ τὴν ἡμετέραν κακίαν* zu sehr hervorhebt. In der Periode *οὐδὲ δίκαιον—ἀμβλύνεσθαι* kann man zweifelhaft seyn, ob *Hobb.* oder *Bloomf.* den Preis verdiene; nur weicht jener dadurch, dafs er die erste Person gebraucht, weiter vom Griechischen ab. Im Folgenden aber, *νομίσαι δὲ* etc. irren alle drey Uebersetzer; denn *Hobb.* hat die Worte von *τοὺς αὐτοὺς ἀνδρείους—γενέσθαι* nicht ordentlich verstanden, *Smith* liefert eine freye Umschreibung, in der er *ὀρθῶς* ausläfst. *Bloomf.* aber fehlt noch ärger, da er *τοὺς αὐτοὺς ἀεὶ ἀνδρείους ὀρθῶς εἶναι* so ausdrückt, als ob *τοὺς ὀρθῶς ἀνδρείους ἀεὶ τοὺς αὐτοὺς εἶναι* da stände, während die jetzigen Worte bedeuten: *dafs dieselben mit Recht immer tapfer seyen.* Das Sätzchen *ὑμῶν—προέχετε* ist von *Hobb.* und *Bloomf.* ungefähr gleich gut ausgedrückt. In der schönen Stelle *τῶνδε δὲ ἡ ἐπιστήμη* etc. übersetzt *μάλιστα Bloomf.* genauer als *Hobb.* und *Smith,* *ἀνδρείαν ἔχουσα* aber drückt *Hobb.* kürzer aus, der sich auch in *μνήμην ἕξει* näher an das Griechische anschliefst, wo *Smith* die Rede verwässert. Dagegen hat *Hobb.* *ἐν τῷ δεινῷ* ausgelassen, und *ἃ ἔμαθεν* so übertragen, als ob *ἃ ἔμαθον* geschrieben wäre, da doch durch das Subject *ἐπιστή-*

στήμη die Rede viel erhabener wird. Beide Fehler hat *Bloomf.* vermieden. Am Schlusse, wo die Uebersetzung von *Smith* wieder die kraftloseste ist, wissen wir nicht, ob wir nicht der von *Hobb.* in Hinsicht auf Genauigkeit, Kürze und Kraft den ersten Platz einräumen sollen; unrichtig heifst es wenigstens bey *Bloomf.*: *you met it for want of preparation, aus Mangel an Vorbereitung,* statt *unvorbereitet, unprepared.* Doch wir können uns nicht länger bey der Uebersetzung aufhalten, deren Werth an sich und Verhältnifs zu der frühern sich nach dem Gesagten ziemlich wird ermessen lassen, und die dem Rec. zwar theilweise vorzüglicher, aber theilweise auch weniger gut als die von *Hobb.* erscheint, welche Hr. *Bloomf.* nicht selten ohne Grund tadelt. Dafs, von dem Stil abgesehen, auch der Sinn in der neuen Uebertragung wiederholt verfehlt ist, wird sich aus dem, was wir gleich über die Anmerkungen sagen werden, von selbst ergeben. Doch ist bisweilen auch in solchen Stellen, zu denen keine Anmerkungen gegeben sind, der Sinn nicht richtig. So werden, um wenigstens ein Beyspiel anzuführen, II, 94 die Worte ὅπερ ἄν, εἰ ἐβουλήθησαν μὴ κατοκνῆσαι, ῥᾳδίως ἂν ἐγένετο, καὶ οὐκ ἂν ἄνεμος ἐκώλυσε übertragen: *which, had not their fears interposed, and the wind proved adverse, might easily have taken place.* Als ob καὶ οὐκ ἂν ἄνεμος ἐκώλυσε so viel wäre als καὶ εἰ μὴ ἄνεμος ἐκώλυσε! Was aber die Anmerkungen betrifft, die wir oben für die Hauptsache erklärt und defshalb genauer betrachten zu wollen versprochen haben, so sind dieselben gröfstentheils exegetisch, nur sehr selten, wo der Vf. mit der Lesart der neuesten Ausgaben nicht zufrieden seyn zu können glaubt, kritisch. Die exegetischen Anmerkungen entwickeln theils den Sinn, und widerlegen andere Uebersetzungen und Erklärungen, theils erläutern sie die Sprache und die Gedanken durch Beybringung von Parallelstellen und Nachahmungen anderer Schriftsteller, theils erörtern sie die Geographie und Geschichte. Den gröfsten Werth darunter haben die, welche den Sinn erörtern oder Citate enthalten. In letzterer Hinsicht namentlich ist die aufserordentliche Belesenheit des Vfs. in den späteren griechischen Historikern und Rhetoren und der grofse Fleifs, mit welchem er aus denselben alles, was von Thukydides entlehnt oder dem Sprachgebrauche desselben gemäfs schien, angemerkt hat, zu bewundern und dankbar anzuerkennen. Zunächst haben Dionysius von Halikarnafs, Dio Cassius, Prokopius, die schon von andern als eifrige Nachahmer des Thukydides bezeichnet worden sind, und aus denen schon Rec. eine bedeutende Zahl von Thukydideischen Wörtern, Wendungen und Gedanken beygebracht hat, eine sehr reiche Ausbeute gewährt. Aufser diesen aber sind nicht blofs Appian, Arrian und ähnliche Schriftsteller, auf die auch Rec. schon aufmerksam gewesen war, sondern auch Josephus, Philo, Libanius und andere, welche bisher für Thukydides noch wenig oder nicht benutzt worden waren, verglichen worden, und unter ihnen sind namentlich aus Josephus mehr offenbare Spuren von Nachahmung nachgewiesen, als Rec. bey diesem Schriftsteller zu finden geglaubt hätte. Aber aufser den Nachahmern sind auch ältere Schriftsteller, wie Herodot, Xenophon, Isokrates u. a., und neuere, wie Plutarch, Diodor, Aelian, Polyaen und viele andere, sehr fleifsig theils der Sprache, theils der Sachen wegen verglichen. Bey diesem entschiedenen Werthe leiden doch die Anmerkungen auf der andern Seite an mehreren sehr grofsen Mängeln, wodurch sie in ihrer jetzigen Gestalt, wenn sie eine Buchhändlerspeculation in das Lateinische oder Deutsche übersetzen lassen wollte, in Deutschland ganz ungeniefsbar seyn würden. Denn sie enthalten 1) eine Menge hier ganz unnützer Dinge. Dahin gehört *a*) eine bedeutende Anzahl von Noten, die sich mit Widerlegung von verkehrten Uebersetzungen oder gar nur unglücklich gewählten Ausdrücken von *Smith* beschäftigen; *b*) viele fälschlich angenommene Nachahmungen und Parallelstellen, worauf wir unten noch einmal zurückkommen; *c*) die Uebersetzungen und Auszüge aus Anmerkungen von *Goeller*, aus dem 2ten Bande von den Prolegomenen des Rec., bisweilen auch aus den Anmerkungen von *Haacke*; *d*) eine beträchtliche Menge lexikalischer Anmerkungön über ganz gewöhnliche Wörter, z. B. 9 Zeilen Beyspiele über ἀνὴρ εὔζωνος in der Bedeutung von *leicht, flink,* Th. I. S. 522, 6 Zeilen über ἀβασίλευτος *nicht von Königen beherrscht* S. 483 fg., 4 Zeilen über ἔνδηλος S. 447, 9 Zeilen über ἐμπόριον *Handelsplatz* S. 178, und vieles der Art; *e*) eine Anzahl geographischer Noten, die entweder unten noch anzudeutende etymologische Träume, oder nicht mehr als was jedem Leser des Thukydides entweder bekannt seyn mufs, oder in den gewöhnlichsten Handbüchern der alten Geographie zu finden ist, darbieten. Zweytens aber enthalten diese Anmerkungen auch viel Falsches. Dieses geht erstens daraus hervor, dafs der Vf. durchaus keine irgend genügende grammatische Kenntnifs der griechischen Sprache hat, sondern theils in seiner ganzen Ansicht von derselben um ein halbes Jahrhundert zurück, und noch dem ganzen verkehrten Ellipsenkram ergeben ist, theils auch, hiervon abgesehen, in den Urtheilen über Formen, Constructionen, Bedeutungen von Partikeln, Etymologieen oft eine in Deutschland fast unglaubliche Unkunde zeigt. Von seinem Haschen nach unstatthaften Ellipsen nur einige Proben, alle aus dem 2ten Buche, aus welchem wir auch in der Folge alle Beyspiele entlehnen, um von den Leistungen und Nichtleistungen des Vfs. einen desto bessern Ueberblick zu gewähren. Kap. 11 in ἄδηλα γὰρ τὰ τοῦ πολέμου, καὶ ἐξ ὀλίγου τὰ πολλὰ καὶ δι' ὀργῆς αἱ ἐπιχειρήσεις γίγνονται versteht er πράγματος zu ἐξ ὀλίγου, und zu Ende des Kapitels in κάλλιστον γὰρ τόδε καὶ ἀσφαλέστατον πολλοὺς ὄντας ἑνὶ κόσμῳ χρωμένους φαίνεσθαι ergänzt er χρῆμα, wovor einem Deutschen schon die wörtliche deutsche Ueber-

set-

setzung bewahren würde. Ueberhaupt ist kein substantivisch gebrauchtes Neutrum eines Adjectivs, zu dem unser Vf. nicht ein Substantiv hinzudächte. So soll Kap. 12 zu *ἀναχωρήσαντας ἐπὶ τὰ σφέτερα αὐτῶν* aus dem vorhergegangenen *ὅρων* ergänzt werden *ὅρια*, obgleich dieselbe Wendung bey Dionysius von Halikarnafs sehr oft (z. B. S. 1066. 1077) ohne ein vorausgegangenes Hauptwort der Art vorkommt, auch die Athener nicht blofs wollten, dafs die Lacedämonier *zu* ihren Grenzen, sondern dafs sie *in* ihre Grenzen sich zurückzögen, endlich der Ausdruck genau dem deutschen *zu dem Ihrigen zurückkehren* entspricht. Kap. 17 zu den Worten *οἱ μὲν ἐν τούτῳ παρασκευῆς ἦσαν* wird *χωρίῳ* verstanden, obgleich dieses einen ganz schiefen Sinn gäbe, und defshalb ganz ungriechisch wäre, auch die Vergleichung der lateinischen Sprache in Wendungen wie *id insolentiae, id superbiae,* vor einem solchen Irrthume genügend warnen konnte. Weniger falsch, doch gleichfalls unnütz, ist die Ergänzung von *ἔργα* zu *ἢν ποιῆτε ὅμοια τοῖς λόγοις* Kap. 72 und andres der Art mehr. Dafs es auch nicht an Ellipsen von Präpositionen fehlen wird, wird man hiernach von selbst erwarten. So wird diese Ellipse zugleich mit der vorhergehenden angenommen Kap. 42 in *ἃ τὴν πόλιν ὕμνησα*, wo zu *ἃ* theils *κατὰ*, theils *πράγματα* ergänzt werden soll. Das beliebte *κατά* wird natürlich wiederholt verstanden. Aber auch andere Ergänzungen von Präpositionen fehlen nicht, z. B. Kap. 87 in *ἡ γενομένη ναυμαχία — οὐχὶ δικαίαν ἔχει τέκμαρσιν τὸ ἐκφοβῆσαι,* wo *εἰς* vor *τό* verstanden wird. Die richtige Erklärung giebt *Matthiae* Gr. §. 541. Die bisher erwähnten Ellipsen und andere, wie wenn zu *ἢ δοκοῖ, ubicunque videbatur, ubi placeret* (Kap. 79) *καιρός* ergänzt wird, beweisen nur, dafs der Vf. ein Philologe von altem Schlage und mit den neueren Fortschritten des Sprachstudiums unbekannt ist. Aber er träumt auch von Ellipsen, die selbst in jener alten Zeit, wo man deren zu Hunderten annahm, niemand gebilligt hätte, und die des Vfs. ungrammatischen Sinn aufs deutlichste beweisen. Hieher gehört die Stelle Kap. 11 *δίκαιον οὖν ἡμᾶς μήτε τῶν πατέρων χείρους φαίνεσθαι, μήτε αὐτῶν ἡμῶν τῆς δόξης ἐνδεεστέρους,* wo es gewifs auch von den älteren Philologen keinem eingefallen wäre, *ἕνεκα in Ansehung* zu *τῆς δόξης* zu ergänzen, da jeder gewufst hätte, dafs *ἐνδεὴς ἕνεκα δόξης* ungriechisch ist, in unserer Stelle aber der Genitiv von dem Comparativ abhängt. Unser Vf. aber wird durch seine Ellipsensucht auch sonst zu falschen Erklärungen oder wohl gar zu ganz verwerflichen Aenderungen der Lesearten bewogen. Ersteres ist z. B. II, 96 der Fall, wo er in den Worten *καὶ ἔσχατοι τῆς ἀρχῆς οὗτοι ἦσαν μέχρι — τοῦ Στρυμόνος ποταμοῦ, ὃς ἐκ τοῦ Σκόμβρου* (diese Lesart wird richtig statt *Σκομίου* gebilligt) *ὄρους διὰ Γρααίων καὶ Λααίων ῥεῖ, οὗ ὡρίζετο ἡ ἀρχὴ τὰ πρὸς Παίονας αὐτονόμους ἤδη* zu dem allbekannten *οὗ* das Hauptwort *ποταμοῦ* ergänzt, obgleich *οὗ ποταμοῦ* wegen des falschen Gebrauches des Genitivs dort ungriechisch wäre, und nur eine Schwierigkeit darin findet, wie der Strymon als Grenze des Reiches der Odrysen angenommen werden, und doch die Graäer und Läär, von welchen die einen den Odrysen unterworfen, die andern unabhängig waren, an beide Seiten dieses Flusses gesetzt werden könnten, während er, wenn er *οὗ* durch *wo* erklärt hätte, eingesehen hätte, dafs sich dieses auf die Graäer und Läär bezieht. Zu unstatthaften Aenderungen der Lesarten verleitet ihn der Glaube an nichtige Ellipsen im 2ten Buche zwey Mal, Kap. 13 und 89. In der erstern Stelle: *Ἔτι δὲ καὶ τὰ ἐκ τῶν ἄλλων ἱερῶν προσετίθει χρήματα οὐκ ὀλίγα, οἷς χρήσεσθαι αὐτοὺς καὶ ἢν πάνυ ἐξείργωνται πάντων, καὶ αὐτῆς τῆς θεοῦ τοῖς περικειμένοις χρυσίοις,* bemerkt der Vf., die Worte *ἢν πάνυ ἐξείργωνται πάντων* enthielten eine grofse Schwierigkeit. Sie würden gewöhnlich übersetzt: *wenn sie von allen diesen* (vorhergenannten Dingen) *ausgeschlossen, ihnen der Gebrauch aller übrigen heiligen Gelder entzogen würde.* Dieser Sinn aber sey unpassend; denn wenn die Athener die übrigen heiligen Gelder nicht gebrauchen könnten, so könnten sie eben so wenig oder noch weniger den goldenen Schmuck der Athene benutzen. Er habe also anfangs vermuthet, es müsse *μή* nach *ἤν* eingeschoben werden; jetzt aber habe er eine bessere Coniectur aufzustellen. Es solle nämlich *πάντων* in *πάντως* verändert, *πάνυ* als ein Glossem dieses *πάντως* angesehen, endlich zu *ἐξείργωνται*, weil Herodot zwey Mal, I, 96 und VII, 139, *ἀναγκαίῃ ἐξέργομαι* gesagt habe, eben dieses *ἀναγκαίῃ* verstanden werden. Um hier nichts von der Verwegenheit zu sagen, mit der *πάνυ* als ein Glossem eines Wortes, das selbst erst durch Conjectur hergestellt wird, betrachtet wird, ist die Ergänzung von *ἀνάγκῃ* (denn dieses war wenigstens für das ionische *ἀναγκαίῃ* zu nennen) zu *ἐξείργωνται* offenbar ganz unstatthaft. Das ganze Mifsverständnifs dieser Stelle ging daraus hervor, dafs *Smith* u. andere so übersetzten, als ob im Griechischen *πάντων τούτων* stände, und *Bloomf.* nicht bemerkte, dafs von diesem *τούτων* im Griechischen keine Spur zu finden ist. Es darf also *πάντων*, wie schon *Kistemaker* eingesehen hat, nicht auf die zuletzt genannten heiligen Gelder allein bezogen werden, sondern der Sinn ist: *und wenn so von allem abgeschnitten oder entblöfst, wenn alle Hülfsmittel erschöpft wären,* wie auch *Gail* durch die Uebersetzung *et si toutes ces* (richtiger *les*) *ressources ne suffisoient pas* andeutet.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1831.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Longman, Rees, Orme, Brown u. Green: *The history of Thucydides, newly translated into English* — — By the rev. *S. T. Bloomfield* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Noch viel wunderbarer aber ist die Aenderung, welche der Vf. Kap. 89 in den Worten οὐκ ἂν ἡγοῦνται, μὴ μέλλοντάς τι ἄξιον τοῦ παρὰ πολὺ πράξειν, ἀνθίστασθαι ἡμᾶς, wo das ἄξιον τοῦ παρὰ πολὺ einige Schwierigkeit gemacht hat, vorschlägt. Er will nämlich für τοῦ gelesen wissen τόν, und ergänzt dazu λόγον, welches von Dio Cass. 646, 32 wirklich hinzugesetzt sey. In den letzten Zahlen liegt wahrscheinlich ein Irrthum; denn in jener Stelle findet Rec. gar nichts, was hierher gehört. Aber es verhalte sich damit wie es wolle, so viel ist entschieden, dafs weder λόγον nach den Sprachgesetzen, wenn es nicht da steht, ergänzt werden kann, noch μὴ μέλλοντάς τι ἄξιον τὸν παρὰ πολὺ λόγον πράξειν grammatisch richtig wäre, noch aus diesen Worten ein irgend erträglicher Sinn sich herausbringen läfst. Auch zur Rechtfertigung von richtigen Lesarten werden bisweilen falsche Ellipsen angenommen. So wird II, 21 χρησμολόγοι τε ᾖδον χρησμοὺς, ὧν ἀκροᾶσθαι ὡς ἕκαστος ὤργητο, diese Lesart zwar mit Recht vertheidigt, aber behauptet, es müsse οὕτω ἠκροᾶτο verstanden werden; denn nicht zu billigen sey die Ellipse διετίθετο, welche die Herausgeber annehmen. Rec. weifs nicht, welche Herausgeber der Vf. meint; denn er sieht die Ergänzung von διετίθετο nirgends empfohlen, wie sie denn auch geradezu unsinnig wäre. Aber auch die von unserm Vf. angenommene Ellipse ist falsch. Er verstand ὡς ἕκαστος nicht, von welchem *Wyttenbach Eclog. hist.* S. 346 handelt. Noch eine höchst wunderliche Ellipse, die zur Rechtfertigung einer Lesart angenommen worden ist, wollen wir nicht unerwähnt lassen. Nämlich II, 37 in den Worten καὶ ὄνομα μὲν, διὰ τὸ μὴ ἐς ὀλίγους ἀλλ' ἐς πλείονας οἰκεῖν, δημοκρατία κέκληται ist zwar der Vf. mit Recht unschlüssig, ob er der Lesart οἰκεῖν oder der andern ἥκειν den Vorzug geben soll; billige man aber die erstere, so will er zu διὰ τό den Infinitiv εἶναι ergänzen, so dafs οἰκεῖν für τὸ οἰκεῖν (wahrscheinlich als Subjectsaccusativ) gefafst, und zu οἰκεῖν aus dem Aufange des Kapitels τὴν πολιτείαν verstanden werden. Es bedarf hier für einen deutschen Leser keiner Erinnerung, dafs das Verstehen von εἶναι nach dem Artikel allen Sprachgesetzen Hohn spricht, und dafs, wenn auch dieses εἶναι da stände, die Worte keinen vernünftigen Sinn gäben; denn wenn sie etwa heifsen sollen, *weil die Verwaltung des Staats nicht zum Vortheil weniger gereicht*, so kann offenbar ἔστιν ἐς ὀλίγους nicht für ἔστι πρὸς ὀλίγων oder ähnliche Wendungen gesagt werden.

Aber nicht blofs in Ansehung der Ellipsen, sondern, wie wir oben gesagt haben, auch in Ansehung der Formen, wiewohl hierin selten, besonders aber der Constructionen und der Bedeutung der Partikeln läfst sich unser Vf. arge Irrthümer zu Schulden kommen. Mit der bekannten schwierigen Stelle II, 7 Καὶ Λακεδαιμονίοις μὲν πρὸς ταῖς αὐτοῦ ὑπαρχούσαις ἐξ Ἰταλίας καὶ Σικελίας ταῖς τἀκείνων ἑλομένοις ναῦς ἐπετάχθησαν ποιεῖσθαι κατὰ μέγεθος τῶν πόλεων wird er leicht fertig, indem er erklärt, ναῦς müsse entweder für den Nominativ des Plurals gehalten oder in νῆες verwandelt werden. Letzteres ist nach kritischen Gesetzen unerlaubt, da νῆες in keiner Handschrift steht, und wenn es von Thukydides gesetzt worden wäre, nicht in das die Construction störende und ihm den Zügen nach wenig ähnliche ναῦς übergehen konnte. Dieses aber für den Nominativ zu halten, wozu der Vf. geneigter scheint, erlaubt der feste Sprachgebrauch sämmtlicher attischen Schriftsteller durchaus nicht. Unser Vf. erwiedert zwar, *ein* Thukydides gelte ihm mehr als 50 Prisciane; dieses ist aber offenbar eine thörichte Antwort, da Thukydides in hundert und mehr Stellen im Nominativ der Mehrheit immer νῆες gesagt hat, und es also durchaus unwahrscheinlich, ja undenkbar ist, dafs er in dieser *einen* Stelle sich selbst wie den übrigen attischen Schriftstellern untreu ναῦς für νῆες gesetzt habe. Kap. 29 will der Vf. die Worte ὁ δὲ Τήρης — πρῶτος Ὀδρύσαις τὴν μεγάλην βασιλείαν ἐπὶ πλέον τῆς ἄλλης Θρᾴκης ἐποίησε so verbunden wissen: ἐποίησε τὴν βασιλείαν μεγάλην ἐπὶ πλεῖον, so dafs μεγάλη ἐπὶ πλεῖον (wozu, wie leicht zu erwarten ist, μέρος ergänzt wird) *gröfser* bedeute, was wegen der Wortstellung ganz unmöglich ist. Kap. 40 mit der schwierigen Stelle ὃ τοῖς ἄλλοις, ἀμαθία μὲν θράσος, λογισμὸς δὲ ὄκνον φέρει macht es sich unser Vf. wieder sehr leicht, indem er sagt, ὃ müsse durch *da ja, da hingegen*, englisch *whereas*, übersetzt werden. Wie das Pronomen relativum aber zu dieser Bedeutung kommen soll, entwickelt er nicht, sondern er begnügt sich auf die eben so schwierige und nichts beweisende Stelle

Stelle III, 12 und auf Plut. Sert. 11, welche Schrift Rec. jetzt nicht zur Hand hat, in der jedoch eben so wenig als bey Thukydides ein Sprachgebrauch der Art gefunden werden kann, zu verweisen. Die kurz vorhergehenden, auch von mehrern andern Auslegern nicht verstandenen Worte *καὶ αὐτοὶ* (oder *οἱ αὐτοί*, wie der Vf. mit ein paar Handschriften lesen will,) *ἤτοι κρίνομέν γε, ἢ ἐνθυμούμεθα ὀρθῶς τὰ πράγματα* übersetzt Hr. *Bloomf.*: *we are, too; persons, who examine aright, or, at least, fully revolve in mind our measures.* Hier ist 1) die Partikel *γέ* falsch zu *ἐνθυμούμεθα* gezogen, da sie im Griechischen bey *κρίνομεν* steht; 2) derselbe Fehler in Ansehung des *ὀρθῶς* begangen; 3) der Unterschied zwischen *κρίνειν* und *ἐνθυμεῖσθαι* willkürlich bestimmt. Kap. 42 wird über die schwierigen Worte *καὶ ἐν αὐτῷ τὸ ἀμύνεσθαι καὶ παθεῖν μᾶλλον ἡγησάμενοι, ἢ τὸ* (diese Lesart billigt auch unser Vf. für *ἢ τῷ* oder *ἢ τῷ*) *ἐνδόντες σώζεσθαι*, theils im Allgemeinen höchst oberflächlich und nachlässig gesprochen, (indem z. B. behauptet wird, es sey mit den besten Handschriften *τὸ παθεῖν* zu lesen, wo entweder *παθεῖν* für *ἀμύνεσθαι* erwähnt, oder geradezu unrichtiges gesagt ist,) theils ist der alte Irrthum wiederholt, daſs *ἐνδόντες* für *ἐνδοῦναι* stehe, welches doch ohne ein vorhergehendes *τῷ* oder ein folgendes *καί* ganz falsch wäre. Kap. 60, wo die Worte: *„ihr macht mir, der zum Kriege rieth, und auch selbst, die ihr ihn mitbeschloſst, Vorwürfe"* vorhergehen, und es dann weiter geht *καίτοι* (*und doch*) *ἐμοὶ τοιούτῳ ἀνδρὶ ὀργίζεσθε, ὃς οὐδενὸς οἴομαι ἥσσων εἶναι γνῶναί τε τὰ δέοντα, καὶ ἑρμηνεῦσαι ταῦτα*, giebt unser Vf. dem *καίτοι* fälschlich die Bedeutung *quin etiam*. Dieselbe Bedeutung oder auch *atqui* findet er noch viel seltsamer auch Kap. 97 in den Partikeln *ὅμως δέ*. Die Worte sind dort folgende: *κατεστήσαντο γὰρ τοὐναντίον τῆς Περσῶν βασιλείας τὸν νόμον, ὄντα μὲν καὶ τοῖς ἄλλοις Θρᾳξί, λαμβάνειν μᾶλλον ἢ διδόναι· (καὶ αἴσχιον ἦν αἰτηθέντα μὴ δοῦναι, ἢ αἰτήσαντα μὴ τυχεῖν,) ὅμως δὲ κατὰ τὸ δύνασθαι ἐπὶ πλέον αὐτῷ ἐχρήσαντο.* Hier bedeutet *ὅμως δέ* offenbar, wie überall, *dennoch aber*, und bezieht sich auf das vorhergehende *μέν* in *ὄντα μέν*. Die Form der Rede ist nach der Parenthese, wie gewöhnlich, ein wenig verändert, und der Indicativ gesetzt, statt daſs eigentlich wieder ein Particip oder Adjectiv, etwa *ὅμως δὲ τοῖς Ὀδρύσαις κατὰ τὸ δύνασθαι ἐπὶ πλέον ξυνήθη*, folgen sollte. Dieses erkannte Hr. *Bloomf.* nicht, weil nach der gewöhnlichen von Rec. berichtigten Interpunction die Worte *καὶ αἴσχιον – τυχεῖν* nicht als Parenthese kenntlich werden. Merkwürdig ist auch noch der Gewährsmann, auf welchen sich unser Vf. wegen der Bedeutungen *atqui*, *quin etiam*, der Partikeln *ὅμως δέ*, beruft, nämlich *Schleuſsner's Lexicon Nov. Test.*, warlich die schlechteste Quelle, um die Bedeutungen von Partikeln kennen zu lernen! In derselben Stelle übrigens will *Bloomf.* *κατὰ τὸ δυνατὸν* *im Verhältniſs zu ihrer Macht* übersetzt wissen. Dieser Sinn ist aber zunächst dem Vorhaben des Thukydides zuwider, welcher in der ganzen Stelle die Macht der Odrysen als sehr bedeutend schildern will, während durch diese Uebersetzung ein verkleinernder Blick auf dieselbe geworfen würde. Aber auch in Hinsicht auf die Sprache ist diese Uebersetzung Bedenken unterworfen, und sie wird wenigstens durchaus nicht durch die Stelle I, 53, auf die sich der Vf. beruft, gerechtfertigt, da dort in dem Satze *εἰ δὲ ἐπὶ Κέρκυραν πλευσεῖσθε, — οὐ περιοψόμεθα κατὰ τὸ δυνατόν*, die Worte *κατὰ τὸ δυνατόν*, wie ganz gewöhnlich, *nach Möglichkeit*, *nach Kräften* bedeuten. Eine dritte Stelle, in welcher der Vf. die Partikeln nicht verstanden hat, steht Kap. 65: *Οἱ δὲ δημοσίᾳ μὲν τοῖς λόγοις ἀνεπείθοντο, καὶ οὔτε πρὸς τοὺς Λακεδαιμονίους ἔτι ἔπεμπον, ἔς τε τὸν πόλεμον μᾶλλον ὥρμηντο· ἰδίᾳ δὲ τοῖς παθήμασιν ἐλυποῦντο, ὁ μὲν δῆμος, ὅτι, ἀπ' ἐλασσόνων ὁρμώμενος, ἐστέρητο καὶ τούτων· οἱ δὲ δυνατοί, καλὰ κτήματα — ἀπολωλεκότες, τὸ δὲ μέγιστον, πόλεμον ἀντ' εἰρήνης ἔχοντες οὐ μέντοι πρότερόν γε οἱ ξύμπαντες ἐπαύσαντο ἐν ὀργῇ ἔχοντες αὐτόν, πρὶν ἐζημίωσαν χρήμασιν.* Hier scheint die gewöhnliche Bedeutung der Partikeln *οὐ μέντοι — γε*, *jedoch wenigstens nicht*, beym ersten Anblick unpassend. Daher behauptet Hr. *Bloomf.*, dieselben bedeuteten hier eigentlich *non profecto*, dieses sey aber so viel als das englische *nor* oder *not nor* (*neque vero*, *und auch nicht*). Dieses ist aber unmöglich. Vielmehr bilden die Worte *οὐ μέντοι πρότερόν γε — ἐπαύσαντο ἐν ὀργῇ ἔχοντες αὐτόν* den Gegensatz nicht zu dem unmittelbar Vorhergehenden, sondern zu *δημοσίᾳ μὲν τοῖς λόγοις ἀνεπείθοντο*, obgleich diesen Worten in einer andern Beziehung (mit bloſser Rücksicht auf das *δημοσίᾳ*) auch das Sätzchen *ἰδίᾳ δὲ τοῖς παθήμασιν ἐλυποῦντο* entgegengesetzt ist. In derselben Stelle lehrt unser Vf. auch noch sonst seltsame Dinge, nämlich daſs die Worte *ἐν ὀργῇ ἔχοντες αὐτόν* keine besondere Kraft hätten, weil *οὐκ ἐπαύσαντο* mit dem englischen Idiom *„not to reste until one has done any thing"* verglichen werden könnte. In demselben Kapitel hat der Vf. noch einen andern grammatischen Fehler begangen. Nämlich in den Worten *οἱ ἐκπέμψαντες* (*τὸν ἐς Σικελίαν πλοῦν*), *οὐ τὰ πρόσφορα τοῖς οἰχομένοις ἐπιγιγνώσκοντες, ἀλλὰ κατὰ τὰς ἰδίας διαφορὰς* (diese Lesart statt *διαβολάς* billigt Hr. *Bloomf.* gegen die meisten Handschriften ohne hinlänglichen Grund) *περὶ τῆς τοῦ δήμου προστασίας, τά τε ἐν τῷ στρατοπέδῳ ἀμβλύτερα ἐποίουν, καὶ τὰ περὶ τὴν πόλιν πρῶτον ἐν ἀλλήλοις ἐταράχθησαν*, tadelt er die Uebersetzer, daſs sie *ἀμβλύτερα ἐποίουν* durch *sie stumpften ab*, *sie schwächten*, übersetzt hätten, und will sie durch *sie verwalteten nachlässiger* ausgedrückt wissen, indem er *οἱ ἐκπέμψαντες* nicht auf die Athener überhaupt, sondern auf die damaligen Vorsteher des Volkes bezieht. Diese Erklärung aber bringt zwey Fehler in die Rede, da es *ἀμβλύτερον* statt *ἀμβλύτερα* und *ἔπρασσον* statt *ἐποίουν* heiſsen müſste.

Eine

Eine andere Stelle, wo der Vf. die Gesetze der Grammatik übertritt, ist Kap. 87 *θαρσοῦντες οὖν καὶ κυβερνῆται, καὶ ναῦται, τὸ καϑ' ἑαυτὸν ἕκαστος ἕπεσϑε*. Hier soll ἕπεσϑαι so viel als πράσσειν seyn, und weil es die Bedeutung desselben hat, auch die Construction desselben mit dem Accusativ *τὸ καϑ' ἑαυτόν*, wozu natürlich *μέρος* supplirt wird, angenommen haben. Eins ist so falsch wie das andere. Ἕπεσϑαι ist mit Bezug auf die Anführer gesagt, und τὸ καϑ' ἑαυτὸν ἕκαστος heifst *jeder seines Theils, so viel an ihm ist*. In demselben Kapitel, in dem etwas schwierigern Satze: *οὐδὲ δίκαιον τῆς γνώμης τὸ μὴ κατὰ κράτος νικηϑὲν, ἔχον δέ τινα ἐν αὐτῷ ἀντιλογίαν, τῆς γε ξυμφορᾶς τῷ ἀποβάντι ἀμβλύνεσϑαι*, sagt der Vf., *τῆς γνώμης* stehe entweder für *περὶ τῆς γνώμης*, und dieses für *ἐν τῇ γνώμῃ*, so dafs die Worte bedeuteten *what is not defeated at heart*, oder für *τὸ τῆς γνώμης τὸ μὴ κατὰ κράτος νικηϑέν*, so dafs der Sinn sey *the mind or spirit that is not utterly defeated*. Die erste Construction ist grammatisch unmöglich, die 2te ist zwar grammatisch richtig, sie bedeutet aber nicht, was der Vf. will, sondern *der Theil des Geistes, der nicht mit Gewalt besiegt ist*, was offenbar unsinnig ist. II, 77 *ἀφίεσαν τὴν δοκὸν χαλαραῖς ταῖς ἁλύσεσι, καὶ οὐ διὰ χειρὸς ἔχοντες*. Hier läfst unser Vf. die Worte *χαλαραῖς ταῖς ἁλύσεσι* eine adjectivische Redensart bilden, gleichsam als wenn wir die lateinische Sprache vor uns hätten, in welcher der Ablativ der Beschaffenheit mit Substantiven verbunden wird. Doch hätten wir dieses Beyspiel eigentlich schon oben, wo wir von den verkehrten Ellipsen sprachen, anführen sollen, da Hr. *Bloomf.* auch hier ἐπὶ vor χαλαραῖς und οὖσαν nach ἁλύσεσι ergänzt. Jeder andere sieht ein, dafs der Ausdruck so viel als *ἀφίεσαν τὴν δοκὸν, χαλῶντες τὰς ἁλύσεις, καὶ οὐ διὰ χειρὸς ἔχοντες* (*αὐτάς*) bedeute. Kap. 96. wo Thukydides vom Strymon spricht, bedient er sich der Worte: *ὃς ἐκ τοῦ Σκόμβρου ὄρους διὰ Γρααίων καὶ Λαιαίων ῥεῖ*. Hier soll, damit der Strymon überall als Grenze des Odrysenreiches erscheine, was wegen der oben angeführten wunderlichen Erklärung des folgenden *οὗ* dem Vf. nothwendig schien, *διά zwischen, between*, heifsen. Wie es aber zu dieser Bedeutung komme, und wo sie sich sonst finde, erfahren wir nicht. Gleich im folgenden Kapitel steht: *τὰ μὲν πρὸς ϑάλασσαν τοιαύτη ἦν. ἐς ἤπειρον δὲ ἀπὸ Βυζαντίου ἐς Λαιαίους καὶ ἐπὶ τὸν Στρυμόνα (ταύτῃ γὰρ διὰ πλείστου ἀπὸ ϑαλάσσης ἄνω) ἐγίγνετο ἡμέρα ἀνδρὶ εὐζώνῳ τριῶν καὶ δέκα ἀνύσαι*. Hier soll ἄνω statt ἄνωϑεν gesetzt seyn. Ganz falsch; denn ἄνωϑεν heifst *von oben, aus dem Innern*, hier aber mufs es heifsen *nach dem Innern, in das Binnenland*. Derselbe Gebrauch soll sich Xen. Anab. VII, 3. 16 finden. Dort aber in den Worten: *ὅτι Μήδοκος μὲν ἄνω εἴη δώδεκα ἡμερῶν ἀπὸ ϑαλάττης ὁδόν*, hat ἄνω offenbar weder den einen noch den andern Sinn, sondern bedeutet *in dem Binnenlande*. Den Schlufs dieser Abtheilung von Fehlern mag der ärgste von allen machen, in demselben Kapitel, in den Worten *φόρος τε ἐκ πάσης τῆς βαρβάρου καὶ τῶν Ἑλληνίδων πόλεων, ὅσον προςῆξαν ἐπὶ Σεύϑου, — τετρακοσίων ταλάντων μάλιστα δύναμις*. Hier erklärt der Vf. ὅσον προςῆξαν durch *which resulted, came in, was paid*, und heifst uns diesen seltenen Sinn von *προςήκειν* bemerken. Hier hat er sich aber in einem Worte nicht weniger als drey grobe Fehler zu Schulden kommen lassen: erstens darin, dafs er dem Verbum ἥκειν in der attischen Sprache einen Aorist ἧξα ertheilt, vergl. *Lob.* zu Phryn. S. 743 fg. und *Buttmann* Gramm. II. 2. S. 146; zweytens darin, dafs er nicht einsah, dafs, wenn ein solcher Aorist sich fände, *προςῆξεν*, und endlich, dafs *ὅσος* geschrieben seyn müfste.

Noch eine andere Art von Fehlern können wir nicht übergehen, welche gleichfalls die grammatische Unwissenheit des Vfs in einem hohen Grade beweisen. Dieses sind die seltsamen Etymologien der Namen der Völker und Städte. An diesen Etymologien findet Hr. *Bloomf.* ein besonderes Gefallen, so dafs er sie ohne alle nähere Veranlassung bey einer Menge solcher Namen vorbringt. Von ihrer Beschaffenheit nur einige wenige Proben. Nach der Anmerkung zu II, 26 soll *Ἀλόπη* von *ἅλς* oder einer diesem gleichbedeutenden alten Form *ἄλοψ*, die nicht existirt, benannt seyn, weil wahrscheinlich eine Quelle oder ein Salzbrunnen dort gewesen sey. Zu Kap. 67 wird gelehrt, *Ζάκυνϑος* sey abzuleiten von *ζᾶ*, *sehr*, und (dem nicht vorhandenen) *κύνϑος*, *schattig, finster*, woher bey Aeschylus *κύνϑιον eine Maske*, und *κυνϑείνω* (der Vf. wollte *κυνϑάνω* oder wenigstens *κυνϑαίνω* schreiben,) *ich verberge*, stamme. Zu Kap. 83 lernen wir, *Πάτρας* scheine seinen Namen zu haben von der Vereinigung von 7 Dörfern zu einer Stadt, und den gemeinschaftlichen Staat aller auszudrücken, also von *πᾶς*! Das *τρ* kümmert den Vf. weiter nicht! Nach einer Bemerkung zu Kap. 55 soll *Λαύριον* in Attika wahrscheinlich seinen Namen von den dort wachsenden Lorbeerbäumen haben. Nur Schade, dafs, wenn es deren dort giebt, sie griechisch nicht *lauri*, sondern *δάφναι* heifsen! Vielleicht aber sprach man in Attika in Attika in uralten Zeiten lateinisch! Die thrakischen Trerer sollen nach dem, was zu II, 96 bemerkt ist, ihren Namen wahrscheinlich von *τρήρων* haben, mit Anspielung auf den Ton ihrer Sprache, da auch die Aussprache anderer Barbaren zuweilen mit Vögelstimmen verglichen würde. Die gleichfalls thrakischen Lääer sollen von *λαιός*, *laevus*, benannt seyn, weil sie an dem linken Ufer des Strymon wohnten, was sich jedoch nicht einmal erweisen läfst, sondern nur des Namens wegen angenommen wird. Andere, eben so ergötzliche Etymologien, neben welchen freylich auch einzelne richtige, wie über Helos zu I, 91, oder wenigstens weniger abgeschmackte, wie über Thyrna zu II, 27, Kephallene II, 30 vorkommen, übergehen wir, da unsere Leser an jenen Proben völlig genug haben werden.

So

So wie aber der Vf. in dieser Hinsicht durch eine bestimmte Vorliebe zu Irrthümern veranlaſst worden ist, so ist dieses in einer andern Hinsicht auch geschehen durch die zu groſse Vorliebe zum Anführen von Parallelstellen und Nachahmungen. Diese sucht er daher sehr oft auch da, wo eine unbefangene Prüfung keine Spur davon entdeckt, und wo kaum eine entfernte Aehnlichkeit Statt findet. Zu den schon oben aus einem andern Grunde angeführten Worten Kap. 21 *χρησμολόγοι τε ᾖδον χρησμοὺς παντοίους, ὧν ἀκροᾶσθαι ὡς ἕκαστος ὥργητο*, werden folgende Stellen angeführt, die mit Beziehung auf dieselbe geschrieben seyn sollen: Joseph. Bell. VI, 5, 4 *οἱ δὲ καὶ τῶν σημείων ἃ μὲν ἔκριναν πρὸς ἡδονὴν, ἃ δ' ἐξουθένισαν*, und Herodian. III, 7. 15 *τὸ μὲν οὖν πλῆθος τῶν ἑκατέρωθεν ἀνῃρημένων ἢ ἁλόντων, ὡς ἕκαστος ἐβουλήθη τῶν συγγραψάντων, ἱστόρησεν*. Den gleichfalls schon oben in einer andern Rücksicht angeführten Worten II, 42 *καὶ ἐν αὐτῷ τὸ ἀμύνεσθαι καὶ παθεῖν μᾶλλον ἡγησάμενοι, ἢ τὸ ἐνδόντες σώζεσθαι*, ist folgende Note beygefügt, die wir zur Probe wörtlich geben. „*On the sentiment the commentators* [d. h. *Goeller*, der etwas herbeyzieht, was nicht hierher gehört, bloſs um gegen *Bentley* polemisiren zu können,] *compare*. Hor. Carm. III, 5, 37. Heliodor. p. 49 *τοῦτό τοι καὶ αὐτὴ τὸ παρὸν ἐπινοίας ὑπερεσθέμην, ταῦτα.* [So weit ist verkehrter Weise die Stelle nur angeführt, weil bey *Goell.* nach *ταῦτα* eine Parenthese von 2 Zeilen folgt, und Hr. *Bloomf.* nicht sahe, daſs die nach dieser Parenthese stehenden Worte noch wesentlich hierher gehören.] *I add an imitation of Dio Cassius.* p. 571, 74—77. *τὴν φυγὴν τῆς μάχης μᾶλλον φοβηθέντες, καὶ ἐν μὲν ταύτῃ καὶ* (*even*) *κρατήσειν ἀντελπίσαντες, ἐν δὲ ἐκείνῃ πασσυδὶ ἀπολέσθαι προσδοκήσαντες, ἀντεξώρμησαν, καὶ συμμίξαντες ἐναυμάχησαν. A similar use of παθεῖν is found in Dionys. Hal. Ant.* p. 347) *a passage imitated from the present* (*οἷς ἔξεστιν εὐτυχήσασι μὲν ἀμφότερα, σῶσαι καὶ νικᾷν ἀσφαλῶς· εἰ δὲ* [hier ist *δεῖ* ausgelassen], *καὶ μετὰ τοῦ δρᾶσαί τι καὶ παθεῖν γενναῖον, where for σῶσαι I read σώζεσθαι. Also Herodiani* IV, 4, 5. *ὑπὸ — ἐπιθυμίας ἐλαυνόμενος διέγνω, δρᾶσαί τι, ἢ παθεῖν, γενναῖον. So I point.. The plena locutio in παθεῖν occurs in Eurip. Phoen.* 490 *κακόν τι δρᾶσαι, καὶ παθεῖν ἃ γίγνεται.*" Wenn dieses Nachahmungen und Erläuterungen der angeführten Stelle des Thukydides sind, was läſst sich da nicht alles dazu stempeln! Dergleichen Citate aber finden sich wiederholt bey unserm Vf.

Andere Unrichtigkeiten, die wir bey ihm antreffen, sind aus Nachlässigkeit abzuleiten. Doch ist die Zahl dieser, wenn von der Erklärung die Rede ist, nur gering, desto gröſser aber, wenn zugleich auf die Citate gesehen wird. Von der erstern Art nur zwey Proben. Der Vf. nimmt II, 84 zu Ende an dem Satze *καὶ ἀπὸ Λευκάδος Κνῆμος καὶ αἱ ἐκεῖθεν νῆες, ἃς ἔδει ταύταις ξυμμίξαι, ἀφικνοῦνται*, Anstoſs. Denn, sagt er, nach den Worten *αἱ — νῆες* sollte man glauben, daſs etwas vorher vom Knemus und davon, daſs diese Schiffe Leukas erreicht hätten, gesagt wäre; und doch ist dieses nicht der Fall. Er versucht daher durch allerley Deuteleyen und Voraussetzungen dieser angeblichen Dunkelheit und Auslassung zu Hülfe zu kommen. Und doch steht nur 4 Kapitel vorher, Kap. 80, *καὶ τὸ μὲν ναυτικὸν ἔκ τε Κορίνθου καὶ Σικυῶνος καὶ τῶν ταύτῃ χωρίων ἐν παρασκευῇ ἦν· τὸ δ' ἐκ Λευκάδος καὶ Ἀνακτορίου καὶ Ἀμπρακίας πρότερον ἀφικόμενον ἐν Λευκάδι περιέμενε*. Eine noch ärgere Unachtsamkeit findet sich Kap. 90 zu Ende. Dort, wo von der Seeschlacht des Phormio und der Peloponnesier im krisäischen Meerbusen gehandelt wird, erzählt Thukydides, daſs, als ein Theil der athenischen Schiffe an den Strand getrieben worden wäre, die Messenier längs der Küste zu Hülfe geeilt, mit den Waffen in das Meer gewatet und Retter mehrerer Schiffe, welche die Feinde schon fortzuschleppen anfingen, geworden wären (*τὰς δέ τινας οἱ Μεσσήνιοι παραβοηθήσαντες* etc.). Dazu bemerkt unser Vf., die Messenier würden hier auf eine etwas dunkle Weise aufgeführt; weſshalb er in einer langen Note zu erklären sucht, wie dieselben plötzlich hier vorkommen könnten. Und doch sind in demselben Kapitel, ungefähr in der Mitte, die Worte *καὶ ὁ πεζὸς ἅμα Μεσσηνίων* (nämlich *τῶν ἐκ Ναυπάκτου*) *παρεβοήθει* vorhergegangen! Aber freylich hat unser Vf. dort in der Uebersetzung die Messenier in Molosser verwandelt. In den Citaten aber sind die Zahlen auſserordentlich oft falsch. Dieses mag zwar mehrmals Schuld des Setzers seyn; aber aus der groſsen Zahl dieser Fehler, verglichen mit der übrigen sehr lobenswerthen Correctheit des Werkes, und aus der Verwechselung von Namen wie *Anab.* und *Cyrop.*, so wie aus Fehlern in den citirten Worten selbst, ergiebt sich, daſs der Vf. gröſstentheils die Schuld dieser falschen Citate trägt. Den Nutzen dieser Citate hat Hr. *Bloomf.*, um dieses gleich hier zuzufügen, auch dadurch vermindert, daſs er theils nirgends sagt, nach welchen Ausgaben er die Seitenzahlen anführt, theils sich zu diesem Zweck bey mehrern Schriftstellern nicht der üblichsten und besten Ausgaben bedient. So wird Josephus nicht nach *Havercamp*, sondern wir wissen nicht nach welcher Ausgabe, deren Seitenzahlen dort nicht bemerkt sind, Diodor oft nicht nach *Wesseling* oder den bey diesem erwähnten Seitenzahlen oder auch nach Kapiteln, sondern nach den Seiten der Bipontina, Dionys von Halikarnaſs immer noch nach *Sylburg* angeführt.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Longman, Rees, Orme, Brown u. Green: *The history of Thucydides, newly translated into English — — By the rev. S. T. Bloomfield* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Endlich darf eine vierte Quelle von Unrichtigkeiten nicht übergangen werden, die daraus hervorgeht, dass der Vf. so viele Hülfsmittel zur Auslegung des Thukydides entweder gar nicht oder ungenügend benutzt hat. Seine Haupthülfsmittel aufser den älteren englischen Uebersetzungen bestehen in *Goeller's* Ausgabe des Thukydides, ***Haacke's*** Ausgabe, dem 2ten Bande der Prolegomenen des Rec., und *Gail's* französischer Uebersetzung. *Gottleber* und *Bauer* sind zu sehr übergangen, *Neophytus Dukas*, *Levesque* und andere gar nicht beachtet. Von den Schriften des Rec. über Thukydides scheint Hr. *Bloomf.* nur den 2ten Theil der Prolegomenen zu kennen; von einer Benutzung des ersten Theiles oder des Textes oder der *Observationes criticae*, sofern nicht etwa *Goeller* darauf aufmerksam gemacht hatte, findet sich wenigstens in den zwey ersten Büchern keine Spur. Aber auch auf den 2ten Theil der Prolegomenen, aus welchem das auf dem Titel genannte, in Band 3. S. 381—428 enthaltene *Memoir of the state of Greece, civil and military, at the beginning of the Peloponnesian war*, mit einigen Abkürzungen übersetzt ist, ist in den geographischen Noten mehrmals keine Rücksicht genommen. Dagegen hält der Vf. gewöhnlich, was er bey *Goeller* gedruckt liest, gläubig für dessen Eigenthum, und schreibt ihm daher nicht selten das Verdienst einer Erklärung oder der Beybringung eines Citates zu, wo dieses Verdienst *Gottlebern*, *Kistemakern* und andern gebührt. Nach allem diesen wird man leicht ermessen, was von so allgemeinen Ausdrükken, wie „*die Ausleger, die Uebersetzer*", oder wohl gar „*alle Uebersetzer, alle Ausleger*" zu halten ist. Darunter sind gewöhnlich nur *Portus*, *Smith*, *Gail* und ähnliche zu verstehen. Nur ein Beyspiel. II, 75 sollen „*all the translators and commentators*" das Wort *ξεναγοί* misverstanden haben, indem sie *Anführer der Miethstruppen* darunter dächten, während es doch *Lakedämonische Anführer der Contingente der Bundesgenossen* wären, worüber eine Note von nicht weniger als 22 Zeilen gegeben wird. Nicht anders aber haben das Wort erklärt *Neophytus Dukas*, *Bredow*, *Gail*, *Haacke* und Rec. I, 2. S. 87. Dergleichen eitle Ruhmredigkeit kommt oft bey dem Vf. vor.

Dieses sind die vier Hauptquellen der Irrthümer des Hrn. *Bloomf.*, nämlich Unkunde der Grammatik, Vorliebe theils für Etymologie geographischer Namen, theils für das Aufspüren von angeblichen Nachahmungen und ähnlichen Stellen, Nachlässigkeit und Nichtbenutzung der Vorgänger, von welchen vier Ursachen jedoch die dritte die seltenste ist. Es finden sich freylich auch Irrthümer, die aus keiner von diesen vier Quellen allein abgeleitet werden können, wie denn das Irren allgemein menschlich ist; doch stehen sie gewöhnlich mit der ersten oder vierten in einigem Zusammenhange. Hiervon möge noch die Betrachtung zweyer kritischen Noten den Beweis geben, welche kritische Erörterungen überhaupt in der Regel verunglückt sind. II, 34 stehen die Worte: *Καὶ ἀεὶ ἐν αὐτῷ (τῷ Κεραμεικῷ) θάπτουσι τοὺς ἐκ τῶν πολέμων, πλήν γε τοὺς ἐν Μαραθῶνι· ἐκείνων δὲ διαπρεπῆ τὴν ἀρετὴν κρίναντες, αὐτοῦ καὶ τὸν τάφον ἐποίησαν.* Unser Vf. aber will lesen: *πολέμων· πλήν γε τοῖς ἐν Μαραθῶνι, ἐκείνων διαπρεπῆ* —. Warum er diese gewaltsame Aenderung vorschlägt, sieht man anfangs gar nicht ein; denn die Note beginnt: „*For τούς I would read τοῖς. And it seems to me that the δέ should be cancelled, as arising from the following δι, and from a mis apprehension of the construction.*" Lesen wir aber weiter, so zeigt sich, dass der Vf. eine Härte darin findet, dass zu *τοὺς ἐν Μαραθῶνι* eine vergangene Zeit aus dem Präsens *θάπτουσι* zu verstehen ist. Als ob nicht bey Thukydides und andern griechischen Schriftstellern (z. B. in der gewöhnlichen Wendung *καὶ τότε καὶ νῦν*) diese Ergänzung eines Verbums des vorhergehenden oder folgenden Gliedes in einem verschiedenen Tempus sehr gewöhnlich wäre! Vielleicht hätte selbst unser Vf. sich dadurch nicht zu dem Vorschlag einer solchen Aenderung bestimmen lassen, wenn er nicht, wie man aus der zweyten Note vorher ersieht, auch an den Partikeln *πλήν γε* Anstoss genommen hätte. Wenigstens spricht er über diese sehr verworren: wenn *πλήν γε*, wie hier, für *πλήν γε ὅτι* stehe, so könne es sich nur auf *eine* folgende Sache beziehen, indem immer *ἕν* oder *ἑνός* verstanden werde! Dieses sind nicht nur lauter Sophismen, sondern die Conjectur, zu welcher unser Vf. sich durch dieselbe hat verleiten lassen, ist auch an und für sich selbst schlecht, weil *τοῖς ἐν Μαραθῶνι, ἐκείνων* von denselben Leuten kein guter Schriftsteller gesagt, sondern jeder entweder *ἐκείνων* weggelassen, oder gleich

gleich *τῶν ἐν Μαρ.* geschrieben hätte. Die andre kritische Note, die wir noch betrachten wollen, und die von ungleich besserer Art ist, bezieht sich auf die Stelle II, 78: *Οἱ δὲ Πελοποννήσιοι, ἐπειδὴ καὶ τούτου διήμαρτον, μέρος μέν τι καταλιπόντες τοῦ στρατοπέδου, τὸ δὲ λοιπὸν ἀφέντες, περιετείχιζον τὴν πόλιν κύκλῳ, διελόμενοι κατὰ πόλεις τὸ χωρίον.* Hier kämpft Hr. *Bloomf.* gegen Rec. und *Goeller*, dafs wir die Worte *τὸ δὲ λοιπὸν ἀφέντες* ausgelassen wissen wollten. Er sagt, „die Autorität für ihre Auslassung sey nur schwach, da weit mehr Handschriften dieselben beybehielten"; aber es fehlen diese Worte in 9 Handschriften, *Aug. Cl.* *It. Vat. Mosqu. Ar. Chr. Dan.*, also etwa der Hälfte aller genau verglichenen. — „Zweyteus seyen unter den genannten Handschriften nur 4 von einigem Belange." — Es sind aber 5 von den besten, deren Gesammtzahl überhaupt 7 (nämlich noch Cass. und Pal.) beträgt. — „Es werde zwar erst später erzählt, das Heer sey nach Hause gegangen, und habe sich in die einzelnen Städte zerstreut; dieses könne aber von dem zurückgelassenen Theile verstanden werden." — Dann könnte es aber nicht heifsen *ἀνεχώρησαν τῷ στρατῷ*, sondern *τῷ λοιπῷ στρατῷ*. — „Es sey zwar erinnert worden, die Lakedämonier würden aus Furcht vor den Athenern nicht gewagt haben, einen Theil des Heeres vor Beendigung der Festungslinie zu entlassen; aber eine viel kleinere Macht würde hingereicht haben, diese Besorgnifs vor den Athenern zu heben." — Mit demselben Rechte könnte man sagen, die Lakedämonier hätten überhaupt nicht nöthig gehabt, ein so grofses Heer in das Feld zu führen. Da dasselbe aber einmal da war, so ist es gewifs wahrscheinlich, dafs es noch die kurze Zeit bis zur Vollendung der Festungswerke, wodurch die Zurückbleibenden gegen jeden *coup de main* gesichert wurden, werde gewartet haben. — „Uebrigens, wenn die Worte ausgelassen würden, so müfste offenbar mit *Poppo* verstanden werden, dafs die Uebrigen anderswohin nach Böotien abzogen." — Ganz recht; nur dafs bey Weglassung jener Worte dieses verstanden werden kann; wenn aber mit klaren Worten gesagt wird, das übrige Heer sey entlassen worden, an ein Legen desselben in Cantonnirungen nicht gedacht werden kann. — „Eine solche Auslassung aber sey sehr hart." — Nicht härter als die Auslassung von unzähligen andern kleinen Sätzen bey Thukydides, die man aus dem gesetzten Gegentheil von selbst versteht. — „Aufserdem würden die Worte durch die Protasis *μέρος μέν* erfordert." — Als ob nicht das auf *μέν* sich beziehende Satzglied mit *δέ* oft verstanden würde! — „Denn mit *Poppo* zu sagen, dieses Satzglied finde sich in *τάφρος δέ*, oder mit *Goeller* in *καὶ διελύθησαν*, würde ein Grund seyn, durch welchen beynahe alles bewiesen werden könnte." — Aber wo hat denn Rec. je behauptet, dafs *τάφρος δέ* dem *μέρος μέν* entspräche? oder wie wäre es überhaupt möglich, dafs er dieses behauptet hätte, da er nach Hn. *Bloomf's* eigener kurz vorhergegangener Angabe erklärt hat, es müsse der Gegensatz zu *μέρος μὲν καταλιπόντες verstanden* werden. Dafs *τάφρος δὲ* der Gegensatz sey, ist ein Irrthum von *Benedict.* — „Wenn indefs das ganze Heer zur Vollendung der Ummauerung und Deckung derselben gegen die Athener für nöthig erachtet werden sollte, so könnte mit *Haacke* angenommen werden, dafs die Worte *τὸ δὲ λοιπὸν ἀφέντες* bedeuteten: *sie entliefsen sie nach irgend einem benachbarten Platze von Böotien;* welches in der That sowohl den Worten an und für sich selbst, als den folgenden *ἀνεχώρησαν τῷ στρατῷ καὶ διελύθησαν κατὰ πόλεις*, angemessener sey." Dafs die folgenden Worte diesen Sinn erfordern, das ist es eben, was Rec. gezeigt hat; dafs aber dieser Sinn auch den Worten *τὸ δὲ λοιπὸν ἀφέντες* selbst angemessener sey, oder nur überhaupt in ihnen liegen könne, ist falsch; denn *ἀφιέναι*, wie unser Deutsches *entlassen*, ohne einen weitern Zusatz, kann nur bedeuten *erlauben nach Hause zu gehen, beurlauben, verabschieden.* Der Grundirthum des Vfs liegt also darin, dafs er diesem Verbum eine falsche Bedeutung zuschrieb, oder *ἐς τὴν ἄλλην Βοιωτίαν* ergänzen zu können glaubte.

Bisher haben wir uns erstens mit dem Unnützen und zweytens mit dem Falschen in den Anmerkungen des Vfs beschäftigt. Wir wollten nun drittens noch über die oft zu grofse Weitschweifigkeit derselben klagen, die sich theils in langen Erörterungen über sehr leicht kurz aufzuklärende Dinge, theils in Beybringung von einer Masse von Citaten, wo zwey oder drey ganz denselben Nutzen haben, zeigt. Aber theils fällt dieser ganze Vorwurf mit dem ersten zum Theil zusammen, theils sind schon oben gelegentlich mehrere Beyspiele vorgekommen, aus welchen die Leser sich von der Weitschweifigkeit vieler Anmerkungen überzeugt haben werden. Die Gründe dieser Erscheinung sind auch hier wieder theils Unkunde dessen, was Andere schon genügend dargethan haben, wie wir z. B. oben bey den *ξεναγοῖς* gesehen haben, theils mangelhafte grammatische Kenntnisse. Letzterer Umstand ist z. B. Schuld an der grofsen Schwierigkeit, welche dem Vf. die schon oben gelegentlich angeführten Worte II, 65: *οἱ ἐκπέμψαντες, οὐ τὰ πρόςφορα τοῖς οἰχομένοις ἐπιγιγνώσκοντες* machen. Hätte er hier mit Sicherheit gewufst, dafs *οἴχομαι* sehr oft *ich bin fortgegangen* bedeutet, und dafs *ἐπιγιγνώσκειν* eigentlich *dazu beschliefsen, zu etwas vorhergegangenem beschliefsen, nachträglich beschliefsen* heifst, so hätte er sich mindestens zwey Drittel der 25 Zeilen langen Note ersparen können. Bey allen diesen Mängeln ist doch, wie bereits oben bemerkt worden, auf der andern Seite sehr vieles Gute in diesen Anmerkungen enthalten, und wir konnten daher zu Anfange mit Recht sagen, es gehörten dieselben unstreitig zu dem Wichtigsten und Nützlichsten, was in der neuesten Zeit für die richtige Auslegung des Thukydides geleistet worden ist. Defshalb wird Rec. in seinem Commentar nicht ermangeln, überall auf dieselben Rücksicht zu nehmen,

men, und alles, was zur Sache gehörig und zur Erklärung der Kritik des genannten Schriftstellers nützlich scheint, aufzunehmen, wie es bereits im ersten Buche geschehen ist.

Poppo.

RÖMISCHE LITERATUR.

Zelle, gedr. b. Schulz: *De Horatii Carmine III, 23. Prolusio.* Scripsit *Lud. Phil. Hüpeden*, Dr. phil. Director. 1829. 25 S. 4.

Diese Abhandlung, eine Einladungsschrift zur Osterprüfung und Abiturienten-Feyerlichkeit bey dem Gymnasium in Zelle, enthält im Eingange treffende Bemerkungen darüber, dafs die Betreibung der griechischen Sprache auf Gymnasien keinesweges, wie von vielen geklagt werde, der Bildung im Lateinischen Abbruch thue, sondern dieser mehr förderlich sey. S. 6 wird zur Behandlung des auf dem Titel genannten Gedichtes übergegangen, und zwar zunächst die unbegründete Meinung bestritten, dafs diesem durchaus römischen Gedichte ein griechisches Muster zum Grunde gelegen, sodann aber wahrscheinlich gemacht, dafs Phidyle Gutsschaffnerin des Dichters war, wobey passend auf Ep. I, 14 ad Carm. I, 38 verwiesen wird, füglich aber auch die Benennung *rustica* mit zu erwägen war, zu welcher Torrentius treffend bemerkt: „*suam, ut puto, rusticam alloquitur*," und eine überaus passende, auch das ganze Verhältnifs des Gedichtes erläuternde Stelle des Cato anführt. Es folgt darauf nach Abdruck des Gedichtes ein vollständiger Commentar mit einer Uebersicht der Gedanken und ausführlichen Sach- und Worterläuterungen, wobey allerdings die Commentarien der Vorgänger, auch in der Anführung ähnlicher Stellen, vielfach benutzt sind, daneben aber eigne vertraute Bekanntschaft mit dem Dichter sich kund giebt. Zu v. 1—17 findet Rec. nichts Wichtiges herauszuheben, das neu wäre. Die Bemerkung zu *nascente luna*: „*orientia sidera poetice nasci dicuntur, quippe dii, maxime Sol et Luna*," erscheint gesucht, und wohl auch unrichtig, wenn gemeint ist, dafs jenem Sprachgebrauche in Absicht auf das Aufgehen der Gestirne die Vorstellung des immer neuen Geborenwerdens, jener persönlichen Gottheiten zum Grunde gelegen. Wenn v. 5—8 der Gedanke so angegeben ist: „*Ita si feceris, certissime tibi conciliabis deorum voluntatem et facile impetrabis, ut rebus agrestibus incrementa praebeant malaque omnia avertant*," und dann fortgefahren wird: „*Prius membrum omisit utpote poeta*": so war es der übrigen Einrichtung des Commentars wohl gemäfs, über die Bewandtnifs dieser Auslassung des allgemeinen Gedankens ein Wort hinzuzufügen. Vs. 6 wird zu *sterilem* etwas unbehutsam von der Vertauschung der activen und passiven Bedeutung der Adjectiven bey den Dichtern als einem ganz gewöhnlichen Gebrauche gesprochen, und namentlich *caecus* verglichen, welches Rec. in jene, eigentlich wohl nur *Adj. verbalia* umfassende, Kategorie nicht ziehen möchte: denn es scheint ihm doch ein allzugewagtes Kunststück, dasselbige *caecus*, eigentlich *nicht sehend*, nun weiter *das nicht gesehen werdende* (*caecae fores*) und *das nicht sehend* = *blind machende* (*caeca nox*), d. i. alles untereinander, bedeuten zu lassen; vielmehr scheint *caecus* in den betrefflichen Fällen abweichenden Sprachgebrauchs einfach zu seyn *dunkel*, *finster*, und daher auch *verborgen*, nach einer Uebertragung von den *blinden* und durch die Blindheit gänzlich *lichtlosen*, *finstern Augen*, vergl. unser *stockblinde Nacht*. Eben so wenig aber scheint uns hier *sterilis* schlechtweg eine activische Bedeutung zu haben, welche diesem Worte unsers Wissens sonst gänzlich fremd ist: *der unfruchtbare Mehlthau*, oder noch ähnlicher *der dürre Brand*, ist wohl mit einer gleichen Uebertragung gesagt wie *der blasse Neid*, wobey dem Brande, dem Neide, indem sie als an ihrem Gegenstande befindlich und nun gleichsam als Eines mit ihnen gedacht werden, diejenigen Prädicate beygelegt sind, welche eigentlich den Gegenständen als Wirkungen jener Kräfte zukommen. Zu v. 7 heifst es: „*aut pro nec ad variandam orationem positum ut I, 4. 3 et alibi*"; wobey nicht zu übergehen war der Unterschied im logischen Verhältnifs, dafs nämlich durch *aut* nach oder zwischen *nec — nec* nicht die Coordination fortgesetzt, sondern eine Subordination des damit angeschlossenen Gedankens bezeichnet wird, was I, 4. 3 eine ganz einfache Anwendung hat, hier aber zu einer feinern Bemerkung Anlafs gegeben haben würde. Doch Rec. enthält sich einiger anderer bedeutenden Ausstellungen, um noch die lange Erörterung (S. 18—25) über die schwierige Stelle v. 17—20 zu berühren. Es werden darin die verschiedenen Meinungen der früheren Erklärer ausführlich geprüft, und dann die eigene, wenn auch nicht neue, aufgestellt, dafs *immunis* sey *sceleris expers* (gegen *Bentlei*, mit den meisten Erklärern), im Folgenden aber (mit *Bentlei*) *sumtuosa hostia* als Nominativ zu fassen sey. Jene Erklärung von *immunis*, welche der ganzen Sprache nicht weniger Gewalt anthut als dem Texte die verwegenste Conjectur, scheint dem Rec. vergeblich vertheidigt durch ein *Dixeris egregie, notum si callida verbum Reddiderit junctura novum*, und durch Berufung auf den Zusammenhang, welcher hier einen derartigen Begriff erheische: wie aber *sumtuosa hostia* zu fassen sey, möchte sich schwerlich bestimmt entscheiden lassen, ehe man das Vorhergehende ins Klare gebracht. Besser als durch jene unglaubliche Erklärung von *immunis* wäre der scheinbare Widerspruch immer noch gehoben durch die Correctur *ni* statt *si*: „wenn nur nicht ohne alle Opfergabe du dem Altare nahest, so wird das reiche Opfer den Göttern nicht mehr gefallen als die kleinste Gabe." Indefs hält Rec. die ganze Stelle für richtig, indem er, nach *manus* (Hr. *H.* interpungirt *manus: — hostia Non —*) mit einem Komma und

und eben so nach *hostia* interpungirend, in den Worten *non sumtuosâ blandior hostiâ* eine ergänzende Erklärung von *immunis* findet, deren logisch mehr bezeichnender Anschlufs gewesen seyn würde *immunis —, non munus offerens sumtuosae hostiae.* Indem auf diese Weise der Begriff *ohne Gaben* (*immunis*) als emphatisch zu fassen *ohne große Opfergaben* von dem Dichter selbst näher bezeichnet ist, so ist theils kein Widerspruch zu finden, theils auch der Gegensatz richtig: *qui sine magnis donis deos veneretur* (was freylich zuletzt gleichkommt einem *qui m. donis careat*), *vel mola salsa illos placaverit.* Leichter würde man diese Fassung festgehalten haben, hätte nicht der Comparativ *blandior* irre gemacht, welcher hier wesentlich für den Positiv steht, so dafs die nur angedeutete Vergleichung Nebenbegriff bleibt. *Blandus hostiâ* ist aber so viel als *commendabilis oblatâ hostiâ*, anstatt des einfachern *offerens hostiam.* Dafs *mollivit* auf *manus* bezogen ist und dieselbe *blandior s. hostiâ* genannt wird, kann keinen gegründeten Anstofs geben. Die Bedingung eines frommen Lebens aber, welche die Vertheidiger der Erklärung von *immunis* als *sceleris* in die Worte hineintragen wollen, ist hier, wo es sich blofs um das mehr oder minder in der Opfergabe handelt, mit demselben Rechte ausgelassen, als in der ersten Strophe, wo sie auch nur durch die Zuthat der Erklärer hinzukommt, während der Dichter allein von Gebet und Opfer spricht. Endlich darf nicht aufser Acht gelassen werden, dafs man, um die ganze Rede richtig zu fassen, beym Aussprechen sich hüten müsse, v. 19 zu accentuiren, da der Nachdruck den letzten Vers trifft. Doch Rec. ist für den beschränkten Raum schon zu ausführlich geworden, und bemerkt nur noch, dafs das Ganze angenehm zu lesen ist und nützlich besonders für diejenigen, denen ein vollständiger Apparat abgeht. Die meist oratorisch, in einigen Stellen etwas epideiktisch gehaltene Schreibart hat er im Ganzen rein und schön gefunden bis auf weniges theils im Periodischen (S. 6, 9 ff. 10, 1), theils in einzelnen Ausdrücken, wie S. 4 *non is sum, qui — putet* statt *putem.* S. 14 *ferri et frumenti morbus* st. *vitium.* S. 23 *regulam revocare* st. *retractare.* S. 9 *opulentia sacrorum* in der Bedeutung *Kostbarkeit* der Opfer, da *opulentia* doch wohl nur dem *homo opulentus* beygelegt werden kann. Die S. 26 angehängte Einladung enthält keine weiteren Schulnachrichten, als dafs sich 7 Abiturienten zur Prüfung gemeldet hatten. Unter den angekündigten Reden der Abiturienten ist auch eine griechische, *Σοφοκλέους ἐγκώμιον*, dergleichen, wenn sie auch der Uebung halber von einzelnen im Griechischen besonders tüchtigen Schülern gearbeitet und von dem Lehrer durchgesehen werden mögen, doch wohl nicht passend öffentlich vor einer Versammlung gehalten werden, woraus nur wenige, oft nur die Lehrer der obern Klassen, sie verstehen: dagegen vermifst man neben noch 4 lateinischen Reden wohl nicht mit Unrecht eine deutsche, in welcher ein Abiturient seine Gesammtbildung gewifs nicht am wenigsten bewähren kann.

F. W. Graser, in Naumburg.

PÄDAGOGIK.

1) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Gemeinnützige Kenntnisse*, oder der Mensch nach seiner körperlichen und geistigen Beschaffenheit, seinen Bedürfnissen, Vergnügungen, Staats- und Religionsverhältnissen. Ein Lehrbuch für höhere Töchterschulen und zur Selbstbelehrung von Dr. *G. A. F. Sickel*, Director der höhern Töchterschule zu Magdeb. 1831. XVII u. 306 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

2) Leipzig, b. Wienbrack: *Bibliothek der Elementarpädagogik* herausg. von *Ad. Ant. Rob. Gutbier*, Dr. d. Ph. u. erstem Lehrer an d. Friedrich-August-Schule zu Dresden. *Zwey* Bände 8. 1830. (1 Rthlr. 4 gGr.)

3) Sulzbach, b. Seidel: *Bibliologisches Lehrbuch der deutschen Volksschulkunde.* Bearbeitet von *J. W. Wörlein*, jetzt Lehrer zu Happurg im Rezatkreise in Baiern. 1829. *Erster* Band. Begründung d. deutschen Volksschule. VIII u. 319 S. 8. *Zweyter* Bd. Ausführung d. deutschen Volkssch. VIII u. 468 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Nr. 1 ist ein sehr zweckmäfsiges Handbuch für die sogenannten Realkenntnisse und andere Zweige des Wissens, die in niedern Schulen nicht gelehrt werden können, denjenigen Anstalten aber, die den Namen der höhern Bürger- und Töchterschulen führen, nicht vorenthalten werden dürfen. Der durch manche gelungene pädagogische Schriften rühmlich bekannte Vf. hat diesem Bedürfnifs abgeholfen, nur finden wir den Preis des Buches für diesen Zweck zu theuer. Ein Schulbuch sollte vor Allem recht wohlfeil seyn.

Nr. 2 enthält unter dem etwas seltsamen Titel eine vergleichende französisch-deutsche Lesemethode nach *Krug*'scher und *Stephani*'scher Lehrart. Wir wünschen dem Vf. Glück, wenn er daran Freude erlebt, und gestehen anfrichtig, aus den Schnurrlauten und Sauselauten, den Lippen- und Zahnschlüssen weder französisch noch deutsch recht klug geworden zu seyn.

Nr. 3 ist ein sehr dickleibiges Lehrbuch für angehende Schullehrer, in dem Vieles wiederholt wird, was wir in andern ähnlichen Werken haben. Die reiche Literatur ist das Beste an dem Buche, das Unerfreulichste die Stockdisciplin seines Vfs, vor der uns der Himmel bewahren wolle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin: *C. Lehmann, de Hesiodi Carminibus Perditis.* Particula *prior.* MDCCCXXVIII. 75 S. 8.

Hr. *Lehmann* erzählt im Anfang seiner Schrift (eine besondre Vorrede ist nicht vorangeschickt) wie er zur Abfassung derselben gekommen. Es sey, wenn gleich die Arbeit nicht grade angenehm, doch sehr passend für den Philologen, aus einzelnen Bruchstücken eines Werkes das Ganze wieder herzustellen, was denn bey der Gattung der epischen Poesie, die wir bey Hesiod's verloren gegangenen Gedichten vorfänden, besonders leicht sey, da man hier nur das Einzelne geschichtlich (*historica serie*) zu verbinden brauche. Er habe daher die Bruchstücke gesammelt und wie er S. 2 sagt, *omni qua decet diligentia, tristia illa grammaticorum et scholiastarum commentarios perlustravi, ceterosque bonae frugis scriptores celeriter perlegi, anxie circumspiciens ubi reperirem lapides splendidissimae quondam domus disparsos, quibus iterum compositis novum, etiam si minus splendidum, aedificium exstruerem.* Rec. wünschte, Hn. *L.* wären *Welcker's* schöne und wahre Worte beygefallen, dafs der, welcher die Autoren durchlese, blofs um nach Fragmenten zu jagen, demjenigen zu vergleichen sey, der den Eigensinn habe, auf einer grofsen und fruchtbaren Blumentrift nur einer einzigen Art sehr dünn ausgestreuter Blumen in weiten Entfernungen nachzuspüren, anstatt zu gleicher Zeit die schönsten von verschiedner Gattung zu pflücken. Man sieht es aber namentlich der Einleitung auf den ersten Blick an, was für ein Werk entstehe, wenn man eben so schnell arbeitet, als liest. Denn Hr. *L.* fährt fort: *ex recentioribus scriptoribus paucos protuli, tum quia antiquos scriptores ipse inspexi, tum quod taediosum erat quis quem exscripserit aut quomodo rebus in exiguis lapsus sit, multis verbis iterum iterumque demonstrare.* Dies heifst sich die Arbeit leicht machen; denn da für die kritische Behandlung von Fragmenten nichts wichtiger ist, als ein so viel wie möglich vollständiger kritischer Apparat, so mufste Hr. *L.* diesen vor allen Dingen sich zu verschaffen suchen, wozu nun freylich ein sehr genaues Studium sowohl der Schriftsteller selbst und ihrer Handschriften, aus denen wir die Fragmente schöpfen, als auch der Werke der Neuern unumgänglich nothwendig war. Dies hat aber Hr. *L.* nicht gethan, obgleich er glänzende Muster dazu in jeder Hinsicht an Böckh's Behandlung der Pindarischen, an Neue's Bearbeitung der Sapphischen Bruchstücke hatte.

Es fand aber Hr. *L.* für zweckmäfsig (S. 3.) die Fragmente des Eumelos und Akusilaos denen des Hesiodos beyzufügen; den Grund davon giebt er nicht an. Es beschäftigen ihn dann die Worte des Klemens S. 629 *Sylb.*, nach denen Eumelos und Akusilaos die Werke des Hesiodos in Prosa übersetzt haben; und nachdem diejenigen getadelt worden welche zwey verschiedene Eumelos annehmen, weil sie dies nicht *beweisen* könnten, stellt unser Vf. die Hypothese auf, die er freylich auch nicht *beweist*, dafs des Klemens Irrthum aus dem damals statt der *Κορινθιακά* selbst in Umlanf gesetzten prosaischen Auszuge dieses Gedichtes von Eumelos entstanden sey. Hiermit ist die Sache aber nicht weiter gefördert; denn erstlich wird vorausgesetzt, dafs von den *Κορινθιακοῖς* der Irrthum ausgegangen; dann ist es zweifelhaft, ob die *Κορινθιακά* dem alten Eumelos zugeschrieben werden dürfen und dieserhalb hat sich Rec. in seiner Schrift *Thebaid. cycl. Reliq.* Not. 29 veranlafst gefunden, zwey Dichter des Namens Eumelos anzunehmen. Es scheint ihm diefs aber nicht vorsichtig genug, und man thut gewifs besser anzunehmen, dafs die *Κορινθιακά*, deren ursprünglichen Vf. man vergessen, dem Eumelos als dem berühmtesten korinthischen Poeten beygelegt wurden. Was aber diese Uebersetzung des Hesiodos von Eumelos anlangt, so beruht die Sache wohl nur auf einer falschen Lesart; die Worte aber, welche sich bey Klemens auf den Akusilaos beziehen, scheinen nicht so abgeschmackt, sondern sind *cum grano salis* zu verstehen. Klemens folgte der Ansicht, dafs Akusilaos wirklich Prosa geschrieben, aus *Suid. s. v. Ἀκουσίλαος* wissen wir, dafs er Genealogien verfafst; er der erste in Prosa wie Hesiod in der Poesie. Lag die Vermuthung nun nicht ziemlich nahe, er habe den Hesiod nur übersetzt? Klemens nahm diefs nur zu wörtlich; denn er selbst hat es nicht erfunden.

Es stellt denn S. 5 Hr. *L.* ein Verzeichnifs der Gedichte auf, welche dem Hesiod zugeschrieben werden, und zwar eins nach *Paus.* IX, 37, 3., ein andres nach *Suid. s. v. Ἡσίοδος* und ein drittes, die Gedichte enthaltend *quae variis de causis falso adscripta sunt Hesiodo.* Diefs ist freylich sehr unbestimmt ausgedrückt, und Rec. sollte nichts darüber sagen, ehe er nicht die *varias causas* wüfste: allein er wagt auch ohne sie, eines von ihnen dem Hesiodos zu vindiciren. Er meint das *Carmen bucolicum:*

licum: diefs stützt sich auf *Fulgent. Myth.* III, 1: *Praetos Pamphyla lingua sordidus dicitur, sicut Hesiodus in Bucolico carmine scribit dicens PEPRIGROSIS TA TULUE VLACTIS MENES EMORUM, idest: sordidus uvarum bene calcatarum sanguineo rore.* Da diese Stelle trotz der Bemühungen von *Casaub. ad Sueton. August.* 76 *J. Gronov. de Dodon.* p. 35. *Hase in Histoire crit. de la republ. des lettres T. x* p. 196—209 *Fabric. Bibl. Gr. T.* I. p. 612 *Harl.*, *Heringa Observv.* p. 21. u. 303 noch nicht lesbar gemacht ist, so will Rec. bey dieser Gelegenheit den Versuch bekannt machen, den er zur Herstellung dieser ganz verschriebenen Worte gewagt hat. Aufser den Hülfsmitteln, die Dindorf zusammenstellt, hat Rec. noch zwey Wolfenbüttler Handschriften des Fulgentius benutzt, die aber keine bedeutende Aufschlüsse geben. Nur ist merkwürdig, dafs, während die übrigen im Fulgentius vorkommenden griechischen Stellen griechisch geschrieben sind, diese aber mit ganz kleinen lateinischen Buchstaben ausgeführt ist. Da die eine Handschrift, Nr. 331 bey Ebert, aus dem 11. Jahrhundert stammt, so sieht man wie alt die Verderbnifs unserer Stelle seyn mufs. Sie hat gelautet:

Προῖτος σταφυλάων
εὖ λακτιζομένων ἔρσῃ ∪∪ αἱματοέσσῃ

Rores sanguineos hat *Virg. Aen.* XII, 339; Anders der Art hat *Casaub. l. c.* Was nun das *carmen bucolicum* anlangt, so mufs man diesen Ausdruck nur nicht wörtlich nehmen; Fulgentius will gewifs damit weiter nichts als ein Gedicht in der Art der ἔργα καὶ ἡμέραι bezeichnen. Nun steht bey *Lucian. T.* VIII p. 147 und sonst, Hesiod habe παραινέσεις γεωργικάς gedichtet; ferner steht bey *Athen.* VIII p. 364 *B.* ἅπερ πάντα ἐκ τῶν εἰς Ἡσίοδον ἀναφερομένων μεγαλῶν Ἠοίων καὶ μεγάλων ἔργων παρῴδηται. Das zweyte μεγάλων streichen die Herausgeber und auch *Lobeck. Aglaoph. T.* I. p. 414 bezieht die Stelle auf unsre ἔργα καὶ ἡμέραι. Allein hier finden wir den Titel zu einem zweyten Hesiodeischen Gedichte, das den Ackerbau beschrieb. *cf. Gernh. ad Cicer. Cat. Mai.* 15. 54. Nachtr. zu Sulz. Theor. d. K. und Wiss. Thl. III, 1, S. 62. Auch wäre es wirklich merkwürdig, wenn in einer Schule, wo man Schilderungen des ländlichen Lebens und Vorschriften zu ihm nach dem Vorgang des Heros derselben besonders liebte, wenn da nur ein Gedicht der Art entstanden wäre. —

Da aber, fährt Hr. *L.* fort, diese (in jenen Verzeichnissen aufgeführte) Masse von Gedichten unmöglich von *einem* Dichter entstanden seyn könne, so haben Mehrere, um diefs zu erklären, angenommen, es habe eine *hesiodeische* Schule existirt. Diefs sey aber gar nicht begründet. Rec. ist grade entgegengesetzter Meinung; sollte er diese aber hier begründen, so würde er seine Anzeige zu sehr ausdehnen müssen, zumal da neuerdings von Nitzsch gegen diese Schule gesprochen ist. Er erwiedert nur, dafs für diese Schule das ganze Alterthum spricht; er glaubt aber Hn. *L.* mit Recht vorwerfen zu können, dafs er die Gründe nicht angeführt hat, welche ihn veranlafsten, seinen Gegnern Leichtsinn vorzuwerfen; denn Solches ist nicht in dem von ihm citirten Heinrich Epimen. S. 140. 156 zu finden. Allein schon deswegen durfte Hr. *L.* diesen Punkt nicht so leichtfertig umgehen, weil *Welcker* erst auf ihn aufmerksam gemacht und aufgefordert hatte, diese Untersuchung aufzunehmen: Jahn Jahrb. Thl. IX, S. 137, wo er denn auch den Weg gebahnt hat. Aber eben so schnell ist unser Vf. auch mit der Frage fertig, ob Hesiodeische Gedichte im Kyklos gewesen, oder nicht. Er beruft sich auf Wüllner und fährt S. 7 fort: *Nec sane ratio latet, Hesiodea poesis cur in cyclum illata non sit, nam ad epici carminis naturam ea vix propius accedebat, quam hymni Homerici: sacerdotale epos dixeris!!* Auf das Letzte werden wir weiter unten zurückkommen. Dann bemerkt Hr. *L.* noch, dafs zu Eustathios Zeit alle Gedichte Hesiod's, die wir nicht mehr haben, untergegangen gewesen wären. —

Nach diesen Bemerkungen kommt Hr. *L.* S. 8 zum ersten Abschnitt, der überschrieben ist: l. I. Ἡρωογονία· Κατάλογοι· Ἠοῖαι. Rec. ging mit grofsen Erwartungen an das Lesen dieses Abschnittes, verschweigt aber auch nicht, dafs ihn die Kürze desselben (von S. 8 — 20) sehr in Erstaunen setzte, da in ihm doch gewifs einige der verwickelsten Untersuchungen aus der Geschichte der alten epischen Poesie der Griechen angestellt werden müfsten. Hr. *L.* beginnt damit, die spärlichen Zeugnisse der Alten zusammenzustellen, aus denen er S. 9 folgert *Hesiodum amores Heroinarum erga Deos et Heroes conceptos et filiorum fortium inde prognatorum stirpes celebrasse.* Weil nun aber die Alten im Citiren von Schriften sehr nachlässig gewesen, so müsse man schon von vorn herein annehmen es sey unter den verschiednen Benennungen Ἠοῖαι μεγάλαι, Ἡρωογονία *cett.*, nur ein grofses Genealogisches Gedicht zu verstehen. Nur Proclus mache Schwierigkeit, der *ad Hesiod.* p. IV. *Gaisf.* eine ἡρωογονία anführe. Hierunter sey aber der Theil der Theogonie zu verstehen, der von vs. 963 — 1019 gehe, zumal da Proclos gleich nach der Theogonie die Heroogonie nenne. Schon *Fr. A. Wolf ad Theog.* 987 habe bemerkt aus *Paus.* I. p. 8, dieser Theil der Theogonie *ex aliis poetae carminibus nominatim ex Catalogo, recisis fortasse multis uberius ibi tractatis, conflatam esse. Ac vere quidem contenderat, non nulla recisa esse, sed ex pluribus carminibus haec conflata esse, nescio an non hoc falso dictum sit. Omnino illa conjectura, multis dubitationibus antea obnoxia, quia ut Pausaniae cum Hesiodi verbis congruerent, emendatione erat opus, ut haec nunc demum luculenter atque aperte vera haberi possit, factum est versibus illis quos nobis Lydus servavit: Fragm.* 17

Ἄγριον ἠδὲ Λατῖνον — —
κούρη δ' ἐν μεγάροισιν ἀγαυοῦ Δευκαλίωνος etc.

Wie

Wie aber dieses Fragment dies beweise, verschweigt Hr. *L.*; hätte er den Beweis geführt, ich glaube, er wäre von der Mifslichkeit dieses Beweises bald überzeugt worden. Versteht aber Rec. Hn. *L.* recht, so kommt das Meiste auf die Worte *Ἄγριον ἠδὲ Λατῖνον* an, und schon deshalb war genau zu untersuchen, wie diese hierhergekommen. Creuzer in den Brief. an Herm. S. 222 *not.* läfst es zweifelhaft, ob die Verse bey Lydus in der Theogonie gestanden hätten oder nicht; sagt aber auch, dafs dieser letzte Theil der Theogonie aus Bruchstücken der Heroogonie und Eöen bestanden. Schon Völcker nahm in Mythol. d. Japet. Geschl., wo er unser Fragment öfter benutzte, auf jene Worte gar keine Rücksicht; richtig hat aber neulich O. Müller Etrusk. Bd. I. S. 189 bemerkt, dafs zwischen diesen Worten und den folgenden Versen aus äufsern und innern Gründen gar kein Zusammenhang Statt finde. Aus diesem Bruchstück ist also für Hn. *L's.* Meinung nichts zu entnehmen; für Wolfs Ansicht aber, dafs dieser letzte Theil der Theogonie aus mehrern Gedichten zusammengesucht sey, spricht ja vs. 1012 (*ibiq. Clericus*, gegen den Creuzer *l. c.* p. 223 das Richtige bemerkt) da er nach *Serv. ad Virg. Aen.* aus der *ἀσπιδοποιΐα* ist; warum nimmt nun Hr. *L.* hierauf keine Rücksicht? Warum spricht er hier nicht von den Fragmenten, die sonst noch aus der *ἡρωογονία* angeführt werden? (*cf. fr.* III. XXVIII. XXXVII *Dind.*) Sollen diese auch in *dieser* Heroogenie ihre Stelle finden? Gewifs nicht; denn die *Ἡρωογονία* ist weiter nichts als eine andre Bezeichnung für die Eöen. Diefs liegt auch schon im Namen. Und auf den aus der Stellung der Worte bey *Proklos* hergenommenen Grund wird Hr. *L.* im Ernste kein grosses Gewicht legen wollen. Und wollte er es, was folgert er aus der Stelle bey *Suid. s. v. Ἡσίοδος*, die doch dieselbe Rücksicht verlangen könnte, — — *θεογονία· ἔργα καὶ ἡμέραι· ἀσπίς· γυναικῶν ἡρωϊνῶν κατάλογος ἐν βιβλίοις έ* —? —

Nach diesem kommt Hr. *L.* nun S. 12 auf die *intricatior quaestio de Eoearum cum Catalogis coniunctione*. Hier mufs Rec. zuvörderst über die Art, wie der Vf. diesen ungemein schwierigen Punkt behandelt hat, im Allgemeinen sprechen: nach unsrer Ansicht ist sie ganz verfehlt. Denn da man wahrlich jetzt nicht weifs, ob man Catalog oder Eöen das genealogische Gedicht des Hesiod nennen soll, so war vor allen Dingen nöthig, dafs der Vf. darlegte, wie die Sache jetzt stehe, d. h. die Zeugnisse der Alten für und dawider abdrucken liefs nebst den dazu gehörigen Bemerkungen der Neuern, so dafs jeder klar sah, was für Hülfsmittel da seyen und was für Meinungen. Jetzt aber hat Hr. *L.* Alles so durch einander geworfen, dafs man nur mit Mühe sich des Vfs eigne Ansicht heraussuchen kann. Rec. hat in seiner ungefähr um dieselbe Zeit *herausgekommenen* Schrift *Thel. cycl. Rel. not.* 23 seine Ansicht über diesen Gegenstand so kurz als möglich abgegeben, und freut sich in der Hauptsache mit Hn. *L.* übereinzustimmen, S. 13 *veri est simillimum, Eoeas in amplius Catalogorum carmen receptas fuisse ibique quartum et si coniecturae indulgere licet, quintum quoque librum effecisse.* Diefs folgert er aus *Schol. ad Apoll. Rhod.* II, 178 welche Stelle aus zu grofser Bequemlichkeit nicht einmal vollständig abgedruckt ist. *Ἡσίοδος μέν ἐν ταῖς Ἠοίαις πεπηρῶσθαί φησιν αὐτὸν διὰ τὸ δεῖξαι Φρίξῳ τὴν εἰς Σκυθίαν ὁδόν· ἐν δὲ τῷ γ̄ τῶν Καταλόγων διὰ τὸ ζωὴν μακρὰν ὄψεως μᾶλλον ἑλέσθαι*, ferner aus der schon citirten Stelle des Pausanias und dem Grammatiker, der die Einleitung zu *Hesiod. Suet. Hero.* gemacht. In dieser Annahme liegt aber ein Widerspruch. Denn S. 10 sagt Hr. *L.*: *Si quis velit hanc argumentandi rationem* (es gehen die Stellen über den Katalog voran) *oppugnare, recordetur is duarum gravissimarum rerum primum antiquos auctores in adhibendis atque appellandis libris negligentissime saepenumero versatos esse, deinde argutando facillime effici posse, tria vel quattuor carmina eiusdem tenoris ab Hesiodo conscripta esse, quorum tamen ab iis, qui diligentius de Hesiodi poesi egerunt nulla est mentio iniecta, contra autem ab omnibus perspicue unum magnum genealogicum* (?) *carmen significari continuo.* Also Hr. *L.* will *ein* genealogisches Gedicht, Katalog und Eöen müssen also *ein* Gedicht gewesen seyn; allein S. 12 sagt der Vf. *Intricatior iam instituenda est quaestio de Eoearum cum Catalogis coniunctione*; hieraus scheint hervorzugehen, dafs früher Eöen und Katalog verschieden gewesen; wie denn diefs aus den Worten S. 13 *veri est simillimum* etc. noch klarer hervorgeht. Hieraus scheint nun zu folgen, dafs Hr. *L.* selbst sich seine Meinung noch nicht klar vor Augen gestellt hatte. Wenn er aber S. 13 *fin.* meint, seine Ansicht würde bestätigt durch den Hermesianax, so ist er in einem Irrthum befangen, den freylich viele mit ihm theilen, der aber nur auf Oberflächlichkeit beruht. Bey einer Frage, wie unsre, ist für die kritische Behandlung nichts wichtiger, als die Prüfung der Quellen. Es mufste Hr. *L.* also fragen, ehe er seine Behauptung aufstellte, was für ein Zeuge Hermesianax sey. So viel dem Rec. bekannt ist, haben Alle, welche die in Rede stehende Streitfrage behandelt haben, Ruhnken, Heinrich u. s. w., die Stelle des Hermesianax als entscheidend betrachtet; auch hat der neuste Herausgeber, Bach, diese für die Literaturgeschichte sehr interessante Frage nicht berührt, woraus denn Rec. folgert, dafs noch nicht davon gesprochen sey. Nach unserer Ansicht ist Hermesianax gar keine Autorität. Es fragt sich also nach dem Zwecke, welchen der Dichter verfolgte; wollte er Wahres schreiben? Gewifs nicht, er wollte nach der Alexandriner Manier sanft und weich sein Glück oder Unglück in der Liebe feyern oder beklagen. Wie sich nun schon die Lyriker, dann die Dramatiker Aenderungen der Fabeln, die sie behandelten, erlaubten, so nahm sich Hermesianax die noch gröfsere Freyheit, aufser fabelhaften Personen auch historischen Beliebiges anzudichten. Er brauchte sich dabey vor keines engherzigen Grammatikers nüchter-

ferner Kritik zu scheuen; war das, was er fingirte, nur schön, so konnte er sicher auf den Beyfall seiner so sehr nach Neuem und Schönen lechzenden Griechen rechnen. Um nun seine Gefühle auszudrücken, und zugleich seinen Zweck zu erreichen, wählte er die Beschreibung der Dichter und Philosophen, welche unglücklich geliebt hatten. Er beginnt mit dem Orpheus, dessen Unglück bey Zurückführung seiner Agriope bekannt war und zu *seinem Zwecke paſste;* allein schon beym Musäos muſs er zu seiner Erfindungsgabe flüchten, um ihm eine Geliebte zu geben, von der wohl die meisten Griechen eben so wenig wuſsten als wir. Musäos ist ein priesterlicher, besonders mit dem Demeterkult zusammenhängender Sänger; seine Geliebte war demnach am besten eine Priesterin der Demeter; vielleicht war eine Priesterin dieses Namens in des Musäos Gedichten erwähnt, womit aber nicht Ruhnken's Erklärung von *γνωστὴ δ᾽ ἐστὶ καὶ εἰν Ἀΐδῃ* vertheidigt seyn soll; denn diese Worte enthalten eine Anspielung, die nur aus den Gedichten des Musäos Aufschluſs erhalten kann. Da wir diese nicht haben, müssen wir uns mit dem Nichtverstehen begnügen. Wie viel Wahres an dem über Homer, Sappho, Anakreon ist, und was davon zu halten sey, wuſste jeder Leser, (*cf. Bach ad ll. cc.*); er freute sich über die Erfindungsgabe des Dichters, die recht schlau auch bey Euripides hervortritt. Man glaubte dieſs aber eben so wenig, als wir glauben, daſs Philoxenos wirklich von Musen gestillt worden. Auch hielt man nicht für nöthig, eine Ehrenerklärung der mit Geliebten beglückten Dichter zu schreiben; eben so bey den Philosophen; denn Pythagoras und Theano verhalten sich eben so, wie Musäos und Antiope; Sokrates Liebe zur Aspasia möchte ich nicht mit Jacobs Verm. Schrift. Thl. III, S. 386 als aus Gerüchten entnommen ansehen, sondern, wenn auch nur um des Dichters Gelehrsamkeit Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als aus dem Menexenos geschöpft, der doch wohl damals schon geschrieben war. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen fragen wir nun, ob ein Schriftsteller, dem es gar nicht darauf ankommt, die Wahrheit zu sagen, in einer höchst zweifelhaften Sache den Ausschlag geben könne? Gewiſs nicht, wäre auch nur ein Zeugniſs dagegen. Betrachten wir nun die Stelle über Hesiod vs. 21 sq. näher, so finden wir hier grade am meisten Erdichtetes. Zur Bequemlichkeit der Leser setzen wir sie hierher, aber nicht nach Hn. *L's* Texte, zu dessen Vertheidigung er nicht ein Wort gesagt hat:

Φημὶ δὲ καὶ Βοιωτὸν ἀποπρολιπόντα μέλαθρον
Ἡσίοδον, πάσης ἤρανον ἱστορίης,
Ἀσκραίων ἐπικέσθαι ἐρῶνθ᾽ Ἑλικωνίδα κώμην,
ἔνθεν δγ᾽ Ἠοίην μνώμενος Ἀσκραΐκην
πόλλ᾽ ἔπαθεν, πάσας δὲ λόγων ἀνεγράψατο βίβλους
ὕμνων ἐκ πρώτης παιδὸς ἀνερχόμενος.

Hier läſst also Hermesianax aus Liebe *) den Hesiod nach Ascra kommen, obgleich er sehr wohl wuſste, daſs jener Schulden halber seine väterliche Wohnung verlassen muſste, läſst ihn ferner um eine Person, die nie existirt hat, werben, ihn um sie viel leiden und durch sie besonders begeistert seine Gedichte schreiben, wie auch Antimachos nach der Lyde Tode *γόων ἐνεπλήσατο βίβλους ἱράς:* Schade, daſs auch hier nicht *πάσας* dabey steht. Hr. *L.* hat uns seine Meinung über diese schwierige Stelle nicht vorgelegt, obgleich dieſs doch wohl seine Pflicht gewesen wäre; S. 8 sagt er: „*de his versibus infra copiosius disputandi opportunitas erit*" und S. 13, wo doch wohl die *opportunitas* war, „*quid quaeris? nonne tota res Hermesianactis versibus ἔνθεν δγ᾽ — — βίβλους confecta est?*" und läſst den schwierigsten Vers, der aber auch, wird er recht erklärt, viel Gewicht hat, *ὕμνων* etc. weg. Rec. meint, daſs Hermesianax nichts wollte, als daſs Hesiod verliebt in die Eöe und durch sie begeistert seine Gedichte geschrieben und mit ihr begonnen habe. Daſs man diesen Gedanken, der durch alle Liebschaften dieses Gedichts durchgeht, bey unserer Stelle nicht festgehalten, hat die Menge verkehrter Erklärungen erzeugt. Man wird wohl einwerfen, *πάσας λόγων βίβλους;* aber auſser Bach wird wohl niemand diese Worte *in sensu ampliori* nehmen und sie für *sapientiae praecepta per omnes Hesiodi libros dispersa* erklären, weil davon kein Wort in den Worten des Dichters steht; es sind vielmehr nichts wie Gedichte; da aber der Dichter den Einfluſs der Eöe auf die Hesiodeischen Gedichte schilderte, konnte er nicht *πολλάς* sagen, sondern einzig und allein *πάσας*, da er sonst die Eöe und Hesiod und sich selbst lächerlich gemacht hätte. Eben so dichtet Homer nur aus Liebe zur Penelope, und in der ganzen Ilias kommt die *περίφρων Πηνελόπεια* nicht vor. Es ist demnach diese Stelle in der Untersuchung, ob Katalog und Eöen *ursprünglich ein Gedicht* gewesen, gar nicht zu gebrauchen, obgleich in andrer Hinsicht und namentlich für die Geschichte der hesiodeischen Gedichte diese Ansicht des Hermesianax wichtig werden kann. Keineswegs wird aber hiemit dem Dichter ein Vorwurf gemacht; obgleich aber hier die Erfindungsgabe des Dichters sich glänzend bestätigt, so gesteht Rec. doch, daſs ihm die eben behandelte Stelle die am wenigsten gelungene unsers Fragments scheint, weil sie etwas Gedrehtes und Gezwungenes hat. —

(*Der Beschluſs folgt.*)

*) Rec. nimmt hier die Lesart *ἐρῶντ᾽*, eine Conjectur von Rigler, als die richtige an, da er glaubt, daſs wer genau dem Gange des Gedichts folgt, den Zweck der Elegie und diese Passage vom Hesiod scharf im Auge behält, einsicht, sie sey die einzig wahre, und nicht das alberne *ἑκόνθ᾽*, was gar keinen vernünftigen Sinn giebt und einer Emendation ähnlich sieht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1831.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin: *C. Lehmann, de Hesiodi Carminibus Perditis etc.*

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir möchten nun gern noch über manchen Punkt mit Hn. *L.* rechten, wie über den muthmasslichen Anfang der Eöen, warum sie *μεγάλαι* geheifsen, wie bey *Paus.* IX, 37 zu schreiben, (*L.* will mit Heinrich *ἄς καί* durch Umstellung,) über die Zeit der Abfassung, das Vaterland, über die Interpolationen dieser Gedichte und manches Andre, was genauer zu bestimmen: wenn wir nicht die Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten fürchteten, zumal da wir über die kritische Behandlung der Fragmente nothwendig noch reden müssen.

Hr. *L.* ist von der hergebrachten Anordnung der Fragmente ganz und gar abgewichen, und wer möchte ihn deshalb tadeln, da diese ganz willkürlich war? Um aber die rechte zu treffen, war unumgänglich nothwendig, dafs von der Form genealogischer Gedichte bey den Alten gehandelt ward. Diefs vermifst man nun bey Hn. *L.* völlig, wenn man nicht einige Aeufserungen, wie die oben angeführte, wo das Hesiodeische Epos ein *sacerdotale epos* genannt wird, hierher ziehen will. Allein diefs eine Wort beweist schon hinlänglich, dafs Hr. *L.* nicht scharf das Wesen dieser Gattung der epischen Poesie aufgefasst hat. Es läfst sich aber hier durch das, was wir haben und durch Combination so viel herausbringen, dafs wir ein klares Bild des Katalogs bekommen. Durch dieses läfst sich dann erst der Sitz der einzelnen Fragmente bestimmen, wo uns dann wieder die Angaben zu Hülfe kommen, welche die Bücher, aus denen Fragmente genommen sind, bezeichnen. Rec. scheint auch das erste Bruchstück gleich zu beweisen, dafs Hr. *L.* keine klare Anschauung vom Katalog gehabt hat; denn diefs gehört in ein ganz andres Gedicht. Aus dem Gesagten geht aber hervor, dafs die Lehmannische Anordnung auch nicht befriedigt, und es bleibt andern Forschern dieser schwierige Punkt zur genauen Behandlung übrig.

Schon im Eingang hat Rec. behauptet, dafs für Fragmente nichts wichtiger sey, als ein wo möglich vollständiger kritischer Apparat. Dahin gehört dann genaue Angabe, wo die Bruchstücke in den alten Klassikern stehen; vollständige Angabe der Varianten und der Verbesserungen, welche Neuere vorgeschlagen haben. Es ist diefs sehr schwierig und erfordert viele Zeit; Hr. *L.* hat es daher nicht so genau genommen, und er hat sich deshalb den Vorwurf grofser Nachlässigkeit und Flüchtigkeit selbst zuzuschreiben. Denn es mufs sich jeder wundern, der z. B. *Fragm.* 17, bey *Lehmann* 46 liest, wo blofs die Conjectur von Heyne angeführt und dann von Hn. *L.* so emendirt wird: *Αἰθίοπάς τε Λίγυς ἠδὲ* etc., da es richtig hergestellt hatten *Naeke ad Choeril.* p. 124, *Vofs ad Hymn. in Cerer.* 191, *Niebuhr. Kl. hist. Schr.* T. I. p. 365. Um aber nicht nur zu tadeln, sondern um auch jetzt ein Wenig zur Herstellung des Textes der Bruchstücke beyzutragen und endlich um Hn. *L's* Behandlung des Textes besser darzustellen, gehen wir ein Fragment genauer durch. Wir wählen *Fragm.* III. *Dind.*, nr. 74 *Lehm.* Vor allen Dingen ist bey Fragmenten nothwendig, dafs sie treu nach den Codd. ohne irgend eine Verbesserung abgedruckt werden, damit jeder sehe, wie sie beschaffen sind; gegen diese von *Neue* besonders hervorgehobene Regel hat Hr. *L.* auch hier gefehlt. Wir setzen nun das Bruchstück her, wie es Ruhnken aus den Codd. gegeben, *Epist. Crit.* I. p. 108 ed. Lugd. und *Etym. MS. B. P.*

1. *Ἠλέα, τόν ῥ' ἐφίλησεν ἄναξ, Διὸς υἱὸς Ἀπόλλων,*
   καί οἱ τοῦτ' ὀνόμηνʼ ὄνομ' ἔμμεναι, οὕνεκα νύμφην
   εὑράμενος ἵλεων, ὄχθη ἐρατεινῇ φιλότητα,
   ἤματι τῷ, ὅτε τεῖχος ἐϋδμήτοιο πόληος
5. *ὑψηλὸν ποίησε Ποσειδάων καὶ Ἀπόλλων.*

sonst noch citirt von *Tzetz. Schol. ad Exeg. in Iliad.* p. 126, *Herm.* vs. 2. 3, von *Eustath. ad Hom. Il.* p. 650.; vs. 4. 5 von *Tzetz. ad Lycophr.* 393. Hieraus entstehen nun die VV. LL., von denen Hr. *L.* nur die Corruptel in vs. 3 erwähnt. Es sind im ersten Verse keine Varianten; Hr. *L.* handelt aber zu ihm über die Form *Ἠλεύς*, nach Hermann's Vorgange. Nach Rec. Meinung kann ein Sammler der Hesiodeischen Fragmente nicht im Allgemeinen über den Dialekt des Hesiod handeln, weil diefs einem Herausgeber der sämmtlichen Gedichte dieser Schule anheim fällt; allein sobald in einem Fragment eine dem Dialekt eigne Form vorkommt, mufs jener genau und vollständig davon handeln. Daher tadelt Rec., dafs Hr. *L.* nicht alle sich auf die Formen *Ἠλεύς* und *Οἰλεύς* bezüglichen Stellen angeführt hat, deren gröfste Zahl er aus *Herm. Em. R. Gr. Gr.* doch nehmen konnte; *add. Schol. Ven. ad Hom. Il.* I, 264, welche Stelle aus den übrigen hierher gehörigen Stellen leicht zu emendiren ist. Auch mufsten wohl die angeführt werden, welche diese Form aufser Hesiod gebraucht hat-

hatten. Hermann führt Stesichoros an; von Aelteren fügt Rec. noch *Arctinus* hinzu nach den Excerpten bey Proclus, wo *praef. Bekker. ad Schol. Hom. Ven.* p. II. fol. 6 steht: *Κασσάνδραν δὲ Αἴας ὁ Ἰλέως πρὸς βίαν ἀποσπῶν συνεφέλκεται* etc., da diese seltene Form gewiſs hier nicht stände, hätte sie der *epitomator* nicht im Gedichte selbst gefunden. Hr. *L.* fügt noch hinzu: *Quodcunque demum sit ῦ aut praeformativa litera aut articulus, Hesiodus lusit vocis notatione* etc., was ganz falsch ist. Denn das *o* ist euphonisch vorgesetzt, zeigt sich aber nur in einzelnen Dialekten; auch sehen wir aus der Vergleichung andrer Sprachen, daſs es rein griechische Umänderung ist, *danschtra = dens = ὀδούς*, andre Beyspiele hat *Dindorf. ad Hes. Theog.* 617. Diese Vorschlagung eines Vokal, wo ihn das Sanskrit nicht hat, finden wir im Griechischen auch bey *ε* und *α*. — Nach des Rec. Ansicht ist ferner *ἐφίλησε* zu schreiben, da *ἄναξ* im *Hes.* durchgängig das *F* hat; freylich gründet sich diese Behauptung nicht auf unsern Text des Hesiodos. — Vs. 2 giebt Hr. *L.* keine Variante; *καί οἱ τοῦτ'* hat *Ruhnk.*, *Gaisf.*, *Dind.*; allein *Tzetzes l. c.* hat *καί μιν τοῦτ'*. — *Οἱ* ist an sich nicht anstöſsig: vgl. *Fragm.* XXI, 3. XXXI, 1. XLIII, 2. XLVII, 1. 8. *Herm. Orph.* p. 777 sq., allein es fragt sich, woher das *μίν* komme. Es ist falsch, denn der Dativ muſs hier stehen; es war daher von Hesiod *ἴν* geschrieben, was in *μιν* verschlechtert, in *οἱ* von Grammatikern verändert ward, von dem diese aus Homer wuſsten, daſs es den Hiat zulasse. *Ἶν* ist aber eine hesiodeische Form, *Fragm.* LXVI — — *ἶν δ' αὐτῷ θανάτου ταμίης*, welche Pindar auch gebrauchte, aus dem sie aber die Grammatiker auf dieselbe Weise wie hier herausgebracht haben. *Pind. Pyth.* IV, 36. cf. *Herm. ad Orphic.* p. 150., der auch *Nem.* I, 66 beybringt, wo aber *Dissen μιν* jetzt gesetzt hat. Es hat das Digamma, *Thiersch* Gr. Gr. S. 326. *Boeckh. Nott. Critt. ad Pind.* p. 461. 514. Ueber diese Form ist noch zu vergleichen *Maittaire de Gr. ling. dial.* p. 427, *Ruhnk. Ep. Crit.* I. p. 114. *Lugd.*, *Schaefer ad Greg. Cor.* p. 85, vor allen aber *J. H. Voſs* zu Hymn. auf Demet. vs. 102, dessen genaue Untersuchung Buttmann's Zweifel hebt: Gr. Gr. Th. I. S. 295. Lexil. Th. I. S. 140. Auch hat kürzlich diesen Punkt abgehandelt Hartung über die Casus und deren Bedeutung und Bild. S. 118. Rec. glaubt daher Grund genug zu haben diese Form hier einzuführen. — Nachdem nun Hr. *L.* Ruhnken's Emendation, die nicht durch Tzetzes sondern durch *Eustath.* l. c. vollkommen bestätigt wird, gebilligt hat, fährt er fort: „*Metri gratia scripsi ἴλαον εὐρ. pro εὐρ. ἴλεων.*" Rec. gesteht, daſs er Hn. *L.* hier nicht versteht; er bescheidet sich daher im voraus, bey dem jetzt folgenden Tadel irren zu können. Des Metrum halber ändert Hr. *L.* *ἴλαον εὐρόμενος*. Was fehlt dem Metrum? Rec. weiſs es nicht. Was dachte sich aber Hr. *L.*, als er *metri gratia* schrieb? Entweder wuſste er, daſs *ι* in *ἴλαος* lang sey, und glaubte es müsse in diesem Verse verkürzt werden, weil er die Synizese in *λεων* vernachlässigte (obgleich nach dem, was *Spitzner. de vs. Her.* p. 86, *Voſs* zu Hymn. Demet. 204 und *Heyne ad Hom. Il.* T. IV. p. 155 angemerkt haben, *ι* auch verkürzt werden kann), oder er glaubte, die letzte Sylbe in *εὐράμενος* sey ohne die Transposition kurz, was aber falsch ist, *Hom. Odyss.* I, 4 *ἀρνύμενος ἥν τε ψυχὴν καὶ νόστον ἑταίρων*, welche Stelle ganz analog ist, *Spitzn. vs. Her.* p. 68, zumal da *ἴλαος* das Digamma hat, *Böckh* Ueb. d. krit. Behandl. der Pind. Ged. S. 72; oder endlich, er wollte die Form *ἴλεων* wegbringen, wozu denn die Umstellung auch nicht nöthig war. Diese Form ist aber hier nicht zu beunruhigen, da sie sehr alt ist, sich auch im Homer von ihr Spuren zeigen, *Πηνέλεως*, der noch dazu ein Böoter ist, *ἀκέως* und *ἄνεως* sind freylich zweifelhaft: *Buttm.* Lexil. Th. I. S. 11. Th. II. S. 1 ff., reichen aber doch hin, diese Form hier zu vertheidigen, zumal da Buttm. Gr. Gr. Th. I. S. 244 einige Beyspiele dieser Form aus alten Orakeln anführt. Und so scheint denn diese Stelle hinlänglich gerechtfertigt. — Richtig hat aber Hr. *L.* in diesem Verse anstatt *εὐράμενος* geschrieben *εὑρόμενος*, worüber noch Buttmann nachzusehen Gr. Gr. Th. I. S. 416. — Die aus dem Aristides angeführte Stelle, in der auf vs. 5 angespielt seyn soll, hat Rec. nicht finden können. — Vs. 4 hat Tzetzes *εὐδμήτοιο*, was Hr. *L.* nicht anführt. Hier war auf *Herm. ad Hom. Hymn. in Apoll.* 36 zu verweisen, und zu zeigen, daſs die dort für Homer aufgestellte Regel über *εὐ* und *ευ in compositis* auch auf Hesiod anzuwenden sey; cf. *Fr.* VII. L. LX. Um nun das Ganze unter einen Gesichtspunkt zu fassen, setzen wir die Verse noch einmal her, wie wir sie für richtig halten:

> Ἰλέα, τόν ῥ' ἐφίλησε ἄναξ, Διὸς υἱός, Ἀπόλλων
> καὶ ἶν τοῦτ' ὀνόμηνʼ ὄνομ' ἔμμεναι, οὕνεκα νύμφην
> εὑρόμενος ἴλεων, μίχθη ἐρατῇ φιλότητι
> ἤματι τῷ ὅτε τεῖχος ἐϋδμήτοιο πόληος
> ὑψηλὸν ποίησε Ποσειδάων καὶ Ἀπόλλων.

Auſserdem sind in diesem Bruchstücke noch einige Dinge zu besprechen, welche wir aber hier übergehen, theils da sie nicht in die Kritik gehören, theils weil auch Hr. *L* sie nicht berührt hat.

Ein andres Beyspiel von nachlässigem Behandeln des *Vorhandenen* bietet *Fr.* V *Dind.*, 124 *Lehm.*, wo der erste Vers grade keine bedeutende Varianten bietet; allein der zweyte *καί τε δι' Ὀρχομενοῦ εἰλυμένος εἶσι δράκων ὥς* bietet desto mehr Schwierigkeiten dar, von denen keine einzige bey Hn. *L.* berührt ist. Nämlich *Theo ad Arat. Phaen.* 45 citirt diesen Vers, der in den frühern Sammlungen ein besondres Fragment ausmachte, wogegen *Hering. Observv.* p. 18 zuerst sprach, so: *καί τε διερχόμενος ἠπειγμένος ἐστὶ δράκων ὥς*. Die Lesart *διερχόμενος* konnte nicht aus *δι' Ὀρχομενοῦ* sondern nur aus *δι' Ἐρχομενοῦ* entstehen; denn daſs viele äolische Formen im Hesiod sind, ist bekannt; wer daran zweifelt, sehe *Isler Quaest. Hes.* I. p. 10. *Ἐρχομενός* ist aber alte äolische und böotische Form: cf. *O. Müller* Orchom. S. 129. 480 und vorzüglich *Boeckh* C. I. T. I.

T. I. p. 42. 718. 722. — Ueber εἰσι erfahren wir bey Hn. *L.* kein Wort, obgleich schon *Ruhnk. Ep. Crit.* I. p. 106 Lugd. darüber gesprochen, und falsch angeführt hatte, dafs *Victor. Var. Lectt.* XXXIII, 15 εἰσι geschrieben, da er εἰσὶ hat, erst Heringa *l. c.* hat εἰσι. Diefs ist nämlich nur Conjectur, da bey Theo ἐστὶ steht, bey *Strab.* IX. p. 615 *Falckon.* εἰσι, oder auch weggelassen ist; mit Heringa und Ruhnken haben aber richtig die Neuern εἰσι geschrieben: cf. *Matth.* Gr. Gr. S. 1106; eben so steht es *Hom.* Il. *in Apoll.* 183. ἔρχεται *Apoll. Rhod. Argon.* IV, 154. — Auch war darüber zu sprechen, ob diefs Bruchstück in den Katalog gehöre oder nicht; zumal da in der Pariser Uebersetzung des Strabo, die Manches bietet, T. III. p. 470 gesagt wird: „*On ignore auquel des poemes d'Hesiode aujourd'hui perdus appartenoit ce fragment, qui a exercé la sagacité de plus d'un habile literateur.*" Dem Rec. ist es aus mehreren Gründen gewifs, dafs es im Katalog stand; nach Hn. *L.* scheint diefs aber gar keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Wie viel Schaden aber aus einer solchen Behandlung, wie die des Hn. *L.* ist, entsteht, möge noch *Fr.* XI. *Dind.*, 32. *Lehm.* zeigen. Der dritte Vers

λεκτοὺς ἐκ γαίης ἀλέους πόρε Δευκαλίωνος

macht Schwierigkeit. Hr. *L.* sagt: „ἀλεός *non convenit consequentiae verborum. Salmasius iam* λαοὺς *proposuerat, idem fecit Heyne ad Apollod.* p. 95. (falsch; *Heyne* p. 39 will λάας lesen) *praetuli* λαοὺς *quia plenior sic suis partibus existit narratio. Fortasse Λ et Α commistum et temere repetitum fuit.*" Hier war nun viel mehr aus Dindorf's nicht einmal so langer Anmerkung zu schöpfen; hinzuzufügen war, dafs *Völker* Myth. d. Japet. Geschl. S. 364 ἀλίους, *Villebrun* ἀλέας, *congregatos*, *confertos* lesen will; Hr. *L.* mufste aber vor Allem zeigen, auf was für Autoritäten ἀλέους ruhe. Sieht man nun in den Strabo, so weifs man, dafs es sich auf nichts stütze; es war nämlich an dieser Stelle eine Lücke, in die in den *cod. Eton.* von später Hand ἀλέους gesetzt ist. Daher wird etwas *ganz* Gewisses nie von uns gegeben werden können, wir müfsten denn neue und befsre Handschriften erhalten. Dafs aber ἀλέους u. s. w. falsch sey, zeigen Strabo's folgende Worte, wo er nur auf λεκτοὺς Rücksicht nimmt, obgleich ἀλέας sehr gut zu seiner Sache pafste, so dafs er es nicht übergangen haben würde, hätte er es im Hesiodos wirklich gefunden. Aufserdem scheint mir klar, dafs an dieser Stelle ein Epitheton des Deukalion gestanden haben mufs; Bryant und Falckoner haben diefs eingesehen, aber da sie sich zu sehr an ἀλέους hielten, sind sie auf Abwege gerathen. Bey andern Dichtern wird Deukalion ἀγανός genannt; wie wenn wir ἀγαθῷ schreiben? Es pafst zu Deukalion sehr gut. — Hr. *L.* hat aber aufserdem noch einen Schnitzer in diesem Verse stehen lassen, da er nach ihm heifst λεκτοὺς ἐκ γαίης λαοὺς πόρε Δευκαλίωνος, wo Δευκαλίωνι stehen mufs; wir schreiben demnach, zumal da λαοὺς entsetzlich hinkt,

Λεκτοὺς ἐκ γαίης ἀγαθῷ πόρε Δευκαλίωνι.

Hr. *L.* geht aber so weit, dafs er falsche Lesarten in den Text bringt und darnach den Werth der Verse bestimmen will: *Lydus de mens. c.* 4 citirt ein Fragment, dessen letzten Vers Hr. *L.* so anführt

μιχθεῖσ' ἐν φιλότητι τέκε Γραικὸν ἱππωχάρμην

und da er aus Erwähnung der Γραικοί schliefst, diese Verse seyen zur Römer Zeit eingeschoben, fügt er hinzu: *et vitio contra mensuram syllabarum in v. 4. commisso res conficitur.* Solch' einen Fehler hätte sich kein Grieche zu Schulden kommen lassen! Allein in der Götting. Bibl. f. Wissensch. u. K. Heft 7 *ined.* p. 27, bey *Werfer Act. Phill. Monac.* T. II. p. 505 im Lydus selbst (*edit. Roether.* 4.) steht mit deutlichen Buchstaben μενεχάρμην!! — Eben so läfst Hr. *L.* oft Fehler stehen, welche sowohl die Herausgeber der Fragmente, als die der Schriftsteller, welche die Bruchstücke anführen, weggeschafft hatten. So *Fr.* 37 *Dind.*, 61 *Lehm.* hat Dindorf richtig statt δή τοι gebessert δ' ἤτοι, Hr. *L.* läfst es unverbessert und läfst in dem vorhergehenden Verse zwey Druckfehler stehen; *Fr.* 30 *D.*, 27 *L.* schreibt Böckh in *Schol. ad Pind.* XI, 46 ohne allen Zweifel richtig Φυκτέος, da früher Φυκτέως da stand, wie auch Hr. *L.* schreibt. *Bach*, dieser Restaurateur der Elegiker, schreibt *ad Tyrt.* p. 135. „Ἄρεος *etiam retinuit Boeckhius de Metris Pindari* p. 130. *nescio, quam ob causam.*" Cf. Buttm. Gr. Gr. Th. II. S. 196. 227.

Doch diefs möge hinreichen; Hr. *L.* wird einsehen, dafs er seinem Unternehmen nicht gewachsen war, und ist er nicht von der Vortrefflichkeit seiner Arbeit überzeugt, so wird er glauben, dafs unsre Recension das, was sie tadelt, nur aus Liebe zur Wahrheit tadelt. Es wird ihm nicht schwer fallen, die folgenden Theile mit besserm Erfolge zu bearbeiten, sobald er nur mit gehöriger Umsicht und Behutsamkeit forscht und sowohl dasjenige, was schon geleistet ist, als auch seine eignen Resultate einer strengen Prüfung unterwirft, ehe er sie dem Publikum und der Kritik übergiebt.

Göttingen. *Ernst von Leutsch.*

KIRCHENGESCHICHTE.

STRASBURG, b. Heitz: *Geschichte der Reformation in Elsafs und besonders in Strasburg*, nach gleichzeitigen Quellen bearbeitet von *Timotheus Wilhelm Röhrich*, Pf. zu Fürdenheim und Handschuhheim. *Erster* Theil. *Erste* Lieferung. 1830. 250 S. 8.

Da Rec. bisher vergebens der Vollendung dieser interessanten historischen Monographie entgegengesehn hat, so verfehlt er nicht, wenigstens vorliegende erste Lieferung derselben kurz zu charakterisiren und den Vf. zu baldiger Fortsetzung des Werks auf-

aufzufordern. Schon längst hätte man mit Verwunderung bemerkt, dafs eine Stadt wie Strasburg, welche so früh und energisch sich für die Kirchenverbesserung erklärte und durch den edeln Sinn ihrer ersten Lehrer, so wie durch die freysinnige Umsicht und den biedern Muth ihrer Obrigkeit eine ehrenvolle Stelle in dem heiligen Kampf gegen Aberglauben und Gewissenszwang behauptete, welche in ihren Archiven und Bibliotheken so zahlreiche Urkunden aus der Reformationsperiode besitzt, noch keine einigermafsen vollständige Specialgeschichte der in ihr stattgefundenen Reformation aufzuweisen habe. Der Mangel einer solchen erklärt sich indefs daraus, dafs die Archive der alten Reichsstädte oft sehr ängstlich verwahrt wurden, dafs Strasburg durch seine eigenthümlichen Verhältnisse, insbesondere zu Frankreich, sich noch mehr als andre zu grofser Vorsicht veranlafst sah und dafs der engherzige Dogmatismus mancher Theologen noch während des vorigen Jahrhunderts besonders die Urkunden des ehmaligen Kirchenconvents scheu zurückhielt, um nicht etwa durch Aufdeckung derselben den eiteln Ruhm der ursprünglichen Orthodoxie der Strasburgischen Kirche zu gefährden. Da jene Rücksichten nicht mehr Statt finden, so konnte der Vf. ausser andern unbenutzten Quellen auch eine aus dem ehemaligen Kirchenconvent erhaltene, in zwölf Foliobänden bestehende grofse Briefsammlung aus den Zeiten der Reformation, in welcher sich über fünfhundert eigenhändige Briefe von *Bucer* (der Vf. schreibt, mit Recht nach den alten Urkunden, *Butzer*) befinden, zu seinem Zwecke gebrauchen. Von fleifsiger und umsichtiger Benutzung gedruckter und ungedruckter Urkunden finden sich nun schon in der vorliegenden Lieferung vielfältige Spuren, ob sie gleich nur bis zu der gesetzlichen Feststellung der Reformation durch Abschaffung der Messe im Jahr 1529 die Geschichte fortführt. Da der Vf. bey der Wahl der Epochen vornehmlich solche Zeitabschnitte berücksichtigt, welche für das religiöse Volksleben wichtig waren und demselben eine eigene Richtung gaben, so konnte er weder das Jahr 1530 noch das Jahr 1536, wie sonst üblich ist, als Gränze für seine Perioden annehmen, weil die Uebergabe der *Conf. tetrapolitana* und die Wittenberger Concordie ein Werk der weltlichen und geistlichen Behörden der Stadt Strasburg waren und auf das Volksleben im Lande nur unbedeutenden Einflufs hatten. — Der eigentlichen Reformationsgeschichte hat der Vf. sehr zweckmäfsig eine *Einleitung* voraufgeschickt, welche sich über den religiösen und kirchlichen Zustand des Elsasses und besonders Strasburgs vor den Zeiten der Reformation verbreitet, sodann den Zustand der Wissenschaften und der Volksbildung im Elsafs vor der Reformation und zuletzt den politischen und moralischen Zustand der Stadt Strasburg und des Elsafs zur Zeit der Reformation zu schildern zum Zweck hat. Wenn gleich die einzelnen hier behandelten Gegenstände hin und wieder noch bestimmter hätten hervorgehoben und strenger geordnet seyn mögen, z. B. was über den Pfarrerstand gesagt ist, auch statt einer genauern Schilderung des Zustandes der Volksbildung vor der Reformation, mehr die Mittel, durch welche auf das Volk eingewirkt wurde, berücksichtigt zu werden scheinen, so enthält doch sowohl die Einleitung als auch die folgende Geschichte der Reformation des Interessanten, mit Lebendigkeit und Leichtigkeit Dargestellten, so viel, dafs nicht nur die Gebildetern unter den Landsleuten des Vfs, denen er zunächst sein Werk bestimmte, sondern auch auswärtige unterrichtete Leser dem Vf. mit Vergnügen folgen werden. Die Rubriken, unter welche der Vf. die Geschichte der Reformation im Elsafs und besonders in Strasburg während der ersten Periode eingereihet hat, sind folgende: 1) Von Anfang der Reformation, von den Buchdruckern und von den ersten Anhängern des ev. Glaubens in Str. 2) Die Ref. gewinnt mehr Freunde; *Zell* verantwortet sich und findet Gehülfen. 3) Der Strasb. Rath und seine ersten Bemühungen um die Reformation. 4) Erste Aenderungen in den äufsern Verhältnissen der Kirche; etliche Priester heirathen (der erste unter diesen war *Anton Firn*, Leutpriester zu Sct. Thomä, der am 9. Nov. 1523 von Zell im Münster getraut wurde); alle sollen Bürger werden; Bestellung der Prediger. 5) Wie der Cultus geändert worden und wie das Volk zu Str. sich dabey benahm. 6) Verhältnifs der Stadt Strafsb. zu den Vertretern der alten Kirche, Treger, Murner, die entwichenen Stiftsherren, der Bischof und das Domkapitel. Unläugbar ergiebt sich auch aus dieser Darstellung der Reformation, dafs dieselbe ursprünglich aus dem Schoofse des Volkes hervorging als eine Frucht der öffentlichen Meinung, dafs die Prediger nur die Dolmetscher und Leiter der Volksstimme waren, und dafs die neu erwachten Ideen erst allmählig im Laufe der Zeiten und abhängig von verschiedenen Zeitverhältnissen verschiedentlich sich gestalteten, wobey dessen ungeachtet die Reformation als ein mächtiger Fortschritt zum Bessern zu betrachten ist, der freylich nur durch eine neue Entwickelungsstufe den veränderten Bedürfnissen der Gegenwart völlig genügen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

RÖMISCHE LITERATUR.

Meissen, b. Gödsche: *C. Sallustii Crispi* Historiarum lib. III. *Fragmenta* ex codice Vaticano edita ab *Angelo Maio*, Vat. Bibl. Praefecto. Editio auctior et emendatior curante *Joanne Theophilo Kreyssigio*. Accedit codicis Vat. exemplum a lithographo descriptum. 1830. XVI u. 48 S. gr. 8. (12 Ggr.)

Die obigen Fragmente aus den Historien des Sallust sind nicht als ein neuer Fund *Maio's* zu betrachten, zu welcher Annahme wohl der Titel verleiten könnte, sondern nur ein mit diplomatischer Genauigkeit gegebener Abdruck mehrere Bruchstücke, welche schon seit *Jan. Dousa* und *Joh. Freinsheim* eine Stelle unter den Ueberresten des röm. Geschichtschreibers gefunden haben. Jedoch war der Zustand, in welchem diese Fragmente in den bisherigen Ausgaben erschienen, ein sehr kläglicher, so dafs, ungeachtet aus Einzelnem hervorging, dafs in diesen Stücken von einem interessanten Gegenstande aus dem Sclavenkriege die Rede sey, dennoch im Ganzen Vieles unverständlich blieb. Denn abgesehen davon, dafs mehrere Abschnitte sehr lückenhaft sind, und dafs viele Wörter so corrumpirt waren, dafs sie nicht einmal lateinische Formen hatten, so war es auch völlig unklar, ob die verschiedenen Abschnitte in einem Zusammenhange unter einander standen, und welches dieser Zusammenhang seyn mochte. Der Grund dieser grofsen Verworrenheit lag in der Art und Weise, wie diese Fragmente zuerst aus den Originalblättern in die Ausgaben des Sallust übergegangen waren, was Rec., ehe er sich zur Beurtheilung der Schrift selbst wendet, kürzlich andeuten will.

Die uralten Blätter nämlich, welche diese Fragmente enthalten, befanden sich, als man zuerst darauf aufmerksam wurde, in den Händen des Herausgebers des Servius, *Peter Daniel*; eine Abschrift davon, die aber blofs die drey bedeutendsten und leserlichsten Stücke gab, kam nach Leyden, wo *Jan. Dousa* sie im J. 1580 durch den Druck bekannt machte, indem er sagt, dafs sie „*ex vetustis et Servianis Petri Danielis schedis descripta*" seyen. Der etwas sonderbare Zusatz *et Servianis* beruht auf einem Mifsverständnifs Dousa's, der, weil er wufste, dafs P. Daniel sich mit der Herausgabe des Servius abgebe, irrthümlicher Weise vermuthete, das alte Blatt möchte zum Apparat für den Servius gehören; daraus pflanzte sich die falsche Angabe der späteren Herausgeber der Sallust. Fragmente fort, dafs diese Bruchstücke in einem einzelnen vollständigem Codex des Servius ständen. Späterhin kam das Originalblatt, wahrscheinlich zugleich mit andern Codicibus, welche für die schwedische Königin Christina in Frankreich zusammengekauft wurden, nach Stockholm in die dortige königl. Bibliothek, woselbst Freinsheim sie entdeckte und ihren Inhalt für seine *Supplementa Liviana* gebrauchte, und zwar aufser den von Dousa bekannt gemachten noch drey andere, obwohl geringern Umfangs und mit bedeutendern Corruptelen. Eine genaue Copie der sämmtlichen Bruchstücke, welche vom Original entnommen seyn mufste, als es noch in Frankreich im Besitz P. Daniel's war, kam späterhin aus dem Nachlafs von Augustin de Chevanes zu Dijon in die Hände von Bimard la Bastie, welcher die seltsame Ansicht fafste, dafs diese Fragmente nicht aus den Historien Sallusts, sondern aus einer alten Inschrift herrührten. Dem zu Folge sandte er sie an *Muratori*, welcher sie, als ob kein Zweifel darüber obwalte, in seinen *Thesaur. vett. inscriptt.* T. I. p. 1 sqq. aufnahm. Späterhin berichtigte de Brosse in seiner *Historie de la Republique Romaine* Tom. II. p. 146 sqq., diesen Irrthum, und bewies sowohl aus dem Inhalte, als aus dem Zeugnifs des Nonius VI, 44, dafs diese Bruchstücke dem Sallust angehörten. Daher finden sie sich auch vollständig in der nach seinem Tode herausgekommenen Sammlung der Fragm. des Sallust, wovon im J. 1828 ein neuer Abdruck zu Lüneburg erschienen ist; eben daher hat sie auch *Gerlach* in seine Ausg. des Sallust aufgenommen, ohne jedoch etwas Bestimmteres weder für die Berichtigung des Textes, noch für die wahrscheinliche Verbindung der Stücke unter einander, noch endlich für die Ermittelung der Quelle, aus welcher diese Fragm. geflossen, geleistet zu haben. Inzwischen hatte Hr. *Kreyssig* bereits im J. 1811 versucht, den letzten Punkt so viel als möglich aufzuhellen, und zugleich eins der Bruchstücke zum Gegenstand scharfsinniger Verbesserungsversuche zu machen, die er auch auf die übrigen auszudehnen beabsichtigte. Zu diesem Zweck erhielt er im J. 1817 unvermuthet ein sehr wichtiges Hülfsmittel durch den kürzlich verstorbenen geh. Staatsrath *Niebuhr*, welcher das Originalblatt der Sallust. Fragmente, aus welchem alle vorhandenen Copieen geflossen waren, in der Vatic. Bibliothek zu Rom entdeckte, wohin es mit den handschriftlichen Sammlungen der Königin Christina gekommen war. Mit Hülfe dieser Copie, welche sich mit der gröfsten Genauigkeit an das Original anschliefst, und nicht blofs die Form der Buchsta-

staben, sondern die eigenthümliche Beschaffenheit der Blätter selbst, die Grösse der einzelnen Zeilen und das Maafs der Lücken aufs treueste wiedergiebt, unternahm es Hr. *Kreyfsig*, nicht blofs die grofsen Verunstaltungen des Textes zu entfernen und ein richtiges Verständnifs der einzelnen Stücke zu begründen, sondern auch den Zusammenhang dieser losen Theile zu bestimmen und eine Verbindung derselben herzustellen. Unterstützt durch die Mittheilungen und Erläuterungen, mit welchen Niebuhr seine Abschrift der Fragmente begleitet hatte, gelang es ihm, über den letztern Punkt zu einem vollständigen und unumstöfslich sichern Resultate zu kommen, welches er dem gelehrten Publikum in zwey schätzbaren Schriften vor 2 Jahren vorgelegt hat. Nicht minder leistete er in der kritischen Berichtigung des Textes sehr Beyfallswerthes, so dafs durch seine Bemühungen die besagten Fragmente eine ganz neue, vielfach verbesserte Gestalt bekommen haben. Fast gleichzeitig, folglich ganz unabhängig von Hn. *Kreyfsig*, wendete *Angelo Maio* seine Aufmerksamkeit auf denselben Gegenstand, und liefs dieselben Fragmente in seiner Sammlung „*Classicorum Auctorum, e Vaticanis codicibus editorum*, Tom. I. Romae 1828. p. 414—425" abdrucken. Von diesem auf Sallust bezüglichen Abschnitt der röm. Ausg. besorgte nun Hr. *Kr.* einen neuen Abdruck, worin er nicht nur die Urtheile und Ansichten *Maio's* mit seinen Bemerkungen begleitet, sondern auch seine eigenen früheren Verbesserungsversuche einer neuen Prüfung unterwirft, so dafs aus vorliegendem Büchlein vollständig ersichtlich wird, bis zu welchem Punkte die Wiederherstellung der früher ganz vernachlässigten und höchst verderbten Fragmente gediehen ist. Da nun *Maio* bey Herausgabe derselben völlig dieselben Gesichtspunkte verfolgt hat, wie Hr. *Kreyfsig*, indem er eben so wie dieser 1) die Geschichte der merkwürdigen Blätter aufzuhellen, und ihre verschiedenen Besitzer und Benutzer nachzuweisen, 2) mit Hülfe des wiedergefundenen Originals die verdorbenen Stellen zu emendiren, und 3) den Zusammenhang und die Folge der einzelnen Fragm. zu bestimmen sucht; so entsteht uns bey Beurtheilung dieser Schrift von selbst die Aufforderung, die Leistungen beider Gelehrten mit einander zu vergleichen, und zuzusehen, welcher von ihnen die Aufgabe befriedigend gelöst habe. In dieser Beziehung mufs Rec., um sein Urtheil gleich im Voraus auszusprechen, bekennen, dafs, während Hn. *Kreyfsig's* Arbeit fast nichts zu wünschen übrig läfst, *Maio* im ersten Punkte zwar hin und wieder das Richtige giebt, aber dennoch sich mancher Ungenauigkeit schuldig macht, dafs er im zweyten Punkte, in so fern seine Kritik auf diplomatischem Grunde beruht, meistens genügt, dafs er aber den dritten gänzlich verfehlt hat, und die frühere Unordnung der Fragmente keinesweges beseitigt, sondern noch um ein bedeutendes vermehrt hat, was ihm um so mehr zur Last zu legen ist, da er gerade hier durch die Autopsie des Originals in grofsem Vortheil gegen *Kreyfsig* stand, während dieser durch blose Combination und nur durch Niebuhr's Andeutungen unterstützt das Wahre gefunden hat. Ueberhaupt ist bey *Maio* nicht selten ein Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit und scharfem Urtheil bemerkbar, und obwohl nicht zu läugnen ist, dafs er in der Kenntnifs und Fertigkeit, schwer zu entziffernde Handschriften zu lesen, jedem Andern überlegen ist, wie er denn auch in vorliegendem Falle manches richtiger als Niebuhr herausgebracht und manche Ungewifsheit durch sein geübtes Auge beseitigt hat, so fällt es doch leicht in die Augen, dafs diese Ueberlegenheit in der mechanischen Behandlung der alten Denkmäler nicht in gleichem Verhältnifs mit der durch den Geist bedingten Auffassung und Verbesserung derselben steht, und dafs demnach *Maio's* Kritik häufig als einseitig und ungenügend sich erweist. Indem wir dieses Urtheil durch einige Beyspiele bestätigen werden, wollen wir die drey oben angedeuteten Punkte der Reihe nach betrachten. An und für sich am unerheblichsten ist wohl die von *Maio* versuchte Nachweisung der Geschichte und Verbreitung des Fragments; allein auch hier zeigt sich seine oberflächliche Weise in mehr als einer Hinsicht, indem er die unbegründeten Meinungen Anderer, vornehmlich des *de Brosse*, als ausgemachte Wahrheit giebt, ohne sie einer umsichtigen Prüfung zu unterwerfen. So ist es z. B. völlig unrichtig, wenn er S. 4 (Röm. Ausg. S. 414) sagt: Das *Original* sey ursprünglich von *Andreas Schott* in Frankreich aufgefunden, und von diesem an Justus Lipsius gesendet worden, von dem hierauf in den Besitz von Pet. Daniel gekommen, und nachher erst durch eine Abschrift an Jan. Dousa gelangt, welcher einen Theil der Fragmente in seine *Ausg. des Sall.* aufgenommen habe. Statt der fälschlich angegebenen Ausg., welche nicht existirt, mufsten die „*Notae ad Sallustii Historiarum libros*, Antverpiae 1580" genannt werden, in welchem Buche S. 50 folgende Erklärung Dousa's: „*Fragmenta tria, quae promissi exsolvendi deinceps sum subjecturus, ex vetustis et Servianis doctissimi Petri Danielis schedis, necdum publicatis, Lutetiae descripta atque inde porro ad V. C. Justum Lipsium ab adolescente lectissimo, Andrea Schotto, gratificandi causa Lugdunum transmissa, alius neminis quam Sallustii esse, quovis pignore contendere ausim*", die einzelnen Irrthümer *Maio's* von selbst widerlegt. Eben so ungegründet ist es, wenn er weiter (S. 5 und 18) behauptet, *Joh. Freinsheim* habe zu *Strafsburg* eine *Copie* des Originals gehabt, und sie zu seinen Supplem. Livv. benutzt. Denn dafs Freinsheim die Sallust. Fragm. zu Stockholm und zwar aus den Originalblättern selbst kennen lernte, hat Hr. *Kr.* in seiner oben erwähnten Schrift überzeugend dargethan. Zugleich findet sich dort die bestimmte Nachweisung, dafs die Meinung der früheren Herausgeber, welcher auch *Maio* nicht widerspricht, als wären diese Fragmente ursprünglich in der königl. Bibliothek zu *Paris* befindlich gewesen, falsch ist, und sich

sich darauf gründet, dafs Freinsheim diese Stücke in den Suppl. Livv. mit dem Lemma einführt: *Sall. Fragm. ex Bibl. Reg.*, womit nicht die Pariser, sondern die *Stockholmer* Bibl. gemeint ist. — Hinsichtlich des Textes erscheinen bey *Maio* die Fragmente allerdings in einer ganz andern und weit lesbareren Gestalt, als in einer der früheren Ausgaben des Sallust, da er eine bedeutende Anzahl Fehler durch richtiges Lesen der Handschr. ohne weiteres entfernt, und auch in zweifelhaften Stellen der Conjectur eine sichere Grundlage verschafft; allein wenn man seine Leistungen mit Hn. *Kreyssig's* gründlichen Verbesserungsversuchen zusammenhält, so ergiebt sich beym ersten Blick, dafs er weit hinter diesem zurückgeblieben ist, und ihm weder an Genauigkeit, Umsicht und Scharfsinn, noch an Gelehrsamkeit und tiefer Sprachkenntnifs gleich kömmt. Einige Beyspiele werden diefs darthun. So hält *Maio* Fragm. I. Z. 12 an der allerdings im Cod. Vat. befindlichen Lesart: „*neque — ullis ad signa deeuntibus*", fest, ohne in Erwägung zu ziehen, dafs *deire* an und für sich fast aller genügenden Autorität ermangelt, und höchstens in der schon verdorbenen Latinität vorkömmt; dafs es aber auch zweytens, selbst wenn es bey guten Autoren gebräuchlich wäre, hier keinesweges stehen könnte, da die Rede von den Soldaten des römischen Heeres ist, welche durch einen Angriff der Sclaven zersprengt waren, und den Aufforderungen des Varinius, sich wieder zu den Fahnen zu versammeln, keine Folge leisteten. Es erleidet daher keinen Zweifel, dafs statt *deeuntibus* zu lesen ist *redeuntibus*, wie schon Dousa, Freinsheim u. A. richtig vermutheten, und Rec. stimmt Hn. *Kreyssig* völlig bey, dafs die Corruptel dadurch entstanden ist, dafs ursprünglich durch das vorhergehende *A* das *R* verschlungen wurde, und der nächstfolgende Abschreiber das *edeuntibus* in *deeuntibus* verwandelte. In dem zweyten Fragmente, dessen Verbesserung Hr. *Kreyssig* schon früher, nach Freinsheim's Vorgange, mit Glück versucht hatte, weicht *Maio*, obgleich er aus *Gerlach's* Ausg. *Kr's* Emendationen kannte, dennoch in der neunten Zeile von ihm ab, indem er statt „*secunda vigilia noctis cuncti egrediuntur*" die Lücke also ausfüllt: „*secunda vigilia simul cuncti egrediuntur*", was in jeder Beziehung unhaltbarer ist [illegible]*ctis*. Denn wiewohl sich die Richtigkeit die[illegible] Conjectur nicht mit apodictischer Gewifsheit darthun läfst, so ist sie doch eben so sprachgemäfs, als dem Zusammenhang angemessen, wogegen *Maio's simul cuncti* weder sprachliche Richtigkeit hat (denn nur umgekehrt *cuncti simul* ist lateinisch), noch auch, selbst wenn es an und für sich untadelhaft wäre, dem Zusammenhange entspricht. Einige Zeilen weiter, Z. 16, schreibt Hr. *Kr.* ebenfalls richtiger „*crebros ignis fecerant*", wofür *Maio* „*c. i. accenderant*" gesetzt hat, was zwar dem Sinne genügt, aber nicht in die Lücke hineinpafst, also dieses äufserlichen Grundes wegen nicht zulässig ist. — Den Anfang des dritten Fragments finden wir bey *Maio* also geschrieben: *At Varinius, multa iam luce considerans solita a fugitivis convicia et in cassum coniectus lapidum, vocum strepitus, tumultuantium sonores undique..... summittit equites.*" Vergleichen wir damit Hn. *Kr's* Ergänzungen, so müssen wir ihnen unbedingt einräumen, dafs sie dem Zusammenhange weit angemessener sind, und die Lücken weit wahrscheinlicher ausfüllen. Denn auf keinen Fall kann *considerans* richtig seyn, da aus dem Ganzen deutlich hervorgeht, dafs die Sclaven, welche den Varinius eingeschlossen hielten, sich des Nachts heimlich zurückgezogen hatten, so dafs Varinius am andern Morgen die Beweise ihrer Gegenwart, welche Sallust einzeln aufzählt, nicht sowohl bemerkte und beobachtete, als vielmehr *vermifste;* dem zu Folge ist das verstümmelte Wort.... *derans* nicht durch *considerans*, sondern durch *desiderans* zu ergänzen, indem Sallust dieses Verbum nicht in dem gewöhnlichen Sinne, *nach etwas Abwesendem verlangen*, brauchte, sondern es in erweiterter Bedeutung so nahm, dafs es bedeutet: wahrnehmen, dafs etwas früher Vorhandenes nicht mehr vorhanden ist. — Nicht besser ist Z. 5. 6 die Emendation „*in cassum coniectus lapidum*", ja vielmehr noch schlechter; denn sie ist nicht einmal lateinisch, da *in cassum* unmöglich als *adjectivische* Bestimmung zu einem Hauptworte gezogen werden kann. Evident richtig ist dagegen wie Hr. *Kr.* schreibt: „*in castra c. lap.*" — Die folgende Lücke Z. 7 vor *strepitus* ergänzt *Maio* durch *vocum*, als ob im Cod. noch der Buchstabe *M* vorhanden sey. Allein in der genauen Nachzeichnung des Originals, die *Maio* seiner Ausgabe beygefügt und *Kr.* durch einen Steindruck wiederholt hat, findet sich gar keine Spur des vor *strepitus* befindlich gewesenen Wortes; dagegen bietet die von Niebuhr Hn. *Kr.* überschickte Abschrift ein *C*, worauf *Kr.* die wahrscheinliche Conjectur *ad haec* gründet, wodurch häufig die Copula ersetzt wird. Zugleich erhält aber auch durch diese Verbesserung das Folgende eine ganz andere Beziehung und Construction, als bey *Maio*. Denn während dieser *strepitus* zum Accusativ macht, und daran ein neues Object, nämlich *sonores*, aber ganz verkehrt ohne Copula, anreiht, wird bey Hn. *Kr. strepitus* Genitiv, wozu als nähere Bestimmung *tumultuosi* gehört, beides aber auf *sonores*, als Object, bezogen wird. Wie übrigens *Maio* darauf kommen konnte, *tumultuantium* zu schreiben, ist nicht leicht einzusehen, da im Cod. sowohl nach Niebuhr's Zeugnifs, als auch in Bimard's Ausg. unmittelbar vor *sonores* noch ein *J* befindlich ist; daher vermuthet Hr. *Kr.* wohl mit Recht, dafs er irrthümlicher Weise das in der folgenden, neunten, Zeile vorkommende *um* für ein Ueberbleibsel der vorhergehenden genommen habe. In der neunten Zeile selbst läfst *Maio* eine Lücke, indem er das *um*, worin Hr. *Kr.* richtig den Ueberrest eines Particips erkannte, und nicht unwahrscheinlich *praedantium* schrieb, wovon *sonores* abhängt, mit Hinzufügung eines *S* zu *mittit* zieht, und *summittit* bildet, was sprachlich nicht

nicht zu rechtfertigen ist, da, wie das folgende *ut explorarent* zeigt, vom Ausschicken der Kundschafter die Rede ist, in welchem Sinne *submittere* nicht gesagt wird. — Wenn den hier gegebenen Beyspielen zu Folge, welche sich leicht vermehren liefsen, der italienische Herausgeber sich auf dem Felde der Conjecturalkritik mit entschiedener Ungeschicklichkeit und ohne richtigen Takt bewegt, und weit hinter Hn. *Kr.* zurückbleibt, so mufs ihm doch zugestanden werden, dafs er an mehreren Stellen, wo es blofs auf richtiges Lesen der undeutlichen Schriftzüge ankam, theils übereinstimmend mit Niebuhr, theils noch glücklicher als dieser, die wahre Lesart ans Licht gebracht hat. Wir übergehen hier die Fälle, wo in den sehr verstümmelten Stellen nur einzelne Wörter, welche früher nicht einmal lateinische Gestalt hatten, wieder kenntlich gemacht worden sind, ohne dafs der Zusammenhang des Sinnes dadurch ermittelt werden konnte, wiewohl auch diese Einzelheiten für die Bestimmung der Aufeinanderfolge der Blätter nicht ohne Bedeutung sind, wie gleich gezeigt werden soll. Von gröfserem Belange ist die Fr. IV. Z. 14 aus dem Cod. gegebene Lesart: „*Atque illi certamine consilii inter se iuxta seditionem erant*"; früher stand nämlich in den Ausgg. *certamini*, was Dousa veranlafste *consilii* in *conscii* zu verwandeln, wie auch *Gerlach* schrieb, obgleich Freinsheim das Richtige durch Conjectur gegeben hatte; denn der Sinn ist: es fehlte wenig, dafs es zur Empörung kam, da sie sich über den zu befolgenden Plan aus Leidenschaftlichkeit nicht einigen konnten. Den sehr corrupten Anfang des sechsten Fragm., welcher bey *Gerlach* so lautet: „*con... timili... ruit... ceps monet in.... agros malisq. pe... urio egrediantor*", und welchen auch Niebuhr nur unvollkommen aus dem Vat. Cod. zu lesen vermochte, indem er Folgendes herausbrachte: „*con... timu. uuidl... ma deinceps monet in. axioais agros magisq. pe. urio. ut egrediantur*", hat *Maio* glücklicher enträthselt und also ergänzt: „*consilium profecto op*]*timum videbatur. Deinceps monet in laxioris agros magisque pecuarios ut egrediantur.*" Das letztere Wort heifst in der Handschr. allerdings deutlich *egrediantor;* allein es unterliegt keinem Zweifel, dafs diefs ein Schreibfehler, und dafür der Conjunctiv zu setzen sey, wie *Maio* auch richtig gethan hat. Eben so scheint auch in der Form *laxioris* die Accusativendung auf einem Schreib- oder Lesefehler zu beruhen, da die Comparativa den Accus. plur. nicht auf *is* bilden, welche Endung nur den Wörtern zukömmt, die im Gen. plur. *ium* haben, und für deren regelmäfsigen Gebrauch bis auf die Augustische Zeit auch diese Fragmente einen Beleg liefern; vgl. Fragm. IV, 11. 13. VI, 14. VII, 9. In gleicher Weise ist es *Maio* gelungen, zu Anfange des siebenten Fragm. wenn auch nicht völlig den gestörten Zusammenhang herzustellen, doch wenigstens die sinnlosen Formen zu entfernen, und dafür, so weit das Originalblatt Schriftzüge zeigt, die wirklichen lateinischen Ueberreste auszumitteln. Denn bey *Gerlach* liest man noch: „*ingre tante setui debacritur*"; ähnlich bey Dousa: „*ingres tante set ui debacultur*"; bey Bimard: „*ingres tant ese illudebant*, wofür auch Niebuhr nichts anderes herausgebracht hatte, als: „*increstantes eilludebant*" *Maio* dagegen erkannte in der ersten Sylbe den Ueberrest von *nunc*, was wahrscheinlich im Gegensatz zu einem in der vorigen Zeile ausgefallenen *nunc* stand. *Restantes* ergiebt sich nun von selbst, obgleich seine Beziehung nicht klar ist. Die Angabe des folgenden Wortes ist durch eine Nachlässigkeit *Maio's* nicht ganz genau; denn während Niebuhr las *eilludebant*, und in der von *Maio* gelieferten Nachzeichnung des Originals *etlludebant* steht, giebt er S. 417 und 425 die Lesart *et illudebant* an, indem er zugleich ein Punctum hinter *restantes* setzt. Mit gröfserer Wahrscheinlichkeit vermuthet dagegen Hr. *Kr.*, dafs zu lesen sey *ei illudebant*, und dafs diefs unmittelbar mit dem vorhergehenden *nunc restantes* zu verbinden und auf *Spartacus* zu beziehen sey, da aus dem Zusammenhange hervorgeht, dafs Sallust von der Widersetzlichkeit und dem Ungehorsam der Sclaven gegen die Befehle ihres Anführers redet.

(*Der Beschlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, u. Stettin, in d. Nicolai. Buchh.: *Ansichten und Umrisse aus den Reise-Mappen zweyer Freunde.* Herausgegeben von *F. von Elsholz.* 1ster Theil. 1831. VI u. 295 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Vorliegende Mappenstücke rühren von zwey Freunden her, welche sich in Venedig kennen lernten und Italien mit einander durchflogen. Die Reise von Marienbad bis Venedig, die sechs ersten Mappenstücke umfassend, beschreibt „*der Gereitzte*", wie sich einer der Freunde bezeichnet, während der andere, „*der Gesetzte*" genannt, mit dem siebenten Mappenstücke theilnehmend eingreift. Die Reise von Marienbad bis Venedig ist der anziehendste Theil des Bandes: der Gereitzte hat Sinn für das Schöne und Erhabene, das die Schweiz bietet, und weifs seine Gemälde durch lebendige Staffage zu heben. Die Reise von Venedig nach Rom und die Beschreibung der ehemaligen Weltstadt ist öde, unfruchtbar, fragmentarisch und wegweiserartig. Wer die Schweiz und Italien gesehen hat, wird wenig Neues in diesen Umrissen finden, durch das Anspruchlose und Gemüthliche des Vortrags aber sich vielfach erfreulich berührt fühlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

RÖMISCHE LITERATUR.

Meissen, b. Gödsche: *C. Sallustii Crispi* Historiarum lib. III. *Fragmenta* ex codice Vaticano edita ab *Angelo Maio* etc. — — curante *Jo. Th. Kreyſsigio* etc.

(Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Haben wir bisher an einigen Beyspielen gezeigt, daſs durch *Maio* zwar im Einzelnen manches Erspriesſsliche geleistet worden ist, daſs aber doch im Ganzen die Verbesserung der verdorbenen und lückenhaften Bruchstücke durch *Kr's* Scharfsinn mehr gefördert worden ist, so wollen wir noch einiger weniger Punkte gedenken, wo wir der Meinung dieses Gelehrten nicht beytreten können. Dieſs ist der Fall beym Anfange des ersten Fragments, welcher aus einem vollständigen Relativsatze besteht, dem noch einige verstümmelte Wörter aus dem Satze, worauf er sich bezieht, vorangehen. Diese Wörter lauten bey Bimard: *„ni iorrere quit"*; bey Dousa: *„m or Trequi"*; bey Gerlach: *„mor Trequii"*, worauf nun folgt: *„quibus praeter speciem bello necessariam haud multo secus quam ferro noceri poterat."* Da hieraus deutlich hervorgeht, daſs Sallust eine Art roher und kunstloser Waffen beschreibt, deren sich die Sclaven in Ermangelung ordentlicher bedienten, so veranlaſste dieſs de Brosse, aus der von Bimard gegebenen Lesart zu vermuthen, daſs die beiden noch übrigen Wörter des ersten Satzes *igni torrere* gelautet hätten, indem er annahm, die fraglichen Waffen hätten aus Knüppeln und Stangen bestanden, deren Spitzen die Sclaven *im Feuer gehärtet* hätten. Allein es läſst sich nicht absehen, wie ein auf diese Weise zugerichteter Knüppel zum Dreinschlagen geeigneter seyn sollte, als jeder andere; dazu kömmt, daſs, wie auch Hn. *Kr.* richtig bemerkt, das von de Brosse gemeinte Verfahren lateinisch nicht durch *torrere*, sondern durch *praeurere* oder *durare* bezeichnet wird. Da im Cod. Vat. ganz deutlich zu lesen ist *nitor. ere*, so daſs ein Buchstab hinter *nitor* ausgefallen ist, so machte *Maio* hieraus *...ni torpere*, ohne jedoch anzudeuten, mit welchem Sinne und in welchem Zusammenhange er sich dieſs gedacht habe. Rec. ist mit Hn. *Kr.* der Meinung, daſs *torpere* auf keinen Fall hier könne gestanden haben; doch findet er es ebenfalls unwahrscheinlich, wenn derselbe, in der sichern Voraussetzung, daſs *nitor* ein vollständiges Wort sey, *nitor aere* schreibt, und dieſs so erklärt: die Sclaven hätten ihre Speere und Lanzen, da es ihnen an Eisen fehlte, mit Erz beschlagen, um ihnen ein *glänzenderes Ansehen* zu geben. Denn abgesehen davon, daſs man nicht recht einsieht, woher den Sclaven, wenn sie kein Eisen hatten, daſs Erz kommen sollte, und daſs die Ausführung der vermutheten Sache nicht sehr plausibel ist, so scheint auch die grammatische Structur der Wörter, wenn sie diesen Sinn haben sollten, durchaus nicht nachgewiesen werden zu können. Rec. glaubt daher, daſs *nito* der Rest irgend eines Participis oder Adjectivs sey, und daſs *r. ere* in *ruere* verwandelt werden müsse, ohne daſs sich die Art der Waffen errathen läſst. In demselben Fragment Z. 16. 17 heiſst es: *„Varinius C. Thoranium et quo praesente vera facillime noscerentummiserant"*, welches Hr. *Kr.* übereinstimmend mit Freinsheim und Bimard unstreitig richtig emendirte *noscerent ur miserat*. Wir können es daher nicht billigen, daſs er in seinem Urtheil über die Richtigkeit dieser Verbesserung noch schwankt, und als etwas Besseres vorschlägt *noscerent summiserat*, da *submittere* in diesem Zusammenhange nicht füglich gesagt werden kann, und ausserdem die erste Emendation sich natürlicher aus dem im Cod. verschriebenen Worte ergiebt. — Der Anfang des dritten Fragm., der bey Gerlach lautet: *„in s. converterent"*, und wofür Niebuhr las: *„initiis convertere"*, heiſst bey Maio: *„in viis convertere"*, wie auch die Nachzeichnung des Originals deutlich ausweist. Wenn aber Hr. *Kr.* ungewiſs ist, ob *inviis*, oder mit Maio *in viis* zu schreiben sey, so können wir diesen Zweifel nicht theilen, da die grammatische Verbindung, sie mag seyn welche sie will, nothwendig das Adjectivum *inviis* verlangt, wozu das Hauptwort fehlt. *Convertere* mit *in viis* zu verbinden, geht durchaus nicht an.

Was den dritten Punkt, nämlich die Wiederherstellung des Zusammenhangs der einzelnen Fragmente anlangt, welchen *Maio* so wie *Kr.* mit Hülfe des Originals zu ermitteln und zu begründen suchten, so haben wir schon oben ausgesprochen, daſs Hr. *Kr.* allein das Wahre gefunden hat, *Maio* aber mit unbegreiflicher Verkehrtheit zu Werke gegangen ist, und die Fragmente in noch gröſsere Confusion gebracht hat, als die frühere war. Das Original besteht nämlich aus zwey Blättern, auf welchen jede Seite zwey Columnen oder Spalten hat, so daſs also acht Columnen auf dem Ganzen befindlich sind. Von diesen Blättern ist das erstere vollständiger erhalten, nur daſs auf der rechten Seite, also Columne 2 und 3, von oben nach unten ein Streif ab-

abgerissen ist, wodurch die Zeilen nach unten zu immer lückenhafter werden. Doch ist die Folge der Columnen, die von 1—4 wie in einem Lexikon fortgeht, völlig klar. Das zweyte Blatt, also Col. 5—8, hängt mit dem ersten zusammen; jedoch ist aus der Mitte desselben ein beynahe zwey Finger breiter Streif herausgerissen, so dafs auf dem mit dem ersten Blatte noch verbundenen Stücke nur ein kleiner Theil von Col. 5 und 8 sich befindet, auf dem losgerissenen aber der äufserste Theil von Col. 5 rechts, Col. 6 u. 7 ganz, und wiederum ein geringer Rest von Col. 8 links, erscheint. Dafs nun die alten Blätter in der hier beschriebenen Weise die richtige Folge der einzelnen Bruchstücke (Hr. *Kr.* bezeichnet nämlich die Columnen durch Fragm. I, II u. s. w.) wirklich darstellen, ersah derselbe nicht nur aus der von Niebuhr ihm mitgetheilten Beschreibung des Originals, sondern er begründete es auch durch Nachweisung des Zusammenhanges, und besonders dadurch, dafs er entdeckte, dafs in den durch den Ausfall eines Streifes zerrissenen Columnen 5 und 8 die Enden der Zeilen häufig getheilte Wörter enthalten, deren Fortsetzung die folgende Zeile giebt, z. B. Col. 5. Z. 7—8 ..*as*—*set*, als Rest eines Conjunct. Plusquampf., Z. 10—11 ...*api*—*endum*, d. i. *capiendam*, Z. 11—12 *pru*—*dentes*, Z. 13—14 *lau*—*dantque*, Z. 15—16 *ad*—*fluent*, Z. 16—17 *fi*—*dens*, Z. 17—18 *patri*—*ae*; eben so Col. 8. Z. 4 bis 5 *crude*—*l*(*es*), Z. 7—8 *illum di*—*em*, Z. 8—10 *dupli*—*ca*(*to*), Z. 10—11 *nu*—*me* (*ro*), Z. 17—18 *gna*—*ri*. Ohne auf einen dieser Punkte Rücksicht zu nehmen, verfährt *Maio* mit der gröfsten Willkühr, und hat den unbegreiflichen Einfall, aus den zerrissenen Stücken des Originals *vier Blätter*, jedes ebenfalls mit zwey Columnen, nachweisen zu wollen. Eine ins Einzelne gehende Nachweisung seiner Verkehrtheiten würde aber die Leser nur ermüden, und ohnehin nur dem verständlich werden, der Hn. *Kr's* Anordnung mit *Maio's* Verwirrung aus dem Buche selbst kennt, weshalb Rec. seine Bemerkungen schliefst, indem er den Wunsch hinzufügt, dafs der würdige deutsche Herausgeber in dieser Beurtheilung eine Anerkennung seiner verdienstlichen Leistungen finden möge.

LITERATURGESCHICHTE.

BONN, in Commis. b. Weigel in Leipzig: *Allgemeine Schriftenkunde der gesammten Wappenwissenschaft*, mit beurtheilenden und andern zur Bücher- und Gelehrtengeschichte gehörenden Bemerkungen und Nachweisungen von *Christian Sam. Theodor Bernd*, Dr. u. Prof. zu Bonn. *Erster* Theil. 1830. X u. 364 S. *Zweyter* Theil. 1830. VI u. von S. 365—679. 8. (5 Rthlr.)

Das vorliegende Werk ist eine wahre Bereicherung unserer Literatur, da es alle ähnliche Schriften sowohl an Reichhaltigkeit als auch an Genauigkeit übertrifft, und daher allen Verehrern der Wappenwissenschaft willkommen seyn mufs. Wenn aber diese, selbst von manchem Gelehrten, gering geschätzt, oder wohl gar verachtet wird, so kann diefs nur aus Unbekanntschaft mit derselben herrühren. Die Wappenwissenschaft ist noch immer eine nicht zu vernachlässigende so genannte Hülfswissenschaft der *Geschichte* und geht nicht nur mit dieser, sondern auch mit der *Geschlechtsforschung*, der *Siegel*- und *Münzkunde* Hand in Hand. Da überdiefs die Wappen ein Gegenstand des *öffentlichen*, des *Lehen*- und selbst des *gemeinen Rechtes* geblieben sind, so nimmt sie auch die Aufmerksamkeit des Rechtsgelehrten in Anspruch. Dafs wir aber bisher ein solches Werk, als das obige ist, entbehrten, liegt wohl darin, dafs sich gelehrte Männer mit der Schriftenkunde der Wappenwissenschaft nur als mit einer Nebensache beschäftigten, dafs es ihnen an brauchbaren Vorarbeiten, auch wohl an Lust und Zeit fehlte, ein bisher fast ganz verlassenes und wüst liegendes Feld anzubauen. Um desto gröfsern Dank ist man dem Vf. schuldig, dafs er, bey ausgezeichneter Kenntnifs des Gegenstandes, viele Mühe, Geduld und Zeit, eine Reihe von Jahren hindurch, der Ausarbeitung des Werkes gewidmet hat. Und doch sagt er sehr bescheiden in der Vorrede S. VII: „Weit entfernt zu hoffen, dafs der Vf. bey fast gänzlichem Mangel an Vorarbeiten, wo er sich das, was er liefert, gleichsam erst schaffen mufste, die Wünsche und Forderungen aller befriedigen werde, verlangt er nur, der Billigkeit gemäfs, dafs man bey Beurtheilung des Geleisteten niemals vergesse, dafs er ohne Vorgänger und ohne Hülfen war, dafs ihm zwar die Benutzung einer schon sehr bedeutenden und im Fache des allgemeinen und besondern Schriftwesens fast reich zu nennenden Büchersammlung frey gestanden habe, welche aber gerade in der Hauptsache hierbey, im Fache der Wappenwissenschaft selbst, der Geschlechtslehre, auch der Geschichte überhaupt und des öffentlichen und landschaftl. Rechtes, andern ältern und reichen Sammlungen noch weit nachstehet. Mögen andere, welche für diesen Zweig des Wissens gesammelt haben, oder denen grofse in diesem Stücke reiche Büchersammlungen zur Hand sind, Lücken, deren sich genug finden werden, und die, wollten sie dieselben blos leichtsinnig tadeln, sich freylich leichter tadeln, als vermeiden und ausfüllen lassen, ergänzen, und somit dieses Werk vervollständigen und verbessern."

Was die Eintheilung des Werkes betrifft, so zerfällt dasselbe in *zwey* Haupttheile. An der Spitze des *ersten* steht eine *Einleitung*, welche die Schriften über den Nutzen und Werth der Wappenwissenschaft, die Geschichte derselben und die über die Wappenwissenschaft überhaupt geschriebenen Werke nachweist. Der *erste Haupttheil* selbst hat *zwey Abschnitte*. Der *erste* enthält *zwey Abtheilungen* unter folgenden Rubriken: *Erste Abtheilung*: I. Ursprung und Alter des Wappenwesens. A. *Ueberhaupt*: sowohl bey den Alten als bey den Neuern; B. *Insbesondere*: 1) Vom Wappenschilde und von Wappenzierden überhaupt; 2) Von dem Helme, den Helm-

Helmzierden u. s. w.; 3) Von den Wappenbildern; 4) Von den Ehrenstücken, Beyzeichen u. s. w.; 5) Von den Farben und Metallen und deren Bezeichnung; 6) Von den Schildhaltern, Wappenmänteln, Wappenzelten, Fahnen und den vormaligen *carrociis;* 7) Von Sinnbildern, Sinn- und Wahlsprüchen bey den Wappen; 8) Von Kriegslosungen, Feldrufen. II. Von Ertheilung und Erlangung der Wappen, wie auch von Wappen- und Adelbriefen; III. Von Aenderung der Wappen; IV. Vom Gebrauche und Mifsbrauche der Wappen; V. Von den Heroldes und dem Heroldwesen.

Zweyte Abtheilung: Untersuchende und abhandelnde Schriften und Aufsätze mit Bezug auf einzelne Länder und Staaten, Fürstenhäuser, Stände, Körperschaften u. s. w. I. Auf Deutschland: *A.* Ueberhaupt; *B.* Insonderheit, in Bezug auf einzelne Staaten, Länder, Landestheile, Fürstenhäuser u. s. w. 1) Oesterreich; 2) Preufsen; 3) Baiern; 4) Sachsen; 5) Hannover; 6) Würtemberg; 7) Uebrige kleinere Staaten, Länder und Häuser, Anhalt, Anspach und Baireuth u. s. w.; 8) Reichsritterschaft; 9) Städte; 10) Gelehrte und andere Körperschaften; 11) Einzelne adelige und nicht adelige Häuser und Personen. II. Auf Frankreich mit Lotbringen; III. Auf England mit Schottland und Irland; IV. Auf Spanien; V. Auf Portugal; VI. Auf Italien; VII. Auf die Schweiz mit Neufchatel und Genf; VIII. Auf die Niederlande; IX. Auf Dänemark; X. Auf Norwegen; XI. Auf Schweden; XII. Auf Polen; XIII. Auf Ungarn mit Siebenbürgen; XIV. Auf Rufsland; XV. Auf die Moldau und Wallachey nebst Servien; XVI. Auf die Türkey; XVII. Auf aufsereuropäische Länder und Staaten; XVIII. Auf Orden, besonders Ritterorden: 1) Europäische; 2) Aufsereuropäische; 3) Von einigen weniger bekannten vormaligen Orden oder Ritterverbindungen.

Zweyter Abschnitt. Lehrschriften: I. Für die gesammte Wappenwissenschaft; II. Für Einzelheiten in derselben.

Zweyter Theil. *Wappenbücher; Wappensammlungen.* I. Allgemeine; II. Besondere. *A.* Von Deutschland. 1) Im Allgemeinen; 2) Insonderheit: *a*) Oesterreich; *b*) Preufsen; *c*) Baiern; *d*) Sachsen; *e*) Hannover; *f*) Würtemberg; *g*) die übrigen kleinern Staaten. *B.* Von Frankreich; *C.* England mit Schottland und Irland; *D.* Spanien; *E.* Portugal; *F.* Italien; *G.* Schweiz; *H.* Niederlande; *J.* Dänemark; *K.* Schweden; *L.* Polen; *M.* Ungarn; *N.* Rufsland; *O.* Asien; *P.* Amerika.

So viel zur Uebersicht des Ganzen.

In Absicht der innern Einrichtung verdient Folgendes hervorgehoben zu werden.

Die *Titel* der Bücher sind mit grofser Genauigkeit entweder aus den Büchern selbst genommen, oder nach den als zuverlässig bekannten Nachweisungen und Verzeichnissen gegeben worden. Es liegt in der Natur der Sache, dafs diejenigen, welche zu den im Fache der Heraldik reichsten Bibliotheken Zugang haben, Verbesserungen und Nachträge liefern können. Aber sehr dankbar mufs man dem Vf. für das seyn, was er bey den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, mitgetheilt hat.

Die verschiedenen Ausgaben und Drucke sind mit Umsicht und sorgfältiger Prüfung so vollständig als möglich angegeben worden. Ja es möchte wohl kein bibliographisches Werk vorhanden seyn, in welchem man eine genauere Aufzählung derselben fände. Schon dadurch hat das Buch eine besondere Wichtigkeit erhalten.

Da der Vf. nicht alle angeführte Bücher durch eigene Ansicht kannte, so mufste er bey Beurtheilung und Gehaltbestimmung vieler derselben mehrere alte und neue Bücher und wissenschaftliche Werke benutzen. Nur beklagt er sich, dafs er mehrere derselben z. B. *Ames, Dibdin, Longmann, Watt, de la Serna Santander, Barbosa Machado* zum Gebrauche nicht habe erlangen können. Bey dieser Aeufserung mufs man sich wundern, dafs nicht einige wenigstens für die Universitätsbibliothek zu Bonn angeschafft worden sind, da diese unter allen preufs. Universitätsbibliotheken den gröfsten Fonds hat.

Sehr willkommen wird es Bücherliebhabern seyn, selbst Gelehrten, die wenige literarische Hülfsmittel besitzen, dafs die Preise den meisten Büchern beygefügt worden sind. Für ältere Werke sind entweder die Versteigerungspreise angenommen, so wie sie sich in den besten, dieselben berücksichtigenden, Katalogen befinden, oder die Preise, wofür sie in den Verzeichnissen der Antiquare ausgeboten werden, oder die sie zur Zeit ihrer Erscheinung hatten, wie sie z. B. *Georgi* anführt. Zur Bestimmung der Preise neuerer Werke hat der Vf. die sichersten neuesten Hülfsmittel benutzt.

Da seit der Zeit, wo die Wappen auf Siegel und Münzen gesetzt wurden, die letzten wie Wappen zu betrachten sind und die Schriften und Bemerkungen über Siegel und Münzen sich gewöhnlich auch über die Wappen auf denselben erstrecken, so sind auch Werke mit in Kupfer gestochenen Sammlungen von Siegeln und Münzen nicht übergangen worden.

Einzelne Abschnitte des Werkes, wie die von Sinnbildern und Densprüchen, von Wappengedichten, Wappenbriefen u. s. w., werden manchem vielleicht etwas überflüssig oder einer gröfsern Abkürzung fähig erscheinen, welches der Vf. selbst nicht ganz in Abrede stellt; indessen mufs man bedenken, dafs auf die Forderungen sehr verschiedener Liebhaber des Faches Rücksicht genommen werden mufste.

So viel mag in diesen Blättern genug seyn, um auf das schätzbare Werk aufmerksam zu machen.

SCHÖNE LITERATUR.

Paris, b. Selligue: *Les Germains,* essai épique, par *Charles Marcellis.* 1829. 8.

Ob ein episches Gedicht in unsern Tagen zu Stande gebracht werden könne oder nicht, möchte schwer

schwer zu entscheiden seyn; das aber wissen wir, dafs es den Franzosen damit weder jetzt noch früher jemals gelungen ist. Sehr richtig sagt zwar der Vf. des gegenwärtigen Gedichtes, in der Vorrede, man habe nun lange genug den Alten nachgesungen, es sey wohl Zeit einmal den Blick auf das Alterthum des eignen Volkes zu richten; etwas Gröfseres als die Völkerwanderung und den Untergang des römischen Reichs biete keine Geschichte dar, und wenn es diesem Stoffe an Einheit fehle, so sey es Sache des Dichters sie zu schaffen; auf diesem Wege könne wohl noch ein Homer entstehen: er wolle das Seinige versuchen. Was giebt er uns nun aber hier? Einen aus der Luft gegriffenen, weder historisch noch topographisch bezeichneten Kampf aller, man weifs nicht wie und woher, zu einer grofsen Einheit verbündeten germanischen Stämme, mit einem befestigten Lager am Rhein, ob diesseits oder jenseits, scheint der Dichter selbst nicht gewufst zu haben. Nach Anrufung der nordischen Musen, *der Töchter Odins*, sehen wir ein in reichlicher Ueppigkeit schwelgendes römisches Lager, an dessen Spitze ein feiger Günstling des Honorius steht. Die Nachricht von der plötzlichen Ankunft der Germanen unterbricht ein festliches Mahl und wir erfahren, die Germanen seyen für diefsmal ganz fest entschlossen, mit Weib und Kind, nach Italien zu ziehen und Rom zu zerstören. Im zweyten Gesange eine Rathsversammlung der nordischen Götter, ein wahrer Mischmasch von nie erhörter Mythologie, worin Odin seine *im Norden gebornen* Götter belehrt, dafs es hinter den Bergen (den Alpen) noch andre und zwar schönere Länder gebe, als die traurigen Wälder Germaniens, die sie bisher allein gekannt; unter diesen Göttern und Halbgöttern finden wir denn auch den Arminius, den Stercater (*sic*) und dergl. Der Sturm auf das römische Lager beginnt. Im dritten Gesange wird nach grofsem Verlust das Lager erobert, der feige Legat flieht in die Wälder, man begreift zwar nicht recht wie? aber es gelingt. Im vierten berathschlagen die Germanen, ob sie sich künftig nicht bessere Waffen anschaffen sollen, und Loke der Feind der nordischen Götter sucht die noch immer in alter Herrlichkeit auf dem Olymp hausenden südlichen Götter auf (das Daseyn des Christenthums wird völlig ignorirt), um ihnen den Entschlufs Odins zu verkündigen, ihr Reich zu zerstören. Der träge und üppig gewordene Jupiter zürnt gewaltig auf Minerva, Mars und Hercules, die sich zum Kampfe erbieten, und sendet dafür die Venus, welche die Germanen verlocken und verweichlichen soll. Damit hat das Gedicht ein Ende. Eine Fortsetzung wäre auch nicht wohl denkbar, denn da auch nicht die geringste Spur einer epischen Anlage in diesem Gedichte ist, so würde die Folge uns nichts weiter als eine lange Reihe nichts sagender Kämpfe, Belagerungen und Schlachten darbieten können; eine Chronik in Versen, aber kein Gedicht. Man kann dem Vf. allenfalls loben, in so fern die Heerstrafse verlassen zu haben, dafs er einen, für seine Landsleute wenigstens, neuen Stoff erwählt und sich dabey nicht vor dem Ausspruch des so lange gefürchteten *Boileau* hat abschrecken lassen:

> D'un seul nom quelquefois le son dur ou bizarre
> Rend un poëme entier ou burlesque ou barbare

wohl aber hätte er die Worte des nämlichen Kunstrichters berherzigen sollen:

> N'offrez point un sujet d'incidens trop chargé,
> Le seul courroux d'Achille, avec art ménagé,
> Remplit abondamment une Iliade entière.
> Souvent trop d'abondance appauvrit la matière.

Wir hätten dann wenigstens das Fragment eines organischen Ganzen, einen Theil eines epischen Gedichts, erhalten, statt dafs hier nichts gegeben ist, als die Erstürmung eines Lagers; die Namen, die dabey vorkommen, sind vollkommen bedeutungslos. Auch Sprache, Versbau und Stil erheben sich durchaus nicht über das Mittelmäfsige.

FRANZÖSISCHE LITERATUR.

PARIS, STRASBURG u. LONDON: b. Treuttel u. Würtz: *Nouvelle bibliothèque classique ou collection des chefs-d'oeuvre de la littérature française.* Théatre: *Molière.* Tome I. 1831. LX und 509 S. Tome II. 426 S. gr. 8.

Diese „klassische Bibliothek", von welcher am ersten jedes Monats zwey Bände erscheinen sollen, ist äufserlich so ausgestattet, dafs nichts zu wünschen übrig bleibt. Grofse, schöne Lettern, gutes Papier, des Autors fein in Kupfer gestochenes Bild als Titelvignette, müssen jedem Auge wohlthun. Dabey ist für eine strenge Revision des Textes und grofse Correctheit des Druckes gesorgt, auch das Leben des Vfs und eine *table raisonnée des matières* beygefügt. Die Unternehmung ist mithin verständig angelegt und wird nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern gewifs auch in Deutschland Freunde finden. Den Anfang haben die Herausgeber mit dem Theater gemacht, welches drey und zwanzig Bände enthalten soll, von welchen sieben für *Molière*, fünf für *Racine*, vier für die *Oeuvres choisies de Corneille* und sieben für das *Théatre choisi de Voltaire* bestimmt sind. *Molière* und *Racine* erscheinen demnach vollständig, von *Corneille* und *Voltaire* nur eine Auswahl des Besten. Eine solche Auswahl wird auch bey den später erscheinenden Schriftstellern Statt finden, und ist, wie versichert wird, guten Händen anvertraut. So ist denn alles geschehen, den Freunden der französischen klassischen Literatur eine angenehme Gabe zu bieten, die sich in jeder Bibliothek wohl ausnehmen wird.

F.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Malta: هذا طريق تعليم الحساب العقلى بحسب ما يضع فى لوح الحساب كالذى علمه المعلم بسطلوتسى النمساوى شرح هذا الكتاب وبينه وزاد على اصله فوايد وامثلة خصوصا للاستعمال فى الاسواق والمعاش والاشغال التى هى فى بر مصر نافعا للمعلم وللمتعلم وهو الجزء الاول الذى متعلق به كتاب مستعمل فيه التعليم بامثال وقصات طبع فى مالطة سنة ١٨٢٩

d. i.: dieses ist eine Anleitung zum Lehren des Kopfrechnens, nach Maafsgabe dessen was auf die Rechentafel gesetzt wird, so wie es gelehrt hat der Meister Pestalozzi der Deutsche. Der Vf. hat diefs Buch erläutert und erklärt, und zu dem Originale hinzugefügt Nutzanwendungen und Beyspiele, vornämlich zum Gebrauch auf den Märkten, zum Verkehr und zu den Geschäften wie sie vorfallen im Lande Aegypten, nützlich für den Lehrer und für den Schüler. Der erste Theil; welchem angehängt ist ein Buch, worin der Unterricht angewendet wird in Beyspielen und Erzählungen. Gedruckt zu Malta im Jahr 1829. 64 S. 8.

Diese kleine Schrift ist durch ihre Entstehung merkwürdig. Sie ist arabisch verfafst in Aegypten, aber von einem Deutschen, dem Dr. *August Kluge* aus Meifsen, und gedruckt zu Malta auf Veranstaltung der englischen Missionsgesellschaft. Der Dr. *Kluge* erlernte zu Jena bey dem Recensenten in den Jahren 1823 und 1824 das Arabische, um mit Nutzen eine Reise nach Aegypten machen zu können. Er führte diesen Plan auch aus, und blieb drey Jahre in Aegypten. In den beiden ersten Jahren suchte er sich besonders in der arabischen Sprache zu vervollkommnen, und genofs dabey den Unterricht zweyer *Scheiche* der Moschee *El ashar* zu *El kâhira*, des *Scheich Soleiman* und des *Scheich Achmed*, so wie auch eines geistlichen *Dragoman* und eines *Moallem el medresse* oder Gymnasiallehrers. Er beschäftigte sich dabey mit der Sammlung eines deutsch-arabischen Wörterbuches, besonders für die Vulgärsprache. Auch brachte er viele Handschriften arabischer Grammatiker zusammen. Das dritte Jahr über arbeitete er als Lehrer in der Armenschule zu *El kâhira*, welche dort von der englischen Mission errichtet ward, und worin sich zuletzt 35 bis 40 Kinder befanden. Er gab Unterricht im Schreiben, Rechnen und der arabischen Grammatik. Während dieser Zeit fing er an eine Methodik des Rechenunterrichts in Klassen nach Pestalozzi ins Arabische zu übersetzen, und alle Beyspiele den ägyptischen Gebräuchen, Münzen, Maafsen und Gewichten anzupassen. Dazu schrieb er gleichfalls arabisch eine Sammlung kleiner Geschichten zu Aufgaben, und zur Einübung jenes ersten Unterrichtes. Das erste Heft jener Methodik ward darauf für die Mission zu Malta gedruckt, und bildet die vorliegende Schrift; ob die Sammlung von Erzählungen gleichfalls dort schon gedruckt worden, war dem Vf. noch unbekannt geblieben, als er im Sommer 1830 dem Rec. jenes Heft zusandte. Aufserdem führte der Dr. *Kluge* noch eine andre Arbeit in Bezug auf den Rechenunterricht im Arabischen aus, welche er vorzüglich für deutsche Missionarien, die ins Morgenland gehen, bestimmte. Er fand nämlich in Aegypten eine arabisch geschriebene sehr deutliche Anleitung zum Rechenunterricht von *Scheich Schehâb eddin achmed ben mohammed*. Diese studirte er genau, versah den arabischen Text mit vollständiger Vokalisation, und verfafste eine gegenüberstehende genaue deutsche Uebersetzung. Diese Handschrift sandte er mir mit der Uebersetzung auch zu, mit dem Wunsche, dafs ich Gelegenheit finden möchte, sie drucken zu lassen. Das Werkchen würde im Drucke nur wenige Bogen füllen. Es ist in der That äufserst nützlich dazu, die technischen Ausdrücke des Rechnens und die dabey im Arabischen vorkommenden Wendungen kennen zu lernen. Wir wollen ein Beyspiel aus der Lehre von den Brüchen nehmen. Hr. *Kluge* übersetzt folgendermafsen: „Von der Multiplikation der Zahlen, bey welchen sich ein Bruch befindet. Ist dieser nur bey einer der beiden zu multiplicirenden Zahlen, so nimm den Nenner des Bruches, und bilde den Zähler auf derjenigen Seite wo der Bruch sich befindet, und multiplicire den gewonnenen Zähler mit der einzeln stehenden ganzen Zahl, dividire darauf das Product mittelst des Nenners, und das Resultat wird das verlangte seyn. Wenn es also heifst: multiplicire $\frac{2}{3} + \frac{1}{4}$ mit 8, so ist der Nenner = 12, und der Zähler = 11. Multiplicire nun diesen letzteren mit der 8, und dividire das Pro-

Product, die 33, mit der 12, und es wird 2 + ¾ geben. Wenn es ferner heifst: multiplicire 3 + ⅘ mit 7, so ist der Nenner = 5, und der Zähler gleich 19; multiplicire darauf diesen mit der 7, und dividire das Product, die 133, mit der 5, und du wirst 26 + ⅗ erhalten." Dieses lautet nun im Arabischen bey *Schehâb eddîn* folgendermafsen:

في ضرب ما فيه الكسر فان كان في احد المضروبين فخذ مخرج الكسر وابسط جانب الكسر واضرب الحاصل في الصحيح المنفرد واقسم الحاصل على المخرج فما كان فهو المطلوب فلو قيل ثلثين وربعا في ثلاثة فالمخرج اثنا عشر والمبسط احد عشر فاضربه في الثلاثة واقسم الحاصل وهو ثلاثة وثلاثون على اثنى عشر فالجواب اثنان وثلاثة ارباع ولو قيل ثلاثة واربعة اخماس في سبعة فالمخرج خمسة والبسط تسعة عشر فاضربه في السبعة واقسم الحاصل وهو مائة وثلاثة وثلاثون على الخمسة فالجواب ستة وعشرون وثلاثة اخماس. Ueber die rechte Vokalisation des Wortes مخرج für den Nenner bin ich zweifelhaft. *Kluge* hat es an dieser Stelle immer مَخْرَج punktirt, aber in einer früheren als *partic. act. form. sec.* مُخَرِّج, und bemerkt dabey am Rande: „mein Lehrer *Ibrahim* wollte unter dieses Wort ein *Kesre* gesetzt wissen; doch ist es vielleicht passiv, als die Zahl woraus der Bruch gleichsam genommen oder gezogen ist." Wenn diefs die Etymologie wäre, so würde die Form مُخْرَج dazu doch passender seyn. *Freytag* hat in seinem Wörterbuche: مُخْرَج *numerus qui efficitur aut colligendis pluribus in unum, aut dividendo uno in plures*, welches, wenn es nicht das blofse *Facit* der Addition oder Division seyn soll, vielleicht auch den Nenner bezeichnet. Als der Dr. *Kluge* Aegypten wieder verliefs, begab er sich nach Italien, und ward in Rom mit dem *Lord Fitz Clarence* bekannt, welcher ihn beauftragte, arabische Handschriften der Vatikanischen Bibliothek für die Asiatische Gesellschaft zu London zu übersetzen. Dort befindet er sich denn auch noch jetzt (im Januar 1831), und ist mit der Ausführung jenes Auftrages beschäftiget. (Seitdem ist er nach Sachsen zurückgekehrt.)

Wir kehren nun zu der vorliegenden arabischen Uebersetzung der Pestalozzi'schen Rechenmethodik zurück. In der Vorrede sagt der Vf. zuerst einiges von den Verdiensten Pestalozzi's, und dem Ruhme, welchen er sich in Europa erworben: وصار علما (عالما) مشهورا عند العامة والخاصة الى انه لا يوجد الان رجل ذو ادب وعلم فى البلاد المذكورة الا ويذكر اسمه بالتعظيم والتكريم لما ذكر من فضله حتى ان جميع الامرا والسلاطين بمملكات الافرنجية يقرّوا له بانه صار نجما وسلطانا فى ظنه d. i. „und er ward ein Gelehrter berühmt bey Geringen und Vornehmen, so dafs gegenwärtig kein Mann von Bildung und Gelehrsamkeit in den gedachten Ländern gefunden wird, der nicht seinen Namen mit Achtung und Ehrfurcht erwähnte, wegen der von ihm gerühmten Vorzüge, so dafs selbst alle Fürsten und Herrscher in den Fränkischen Ländern ihm bezeugen, dafs er ein Stern und ein Herrscher nach ihrem Bedünken sey." Das Pronomen in ظنه soll sich doch wohl auf die Fürsten beziehen, und daher müfste es فى ظنهم heifsen. Ebenso ist in Ansehung des oben mitgetheilten arabischen Titels zu bemerken, dafs das darin gebrauchte Wort يضع doch wohl Passiv seyn soll: *secundum id quod ponitur*, und dann geschrieben seyn müfste يوضع. Man sieht wenigstens nicht recht, welches vorher erwähnte Subject das active يضع *ponit* regieren könnte. Der Vf. bittet dann seine Leser, als in Aegypten geborne Leute, um Nachsicht, wenn er hin und wieder geirrt habe in den ägyptischen Maafsen, oder andren Landesverhältnissen, und auch in Ansehung seines Stiles, da er der Sprache noch nicht völlig mächtig sey. Uebrigens habe er auch geglaubt, da er hauptsächlich für den Unterricht der Kinder schreibe, keinen zu gewählten Stil schreiben zu müssen: وكان ينبغى علىّ ان امصى بين العالى والواطى توسّطا „es gebührte sich für mich, dafs ich zwischen dem Hohen und dem Niedrigen einen Mittelweg hielt." Der Stil, welchen Hr. *K* gebraucht ist kein eigentliches Vulgärarabisch, welches die Worte mannichfach zusammenzieht und verstümmelt, sondern eine regelmäfsige Sprache, nur hin und wieder mit einigen modernen, und nicht strenge grammatisch richtigen Ausdrücken untermischt. Einen Theil dieser letzteren hat der Vf. ohne Zweifel absichtlich gebraucht, weil sie der Vulgärsprache eigen sind, um dadurch dem geringeren Publikum verständlicher zu werden; andre sind ihm auch wohl

wohl entfallen, weil es ihm noch an hinlänglicher Gewandtheit an Schreiben fehlte. Der Vf. spricht darauf in der Vorrede noch von der Eintheilung seiner Schrift, von dem Nutzen des Kopfrechnens, und der dabey gebrauchten Beyspiele, und unterzeichnet die Vorrede: هذا كتبته فى مصر فى اليوم الاخير من سنة الف وثمان ماية وثمانية وعشرين اوغسطس قلوجه معلم d. i.: „dieses schrieb ich in *El kâhira* am letzten Tage des Jahres 1828 August Kluge Lehrer."

Die Abhandlung selbst beginnt dann mit der Pestalozzi'schen Art und Weise, alle verschiedenen möglichen Theilungen einer Zahl in die übrigen Zahlen anschaulich zu machen, wodurch nachher das Kopfrechnen der Proportionalzahlen so außerordentlich erleichtert wird. In Bezug hierauf hebt unser Vf. seine Abhandlung folgendermaßsen an: يلخذ المعلم عشرة احجار ويحطها واحدا بعد واحد فى يد تلميذه قايلا واحد مرة حجر واحد ومرتين حجر واحد ويقول هكذا الى العشرة — فلما يقدر يعدهم التلميذ من الواحد الى العشرة من فم المعلم فيقدم له المعلم اكثر منهم بالساوية يعنى عدة نحو ثلاثة او خمسة منهم وهكذا ثم يسال تلميذه كم مرة حجر واحد فى يدك وهكذا مثلا يعطيه المعلم ثلاثة ويسال كم مرة حجر واحد فيجاوب التلميذ ثلاث مرات حجر واحد d. i. „es nimmt der Lehrer zehn Steine, und legt sie einen nach dem andern in die Hand seines Schülers, sagend: ein mal ein Stein, und zwey mal ein Stein, und so sagt er bis zu zehn. — Wenn nun der Schüler sie zählen kann von einem bis zu zehn von dem Munde des Lehrers, so legt ihm der Lehrer mehrere vor auf gleiche Weise, nämlich eine Anzahl, wie drey oder fünf von ihnen und so; dann fragt er seinen Schüler: wie viel mal ein Stein ist in deiner Hand? und so zum Beyspiel giebt ihm der Lehrer drey, und fragt: wie viel mal ein Stein? dann antwortet der Schüler: drey mal ein Stein." Alsdann folgen die Vorschriften darüber, wie auf gleiche Weise der Werth der auf der Tafel durch Striche bezeichneten Zahlen dem Schüler begreiflich zu machen ist. Hieran schliessen die bekannten Pestalozzi'schen Uebungen in der Theilung der Zahlen, welche die Schüler vor der Tafel stehend mit lauter Stimme zugleich sprechen; nämlich z. B. um die Theilung der Zahlen durch drey einzuprägen: Einmal eins ist einmal der dritte Theil von Drey. Zweymal eins ist zweymal der dritte Theil von Drey. Dreymal eins ist dreymal der dritte Theil von drey oder einmal Drey. Viermal eins ist einmal drey und einmal der dritte Theil von Drey. Fünfmal eins ist einmal drey und zweymal der dritte Theil von Drey; u. s. w. Hr. *Kluge* hat dieß so ausgedrückt: واحد مرة واحد هو ثلث الثلاثة مرتين واحد هو ثلثين من الثلاثة ثلاث مرات واحد هو ثلاثة اثلاث من الثلاثة اى واحد مرة ثلاثة اربع مرات واحد هو واحد مرة ثلاثة وثلث الثلاثة خمس مرات واحد هو واحد مرة ثلاثة وثلثين من الثلاثة. Zwischenher giebt der Vf. Bemerkungen über die Namen und Eintheilung der in Aegypten gebräuchlichen Münzen und Maafsen. Er sagt z. B. die اقة hat drey رطل, weniger ein Drittheil. Der رطل hat zwölf اوقية, und die اوقية hat zwölf درهم. Im Gewicht ist der اردب, welcher vier und zwanzig ربع hat; jeder ربع hat zwey ملوة, und die ملوة hat zwey قدح, und der قدح hat ein رطل und ein halb. Im Ellenmessen wird nach dem دراع gerechnet; das دراع hat zwey شبرة und ein فتر, das ist vier und zwanzig قراط. Die قراط aber sind die Finger. Die شبرة hat zehn قراط, und das فتر hat vier قراط. Dann giebt er auch Fragen, welche zur Uebung des vorhergehenden den Schülern vorgelegt werden sollen; z. B. achtzehn *Rotl*, wie viele *Mulawwe* enthalten sie? dreyfsig *Kadach*, wie viele *Rob* enthalten sie? die Antwort ist beygefügt und erläutert. Auf diese Weise geht der Vf. nach und nach alle Reihen der Tafel durch, bis zur zehnten. Zuletzt giebt er noch allgemeine Verhaltungsregeln für den Lehrer, wie er beym Unterrichte sich zu benehmen habe, damit die Kinder mit Leichtigkeit und Lust Fortschritte machen können. Am Schlusse giebt der Vf. sich als Christ zu erkennen und citirt eine Stelle aus dem Briefe Pauli an die Philipper, daher zu vermuthen, daſs seine Arbeit für morgenländische Christen, Kopten, oder Missionare vornämlich bestimmt ist. Druckfehler finden sich hin und wieder; z. B. S. 58. lin. 11. l. يسوع المسيح für يسرع المسيح Jesus Christus. Bekanntlich lautet der Name Jesus bey den morgenländischen Christen jederzeit يسوع *iessûa*, hingegen bey den Mohammedanern عيسى *issa*; daher man schon an diesem Namen die Religion des ihn gebrauchenden erkennen kann.

Petersburg: *Ueber drey Münzen der Wolga-Bulgharen* aus dem 10. Jahrhundert nach Chr. Mit einer Kupfertafel von *Ch. M. Frähn*. 1830. 86 S. 4.

Hr. *F.* liefert in dieser Abhandlung einen äußerst interessanten Beytrag zu den Aufklärungen, welche die Geschichte Rußlands und der benachbarten morgenländischen Staaten aus der mohammedanischen

schen Münzkunde erhält. Unter den zahllosen Samanidenmünzen, welche Hr. *F.* in Russland untersuchte, waren ihm schon öfter dergleichen aus dem 4. Jahrhundert der Hedschra stammende vorgekommen, deren Prägort er nicht entziffern konnte. Er blieb daher auch zweifelhaft über die Fürsten, von welchen sie geprägt worden. Doch glaubte er sie seyen im Gebiete der Samaniden geschlagen von Unterstatthaltern, deren Namen darauf ständen, wobey es ihn freylich wunderte, dass der Name des Samanidischen Oberfürsten auf den Münzen nicht vorhanden. Endlich erhielt Hr. *F.* Exemplare dieser Münzen, auf welchen der Prägeort mit der grössten Deutlichkeit zu lesen war, nämlich folgendermassen:

بسم ضرب هذا الدرهم ببلغار سنة.
ست وستين وثلثماية

„im Namen Gottes! dieser Dirhem ward geprägt in Bulghar im Jahr dreyhundert und sechs und sechszig."

Auf anderen ähnlichen Münzen ist der Prägeort *Suwâr* سوار. Diese ist eine bulgarische Stadt, arabischen Reisenden und Geographen des vierten Jahrhunderts wohlbekannt. Diese merkwürdigen Bulgarischen Münzen sind in den religiösen Formeln, welche die Inschriften enthalten, ganz den gewöhnlichen damaligen mohammedanischen, namentlich den samanidischen ähnlich. Sie tragen ferner die Namen der damaligen abbassidischen Chalifen *El mostekfi billah*, *El moti lillah*, *Ettâi lillah*. Die Jahrszahlen stimmen, wie auch auf einigen samanidischen Münzen, nicht genau überein mit den Regierungsjahren jener Chalifen, d. h. ein Chalife welcher schon abgesetzt, oder gar schon todt war, erscheint dennoch auf den Münzen entfernterer Provinzen und abgesonderter Dynastieen einige Zeit lang. Man nahm hier nicht immer genaue Notiz von den unruhig wechselnden Verhältnissen in *Bagdad*. Nach den Namen der Chalifen führen die bulgarischen Münzen nun auch noch die Namen andrer Fürsten, welche ohne Zweifel die der damals regierenden bulgarischen Fürsten sind. Diese Namen sind *Talib ben achmed* und *Mumin ben achmed* طالب بن احمد, مومن بن احمد. Ueber diese Fürsten würden wir wahrscheinlich Näheres angeben können, wenn wir die bulgarische Chronik تاريخ بلغار auffinden könnten, welche ein arabischer Schriftsteller, vermuthlich des sechsten Jahrhunderts der Hedschra, verfasste. *Kaswini* erwähnt diess Werk, und nennt den Urheber bloss القاضى البلغارى den bulgarischen Kadi. Hr. *F.* macht es sehr wahrscheinlich, dass dieser Schriftsteller *Jakub ben ennoomân* war, welcher das Amt eines *Kadi* in Bulgarien verwaltete. Wir kennen demnach nur einen Bulgarenfürsten *Talib ben achmed ao.* 949, und einen anderen, wahrscheinlich dessen Bruder, *Mumin ben achmed ao.* 976. Einen noch älteren *ao.* 921 erwähnt *Ebn foslan* in seinem Reiseberichte; der Name ist in der Handschrift geschrieben المس بن شلكى بلطوار, welches vermuthlich zu lesen *Almus ben silko wlatawas*. *Almus* kommt in den ungarischen Namen vor; *silko* steht vielleicht für *wasilko*, und *Wlatawas* ist ein bekannter slawischer Titel, welcher *Herrscher* bedeutet. *Ebn foslân* fügt hinzu, dass dieser Fürst, nachdem er *Moslem* geworden, seine früheren Namen abgelegt, und statt deren die moslemischen Namen *Dschafer ben abdalla* angenommen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn seine Nachfolger, die beiden oben erwähnten Fürsten, auch nur moslemische Namen führen. Hr. *F.* sucht hierauf den Zeitpunkt auszumitteln, in welchem die Ostbulgaren zum Islam bekehrt worden. Die Berichte der Araber sind darüber sehr verschieden. Hr. *F.* nimmt eine erste Einführung des Islams bey den Bulgaren an zu Anfange des *achten* Jahrhunderts, und dann eine zweyte vollständigere im *zehnten* Jahrhundert, welche uns *Ebn foslan* beschreibt. Diese interessante Erzählung *Ebn foslans*, welcher bey der Begebenheit gegenwärtig war als Mitglied der vom abbassidischen Chalifen nach Bulgarien geschickten Gesandtschaft, theilt Hr. *F.* uns im Auszuge mit. Er bemerkt dann noch, wie die Bulgaren sehr eifrige Mohammedaner geworden, und zur Verbreitung des Islams in jenen Gegenden manches beygetragen haben, so dass noch der Brabanter Minorit *Ruysbroek*, welcher *ao.* 1253 sie an der Wolga besuchte, von ihnen sagt: *ils sont de très méchans mahométans et plus opiniâtres en leur loi que tous les autres.* Hr. *F.* vermuthet noch, die Stadt *Bulgar* dürfte erst erbaut worden seyn bald nach der Bekehrung des Königes *Almus*. Die Stadt *Suwar* lag, nach der Angabe arabischer Geographen nicht weit von *Bulgâr*. Hr. *F.* verspricht eine vollständige Herausgabe des Berichtes des *Ebn foslân* über die Bulgaren, welcher Arbeit man nur mit grossem Verlangen entgegen sehen kann.

J. G. L. Kosegarten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1831.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache;* zum erstenmal herausgegeben von *Franz Joseph Mone*, Professor an der Universität zu Löwen. *Erster* Band *erste* Abtheilung mit einer Schrifttafel. 1830. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Genanntes Werk enthält 1) Eine Abhandlung über die Heimath der Nibelungen nebst Bemerkungen über andere Theile der deutschen Heldensage; 2) Mehrere ungedruckte Gedichte verschiedener Mundarten; 3) Nachweisungen unbekannter Handschriften alter Werke; 4) Beyträge zur Literatur und Geschichte (?); 5) Beyträge zur Literatur der Reimchroniken; 6) Bemerkungen über die Jagd des Hadmar von Laber; 7) Gedanken über Salomon und Morolf, und 8) Biographische Nachrichten.

Aus diesem Gesammtinhalte hebt Rec. zur Betrachtung zunächst heraus den unter Nr. 1. angeführten Aufsatz, der auch wohl der Leser Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nehmen dürfte.

Hr. Prof. *Mone* gab vor einigen Jahren eine Einleitung in das Nibelungenlied heraus, worin er besonders des Gedichtes Inhalt als mythisch und auf den Glauben der heidnischen Deutschen Bezug habend darzustellen versuchte. Hier nun unternimmt er es, die dem Gedichte zu Grunde liegenden Ereignisse geschichtlich nachzuweisen. Aber andrer Art ist diese seine Abhandlung als *W. Grimm's* Werk über denselben Gegenstand (*Ueber die deutsche Heldensage*. Göttingen 1829).

Wenn *W. Grimm* gründlich nachweiset, dafs die in der Sage gefeyerten Thaten Männern untergelegt werden, welche geschichtliche Namen haben, d. h. wenn er die Anlehnung der Sage an die Geschichte darthut, so versucht Hr. *M.* sowohl die einzelnen in der Sage gefeyerten Ereignisse als in der Geschichte begründet zu zeigen, als auch die Helden der Sage als Helden der Geschichte aufzufinden. In wie fern ihm diefs nun gelungen ist, das wird die Darlegung des Einzelnen am besten darthun.

Nach einigen über den Namen „Nibelung" angestellten Betrachtungen geht er über zur Oertlichkeit der Sage. Er bestimmt als ihren ursprünglichen Schauplatz den gröfsten Theil der Länge des Rheinlaufes, so dafs Worms im Süden, und Ysselstein, Vianen gegenüber, wo die holländische Yssel in die Maas fällt, im Norden die Marken bilden. Der Ort, wo *Sivrit* erschlagen ward, ist ihm Odenheim im Kraichgau.

Die Annahme des alten Ysselsteines für das *isenstein* des Liedes (Brunhildens Wohnort) scheint um so begründeter zu seyn, da sowohl die Länge des Weges von Worms bis Ysselstein mit dem im Liede angegebenen Wegmaafse (wenn man nämlich *mîle* (*leuga*), wie der Vf. thut, für *Stunde* annimmt) ziemlich genau übereinstimmt, als auch das Lied selbst nur eine Reise *gegen*, nicht *über* die See angiebt. Das Lied sagt nämlich v. 1538 (nach *Hagen*):

> Sie fuoren zweinzech mîle, ê daz ez wurde naht,
> mit einem guoten winde nider gegen dem sê.

Und in so weit wäre Alles richtig. Mehr Bedenken aber macht es, dafs der Vf. das Nibelungenland nach Britannien verlegt. Hier ist die Sage selbst befangen in Widerspruch. Nach der Edda reitet Sigurdur (Sivrit) auf seinem Rosse, nach Erwerbung des Hortes, zu Brunhildens Burg; nach unserm Liede macht er den Rückweg von Brunhildens Burg nach Nibelungenland (wo dem Liede nach der Hort noch aufbewahrt wird) zu Schiffe, und zwar über See. Welche Angabe ist nun die falsche, da nur eine wahr seyn kann? — Die nordische Angabe wird auch wieder bestätigt durch das deutsche Lied von Kriemhildens Befreyung vom Drachensteine durch Sivrit, wobey Sivrit den Hort gewinnt, und wo gleichfalls von einer Seereise nicht die Rede ist, sondern Sivrit mit Rofs, Hund und Habicht, d. h. auf der Jagd begriffen, zum Steine kommt. Diefs hier erwähnte Lied scheint aber in so genauer Beziehung auf die nordische Sage zu stehen, dafs man es nicht für ungereimt halten wird, anzunehmen, dafs Kriemhild hier für Brunhild gesetzt sey, und dafs eigentlich Brunhild vom Steine befreyet wurde. Da aber die spätere Gestaltung der deutschen Sage das Verhältnifs Sivrides zur Brunhild in Vergessenheit bringen zu wollen scheint, so mag sie die Befreyung der Brunhild in eine Befreyung der Kriemhild verwandelt haben. Die Umstände sind überall fast dieselben. Beide Jungfrauen werden auf einem Steine, d. h. auf einer Burg, gefangen gehalten. Brunhildens Burg umgiebt die Waferlohe (flackerndes Feuer), Kriemhilden Stein wird durch einen feuerhauchenden Drachen unzugänglich gemacht. Doch diefs hier weiter aus einander zu setzen, führt zu weit: so viel aber scheint jedoch klar zu seyn, dafs sich eben des mehrfachen Widerspruches wegen, der in der Sage selbst hierüber wal-

waltet, die Lage des Nibelungenliedes nicht wohl bestimmen läſst.

Diesen örtlichen Untersuchungen läſst der Vf. eine Ethnographie und Chronologie der Nibelungen folgen, d. h. er weiset nach, wo und zu welcher Zeit der Name Nibelung auſserhalb der Sage als Vorname oder Zuname erscheint. Er weiset diesen Namen nach bey den Salfranken, den Uferfranken, den Rheinfranken, den Schwaben, den Sachsen und den Normannen, und das Ergebniſs ist, daſs bey den Franken unstreitig der Name am häufigsten vorkommt, woraus Hr. *M.* folgert, daſs die Sage von den Nibelungen ursprünglich den Franken angehöre. Später scheint er jedoch diesen Schluſs zurückzunehmen, und die Sage den Britunen zuzutheilen.

Kühn und neu ist des Vfs Annahme, daſs Karl der Groſse und seine Vorfahren, da sie einmal im Besitz der Gegend waren, wo die Sage am meisten heimisch gewesen zu seyn scheint, diese als Stammsage annahmen, weil, wie er meint, die Kerlinge, als eben erst Emporgekommene, einer Stammsage bedurften, da diese gleichsam die Rechtmäſsigkeit der Herrschaft nach damaligen Volksbegriffen darthat, wie dieſs daraus hervorgehe, daſs alle alten Königshäuser bey Deutschen und Fremden (den Griechen z. B.) ihre Stammsage hatten, ihre höhere Abkunft zu beweisen.

Allein zu solchem Bedürfnisse scheint die Zeit Karls des Groſsen schon zu christlich, und warum zeigen denn die Bearbeitungen des 12ten und 13ten Jahrh., wenn jene Annahme richtig ist, nicht die geringsten Spuren dieser besondern Anlehnung der Sage an das Geschlecht der Kerlinge? Dieſs gänzliche Schweigen hierüber scheint um so mehr dagegen zu sprechen, je höheres Ansehen Karl d. Gr. grade damals bey dem Volke hatte, so daſs grade *er* allen deutschen Königen als Beyspiel aufgestellt ward, und alle die Herrlichkeit und Gröſse des Reiches unter ihm stets vor Augen hatten. Lieſse sich dieſs etwa dadurch erklären, daſs theils die Nachkommen Karls so ganz entartet sich zeigten, daſs man an diese nicht gern gedenken mochte, und andrerseits, daſs Karls Thaten im 11ten und 13ten Jahrhundert zu besondern Gedichten verarbeitet wurden, so daſs die spätere Sage die Verbindung der frühern mit den Kerlingen gänzlich löste? Nicht glaublich; denn man findet vielmehr andere Sagen gerade mit Karls Geschlecht um die Zeit in Verbindung gebracht, die nichts mit ihm gemein hatten (z. B. die Sagen von Rother, und Flos und Blancflos), um die gefeyerten Helden durch die Verknüpfung mit Karls Geschlecht zu ehren und auszuzeichnen.

Jetzt beginnt der Vf. den Sagenkreis von vorn herein zu entwickeln, und wendet sich

A) *zu den Harlungen.* Die Grundlage dieser Sage bildet nach seiner Meinung die Unterjochung der Heruler (Harlungen in der Sage) unter Alarich, durch Ermanarich den Amaler, d. h. Ostgothen, von Jornandes „*Erulorum caedes*" genannt. Das ganze königliche Haus der Heruler ward vernichtet, und das Volk der Obherrschaft der Gothen unterworfen. Dies geschah gegen das Jahr 360.

Mit diesem Ereignisse ward später vereinigt das Schicksal des Odoakers, der dem Theoderich, auch einen Ostgothen, gegen das Jahr 491 unterlag. Die Heruler scheinen, der alten Schmach eingedenk, am treuesten zu Odoaker gestanden, und seine Hauptmacht gegen Theoderich gebildet zu haben. Den verrätherischen Feldherrn Odoakers, *Tufa*, nimmt Hr. *M.* für den ungetreuen *Sibich* der Sage an. Diese beiden hier genannten Begebenheiten bilden jedoch keine für sich bestehende unabhängige Sage, sondern sie sind durch ihre letzte Gestaltung vielmehr nur als Bestandtheil der gothischen Sage von Ermanarich und Dietrich erhalten worden, so daſs Dietrich an die Stelle Amalarichs und Odoakers getreten ist, Ermanarich aber auch den Theoderich mit in sich begreift.

Mit dieser gothischen Sage von Ermanarich und Dietrich soll ferner verschmolzen worden seyn

B) *die wandalische von den Hasdingern, und die longobardische von den Wölfingen.* Die Hasdinger (Asdinger) waren das königliche Geschlecht der Wandalen. Von diesen wandalischen Königen wird nun, als in Bezug auf die deutsche Heldensage, Hunorich angeführt, welcher, um seinen Kindern die Herrschaft zu wahren, da nach wandalischer Sitte immer der älteste des Geschlechtes König ward, seinen Bruder Theoderich auf das grausamste vertrieb. „*Nudum atque destitutum relegavit*" sagt *Victor von Vita.* Zuvor aber hatte er schon dessen Weib und Sohn umgebracht *). Dies wäre denn die Grundlage der Sage von Dietrichs Flucht zu den Hiunen, nur daſs das Schicksal des wandalischen Dietrichs auf den gothischen übergetragen, und auch der Gothe Ermanarich für den Wandalen Hunorich gesetzt ward, weil ersterer schon zu fest in der Sage begründet war.

Wie aber bey der Sage von den Harlungen zwey verschiedene Begebenheiten zusammengeschmolzen wurden, so erfolgte dieſs nach des Vfs. Meinung auch hier. Bey dieser ersten Gestaltung der Sage von Dietrichs Flucht fehlen die Wölfingen (Hildebrand) und die Hiunen (Etzel), die beide jedoch im Gedichte auftreten. Woher aber diese? — Der Vf. nimmt an, daſs diese Zuthat longobardischen Ursprungs sey, und beygegeben durch eine zweyte Fortbildung der ursprünglichen Sage. Er erwähnt die Begebenheiten zwischen Grimoald und Bertharith, Ariberts I. Sohne, seinem Schwager. Bertharith floh erst zu den Avaren, (die nach einiger Annahme Ungarn gewesen seyn sollen. Das madyarische *Awariak* bedeutet Burgleute), dann zu den Fran-

*) *Victor Vitens.* beschuldigt auch den Geiserich derselben Unthaten.

Franken, und endlich zu den Sachsen. Nach Grimoalds Tode aber kam er zurück, und nahm sein väterliches Reich wieder in Besitz. Diefs geschah gegen 660.

Zu erwähnen ist hierbey noch, dafs der Vf. annimmt, der Name Wölfing stamme von dem Herzog *Lupus* von Friaul her, der vermuthlich als Longobarde *Wulf* geheifsen, von dem Chronisten jedoch Lupus genannt worden sey. Eben so wenig darf befremden, dafs wir nicht Awaren oder Ungarn in der Sage finden, sondern Hiunen, denn einmal mochten vielleicht die Hiunen aus alter Zeit her in der Sage stehen (vermuthlich durch Verschmelzung des westgothischen Theoderichs mit dem ostgothischen,) und dann wurden auch in späterer Zeit Hiunen und Hungarn von den Schriftstellern selbst verwechselt.

Aber noch finden sich in der Sage zwey wesentliche Züge, welche die geschichtlich begründeten Ereignisse, die bis jetzt angeführt wurden, nicht darboten. Der eine ist Dietrichs Wiedereroberung seines Landes mit *fremder* Hülfe, der andre Ermenrichs Kargheit (*W. Grimm* erklärt diese durch Hinterlist). Hr. *M.* nimmt daher noch eine dritte Gestaltung der Sage an, und zwar abermals eine durch longobardischen Einflufs. Als nämlich Berthariths Sohn Kunibert seinem Sohne den Ansbrant zum Vormunde bestimmt hatte, so beleidigte diefs den Raguntfred, einen Neffen Berthariths, und Herzog von Turin, so sehr, dafs er sich erhob, den Ansbrant schlug, und das Reich an sich rifs. Sein Sohn nun, Aribert II, wüthete unerhört gegen seine Verwandte, und suchte durch geheuchelte Armuth auswärtige Feinde abzuhalten, Ansbrant war nach Bayern geflohen, und mit der Bayern Hülfe schlug er Ariberten, der, indem er belastet mit grofsen Schätzen, über den Tessino schwimmen wollte, um sich nach Frankreich zu retten, ertrank. Dies geschah gegen 712.

Jetzt führt uns der Vf. zu

C) *den Gibelinen*, wobey er jedoch derselben Namen und Wesen als bekannt voraussetzt; und nur ihren Einflufs auf die deutsche Heldensage untersucht.

Er unterscheidet zuerst Gibelinen (kaiserliche Burgunden) von Gibichingen (reinen Burgunden), deren königliches Haus durch Chlodowechs Söhne 534 vernichtet ward, deren Name jedoch als der eines besondern Reiches noch fortdauerte, Burgund nämlich. Von den Gibichingen rühren nun nach des Vfs Annahme die Grundzüge zu der Nibelungen Noth her. Ihre Niederlage durch Attila bildet die Grundlage. Von den Gothen, die hier in der Sage vorkommen, will nun Hr. *M.*, dafs sie Westgothen seyen, und nur durch die Sage den Burgunden feindlich entgegengestellt. Allein diese Annahme scheint verwerflich, da es auch nach der Geschichte grade Ostgothen sind, welche mit den Hunnen gegen die Burgunden, wie später auch gegen die Westgothen selbst, streiten.

Das Wichtigste, aber auch das Schwierigste, ist jedoch, die Kriemhilt der Sage als geschichtliche Gibichingin auszumitteln. Hr. *M.* nimmt an, sie sey die Chlothilt, die Tochter Chilperichs II, Königs von einem Theile Burgunds, und Gemahlin Chlodowechs I. Die Schicksale dieser Frau dürfen als bekannt vorausgesetzt, und daher hier übergangen werden. Allein, wie der Vf. selbst bekennt, dafs die Aehnlichkeiten zwischen der geschichtlichen Chlothilt und der saglichen Kriemhilt nur schwach seyen, so mufs auch Rec. bekennen, dafs diese ihm allzu unbedeutend vorkommen, als dafs er diesen Theil der Sage hier in der Geschichte nachzuweisen wagen möchte. Aber noch weit weniger kann er mit dem Vf. übereinstimmen, wenn dieser annimmt, dafs die Begebenheiten der Adelheid, der Tochter Rudolfs von Burgund und Gemahlin Otto's I, nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Lothar's II, eines Sohnes Hugo's von Niederburgund, der zweiten Gestaltung der Sage von der Kriemhilt zu Grunde liegen. Es ist wahr, es giebt Aehnlichkeiten zwischen den Schicksalen der Kriemhilt und denen der Adelheid. Aber wo giebt es nicht Aehnlichkeiten! Und sind diese denn hier grade solcher Art, dafs wir auch nur mit Wahrscheinlichkeit schliefsen dürfen, der Dichter habe bey Schilderung einer früher lebenden Frau (ob diese wirklich lebte oder nicht, gilt hier gleich) die später lebende vor Augen gehabt, und so die Schicksale der einen mit denen der andern zu einem Ganzen vereinigt? Das Leben beider Frauen stimmt, wie uns bedünkt, nur darin überein, dafs Beide, jung verwitwet, einmal ihrer Schätze sich beraubt sahen, dafs Beide mit einem andern Weibe einmal zankten, und später mit dem Gemahle dieser wiederum versöhnt wurden. Sind diefs aber die Aehnlichkeiten, die zu solch einer Annahme berechtigen? Kommen dergleichen Begebenheiten nicht täglich im Leben auch nur mancher schlichten Bürgerfrau vor? Aber der Vf. hat noch eine Stütze seiner Behauptung, die jedoch eben auch nicht die stärkste zu seyn scheint. Diese zweyte Stütze ist eine gewisse Aehnlichkeit der Namen, so die trugen, welche mit beiden Frauen in Verbindung, und in ihr Schicksal mit verflochten waren. So nennt er: „Otto - Etzel (Ungarnschlacht = Nibelungennoth); Otto - Ezzemann (Adelheids Lehrer) = Azzo (Adelheids Beschützer)." Was er aber endlich von der Weissagungsgabe der Adelheid sagt, mit Hindeutung auf die Traumdeutung der Uote (der Mutter der Kriemhilt), welche diese Fertigkeit bey dem Zuge der Burgunden nach Hiunenland zeigte, so scheint dies eben nicht viel mehr als nichts zu seyn, obwohl beide Weissagungen eintrafen, und die Burgunden in Hiunenland und Adelheids Enkel, Otto III, in Italien Unglück hatten.

Jetzt aber wenden wir uns zu

D) *den Nibelungen.* Hier unterscheidet der Vf. 1) fränkische Nibelungen, 2) sächsische Nibelungen, 3) britische Nibelungen.

Wie

Wie bey den Burgunden (Gibichingen und Gibelinen) es zumeist die Kriemhilt war, der die Untersuchung galt, so ist es hier Sivrit, der ausgemittelt werden soll, er, dessen Lob das Lied im ersten Theile feyert, welches sodann im zweiten die seines Mordes wegen durch Kriemhilt genommene Rache singt, angemessen und ernst, und immer daran mahnend, dafs jede That ihren gerechten Lohn finde.

Hr. *M.* geht bey seiner Untersuchung aus vom Verwandten-Mord, und findet in der Merowinger Geschichte zunächst Begebenheiten, von welchen er glaubt, dafs sie mit der Sage von Sivrit's Ermordung zusammenhängen. Die erste Frevelthat, deren er gedenkt, ist die Ermordung Sigbert's, Königs der Ripuarier, durch seinen Sohn Chararich, im Buchenwalde (*silva Buchonia*). Sigbert's Reich lag am Niederrhein und er hielt zu Köln seinen Hof, was mit der Sage von Sivrit in so weit übereinstimmt, als auch dieser ein König von Niederland heifst, und zu Xanthen seinen Sitz hat. Chararich ward gegen 509 auf Chlodowechs Anstiftung, dem er zur Sühne des Mordes *) die Hälfte des väterlichen Schatzes geboten hatte, ermordet, und zwar liefs ihn Chlodowech über der Theilung des Goldes umbringen. Hierin will nun auch der Vf. Aehnlichkeit mit der Sage finden, dafs Chlodowech den Chararich über des Schatzes Theilung ermorden läfst, obwohl er dadurch genöthigt wird, in dem Sivrit erst den Sigbert (der bey Erwerbung des Hortes auch einige umbrachte), und dann den Clodowech zu erkennen. Diefs ist sein *erster* Sivrit. Als *zweyter* Sivrit erscheint ihm Sigbert, König von Austrasien. Dieser hatte zwey Brüder, Guntram von Burgund (erinnernd an den Günther des Liedes), und Chilperich von Neustrien. Sigbert besiegte die Sachsen und Dänen zwischen 561—572. Während dieses Krieges läfst Chilperich seine Gemahlin Geileswint umbringen und vermählt sich mit der Fredegunt. Geileswint war Brunhildens Schwester, welche Sigberts Gemahlin war. So entstand todgrimme Feindschaft zwischen Brunhilt und Fredegunt, und letztere liefs den Sigbert in seinem Heerlager umbringen. Brunhilt vermählte sich darauf mit Merowe, Chilperichs Sohne von der Audovera, damit sie sich räche an der Fredegunt. Die Bürgerkriege dauern fort, und Brunhilt erscheint selbst einmal gerüstet unter ihren Kriegern. Nachdem jedoch Chlotachar, Fredeguntens Sohn, die Austrasier besiegt, und die Brunhilt gefangen hatte, so liefs er ihre Enkel umbringen, sie selbst aber durch ein wildes Pferd schleifen und dann ihren Leib verbrennen. Diese geschichtlich begründeten Ereignisse sucht der Vf. da, wo sich die Uebereinstimmung nicht von selbst giebt, durch leichten Namentausch mit der Sage zu vereinen. So erkennt er den Chilperich als Gunther an; den Guntram als den Gernot (in der nordischen Sage Gutorm); die Fredegunt als die Brunhilt der Sage, und die geschichtliche Brunhilt als die sagliche Kriemhilt; den Chlotachar aber als den Hagen, der der Sage nach Kriemhiltens Sohn Ortleip tödtet. Der saglichen Brunhilt ist jedoch, wie er meint, von der geschichtlichen das kriegerische Wesen geblieben. Zu dieser Annahme zweyer Sivrite veranlafste den Vf. zunächst die dreyfache Sage von Sivrit's Ermordung. Einmal wird er im Walde umgebracht (erster Sigbert), dann wird er ermordet, indem er zum Thinge (Gericht, Kampf) reitet (zweyter Sigbert), und endlich wird noch erwähnt, er sey schlafend im Bette erstochen worden. Dieser dritte Sivrit ist aber bey den Franken nicht zu finden. So viel über die fränkischen Nibelungen des Vfs. Dem Leser bleibe sein Urtheil; dem Rec. dünkt diese Art, die Geschichte in die Sage hinein zu zwingen, sehr gewagt, und fast gewaltsam; aber weder Geschichte noch Sage leidet Gewalt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ilmenau, b. Voigt: *Kleine Damenencyclopädie der gemeinnützigsten weiblichen Kenntnisse und Beschäftigungen.* Aus eignen Erfahrungen und aus guten Werken des In- und Auslandes gesammelt und übertragen von *Charlotte L**. Erstes* Bändchen. 1830. VIII u. 318 S. *Zweytes* Bändchen. XII u. 319 S. *Drittes* Bändchen. VIII u. 292 S. 16. (2 Rthlr.)

Eine Sammlung aller nur möglichen häuslichen, wirthschaftlichen Anordnungen und Recepte, die wir weder ganz lesen noch prüfen können, sondern schlechthin als erschienen anzeigen wollen. Bemerkt sey nur noch, dafs das Anziehendste für die Damen die Anweisungen für das Verfertigen künstlicher Blumen und die Recepte für die Toilette seyn werden.

---

*) Die Sitte, den Verwandten den Mord durch Geld zu sühnen, ist rein germanisch, stammte noch aus dem Heidenthume her, und war durch das Christenthum nicht sogleich zu verdrängen. Wir finden diese Art der Mordbufse noch in deutschen Gesetzsammlungen des 13ten bis 14ten Jahrhunderts. Vgl. die 11. Dom. des Emsiger Landrechts, wo es heifst: „*Thet alla dadslachta, ther schia mugath mith egh* (Schärfe) *jestha mith orde* (Spitze), *mith stoc jestha mith stene, jestha hudene wis thet hit scheth, alle gader* (insgesammt) *mith fulle jelde tô jeldane, thet is mith fiower anda twintich mercum.*"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache;* zum erstenmale herausgegeben von *Franz Joseph Mone* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unter den sächsischen Nibelungen, zu welchen uns jetzt die Untersuchung des Hn. *M.* führt, versteht er die Nibelungen derjenigen niederrheinischen Völker, so nicht Franken waren. Hier sollen die noch fehlenden Bestandtheile der Sage, Xanthen, Nibelungen (Land und Name) Brunhildens Burg (?), der Zwergfürst Alberich zusammt dem Horte näher beleuchtet werden. Zu Xanthen *), sagt er, habe nie ein König geherrscht, und alle Spur scheine hier auszugehen. Doch glaube er aus diesem Irrsale glücklich herauszukommen, wenn er die Brunhilt und Kriemhilt als Lootsen brauche.

So lernen wir denn hier zuerst kennen eine brukterische Brunhilt, und als solche sieht der Vf. an — die Veleda. Diess soll nun, und zwar von vorn herein, näher nachgewiesen und begründet werden. Er gehet aus von Sivrit's Ruhme und von dem Spruche der Edda:

Mun-at madhr î molld koma
und sôlar siôt, en thû, Sigurdr, thiccir.

d. h. „Nie wird ein solcher Mann auf die Welt kommen, als du bist, Sigurd" — und fragt, was denn nun Sivrit eigentlich gethan habe, dass er solchen Spruch verdiene? Der Sivrit der Sage habe ja nichts gethan als einen Drachen getödtet, und die Nibelungen, des Hortes Wächter erschlagen; — und dennoch betrachte ihn auch die deutsche Sage als der Helden grössten. Sollte aber Hr. *M.* auf obigen Spruch nicht allzuviel legen? Die Edda liebt starke Ausdrücke, und man muss auch bedenken, dass ihm diess gesagt ward, nachdem ihm ein früher Tod angedeutet worden war. Ueberdiess aber verdient bemerkt zu werden, dass Sigurds ganzes Geschlecht berühmt war, und er als des Geschlechtes Grösster immer betrachtet worden ist. Ob ihn aber die deutsche Sage wirklich als den ersten Helden bezeichne, das liesse sich noch bezweifeln, denn überall, wo Sivrit mit dem Dietrich zusammenstösst, wird er auch von diesem besiegt, und steht vor ihm zurück.

Von den bisher aufgeführten geschichtlichen Sivriten, fährt der Vf. fort, hat aber keiner Thaten gethan, denen ein solcher Ruhm folgen konnte, und hieraus folge, dass Sivrit ursprünglich ein ganz andrer Held gewesen seyn müsse, als die beiden Sigberte voran, und dass demnach auch die erste Grundlage der Sage vom Sivrit nicht in der Geschichte der niederrheinischen Franken zu suchen sey. Da man aber der Sage Oertlichkeit festhalten müsse, so habe man zu forschen, was denn für Völker vor den Franken an dem Niederrhein sassen, und da fände man die Chatten, Bataver, Amsiwaren, Chauken, Chamaver, Cherusker und Chaibonen. Freylich hätten von allen diesen Stämmen nur die Cherusker und Bataver Männer aufzuweisen, denen ein solcher Ruhm folgen konnte, und dies wären Armin und Claudius Civilis. — So wäre denn der ruhmreiche Sivrit gefunden, und zwar abermals aus zweyen Männern verschiedenen Volks und verschiedener Zeit zusammengesetzt. Betrachten wir denn zuerst den Armin als ersten (sächsischen) Sivrit. — An Berühmtheit stehe Armin dem Sivrit völlig gleich, sagt der Vf., und hierzu komme noch, dass *Tac. Annal.* II, 88. ausdrücklich von ihm sage: *„canitur adhuc barbaras apud gentes."* Diess sey denn, meint er, nach 1800 Jahren noch wahr (?); er habe freylich, wie alle andere Gelehrten, diese Lieder für verloren gehalten, weil auch er der Meinung gewesen sey, wenn noch eines übrig wäre, so müsste auch der Name „Armin" darin vorkommen. Diese Ansicht sey aber sehr beschränkt, weil sie voraussetze, die Volkslieder müssten nach des Tacitus Annalen gemacht seyn. Den Grundstoff der Nibelungen hätten wir in Armins Geschichte, und die Nachweisung sey bey weitem nicht so schwer, als sie scheine.

Der Vf. zeigt nun, wie die Ereignisse in dem Nibelungen-Liede mit den Ereignissen in Armins Leben übereinstimmen. Er nimmt vorerst an, dass Armins ganzes Leben besungen worden sey; da jedoch die Römerkriege, seit es keine Römer mehr gab, als störend ausgelassen und dann vergessen worden, so wäre dieser Theil der Lieder nothwendig untergegangen, und die Sage hätte nur die Er-

*) Sollte diese Sage nicht mit einer andern zusammenhängen? Im Annoliede (v. 390) wird erwähnt, dass Franko mit seinen Leuten nach Troja's Zerstörung sich am Rheine niedergelassen, hier eine kleine Troja erbauet, und den dabey fliessenden Bach, zur Erinnerung, *Sante* genennt habe.

Ereignisse in Armins Sippschaft, vorzüglich aber seinen Tod aufbewahrt. Diese Deutung ist einzig in ihrer Art! Wann hätten denn die Deutschen der Römer vergessen? während der Kriege nicht, wie der Vf. selbst sagt, und nachher, d. h. nach 500, sollte man meinen, hätten die Deutschen auch genug Gelegenheit gehabt, sich der alten Anmafsungen Roms zu erinnern, da sie durch neue ihnen stets in das Gedächtnifs zurückgerufen wurden. Eher liefse sich behaupten, die Lieder hätten es blofs mit seinem Tode und den diesen bedingenden häuslichen Zwistigkeiten zu thun gehabt, wenn man ja in dem Nibelungen - Liede Armins Schicksale finden könnte. Die einzelnen Nachweisungen des Vfs sind nun aber folgende. Armin entführt die ihn liebende, einem andern aber versprochene Thusnelde. Ihr Vater, Segest, nimmt sie ihrem Gatten wieder ab, und übergiebt (?) sie mit seinem ganzen Geschlechte dem Germanicus, der ihnen Xanthen (*castra vetera*) zum Aufenthaltsorte anweist. Thusneldens Sohn, Thumeliko, ward zu Ravenna erzogen, und mufste nebst seiner Mutter und andern Verwandten den Triumph des Germanicus zieren. Dabey waren noch ihr Bruder Segimunt, ihres Oheimes, Segimers, Sohn Sesithac nebst seiner Frau Ramis, alles Cherusker, ferner Theudoriks der Sicambrer, und Libys ein Priester der Katten. Thumeliko hatte widrige Schicksale, und Armin strebte eifrig nach Rache. Sein Oheim Inguiomer verbindet sich mit ihm, und es erfolgen die Kriege gegen *Caecinna*. Seine Absicht, sein Weib zu befreyen, misslang, und seine Rachsucht scheint ihn zur Herrschsucht getrieben zu haben. Der Katte Adgandestrius erbietet sich, ihn zu vergiften, und er ward auch wirklich in seinem 37sten Jahre durch seine Verwandten mit List getödtet.

Aus diesen Ereignissen Armins habe nun, wie der Vf. meint, die Sage herausgehoben: die kurze und unglückliche Ehe, die einem andern versprochene Frau, die mörderischen Verwandten, den frühen Tod und den grofsen Ruhm. In den Namen Segest, Segimunt, Segimer u. s. w. liege der Anlafs zu dem Stabreime (*Alliteration*) des Liedes: Sigemunt, Sigelint. Sîvrit. Thusnelde gäbe schon die Endung für Kriemhilt; und wenn man auf den sagllichen Riesen Grim Rücksicht nähme, so stände Kriemhilt nicht allzufern in der Bedeutung ab von Thusnelde (d. i. Thursenhilt, Riesen - Jungfrau), und in dem Namen Adgandestrius könne sogar der Hagen des Liedes liegen. Ferner in den Worten des Tacitus: *„dolo propinquorum cecidit — — petitusque armis cum varia fortuna certaret"* findet Hr. *M.* die dritte Art der Ermordung Sîvrits, wie sie die nordische Sage lehrt, nämlich die Ermordung des im Bette schlafenden Sîvrits. Die Rache für den Mord theilt nun der Vf., gestützt auf Tacitus, dem Thumeliko zu, und für den Etzel des Liedes nimmt er den Kaiser Augustus an, bey welchem sich auch schon ein Dietrich befinde, nämlich der Sicambrer Theudoriks, nur dafs dieser Dietrich auch zugleich der Tiberius ist, welcher, wie Dietrich den jungen Sîvrit zu Etzeln, den jungen Armin zum Augustus nach Rom führte.

In der That, man mufs des Vfs. Scharfsinn und Glück in Auffindung ähnlicher Umstände und Ereignisse bewundern, wenn man auch unmöglich die Richtigkeit seiner Fünde zugestehen kann. Wer in aller Welt käme auf den Gedanken, dafs in dem Nibelungen - Liede Armins Geschichte enthalten sey!

Noch weniger zu billigen ist aber des Vfs. fernere Ansicht, dafs auch die Geschichte des Claudius Civilis im Nibelungen - Liede liege. Hier ist noch weit weniger Aehnlichkeit, und der Grund der Annahme, Claudius Civilis sey der zweyte sächsische Sîvrit, scheint zunächst auf der falschen Ableitung des Namens *Sivrit* von *Civilis* zu beruhen. Weil nämlich das *i* in *Sivrit* lang, in *Sigevrit* hingegen kurz sey, so könne, sagt er, *Sivrit* nicht von *Sigevrit* abgeleitet werden, und ein deutsches Wort, dessen erste Wurzel *Siv* sey, kenne er nicht. In *Civilis* aber sey das *i* lang, und so habe diefs Wort den ersten Theil des Namens (*Siv*) hergegeben. Allein *Sivrit* entstand eben so durch Zusammenziehung aus *Sigevrit*, wie *lit*, *gît* u. s. w. aus *liget*, *gibet* u. s. w. entstand; sollte ihm aber diese, obwohl einzig richtige, Ableitung des Wortes *Si-vrit* nicht genehm seyn, und er eine Wurzel *Siv* verlangen, so ist eine solche bey *Grimm* (Gramm. I. p. 345) zu finden. Uebrigens weifs Rec. kein Beyspiel, wo das lateinische *C* in deutsches *S* überginge, wenn gleich ihm bekannt ist, dafs *C* und *K* in den friesischen Mundarten des 14ten Jahrhunderts in *ts* sich wandelten, z. B. *tsërka* für *kërka*, Kirche.

Da nun aber einmal Hr. *M.* den *Civilis* in dem *Sivrit* erkennen will, so war es leicht, in der *Veleda* die Brunhilt zu sehen. Beide Frauen sind kriegerisch, beide bewohnen einen einsamen, nicht jedem zugänglichen Thurm (Burg), beide sind der Zukunft Wissende — was bedarf man mehr, um in der Brunhilt die *Veleda* zu erkennen?

Nun fehlt nur noch die sächsische Kriemhilt, und auch die lernen wir bald in der Ronwena (gewöhnlich Rowena), Hengestes Tochter, kennen. Die Sage von dieser ist bekannt; ob aber gleich durch sie über Gwtheyrn (gewöhnlich *Vortigern*) und über die Britunen ähnliches Verderben kam, wie wir es in der Nibelungen Noth durch Kriemhilt über Etzel und die Hiunen herbeyführen sehen, so wird man doch schwerlich geneigt seyn, der Sage von der Ronvena irgend einen Einflufs auf die Sage von den Nibelungen einzuräumen.

Bekannt, und allerdings auch der Nibelungen Noth ähnlich, ist jenes Blutgastmahl, wo auf Hengestes Anstiftung über 300 edle Britunen durch die Sachsen im Jahre 472 erschlagen wurden, und *Lingard* hat Unrecht, wenn er die Nachrichten davon *british fictions* nennet, da neben den britunischen Liedern, welche davon handeln, auch ein Bruchstück eines angelsächsischen über denselben Gegenstand

stand noch übrig ist. Diefs Bruchstück steht bey *Hickes* (Thesaur. P. 1), scheint jedoch Allen entgangen zu seyn. *Hickes* nennt es *Fragmentum poëticum singulare folium, in cod. mscrpt. homiliar. Semi-Saxonicar., qui extat in bibl. Lambethana.* Auffallend ist dem Rec. dabey, dafs fast dieselben Namen, nur in angelsächsischer Gestalt, vorkommen, denen wir in dem Nibelungen-Liede begegnen. Einige Stellen mögen hier Platz finden, damit der, dem die Gododin zugänglich sind, sehe, ob dort die Namen, die britunische Form abgerechnet, dieselben sind:

(v. 13) — — — Nû scînedh thës mona
vadhol under volcum; nû arîsadh vëadæda
the thisne folces nîdh fremman villadh.
— — — — Thà aràs mänig
goldhladen thëgn, gyrde hime his svëorde;
thà tô dura ëodon drihlîce cempan,
Sigeferth and Eaha, hira svëord getugon.
and ät odhrum durum Ordlâf and Gudhlâf;
and Hengest sylf hvëarf him on laste.
thâ git Gârulf gudere (gudhe?) stŷrode,
thät hë sva frëolîc féorh forman sidhe
tô thære hëalle durum hyrsta (dorste?) ne bëran,
nû hit nidha hëard any man volde (?)
ac hë frägn ofer ëal undéarninga
dëórmôd häledh, hvà thâ duru hëolde?
Sigeferdh is min nama (cvädh hë), ëc ëom secgena lëódh,
vrecten (vrëcen?), vîde cudh; fëola ic vepna gebeád.
hëardra hilda, he is git her-vitod,
svädher thû sylf tô më secean (sëcan?) vylle!
thé väs on hëalle väl-slitha gehlŷn
scëolde Celæs bordh [genumon handa], Banhëlm berstan.
odh ät thære gudhe Gàrulf gecrang
ëalra-ærest ëordh-bûendra,
Gudhlâfes sunu. Ymb hine gôdra säl,
hvëarflacra hvär hräfn vandrode,
svëart and säalo-brûn, svëordlëoma stòd,
svilce ëal Finnsburuh fŷrenu være.
— — — — — — —
Hig fühton fif dagas, sva hira nân ne fëol,
driht-gesidha, ac hig thâ duru hëoldon etc.

d. h.

— — — — — Es scheinet der Mond
umwaltet von Wolken; nun erheben sich Wehthaten,
so diesen Volkkampf fördern wollen.
— — — — — Da hob sich mancher
goldzierer Degen, gürtete sich mit dem Schwerte;
da zu der Thüre giengen theuere Kämpen,
Sigeferdh und Eaha, ihre Schwerter sie zogen,
und Hengest selbst hob zuletzt sich empor.
Sogleich da dem Streite steuerte Garulf,
weil er solch edles Leben zum ersten Male (d. h. zuerst)
an der Halle Thüre nicht erheben durfte,
nun es so neidlich hart jeder Mann wollte, (?)
und er fragte ringsum nun, frey und offen,
den düstern Held, wer die Thüre wahre?
Sigeferdh ist mein Name (sprach er) von mir singen Männer,
dem Vertriebenen, weit Bekannten; vielen Waffen gebot ich
harter Kriege, das ist schon Heerbekannt;
vielleicht dafs du's selbst an mir suchen willst!
Da war in der Halle Helden-Getöse,
gleich als sollte Celás Haus, Banhelm bersten.
Bey diesem Gerspiele Garulf fiel
der Erste Aller der Erdbewohner,
Gudhlafes Sohn. Um diesen guten Saal,
wo der rastlos-rauschende Rabe wanderte,
der schwarze, blutbraune, stand Schwertes Gluth
als ob ganz Finnsburg feurig wäre.
— — — — — — —
Fünf Tage sie fochten, dafs keiner fiel
der Wehrgesellen, und wahrten die Thüre u. s. w.

Unläugbar ist das hier Mitgetheilte Bruchstück eines Gedichts, welches einen Kampf der Sachsen besingt, und zwar einen, welcher in einem Saale vorfiel, und unter Hengestes Anführung, denn er wird selbst, und zwar als der Wichtigste der Gegenwärtigen genannt. Gegen wen aber gekämpft wird, geht aus den übrig gebliebenen Zeilen nicht klar und bestimmt hervor, vermuthlich jedoch waren es Britunen, denen der Kampf galt. Die den hier mitgetheilten Stellen voranstehenden Zeilen sagen noch, dafs nicht die Heerfahne (*herdraca*) gewehet, noch Hörner den Feind gewarnt hätten. Diefs aber zeigt an, dafs sich der Kampf durch Zufall oder durch geheime Verabredung erhoben hatte. In allen diesen Zügen stimmt das angelsächsische Bruchstück mit den altbritunischen Gododin. Aber die im Liede vorkommenden Namen? Wunderbar stimmen sie zum Theil mit denen des Nibelungen-Liedes überein. Gudhlaf entspricht dem Gunther; Sigeferdh dem Sigefrid, Ortlaf dem Ortleip, oder Ortwin, Garulf dem Gernot. Und Gernot ist auch in dem Nibel. Liede der unter den Königen, welcher zuerst fällt, wie hier Garulf, der freylich, abweichend von unserm Liede, als Gudhlafs Sohn aufgeführt wird (da Gernot Gunthers Bruder ist), und feindlich gegen Sîvrit erscheint, von welchem er auch vermuthlich erschlagen wird. Ferner wird Sigeferdh hier ein Vertriebener, aber sehr Berühmter genannt, welche Bezeichnungen auch dem deutschen Sîvrit zukommen, indem er als Knabe von seinen Eltern in die weite Welt gejagt wird, und es ihm auch nicht an Ruhm in der deutschen Sage gebricht. Dennoch aber glaubt Rec. nicht, dafs das angelsächsische Lied so wenig wie die Gododin der Britunen, auf unser Nibelungen-Lied Bezug haben. Denn, wie wir bey verschiedenen Völkern ganz ähnliche Ereignisse antreffen, da die menschlichen Leidenschaften immer dieselben bleiben, und gleiche Ursachen Gleiches hervorbringen, so mag es auch leicht geschehen, dafs bey verwandten Völkern Helden, welche eben bey solchen Ereignissen betheiligt sind, mit Namen von der Sage bezeichnet werden, die bey einem andern Stamme unter ähnlichen Umständen berühmt wurden, vorausgesetzt, dafs die Sagen eines Stammes dem andern bekannt sind, und dafs die Ereignisse nicht unmittelbar nach ihrem Erscheinen besungen und aufgezeichnet wurden, wo sie dann der Geschichte und nicht der Sage anheimzufallen scheinen, und wo man auch nicht leicht Verwechselung der Namen finden wird, wenn nicht etwa mit Absicht andre Namen untergelegt worden sind. Doch wir kehren zurück.

Nachdem Hr. *M.* gezeigt, wie er solchen Einflufs von mehrern deutschen Stämmen her auf die Sage von den Nibelungen annehme, wendet er sich, da noch einige Eigenheiten der Sage ihm nicht aus deut-

deutscher Quelle ableitbar scheinen, zu einem Volke fremder Abkunft, zu den Britunen. Von diesen soll zunächst herkommen die Benennung Nibelung und durch diesen Namen sollen zuerst die 300 gefallenen Britunen bezeichnet worden seyn, welche die Sachsen bey dem Gastmahle erschlugen. Er leitet das Wort Nibelung ab von dem walischen *nef*, Himmel, wovon *nefol* (angelsächsisch oder walisch?) himmlisch; *neamhach* (irisch) himmlisch, und *naomh*, *nabh*, heilig, stammen soll.

Von diesem fraglichen *nefol* (fraglich nennt es Rec., weil er es bey den Angelsachsen nicht findet und weil die Wurzel walisch ist, die Ableitung —*ol* aber angelsächsisch scheinet) sollen nun nach des Vfs Vermuthung die Angelsachsen (?) *neveling* gebildet, und jene von ihnen erschlagenen Britunen dadurch als Heilige und Märtyrer bezeichnet haben. Diefs ist aus mehrern Gründen zweifelhaft. Erstens möchten die Angelsachsen wohl nicht die von ihnen erschlagenen Feinde als Heilige und Märtyrer bezeichnet haben, und dann würde das Wort *neveling*, wenn es vorkäme, den Sohn oder überhaupt Abkömmling eines *nefol* bezeichnen, nie aber diesen selbst. Dann aber auch kennt der Angelsachse kein *nefol*, heilig, und er würde, wenn er das Wort *neveling* hörte, es entweder ableiten von *neovel*, *nivel*, *nivol* (*cernuus*, *pronus*, *praeceps*), oder von *nyvet*, *nevel*, *nebula*, oder von sonst einem ähnlichen Worte, je nachdem *neveling* grade ausgesprochen würde. Doch giebt diese Deutung Hr. *M.* selbst nur für eine Vermuthung aus, und so mag die nach angelsächsischer Sprache gemachte Einwendung genügen, und die geforderte Widerlegung aus der *velsh Archeologie* Andern überlassen bleiben.

Aber auch der in der Sage erwähnte Drache soll britunischer Herkunft seyn, da der Drache in britunischer Sage und Mythe besonders viel vorkomme, und tiefe Bedeutung habe. Alles was der Vf. hiebey anführt, ist sehr scharfsinnig gedacht, und auch unbezweifelt, aber nur in Hinsicht auf die Britunen, und alles diefs beweiset noch gar nicht die britunische Herkunft des deutschen saglichen Drachen. Gab es denn nicht auch in germanischer Mythe einen Drachen, und hat denn Jörmungandr weniger Deutung, als sein britunischer Vetter? Hiemit soll aber keineswegs gesagt seyn, dafs Jörmungandr auf den Drachen der Heldensage auch nur den geringsten Bezug habe, nur so viel soll es darthun, dafs die Drachen bey den Germanen eben so zu finden seyen, als bey den Britunen. Auch später noch finden wir Drachen z. B. als Heerzeichen, was doch wohl auf ihre frühere Bedeutung hinweist. Nach *Rössig* (deutsche Alterth. 91) führten die Franken als Heerzeichen Löwen und Schlange, die Gothen einen gekrönten Drachen, und sogar Otto I. brauchte noch den Drachen mit darüber fliegendem Adler. (M. s. *Olbrecht de vexillo Imp. primario; Lynker de Lytzewick de vexillis et S. I. vexilliferis; Weinrich Comment. de vexil. et vexillif.* etc.) Eine goldene Schlange ward nach *Jacobi* (deutsches Volk II.) auch besonders von den Longobarden verehrt. Diefs, wie gesagt, nur zum Beweise, dafs, wie bey den Britunen, so auch bey den Germanen der Drache bedeutsam war, und dafs man, um den Drachen der Sage zu erklären, nicht erst zu fremden Völkern seine Zuflucht zu nehmen brauche. Drache und Hort gehört in der Sage zusammen, wie schon *W. Grimm* darthat, und der Drache bedeutet wohl nur die unheimliche Macht, unter deren Obhut, der Sage nach, der verderbliche Schatz steht, und die von seiner Erwerbung abschrecken soll. Spätere Sagen setzen für den Drachen gewöhnlich einen schwarzen Hund mit glühenden Augen.

Wie der Drache, so soll auch der Zwerg Albrich britunischen Ursprungs seyn, und aus britunischen Sagen in die deutsche übergegangen. Ihm sollen zu Grunde liegen der *Merddin bardd Emrys Wledig* (*Merlin*) und der *Merddin Wyllt*. Hierauf läfst sich das Gleiche entgegnen, wie bey dem Drachen, es bedarf jedoch keiner langen Widerlegung, da die Zwerge bis auf diesen Tag noch in Volkes Glauben leben, und von den ältesten Zeiten an von den Germanen, wie von andern Völkern, für unheimliche, bald gute, bald böse, Wesen angesehen wurden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

BIBLISCHE LITERATUR.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Handbuch für gebildete Bibelfreunde, welche über alterthümliche und Sprach-Dunkelheiten, so wie über interessante Oerter, Personen und Begebenheiten der h. Schrift Belehrung suchen, oder ihrem Gedächtnifs zu Hülfe kommen wollen.* Nach den bewährtesten Hülfsmitteln *alphabetisch* bearbeitet von einem Freunde des Lichtes aus Gott. 1830. IV u. 256 S. gr. 8. (1 Rthlr. 3 gGr.)

Der siebzigjährige Vf. dieser Schrift (s. die Vorrede) ist wirklich ein Freund des Lichtes, wie er sich auf dem Titel nennt, und hat mit seiner Gabe allen Beförderern einer christlichen Aufklärung und allen denen, die sie redlich suchen, ein willkommenes Geschenk gemacht. Zunächst ist sein mit grofsem Fleifse ausgearbeitetes Werk wohl nur für gebildete Nichttheologen bestimmt; aber auch Geistliche werden manches, ihnen weniger Bekannte oder wieder Entfallene hier neben einandergestellt finden. Einige Artikel hätten wohl etwas weiter ausgeführt werden können. Welchem Geiste der Vf. huldigt, kann man daraus sehen, dafs er die Schriften unserer erleuchtetsten Theologen, eines *Gesenius*, *Röhr*, *Wegscheider* u. A. sorgfältig benutzt hat. Wir können seine Schrift empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1831.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

AACHEN u. LEIPZIG, b. Mayer: *Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache;* zum erstenmale herausgegeben von *Franz Joseph Mone* u. s. w.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Beschlufs dieser Forschungen über die deutsche Heldensage macht eine Vergleichung des Liedes vom Barden *Cuhelyn* und der Gododin mit dem Liede von der Nibelungen Noth, indem der Vf. die genannten Gedichte für britunische Lieder von den Nibelungen ansieht. Die Vergleichung besteht darin, dafs er die Ereignisse, so in jenen Liedern besungen werden, auf einzelne Begebenheiten bezieht, welche das Nibelungen-Lied erwähnt. Es ist schon oben gesagt, wie ähnliche Ereignisse bey verschiedenen Völkern zu betrachten seyn möchten, und es bedarf hier keiner Wiederholung. Die Vergleichung in einer Absicht, wie sie hier ausgesprochen wird, scheint gar zu gezwungen, und allzu spitzfindig herausgekünstelt, und auch unnöthig, da sich eben auch Alles im Nibelungen-Liede aus deutschen Sitten erklären läfst, wie lehrreich und unterhaltend sie auch in andrer Hinsicht seyn mag. Den Beschlufs der ganzen Abhandlung macht die Betrachtung

E) *der Hegelingen*, d. i. der Gudrunsage, oder der Sage, welche das deutsche Gedicht von der Gudrun enthält. Ursprung und erste Gestalt der Sage wird nordfriesisch genannt, und als ihr Inhalt die Geschichte von Hagen, Hetel und Hilde angegeben. Die zweyte Gestaltung der Sage, welche jedoch nur die Grundlage des zweyten Theils des Gedichtes ausmacht, soll durch die dreyfache Vermählung der Tochter Karls des Kahlen entstanden seyn. Judith (schon ein Anklang an Gudrun!) vermählte sich zuerst 856 mit Aethelwulf, dem Könige von England, dann mit seinem Sohne und Nachfolger Aethelbald gegen 859, und zum dritten Male nach ihrer Rückkehr nach Frankreich mit dem Grafen von Flandern Baldwin dem Eisernen, welcher sie entführte. Bey dieser Gestaltung seyen auch die Normannen eingeflochten worden, da sie in dieser Zeit sowohl in Frankreich als in den Niederlanden festsafsen, und bedeutenden Einflufs auf das ganze öffentliche Leben hatten. Das normännische Uebergewicht zeige sich so grofs, dafs sogar Karl und sein Sohn Ludwig (der im Liede jedoch für den Vater stehe, da er, der Sohn, Hartmuot heifse) als Normänner dargestellt würden.

Solches ist die Abhandlung des Hn. *M.* über die deutsche Heldensage. Es wird hieraus einleuchten, dafs er in diesem Sagenkreise drey Bestandtheile annimmt: *a*) die Dietrichs-Sage, *b*) die Sage von Sivrit, und *c*) die Gudrunsage.

Die erste beruht nach seiner Meinung auf herulischen, gothischen, wandalischen, langobardischen Ereignissen; die zweyte auf cheruskischen, batavischen, fränkischen, burgundischen, angelsächsischen und britunischen Begebenheiten; die dritte aber auf friesischen, fränkischen und normännischen Geschichten. Zur ersten gehört:

A. *Dietrich.*

Dieser ist zusammengesetzt aus:

1) Alarich dem Heruler.
2) Odoaker dem Rugier.
3) Theodorich d. Wandalen.
4) Bertharith dem Langobarden.
5) Liutbrant d. Langobarden.
6) Emrys dem Britunen.

B. *Ermenrich.*

Zu seiner Bildung trugen bey:

1) Ermanareiks der Ostgothe.
2) Theodorich der Ostgothe.
3) Hunorich der Wandale.
4) Grimoald der Langobarde.
5) Aribert II. d. Langobarde.

Der zweyten fallen zu:

A. *Sivrit.*

Dieser wird dargestellt als:

1) Armin der Cherusker.
2) Claudius Civilis, der Bataver.
3) Sigbert der Ripuarier.
4) Sigbert der Austrasier.
5) Chlodowech I. d. Franke.
6) Vortimer der Britune.
7) Constantius der Britune.
8) Constans der Britune.

B. *Kriemhilt.*

Diese erscheint als:

1) Thusnelda, Segests Tochter.
2) Chlothilt, Gemahl. Chlodowechs I.
3) Brunhilt, Gemahlin Siegberts d. Austr.
4) Rowena, Hengestes Tochter.
5) Adelheit, Gemahl. Otto I.

C. *Brunhilt.*

Diese erkennen wir als:

1) Veledan
2) Fredegunt.
3) Villa, Berengars Gemahl.
4) Theophania, Otto II. Gemahlin.

D. *Etzel.*

Diesen stellt dar:

1) Augustus, Imperator.
2) Attila der Hunne.
3) Vortigern der Britune.

Doch diefs sey genug. Man wird sich die übrigen Helden der Sage, den Gunther, Hagen, Hildebrant u. s. w. leicht selbst aus dem Gegebenen zu- [illegible]

sammensetzen können, wenn diese Art der Erklärung Beyfall finden sollte. Rec. muſs gestehen, daſs ihm die deutsche Heldensage in dieser Mischung als ein wahrhaft russisches Gericht vorkommt, zu dessen Verarbeitung vor allen Dingen groſse Kraft und ziemlicher Hunger gehören mag. Aber jede Erklärung und Nachweisung der Sage aus der Geschichte, welche so überstrenge und übersorgsam ist, daſs sie jede Einzelheit der Sage in der Geschichte nachweisen will, muſs nothwendig zu einer Darstellung erwachsen, auf welche man des Horaz Gleichniſs von dem Bilde des Malers anzuwenden genöthigt ist. Sie bedenkt nicht, daſs so mancher Zug der Sage nur in dar Volksthümlichkeit des Dichters seinen Grund hat, oder in dem romantischen Glauben des Volkes, dem die Sage angehört, und daſs sich kein Volk die Sage eines fremden Volkes aufdringen läſst. Die Vergleichung der Sagen verschiedener Völker ist allerdings sehr angenehm und lehrreich, da des Volkes Denkart und Gesinnung in ihnen am treusten und reinsten bewahrt ist; aber eben deshalb muſs man sich auch hüten, die eine als durch die andre entstanden zu erklären, weil man, je mehr man Scharfsinn und Vereinungsgabe besitzt, desto weiter in das Ueberdunkle und Unbestimmbare, nur durch groſse Kunst als hieher gehörig zu Deutende, gelockt und verführt wird.

Der *zweyte* Aufsatz „ungedruckte Gedichte" überschrieben enthält 1) Glossenlieder; 2) Räthsel; 3) Niederdeutsche Gedichte, worunter besonders der *vrouwen sperwære* in niederrheinischer, und *de vier heren wenschen* in holländischer Mundart Aufmerksamkeit verdienen; 4) Volkslieder in westphälischer, kölner, pfälzer Mundart.

Unter dem im *dritten* Aufsatze angezeigten unbekannten Handschriften alter Werke, ist besonders zu beachten Willeram's Paraphrase, welche Handschrift in der Abtei Einsiedeln in der Schweiz aufbewahrt wird. Sehr lehrreich und dankwerth ist auch die *vierte* Abhandlung über die Sprüchwörter, da sie sich nicht nur über die Literatur und Geschichte, sondern auch über die Form, das Alter und den Einfluſs derselben verbreitet, und zugleich eine groſse Anzahl derselben in den deutschen Gedichten des Mittelalters nachweist.

Die *sechste* Abhandlung enthält eine genaue Vergleichung und Beurtheilung mehrer Handschriften der Jagd des Hadmar von Laber, werthvoll für eine künftige Herausgabe des Gedichtes. Gleich wichtig ist auch die *siebente* Abhandlung über die beiden Gedichte von Salomon und Morolf. Sie enthält über das Spruchgedicht *a*) literarische Nachweisungen, *b*) Bestimmung des Namens des Gedichtes, *c*) ähnliche deutsche Gedichte. Ueber das Epos verbreitet sich die Abhandlung, indem sie 1) den Namen des Gedichtes feststellt, 2) die Dichter beider Lieder beurtheilt, 3) die Quelle des Epos nachweist, und 4) die Veränderung der Sage erzählt.

Der *achte* Aufsatz enthält Nachrichten über Jacob von Warta; über die Klingen, Winterstetten, Manes und Ems; über die von Ougheim, die von Veldeke, und die Spervogel.

Die beygegebene Schrifttafel zeigt *a*) Runen aus *Isidor. Cod. Brux.* 155. *b*) zwey Zeilen Angelsächsisch aus *Cod. Brux.* Nr. 300. *c*) Probe aus derselben Handschrift von andrer Hand. *d*) Probe von dritter Hand derselben Handschrift. *e*) Probe aus den Glossen des Aldhelm, *Cod. Brux.* Nr. 471. *f*) enthält noch eine angelsächs. Probe, die übrigen aber mittelenglische, alle nach brüss. Handschr.

yt.

MEDICIN.

WIEN, im Verl. b. Tendler u. v. Manstein: *Anweisung zur gerichtlichen und pathologischen Untersuchung menschlicher Leichname.* Bearbeitet nach Anleitung der gerichtlichen und pathologischen Sectionen, wie selbe im Wiener allgemeinen Krankenhause vorgenommen werden. Von *Joseph Maximilian Staupa*, der Heilk. Dr., M. d. Geburtsh., u. unbesoldetem Practicanten beym K. K. pathol. Museum zu Wien. M. 1 Kpfrt. 1827. VI u. 238 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Daſs die vorliegende Schrift eine Lücke der medicinischen Literatur ausfülle, wird niemand behaupten, der die trefflichen Anweisungen kennt, welche *Oechy, Roose, Autenrieth, Fleischmann* u. a. zu gerichtlichen Leichenöffnungen in ihren hieher gehörigen Schriften gegeben haben. Um so widerwärtiger fällt es auf, daſs gleich auf der zweyten Seite der Vorrede des vorliegenden Buches davon die Rede ist, daſs „der Mangel einer in gerichtlicher und pathologischer Beziehung verfaſsten Anleitung zur Untersuchung menschlicher Leichname" eine von den Ursachen sey, welchen dieses Buch seine Entstehung verdankt, und daſs schon auf dem Titel erklärt wird, es sey das Buch nach Anleitung der *im Wiener allgemeinen Krankenhause* vorgenommenen Sectionen verfaſst. Hr. *St.* hätte wohl begreifen können, daſs dieſs letztere dem Leser sehr gleichgültig ist, da die Kunst, Leichen zu zergliedern, an allen Orten der Welt eine und dieselbe ist, und eben so auch wohl, daſs, wenn die medicinische Literatur Oesterreichs keine Anweisung zu Leichenöffnungen aufzuweisen haben sollte, er aus *diesem* Grunde noch nicht von dem erwähnten Mangel sprechen konnte, zumal da sich Hr. *St.* an manchen Stellen des Buches nicht ganz als Fremdling in der Literatur des Auslandes ankündigt. Aber das Buch ist im Ganzen ausgearbeitet, als habe es den Zweck, durch ein recht auffallendes Beyspiel das Urtheil zu rechtfertigen, welches öfter schon, und noch kürzlich in *Kilian's* Schrift über die Universitäten Deutschlands, gefällt worden ist über den Geist, der im Allgemeinen (an einzelnen ehrenwerthen Ausnahmen fehlt es natürlich nicht) das wissenschaft-

schaftliche Leben Oesterreichs, zumal seiner Universitäten, beherrscht, und Hr. *St.* beweist uns von neuem, dafs dieser Geist zu einer Einseitigkeit, einer Anhänglichkeit an das Veraltete, einer blinden Verehrung alles dessen, was innerhalb der Gränzpfähle des österreichischen Gebietes zu Tage kommt, und einer Unkunde oder Nichtachtung der Leistungen des Auslandes führt, die zu allen Zeiten ein bezeichnendes Merkmal beschränkter Köpfe gewesen ist, aber in keiner Zeit so nothwendig als in der unsrigen, den Gelehrten in einem bedauernswerthen Lichte erscheinen liefs. Die vorliegende Schrift giebt sehr viele Proben dieses Geistes, und es kommt ihr eben defshalb wenig zu Statten, dafs sie zugleich auf rühmlichen Fleifs des Vfs und Eifer desselben für seinen Beruf schliefsen läfst, oder es kann wenigstens dieser Schlufs nicht für die Früchte entschädigen, die überall nur die Arbeiten eines echt wissenschaftlich gebildeten, umsichtigen und freyen Geistes tragen können.

Die ganze Schrift zerfällt in *zwey* Theile, einen *allgemeinen* (S. 3) und einen *besondern* (S. 83). Nachdem der erstere den Begriff einer Leichen-Untersuchung erklärt, die Erfordernisse zu einer solchen bestimmt, die dabey zu beobachtenden Regeln angegeben hat u. s. w., spricht der letztere in *zwey* Abschnitten von der äufsern und innern Untersuchung der Leichname selbst; endlich giebt ein Anhang eine kurzgefafste Anleitung zum Einbalsamiren der Leichname (S. 233). Dafs dieses Ganze keinen Auszug zuläfst, dürfen wir nicht erst erinnern, aber die Belege zu dem vorhin Gesagten sind wir den Lesern schuldig, und dabey setzt uns in der That nur der Ueberflufs, in welchem uns der Vf. diese Belege geliefert hat, in einige Verlegenheit. Wir müssen uns darauf beschränken, aus der Menge dessen, was uns beym Lesen unangenehm aufgefallen ist, Einzelnes herauszuheben.

Dafs Hr. *St.*, gleich vielen andern medicinischen Schriftstellern Oesterreichs, nur von demjenigen Notiz nimmt, was in seinem Vaterlande gültig ist, mögen zwey Stellen des Buches beweisen, in denen dieser unläugbare Fehler eines wissenschaftlichen Schriftstellers dem Buche am meisten geschadet hat. Der Vf. spricht S. 47 von der Pflicht des Gerichts-Arztes, sich vor jeder Legal-Section die möglichst genaueste Kenntnifs von Allem zu verschaffen, was auf den Tod einen nähern oder entferntern Einflufs gehabt haben kann. Rec. erkennt diefs aus voller Ueberzeugung nach wissenschaftlichen Gründen ebenfalls als eine Pflicht des Gerichts-Arztes an. Aber wohl nur einem österreichischen Schriftsteller ist es möglich, bey dieser Gelegenheit völlig mit Stillschweigen zu übergehen (wie hier geschehen ist), dafs diese Pflicht des Gerichts-Arztes keinesweges als solche überall anerkannt ist, sondern dafs namentlich in Preufsen seit 1791 *gerade das Gegentheil* durch ein ausdrückliches Gesetz den Gerichts-Aerzten zur Pflicht gemacht ist. Dafs dieser Umstand unerwähnt geblieben ist, kann auch seinen Grund nicht darin finden, dafs jenes Gesetz mit den Forderungen der Wissenschaft nicht in Uebereinstimmung steht, denn es sind — abgesehen davon, dafs *dieser* Grund ein durchaus nicht triftiger seyn würde — auch Gegenstände mit Stillschweigen übergangen, oder wenigstens keinesweges genügend erörtert, hinsichtlich deren jene Uebereinstimmung weniger vermifst wird. So hätte z. B. S. 53 über die nothwendige Anwesenheit von Gerichtspersonen bey gerichtlichen Leichen-Oeffnungen bey der gegenwärtigen Lage der Sachen wohl etwas mehr, und auch ganz Anderes, gesagt werden müssen, als dafs diese Personen „über die Beobachtung der Formalitäten zu wachen haben"; eben dasselbe läfst sich wohl auch in Betreff der Regel, keine der drey Haupthöhlen des Körpers uneröffnet zu lassen (S. 68), behaupten u. s. w. Hr. *St.* scheint die Streitfragen gar nicht gekannt zu haben, zu denen diese und andere Gegenstände aufserhalb Oesterreichs den Lehrern des Strafrechts und der gerichtlichen Medicin Veranlassung gegeben haben. Wenn wir aber auch gern glauben wollen, dafs diese Unkunde ihm in seinen Verhältnissen wenig zur Last fällt: so ist sie darum dem Buche doch nicht weniger nachtheilig geworden.

Wie viel Raum hätte für Erörterungen solcher Art, überhaupt für die zur Sache gehörigen Gegenstände gewonnen werden können, und um wie viel kürzer würde dennoch das Ganze ausgefallen seyn, hätte nicht Hr. *St.* sich einer unmäfsigen, oft die Lust zum Weiterlesen fast unwiderstehlich ertödtenden, Breite und Weitschweifigkeit befleifsigt, die sich den Leser fortwährend als einen unwissenden Schüler vorstellt, und auch dem zu Folge vor allen Dingen weniger noch zuvörderst seinen Verstand, als sein Gedächtnifs in Anspruch nimmt. S. 3 wird uns z. B. die „*Bestimmung* (Definition) *einer Leichen-Untersuchung* dargeboten, und der Vf. sagt uns, welches der Wortbegriff derselben sey, und was sie im weitern und engern Sinne bedeute, wobey es unter andern heifst: „In engerer Bedeutung heifst die Leichen-Untersuchung jene Verrichtung eines gerichtlichen oder pathologischen Anatomen, *wo* (*sic*) er sich bemüht, mittelst zweckmäfsiger Instrumente sich einen Weg zu den verschiedenen Theilen des Leichnams zu bahnen, um aus ihren krankhaften Veränderungen auf die Ursache irgend einer Krankheit und des darauf erfolgten Todes schliefsen zu können." Anstatt so vieler Worte — wäre es nicht zweckmäfsiger gewesen, Hr. *St.* hätte genauer das Eigenthümliche der pathologischen Leichen-Oeffnungen einerseits und das der gerichtlichen andererseits bezeichnet? Eben so wird der einfache Satz: Obductionen dulden keinen unberufenen Zuschauer, folgendermafsen vorgetragen: „Alle müfsigen und unnöthigen, oft nur geschwätzigen und naseweisen Zuseher, durch welche die Aufmerksamkeit der Untersuchenden irre geleitet, gestört, oder doch sehr beunruhigt wird, sind bey einem solchen Acte nicht als gegenwärtig zu dul-

dulden, sondern sie *sollen*, wenn es nöthig ist, und sie sich durchaus aufdringen, oder der gütlichen Ermahnung widersetzen sollten, sogar durch obrigkeitliche Gewalt mittelst der erforderlichen Assistenz von Wache ernstlich abgehalten werden, und es ist überhaupt außer den von *Seite* des Gerichts zur Untersuchung bestimmten Personen Niemanden gestattet, dabey gegenwärtig zu seyn, damit die bey einem solchen Acte nothwendige Verschwiegenheit genau beobachtet werden könne." Diese unerträgliche Breite des Vortrages verbindet der Vf. an vielen Stellen mit einer Ungeschicktheit in der Wahl der Ausdrücke (unter den gewählten befinden sich auch nicht wenige provinzielle) und einem bisweilen ins Lächerliche fallenden Mangel an Logik, der bey einem Schriftsteller schwer zu entschuldigen seyn dürfte. So heifst es S. 13: „Die erste Eigenschaft der zur Untersuchung bestimmten Leiche wäre also, dafs sie *erkaltet* sey" (soll heifsen: Zuvörderst darf keine Leiche vor ihrem Erkalten geöffnet werden); hierauf wird fortgefahren: „Die zweyte Eigenschaft einer Leiche ist, dafs sie *wirklich todt* sey" Als ob diefs nicht *die erste* und dagegen das Erkalten etwas Unwesentliches wäre? Nicht weniger pedantisch erscheint es, wenn es am Schlusse des Registers aller zu Sectionen erforderlichen Werkzeuge heifst: „Auch ein mit Tinte gefülltes Tintenfafs, etliche Federn oder wenigstens Reifsbley und etwas Papier darf dem Leichenöffner nicht fehlen" (S. 45). Doch wir wollen die Geduld unserer Leser nicht weiter durch Proben aller dieser gerügten Fehler ermüden, müssen aber noch ausdrücklich bemerken, dafs es schwerlich *eine* Seite des Buches giebt, die von diesen Fehlern gänzlich frey wäre.

Will man sagen, dafs unsere Rügen nur den Vortrag des Vfs. treffen, so können wir diefs allenfalls zugeben; ja Rec. ist selbst weit entfernt, zu läugnen, dafs ein angehender Anatom in Ermangelung der oben genannten besseren Schriften sich der vorliegenden ohne Nutzen bedienen würde. Der Vf. der letzteren hat die ersteren nicht unbenutzt gelassen, er führt namentlich selbst S. 227 und 233 die Schriften eines *Fleischmann* und *Mayer* als Quellen an, aus denen seine Angaben geschöpft sind, und macht uns gelegentlich auch mit manchem merkwürdigen Präparate des pathologischen Museums zu Wien bekannt. (S. 164 geschieht z. B. einer 50jährigen Frau Erwähnung, die stets (?) mit der Blausucht [*m. coeruleus*] behaftet war, an der Wassersucht starb, und bey welcher die ganze Scheidewand der Herz-Vorkammern fehlte, die nur durch einen ein Paar Linien starken muskulösen Querbalken angedeutet war, in welchen sich die *Vena Galeni* öffnete.) Durch diesen Fleifs bey Benutzung einiger seiner Vorgänger und durch den Gewinn der eigenen Erfahrung — Hr. *St.* hat mehr als fünfhundert Leichen selbst geöffnet — hat sich der Vf. vor groben Irrthümern und vor Auslassung des Wesentlichen so ziemlich zu schützen gewufst, obwohl wir z. B. unter den Mitteln, einen Leichnam vor der Fäulnifs zu bewahren, mehrere, und namentlich die Holzsäure, vermifst haben. Aber das Talent, den zu bearbeitenden Stoff sich *ganz* anzueignen, ihn bis zur deutlichen Uebersicht zu ordnen, Einzelnes durch die eigene Erfahrung oder gar durch Kritik zu berichtigen und zu vervollständigen, und das Ganze in einem correcten, einfachen, präcisen Stile vorzutragen, müssen wir dem Vf. absprechen, und doch konnte er dieses Talent nicht entbehren, wenn die Schrift, ohne sich durch die Neuheit ihres Gegenstandes auszuzeichnen, nützlich werden sollte. Wie sehr es Hn *St.* an eigenem, scharfem Urtheile mangelt, geht unter andern daraus hervor, dafs er *funfzig* Werkzeuge als erforderlich zu Leichensectionen aufführt, und damit noch nicht zufrieden zehn besondere Geräthschaften zu gleichem Zwecke für unentbehrlich achtet. Unter diesen Umständen ist es wohl möglich, dafs mancher seiner Landsleute das Buch, wie gesagt, mit Nutzen gebrauchen wird, in andern Provinzen Deutschlands aber, in denen die erwähnten trefflichen Schriften *Fleischmann's* u. s. w. in Aller Händen sind, können die Quellen, aus denen diese „Anweisung" geflossen ist, durch eben diese letztere nicht verdrängt werden; sie enthält dazu des Eigenthümlichen zu wenig, und das Bekannte in einem zu schwerfällig schleppenden Gewande.

Die beygefügte Kupfertafel vertheuert die Schrift ganz unnöthigerweise, denn die hier abgebildete Zange, welche bey Eröffnung der Rückenmarkshöhle zur Wegnahme der bereits abgestemmten Wirbelbein-Körper bestimmt ist, läfst sehr wohl eine vollkommen deutliche Beschreibung zu. — Papier und Druck sind lobenswerth.

C. L. Klose.

PÄDAGOGIK.

Dresden, in d. Hilscher. Buchh.: *Praktische Anleitung zur Declamation für Schule und Haus,* oder Auswahl der besten zum Vortrage geeigneten deutschen Gedichte, in vierfacher Stufenfolge mit den erforderlichen Andeutungen und einer kurzen Theorie des mündlichen Vortrags von *Moritz Döring,* Conr. am Gymnasium zu Freiberg. 1830. XII u. 560 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Diese Sammlung ist reichhaltig und zweckmäfsig geordnet nach den Altersstufen und der Fassungskraft der Jugend. Nur ein Gedicht: *Göthe's* Braut von Corinth, finden wir ganz unpassend an dieser Stelle. Die Winke für den mündlichen Vortrag sind im Ganzen richtig, nur hie und da nicht deutlich und anweisend genug.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

1) Frankfurt a. M., in d. Hermann. Buchh.: *G. F. Kettembeil's deutsche Grammatik* von Dr. *Karl Ferdinand Becker*, Mitglied des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. 1829. XXIV u. 432 S. 8. (2 Rthlr.)

2) *Ebendas.: G. F. Kettembeil's Schulgrammatik der deutschen Sprache.* Von Dr. *Karl Ferdinand Becker* u. s. w. 1831. 227 S. u. VI Tabellen. (16 gGr.)

Wir haben die wissenschaftliche Form unserer Sprachlehren von den lateinischen Grammatikern überkommen, die den schöpferischen Griechen folgten, wie namentlich Priscian dem Apollonius Dyscolus. Die Grammatik neuerer Sprachen richtete sich nach der lateinischen. Die französische Grammatik, durch die Pariser Akademie, die italienische, durch die Florentiner ausgebildet, änderte einige Ausdrücke, aber nichts in der Ansicht des Ganzen. In dieser Richtung der Grammatik herrscht die Etymologie. Die äufsere Form des Wortes entscheidet über die Stelle, die demselben in der Grammatik angewiesen wird. Die syntaktische Bedeutung wird lediglich nach dem Kennzeichen der äufsern Wortform eingeordnet. Der Satz wird aus Wörtern äufserlich zusammengesetzt und das Wort nicht umgekehrt aus dem Satz begriffen. In der neuern Zeit erweiterte sich auf der einen Seite der die Sprachen vergleichende Blick und auf der andern Seite drang eine philosophische Betrachtung bis ins Gebiet der Sprache vor. Jedoch blieb die sogenannte allgemeine Grammatik in ihrer Allgemeinheit stehen, und wenn sie auch hie und da in die besondere Grammatik der einzelnen Sprachen eingriff: so verfolgte diese doch im Ganzen den gewohnten Gang. Die vorliegende Arbeit ist eben darum eine merkwürdige Erscheinung, weil sich in ihr das Allgemeine und Besondere durchdrungen hat. *Der „Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik"* (1827) von demselben Vf. enthält die allgemeine Begründung des Standpunktes, die Sprache bis in ihre einzelnen Erscheinungen hinein als Ein organisches Ganzes aufzufassen; die gegenwärtige Grammatik *) ist die Anwendung des allgemeinen Gedankens auf die deutsche Sprache insbesondere.

Das Einzelne der Erkenntnifs sollte stets zum Allgemeinen streben, wie zu seinem tiefsten Wesen; und das Allgemeine sollte ewig das Besondere suchen, wie sein leibhaftiges Leben. Dennoch lehrt die Geschichte aller Wissenschaften, dafs sich das Allgemeine stolz gegen das Einzelne hinstellt und das Einzelne blind gegen das Allgemeine kämpft. Geist und Leib sind auch hier wider einander, da sie doch auf dieser Erde nur mit einander und durch einander stark und gesund sind. Wo nun, wie in den vorliegenden Werken, nach der Vereinigung des Allgemeinen und Besondern gestrebt wird, da ziemt sich es, auf den Versuch aufmerksam zu seyn.

Diese Grammatik ist eine Grammatik der *gegenwärtigen* Sprache, und danach zu beurtheilen. Die frühern Stufen des Deutschen sind nicht ihr eigentliches Ziel. Sie bleiben indessen nicht unberücksichtigt, wo sie zur Erklärung des geltenden Standes der Dinge oder zur Begründung einer allgemeinen Ansicht dienen. Diese Seitenblicke sind aber nur in dem gröfsern Werke (Nr. 1) zu suchen und wurden von der Schulgrammatik (Nr. 2) mit Recht ausgeschlossen.

Denken und Sprechen sind im Menschen zusammen. Das Sprechen bezeichnet nicht blofs, gleichsam als brauchbares Werkzeug, den Gedanken nach aufsen; es gehört vielmehr der innersten Werkstätte des Gedankens an. Mag beym Ursprung der Sprache das Denken vorangehen und die Sprache nachfolgen, so ist doch die Sprache die Bedingung jedes ausgebildeten Denkens. Das Denken ist entweder ein Unterscheiden oder Vereinigen. Unterscheiden ist nichts anders als bezeichnen; und sind die Elemente des Denkens nicht bezeichnet und dadurch aus einander gehalten: so ist eine klare Vereinigung nicht möglich. Es ist also die bezeichnende Sprache zur wesentlichen Verrichtung des Denkens nöthig. Wenn nun die Sprache in einem so innerlichen Verhältnifs zum Denken steht, so werden auch Logik und Grammatik verwandter seyn, als beide Disciplinen anzuerkennen pflegen. Wenn das Denken in seiner eigensten Gestalt nur durch Sprache möglich wird und die Sprache nur durch das Den-

*) Die beiden in der Ueberschrift genannten Bücher sind in ihrem Wesen Eine Arbeit. Das erste kann in vieler Hinsicht als Commentar des zweyten dienen; das zweyte ist deutlicher angeordnet; wir werden daher nach diesem citiren.

Denken: so wird in dem Satze, den der Mensch bewufstlos spricht, ein tieferes Gesetz liegen. Es soll die Grammatik diefs Gesetz, das wir nach einem Gefühl der Nothwendigkeit üben, und die Gliederung, die sich uns ohne Wahl und Plan darbietet, zum hellen Bewufstseyn bringen; und wenn diefs geleistet wird, so reift an diesem Bewufstseyn der Sprache das Denken selbst. Sollte die Grammatik dieses Ziel verschmähen, so giebt sie nur äufserliche Regeln, die sich bis zu den feinsten Observationen sublimiren können, aber am Ende doch mehr auf der willkürlichen Uebereinstimmung des Gebrauchs, als auf der Nothwendigkeit des innern Grundes zu stehen scheinen. Die vorliegende Grammatik stellt sich jene höhere Aufgabe. Wenn es ihr gelingt, die Begriffe und die Zusammenfügungen derselben, wie sie ohne unser Bewufstseyn in der Sprache liegen, zum Lichte des Bewufstseyns zu erheben: so kann sie in der Hand eines einsichtigen Lehrers wie eine angewandte Logik wirken. Es werden sich die allgemeinen Begriffe unter Anleitung der Sprache selbst im Kopfe des Schülers sondern und schärfen; und je näher uns die Sprache liegt, die zum Mittel dieser logischen Vorschule gemacht wird: desto tiefer wird das Ergebnifs eindringen.

Sollten wir nun aber in den engen Raum einer Anzeige gleichsam einen Rifs des Ganzen zusammendrängen: so wäre zu fürchten, dafs dadurch das Werk verliert, das wir würdig beschreiben möchten. Wir müssen daher im Voraus auf die Schrift selbst verweisen, und uns beschränken, nur die Punkte hervorzuheben, die den Gang am meisten bezeichnen.

Es geht Ein Princip durch das Ganze durch; und dasselbe Gesetz herrscht in der Betonung und in der Flexion, wie im Satz und in der Wortstellung. Diefs Princip ist auf den einfachen Gegensatz von Thätigkeit und Seyn, von Begriff und Form desselben zurückgeführt. In der ganzen Natur erscheinen Thätigkeit und Seyn zusammen; sie sind für den Begriff einander entgegengesetzt, aber in der Erscheinung ewig vereinigt. Die Thätigkeit erzeugt ein Seyn; das Seyn ist Träger und Grundlage der Thätigkeit. In dieser wechselseitigen Beziehung fafst die Sprache den Gegensatz auf. In der Wortbildung entspringt aus dem Verbum das Substantivum, und im Satz, wie in der Zusammensetzung, herrscht der Begriff der Thätigkeit. Z. B. „Die Frau ist jung, die Frau blüht." Seyn und Thätigkeit bilden hier in ihrer Vereinigung den Gedanken; aber das Prädicat, das die Thätigkeit ausspricht, waltet im Satze vor. Ebenso in der Zusammensetzung: „Jungfrau." Der Begriff „jung" ist der Begriff der Thätigkeit, dem der Begriff des Seyns („Frau") so untergeordnet ist, dafs derselbe in eine blofse Endung übergeht (Jung*fer*.)

Insofern die Sprache das äufsere Kleid des Gedankens ist, hat sie ihren Ursprung in der schaffenden Phantasie und steht in dieser Rücksicht gleichsam in Einer Reihe mit den Erzeugnissen der Kunst. Das Wesen der Phantasie ist Bewegung, und es bot sich der Sprache die Thätigkeit, die unter dem Bilde der Bewegung erscheint, als das Erste dar. Das Verbum, der Begriff der Thätigkeit, ist das Ursprüngliche, aus dem sich die übrigen Theile der Sprache entwickeln. Die fröhliche Bewegung der Anschauung ist früher, als der mühevolle Verstand, der die Selbstständigkeit der Begriffe feststellt. Das Verbum ist daher früher, als das Substantivum. Wie dieses innerlich begründet ist, so hat sichs durch eine tiefere Sprachvergleichung im indo-germanischen wie im semitischen Stamme ausgewiesen. Dennoch steht in unsern Grammatiken das Verbum dem Substantiv voran; und obwohl die Bildung des Substantivs nur durch das Verbum begriffen werden kann, so ist man doch seit Priscian, der das Nomen zuerst abhandelte, selbst in der Grammatik solcher Sprachen, die das Verbum längst als den lebendigen Quell anerkannt haben, der Gewohnheit gefolgt. Als zuerst ein grammatisches System aus den Schulen der alten Philosophen hervorging, geschah es im Dienste des zergliedernden Verstandes; und es war daher natürlich, dafs das Substantivum als das selbstständige Seyn höher und früher gesetzt ward, als die Thätigkeit, die nur als ein Accidens der Substanz erschien. Dieser einseitigen Abstraction zu Liebe blieb man bis jetzt bey dem alten Gange und vergafs darüber die lebendige Entwicklung, die die Thätigkeit als das Erste setzt und das Seyn immer nur als ein Resultat einer Thätigkeit. Die vorliegende Grammatik hat das Verbum in sein ursprüngliches Recht eingesetzt und dadurch die Bildung der übrigen Redetheile klarer hingestellt.

Für die Sprache, in der das Leben herrscht, ist die Thätigkeit der höhere Begriff, gegen den das Seyn zurücktritt. Das zeigt der Vf. in der Wortbildung; und wir führten bereits ein Beyspiel an. Aus dem Worte Jungfrau wird Jungfer. Das Seyn (Frau), das der Thätigkeit nur zur Grundlage dient, hat den untergeordneten Ton und sinkt durch diese Unterordnung zur blofsen Endung herab. Im Satz wird im Allgemeinen das Prädicat, das den Begriff der Thätigkeit enthält, als der bedeutsamere Theil mehr betont. Bey den verwickeltsten Satzverhältnissen weifs sich im Ton immer der Begriff, der als Thätigkeit über dem andern steht, geltend zu machen. Auf diese Weise führt der Vf. den Werth des Gegensatzes von Thätigkeit und Seyn durch die Sprache hindurch. Es überrascht am meisten, wie darin der Ton der Rede sein Gesetz anerkennt. Freylich ist nicht derjenige Ton gemeint, in dem der Redende unausgesprochene Nebengedanken, stillschweigende Gegensätze zu verstehen giebt. Ein solcher Ton, der mehr rhetorischer Natur ist und den der Vf. als Redeton vom grammatischen Ton unterscheidet,

durch-

durchbricht den ruhigen, gleichförmigen Gang der Rede durch etwas Fremdartiges, das wie ein Widerschein von aufsen hineinfallen soll. Der grammatische Ton, der in Wort und Satz die natürliche Einheit der verbundenen Elemente bezeichnet, hebt die Begriffswörter über die bloſsen Formwörter, die Vorstellung der Thätigkeit über die Vorstellung des Seyns. Der Ton der Rede schien bisher wie ein flüchtiger Hauch dem fesselnden Gesetze zu entweichen *). Man gewahrte die Seele, die in demselben lebt, und scheute sich davor, wie vor etwas, das über aller Regel liege, das nicht gelehrt, sondern nur gefühlt werden könne. Der Vf. geht hier tiefer ein. Die Grammatik begnügte sich früher, den Ton, der das alleinige Eigenthum des Sprechens ist, an den Gebrauch d. h. an die Beobachtung des Lebens zu verweisen; sie lehrte daher eigentlich nur richtig schreiben. Jetzt dringt sie bis in die erste natürliche Gewalt der Sprache, bis in die Betonung vor. Wäre dadurch auch für den gebornen Deutschen, der das Gefühl der Betonung aus dem gemeinsamen Leben empfängt, praktisch nichts gewonnen: so ist doch die Wissenschaft bereichert und für den Ausländer, der Deutsch lernen will, gleichsam die Note zum Ton gefunden. Man braucht ihm nur das gegebene einfache Gesetz in der mannichfaltigen Anwendung zu erklären, und man wird dadurch seiner herumirrenden, schwankenden Aussprache einen festen Halt geben.

Mit dem Ton hängt ein anderes Verhältniſs zusammen, auf das zuerst der Vf. durchgreifend hingewiesen hat; es ist das, was der Vf. in Wort und Satz *Rhythmus* genannt hat **). Wenn die Gestalt eines Wortes der Ausdruck des Begriffs und der Form desselben ist oder der Ausdruck einer Thätigkeit und des Seyns, das diese Thätigkeit in sich trägt; wenn ebenso der Satz Begriffe und an den Begriffen ihre Formen und Beziehungen ausspricht oder eine Thätigkeit als zu einem Seyn gehörig darstellt: so herrscht auch hier der oben bezeichnete Gegensatz. Ein Gleichmaſs in dem, was den Begriff und die Form, und was die Thätigkeit und das Seyn bezeichnet, bildet den Rhythmus eines Wortes oder Satzes; eine Ungleichmäſsigkeit erzeugt ungestaltete Wörter oder Sätze, die von dem Vf. so genannten Afterformen. Wenn sich die Begriffswörter häufen, so wird die Form verdunkelt; erhalten die Wörter oder Silben, die nur Formen und Beziehungen bezeichnen, das Uebergewicht, so schleppen die Begriffe. Der Ton wird erleichtert, die Klarheit steigt, wenn die einzelnen Glieder des Satzes ein Gleichmaſs dieses Rhythmus durchdringt. Einige Beyspiele solcher Wörter und Sätze, die der Vf. Afterformen nennt, werden hinreichen, das Gesagte zu erläutern (§. 21.) Das Wort *heuch-ler-isch-est-er* bezeichnet nur den Einen Begriff heucheln; indessen sind demselben eine Masse von Formen und Beziehungen angehängt, ein Nebenbegriff des Adjectivs, der Superlativ, das Geschlecht u. s. w. Die Häufung dieser Formsilben überschüttet den ursprünglichen Begriff, der in der ersten Silbe liegt, so daſs er kaum zum Vorschein kommt, und beleidigt durch die Menge der tonlosen Endungen das Ohr. — In andern Fällen sind die Begriffswörter gehäuft, und die Beziehungen, die durch die Formwörter bezeichnet werden, sind gleichsam in der Masse der Begriffe begraben; der Gegensatz von Thätigkeit und Seyn ist dadurch wie unleserlich geworden. Z. B. Reichsoberpostamtszeitungsschreiber (§. 72.) Dieselbe Arhythmie verdirbt die Sätze, wie der Vf. §. 255 zeigt. Z. B. „Er hatte sich aus Furcht durch dringende Vorstellungen zu seiner Sicherheit eine Wache ausgewirkt." Man hört sogleich dem Satze an, daſs das Ebenmaſs überschritten ist. Der Hauptbegriff (Wache) ist durch die vorangehenden Nebenbestimmungen, die sich zu ihm auf eine ähnliche Weise, wie die Form zum Begriff verhalten, übertäubt. Vgl. §. 271, wo das Ebenmaſs in den Gliedern des zusammengesetzten Satzes in demselben Sinne behandelt wird. Wer die angeführten Paragraphen vergleicht, wird erkennen, wie Ein Gedanke durch alle Gestaltungen hingeht, wie die verschiedenen Theile zu Einem Ganzen zusammenstimmen. Diese Betrachtung des Rhythmus ist besonders belehrend. Ein Gefühl des Lebens in der Sprache hat immer vor den Afterformen in Wort und Satz gewarnt. Aber dennoch finden wir ganze Perioden der Literatur, in denen das plastische Gefühl der Sprache erstorben scheint, wie in den Schriften aus dem Ende des 17ten und dem Anfang des 18ten Jahrhunderts. Noch jetzt wacht der Kanzleistil über solche steife Formen, als wären dieselben ein groſses Gut. Es wird diese Lehre des Rhythmus dazu dienen, das Ebenmaſs nicht mehr dem bloſsen, schwankenden Gefühl zu überlassen, sondern das dunkle Bewuſstseyn aufzuhellen. Wir halten daher diese Parthie der Grammatik für ein wahrhaftes Correctiv des Stils. Möge sie der Vf. durch Beyspiele und Nachweisung an Beyspielen noch weiter ausführen. Der Stil hat eine künstlerische Natur in sich. In der Kunst hilft aber das Wissen allein nichts; das Wissen muſs zum Können werden; und dazu leitet die Anschauung bestimmter Fälle am sichersten an.

Die Laute und Buchstaben sind in der Einleitung zur Wortbildung faſslich und tief behandelt. Die Wortbildung und die Lehre der Flexion geht auf die hier entwickelten Gesetze ebenso zurück, wie die Syntax der Sätze auf die in der Einleitung gegebenen logischen Unterscheidungen. So schlieſst sich auch hier Alles zusammen.

Der

*) Vergleiche jedoch dankbar die Verdienste von *Johann Heinrich Voſs* in der Zeitmessung der deutschen Sprache S. 11 ff. mit den hier von einer andern Seite eröffneten Untersuchungen.

**) Man vergleiche den Ausspruch bey *Aristoteles rhetor.* III. 8 *δεῖ τῇ μακρᾷ ἀποκόπτεσθαι καὶ δήλην εἶναι τὴν τελευτὴν μὴ διὰ τὸν γραφέα μηδὲ διὰ τὴν παραγραφήν, ἀλλὰ διὰ τὸν ῥυθμόν.*

Der Vf. hat früher der Wortbildung der deutschen Sprache eine eigene Untersuchung gewidmet (1825.) Aus dieser ist das Wesentliche in die Wortbildung der vorliegenden Grammatik übergegangen. Nur steht die Wortbildung hier mit ihren Bedingungen, wie sie in der Lautlehre enthalten sind, und mit ihren Folgen, wie sie sich besonders im Geschlecht der Substantive zeigen, enger zusammen. Es ist diefs eine fruchtbare Seite. Das Geschlecht der Substantive erschien bis jetzt unserer Grammatik als zufällig. Diese bannte daher das Geschlecht aus ihrem Kreise und verwies auf die Wörterbücher. Man ahndete höchstens in einzelnen Endungen die Analogie des Sprachgebrauchs. Der Vf. zeigt, wie sich im Ganzen das Geschlecht nach der Weise der Bildung des Wortes richtet. Es entwickelt sich ihm das Substantiv aus dem Verbum zuerst durch den Ablaut (binden, Bund) und diese Ablautsformen sind im Allgemeinen männlich; — dann durch einen an den Stamm angehängten Vocal oder Zungenlaut (binden, Bind-e, fliehen, Fluch-t) und diese Mittelformen sind in der Regel weiblich. Die Sprofsformen d. h. die durch Flexionssilben gebildeten Substantive haben ihr nach der Endung bestimmtes Genus. Die Zusammensetzungen folgen dem Geschlecht des Wortes, auf das der durch die Zusammensetzung hinzugefügte Begriff, wie auf den Träger desselben, bezogen wird. Z. B. das Wein*glas*, wo Glas das zum Grunde liegende Seyn ist, Wein der auf dasselbe bezogene Begriff. Der Vf. hat hier Bahn gebrochen und besonders für Ausländer, denen das Geschlecht unserer Sprache so schwer fällt, viel geleistet.

Die Conjugation hat an Uebersicht gewonnen; und auch hier liegt ein schöner Stoff, der in die deutschen Sprachlehren für Ausländer übergehen wird? Es sind alle Verba unter drey Hauptformen der Conjugation gebracht, unter die alte Form, die durch den bald helleren, bald verdunkelten Ablaut bezeichnet wird (z. B. binden, band, gebunden), unter die neue Form, die ohne Veränderung des Stammvocals durch Endungen gebildet wird (z. B. liebe, liebte, geliebt), und unter die unregelmäfsige Form, die die Bildung alter und neuer Form gleichsam verschmilzt (z. B. bringe, brachte, gebracht).

Auch die Declination strebt nach einer klareren Einfachheit; und die in den deutschen Sprachlehren angeschwollene Zahl der deutschen Declinationen löst sich hier in zwey Hauptformen auf, in die alte, die die Casus durch verschiedene Endung scharf bezeichnet und die neue, die sich in allen Casus mit der angehängten Endung — *en* begnügt. Dabey sind freylich der Umlaut des Plurals und einige Abweichungen besonders zu berücksichtigen. Doch fügen sich die vorliegenden Fälle ohne Zwang. Der Conjugation wie der Declination liegen *Grimm's* grofse Forschungen zu Grunde. Doch stellte sich das Ergebnifs klarer dar, da nur die gegenwärtige Stufe der Sprache in Betracht kam und daher eine Menge Erscheinungen wegfielen, die sonst die Einheit der Uebersicht erschwert hätten.

In der Conjugation ist ferner der scheinbar schwankende Gebrauch der Hülfswörter *seyn* und *haben*, die das Präteritum bilden, durch nähere Gründe bestimmt (§. 117). Es sind Infinitiv und Particip von den Modus ausgeschlossen und zusammen unter dem allgemeinen Namen der Mittelwörter aufgefafst, weil der Infinitiv zwischen Verb und Substantiv, das Particip zwischen Verb und Adjectiv in der Mitte steht. Auf das Unbestimmte in ihrer Bedeutung ist klarer, als bisher, hingewiesen. Der Infinitiv des Activs wird in vielen Verbindungen passivisch gebraucht. Die Participien schwanken ebenfalls zwischen activer und passiver Bedeutung und gehen oft völlig ins Adjectiv über.

Die Pronomina sind sachgemäfser eingetheilt und bey ihnen, wie in den Präpositionen und Conjunctionen ist das Synonymische treffend erörtert. In den Präpositionen wird die ursprüngliche räumliche Bedeutung von der nachfolgenden causalen und dem noch späteren die Casus vertretenden Gebrauch unterschieden; und diese Unterscheidung, in der sich auch wieder der Gegensatz von Begriffswörtern und Formwörtern und der Uebergang von jenen in diese offenbart, verbreitet über das Logische der Präpositionen Licht. — *Jean Paul* sagt irgendwo in der Levana: „wenn das Kind zuerst eine Conjunction richtig gebrauche, so entwickele sich in ihm ein kleiner Philosoph." Die Conjunctionen sind gleichsam die Logiker unter den Redetheilen und bezeichnen die feinsten wie die schärfsten Verbindungen und Beziehungen. Ihr Werth scheint oft nur im Gefühl zu ruhen und sie sträuben sich gegen eine bestimmende Umschreibung. Aber der Vf. hat sie mit Klarheit zu ordnen und mit Schärfe zu unterscheiden gewufst. Dieser Abschnitt der Grammatik wird besonders dazu anleiten, den Gedanken logisch zu üben.

Die Syntax pflegt in der Grammatik den Satz äufserlich zusammenzusetzen; sie pflegt die Redetheile, wie in der Etymologie, nach einander abzuhandeln; und ihre Theile, durch keinen beherrschenden Gedanken in sich gebunden, fallen aus einander. Die vorliegende Syntax setzt den Satz nicht zusammen: sie entwickelt ihn gleichsam innerlich aus sich heraus, und aus dieser Entwicklung ergeben sich die Theile selbst. Die Syntax der alten griechischen Grammatiker schied das Rhetorische nicht und war, das abgerechnet, nur ein Anhang der Etymologie. Die Syntax der Neuern vermischt das Lexicalische. Es fehlte den Theilen bisher das zum Ganzen vereinigende organische Band.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

1) Frankfurt a. M., in d. Hermann. Buchh.: *G. F. Kettembeil's deutsche Grammatik* von Dr. *Karl Ferdinand Becker* u. s. w.

2) *Ebendas.*: *G. F. Kettembeil's Schulgrammatik der deutschen Sprache.* Von Dr. *Karl Ferdinand Becker* u. s. w.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. geht von der einfachsten Gestalt des Satzes aus (§. 210). Z. B. „der Vater schreibt." Was das Prädicat aussagt, giebt einen neuen Begriff zum Substantiv hinzu; und dieser Begriff ist der eigentliche Grund und Zweck des Satzes. An dem Prädicat erscheint als ein Zeichen der Verbindung mit dem Subject die Congruenz und es erscheint an ihm als am Verbum die Beziehung der Personen, der Zeit und des Modus. Es entspringt hieraus 1) das *prädicative* Satzverhältnifs, das diese Erscheinungen umfafst. Da sich nun sowohl das Subject als Substantiv als auch das Prädicat durch hinzutretende Bestimmungen erweitern kann, so erzeugt die Erweiterung des Substantivs 2) das *attributive*, die Erweiterung des Prädicats 3) das *objective* Satzverhältnifs. Das attributive Satzverhältnifs wird das attributive Adjectiv (z. B. „der gebeugte Vater") und den attributiven Genitiv (z. B. „der Vater des Freundes *) umfassen; das objective Satzverhältnifs wird das begreifen, was auf das Verbum als Object bezogen ist, also die das Verbum ergänzenden Casus und die adverbialen Beziehungen. (Z. B. „er schreibt einen Brief, er schreibt heute einen Brief an den Freund"). — Wenn ein Glied der Satzverhältnisse sich zu einem eigenen Satz ausbildet, so entsteht der aus Haupt- und Nebensatz zusammengesetzte Satz. Der Nebensatz wird sich demnach zum Hauptsatz verhalten, wie ein Glied der oben angeführten Verhältnisse, und die Syntax des zusammengesetzten Satzes gestaltet sich dadurch auf eine übereinstimmende Weise. So ordnet sich die Syntax gleichsam aus sich selbst heraus, und nicht, wie es geschieht, nach der äufsern Form der Etymologie.

Dadurch ist nun manches, was früher neben einander stand, weil die Form dieselbe war, aus einander getreten. Was sich oft gegenseitig verwirrte, weil man über die Gleichheit der Form die Verschiedenheit des Begriffs verkannte, steht jetzt getrennt. Dahin gehört namentlich der attributive und objective Genitiv (z. B. „der Vater des Freundes" attributiver Genitiv, „ich erinnere mich seiner" objectiver Genitiv; der Genitiv „seiner" ist das Object zum Verbum „erinnern"). Man hat diesen von dem Vf. so genannten objectiven Genitiv von dem Genitiv des Objects zu unterscheiden, der sonst objectiver Genitiv heifst und in dem ein passiver Sinn liegt (z. B. „die Berufung eines Arztes" d. h. der Arzt wird berufen). Dieser Genitiv des Objects gehört als das Substantiv bestimmend zum attributiven Genitiv. Der objective Genitiv (z. B. „ich erinnere mich seiner, ich entbehre des Freundes") ist schwerlich zu erklären, wenn man ihn aus dem attributiven Genitiv (z. B. „der Vater des Freundes") ableiten will *); und weil man beide Arten der Genitive als Eins betrachtete, konnte man mit dem objectiven nicht recht fort und behandelte ihn wie eine Ausartung; und zog in den Fällen, wo der Sprachgebrauch bey einem und demselben Verbum Genitiv und Accusativ zuliefs, den Accusativ als den richtigeren Casus vor. Dagegen erhebt sich die Geschichte der Sprache. Der objective Genitiv ist in solchen Fällen der ältere Casus; und der Accusativ verdrängte ihn erst später, weil entweder das Gefühl für den Sinn des Genitivs gewichen war, oder weil sich in vielen Fällen die Weise der Vorstellung geändert hatte. Der Vf. zeigt, dafs der objective Genitiv der Richtung „woher" entspreche, dafs er das bezeichne, was die Thätigkeit der Verben anregt oder hervorruft (§. 241). Z. B. „er wird der Flamme gewahr" d. h. die Flamme ruft die Wahrnehmung hervor; „er begehrt des Weines" d. h. der Wein regt das Begehren an. Die Anschauung änderte sich indessen; die Aufsenwelt verlor für sie an Leben; und was früher als das von aufsen Anregende erschien, erscheint später nur als das todte Object der Tätigkeit. Daher spricht man jetzt mehr „er wird die Flamme gewahr" (Accusativ, blofser Gegenstand der Wahrnehmung), „er begehrt den Wein" (leidendes Object des Begehrens), statt der ältern Ausdrücke: „er wird der Flamme gewahr", „er begehrt des Weines."

Wie

*) Der scharfsinnige Apollonius Dyskolus geht in diesem Irrthum den Grammatikern voran, vgl. *περὶ συντάξεως* III, 32 (*ed. Sylburg.*) *ἔστι γοῦν ἡ προκειμένη συζυγία τῶν ῥημάτων τοιαύτη· κτῆμα τῶν βασιλέων οἱ ὑπόντες. διὰ τοῦτο βασιλεύω τούτων, ἡγεμονεύω, στρατηγῶ* etc. etc. vgl. I, 50 *ἡ γὰρ πτῶσις ἡ γενικὴ κρατεῖ τὴν κτητικὴν ἔννοιαν.*

Wie sich der attributive und objective Genitiv mit Erfolg trennen, so trennen sich auch das attributive und prädicative Adjectiv. Das prädicative Adjectiv, d. h. das Adjectiv als Ausdruck des Prädicats (z. B. „der Mann ist wach", gehört zum prädicativen; das attributive Adjectiv, als Erweiterung des Substantivs (z. B. „der wachsame Mann") zum attributiven Satzverhältnifs. Die Unterscheidung geschieht nicht dem System zu Liebe; sie wird im Deutschen von der Sprache selbst geboten. Der Vf. zeigt und zwar, so viel wir wissen, zuerst, dafs im Deutschen eine Anzahl Adjective nur attributiv, eine andere nur prädicativ gebraucht wird. (§. 148 vergl. §. 218. §. 228.) Z. B. „die heutige Predigt", aber nicht „die Predigt ist heutig"; umgekehrt „der Freund ist eingedenk", aber nicht „der eingedenke Freund" u. s. w. Wenn wir Deutsche diesen Unterschied im Gefühl haben, so wird die ausdrückliche Trennung für den Ausländer wichtig, der aus andern Sprachen die Meinung mitbringt, als könne jedes Adjectiv sowohl als Attribut, als im Prädicat stehen.

Die logische Gestaltung der Syntax und die Vergleichung anderer Sprachen nöthigte den Vf. einen Casus aufzustellen, für den es weder im Deutschen noch in den meisten übrigen Sprachen eine eigene Flexionsform giebt. Es ist diefs dasjenige Verhältnifs, wo das Object nicht als leidendes Object, sondern als *Wirkung* der Thätigkeit gedacht wird. Der Vf. nennt diesen Casus den *Factitiv.* Z. B. „jemanden einen Lügner schelten"; das Object des *Scheltens* ist der Acc. „jemanden"; die Wirkung der Factitiv „einen Lügner"; „jemanden zum Consul erwählen, *creare aliquem consulem*, „zum Consul" Factitiv, Wirkung der Wahl; „für einen Biedermann halten" u. s. w. Das sind Fälle, in denen man namentlich im Lateinischen zur Erklärung des doppelten Accusativs von einer Apposition gesprochen hat, wieder nur von der äufsern Form, nicht vom innern Begriff geleitet Ferner „zum Beyspiel dienen" „*exemplo esse*", wo es unmöglich ward, den Dativ mit der eigentlichen persönlichen Bedeutung des Dativs zu vereinigen. Wenn man die Masse solcher Fälle unter dem allgemeinen Gesichtspunkte des Factitivs zusammenfafst, so gewinnt dadurch offenbar das logische Verständnifs der Sprache. Es bleibt dabey der tiefern Erforschung aufbehalten, nach welchen Vorstellungen sich in den Sprachen so verschiedene Formen für den Ausdruck des Factitivs bildeten. Man wird das Casusverhältnifs des Factitivs nur dann bestreiten, wenn man die Syntax im Dienste der Etymologie behandelt und nur diejenigen Verhältnisse als verschieden anerkennen will, die durch eine verschiedene Flexion bezeichnet sind. Dieser Einwand beruht auf einer einseitigen Abstraction. Wollte man nach diesem Grundsatz verfahren, so wäre im Französischen und Englischen Nominativ und Accusativ derselbe Casus, da sich ihre Form äufserlich durch nichts unterscheidet. Uebrigens erkennt namentlich die finnische Sprache die Nothwendigkeit des Factitivs durch eine eigene Casusform an (s. *Becker* Organism der Sprache §. 81. S. 225).

Die deutsche Wortfolge erscheint dem flüchtigen Blick als regellos. Der Deutsche beherrscht sie unbewufst; der Ausländer begreift sie selten. Es ist dem Vf. gelungen, das einfache Gesetz, das unserm Gefühl der Wortfolge zum Grunde liegt, deutlich darzulegen. Der Vf. unterscheidet zu dem Ende die *gemeine* und *umgekehrte* Construction. Jene ist die gewöhnliche Wortfolge, der normale Gang der Worte, wenn weiter kein Nebenbegriff von aufsen her angedeutet wird; diese hebt die Elemente des Satzes aus dem natürlichen Gefüge heraus, um dadurch Vorstellungen hervorzurufen, die nicht ausgesprochen werden, aber gefühlt werden sollen; jene entspricht dem grammatischen, diese dem rhetorischen Ton. In der gemeinen Construction folgt im Allgemeinen der Hauptbegriff den untergeordneten Begriffen nach, z. B. „der Muth hat gesiegt", wo in dem Worte „gesiegt" die Seele der Vorstellung liegt. Soll aber ein gedachter Gegensatz angedeutet werden, so wird die Construction umgekehrt, und das Wort, das im Gegensatz gedacht wird, tritt vor die Copula voran. Z. B. „*gesiegt* hat der Muth", mit dem Nebenbegriff, dafs man erwartete, der Muth werde *nicht* siegen. Die Copula stellt sich in der gemeinen Construction gleich hinter das Subject; z. B. „der Knabe trinkt Wasser", wo „trinkt" als Copula betrachtet wird, da es dieselbe in sich gebunden enthält. Zwischen Prädicat und Copula tritt das Objectiv, z. B. der Knabe hat Wasser getrunken, wo sich Copula und Prädicat in zwey Elemente aufgelöst haben, zwischen denen das Object „Wasser" steht. In diesen und wenigen andern Sätzen hat der Vf. die Wortfolge dargelegt und es befriedigt sich in dem gegebenen Gesetz unser Sprachgefühl vollkommen. Es verdient dasselbe für die Bildung des Stils alle Aufmerksamkeit. Wenn Sätze, wie so oft, bey treffenden Bezeichnungen zu stocken scheinen, so liegt gewöhnlich die Schuld an der verfehlten Wortfolge. Nur wo dieselbe richtig heraus gefühlt ist, geht die Rede ohne Anstofs und mit dem natürlichen Nachdruck fort.

Wenn nun die Syntax in dieser Grammatik sich gleichsam emancipirt und ein selbstständiges Princip gewonnen hat, so mufs vielleicht auf der andern Seite die Verbindung zwischen Etymologie und Syntax noch mehr hervorgehoben werden. Es bleibt noch übrig zu zeigen, welchen Einflufs die Flexion auf die Syntax geübt hat. Die reichere Flexion hat stets die Freyheit der Syntax erweitert; die Verarmungen der Endungen mehr und mehr beschränkt oder Abweichungen veranlafst. Darin möchten wir den Grund mancher in der Grammatik angeführten Erscheinungen suchen. So hat gewifs der Mangel einer scharfen Flexion die Einführung der Präpositionen statt der Casus begünstigt (vgl. §. 232). So scheint uns auch das Ueber-

Ueberspringen des Conjunctivs in den Conditionalis (§. 224) dadurch herbeygerufen, dafs sich die Flexion des Conjunctivs im Pluralis nicht von dem Indicativ unterscheidet. Dieser Grund wird klar, wenn man in den S. 153 angeführten Beyspielen den ursprünglichen Conjunctiv festzuhalten sucht. Es würde sich der Mühe lohnen, diese Seite der Sprache, durch die sich die Form des Wortes und die Form des Satzes gegenseitig erweitern und beschränken, durch alle Theile der Syntax durchzuführen. Es würde dadurch die Einheit der ganzen Sprache noch mehr hervorleuchten.

Wir haben versucht, den Charakter der vorliegenden Sprachlehre in einigen Zügen darzustellen. Im Einzelnen würden wir, unbeschadet der Ehre des Ganzen, hie und da abweichen. Da wir indessen von dem Buche viel gelernt haben, so will es uns nicht in den Sinn, dasselbe in Wenigem wiederum lehren zu wollen.

Wir erwarten, dafs das Buch den logischen Sinn in der Grammatik neu anrege und den grammatischen Unterricht schärfe, und wünschen daher, dafs es Eingang in die Schulen finde. Das Neue des Systems mag anfänglich den Lehrern schwierig seyn; aber den Schülern ist es leichter, weil es sachgemäfs ist. Der Vf. räth in der Vorrede der gröfsern Sprachlehre, den Unterricht auf eine grammatische Analyse der Sätze zu gründen. Wird diese mit Schärfe im Sinne der Grammatik geleitet, so gewinnt der Schüler die allgemeinen Sprachbegriffe, die ihm jede fremde Sprache erleichtern werden, gleichsam durch eigene Thätigkeit. Der Vf. giebt dazu eine beachtenswerthe Anweisung.

Es ist indessen ein Uebelstand nicht zu verkennen, der sich erst heben wird, wenn des Vfs Leistungen durchdringen. Die grammatischen Bezeichnungen liefsen sich mit den gangbaren nicht immer in Uebereinstimmung bringen; und schon in den gangbaren herrscht eine grofse Verschiedenheit. Der Schüler wird dadurch verwirrt. Wenn z. B. in der einen Grammatik das als *verbum reflexivum* auftritt, was in einer andern *verbum medium*, in einer dritten *verb pronominal* genannt wird: so hält der Schüler, dem es an Uebersicht fehlt, diese drey Namen für Namen von verschiedenen Dingen. Wenn Ein Lehrer die Grammatik der verschiedenen Sprachen lehrte, so wäre es ihm leicht, die Sprache der einen in die der andern zu übersetzen. Soll nun dieses Mifsverhältnifs den Fortschritt einer wissenschaftlichern Grammatik hemmen? — Wir sind der Meinung, dafs das Bessere überall der Feind des Guten ist und dafs jenes sich auch hier über dieses erheben wird. Da die vorliegende Grammatik mit einer tiefern Einsicht in das allgemeine Wesen der Sprache geschrieben ist: so werden die andern Sprachlehren nach und nach auf diesem Wege folgen.

Die Arbeiten des Vfs werden das Studium der deutschen Sprache unter Ausländern befördern und erleichtern. Auch dafür möge ihm Deutschland dankbar seyn. Es ist erfreulich, dafs selbst in dem fast nur praktischen England seine wissenschaftlichere Grammatik eine schöne Anerkennung findet *).

*) Dr. *C. Fr. Becker grammar of the german language.* London, *J. Murray* 1830.

RELIGIONSPHILOSOPHIE.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Der Christbaum des Lebens.* Eine Festgabe für sinnige Frauen und Freunde, von *H. König.* 1831. 419 S. 8. (2 Rthlr.)

Der etwas seltsame Titel dieses Buches hätte uns bald vom Lesen desselben zurückgeschreckt, indessen belehrten uns die ersten Blicke auf seinen Inhalt, dafs wir es mit einem belesenen, geistreichen und gewandten Schriftsteller zu thun hatten. Wenn uns nun manches auch von dem, was nicht in dem Buche des *Räthsels* sondern dem des *Errathens* und der Lösung steht, eine Hieroglyphe geblieben ist, so müssen wir doch dem Ganzen unsern Beyfall zollen. Die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts durch Religionen und Philosopheme von dem ersten Naturdienste und den Naturmythen an bis zu dem erhabensten Lichte im Christenthume zu schildern, ist der Zweck des Buches. Der kenntnifsreiche Vf. führt uns von den heiligen Ufern des Ganges bis zu den Palmen Palästina's und weiset überall das Göttliche in seiner verschiedenartigen, durch Zeit und Ort bedingten Umhüllung nach. Man erkennt die wunderbare Uebereinstimmung einzelner in Bildern verkörperter Ideen. Ueberraschend sieht man, wie die Menschheit überall auf Erden und zu jeder Zeit an der Hand der Liebe wandelte, und wie die Gottheit sich ihr immerdar geoffenbart hat. Als den Culminationspunkt erkennen wir das Christenthum in dem persönlichen Auftreten seines erhabenen Stifters, vorgebildet auf mannichfache Weise in den heiligen Lehren der Asiaten, Griechen und Israeliten. Aber auch die spätern Verirrungen des Christenthums, als äufsere Verehrung, in der Hierarchie und der Buchstäblerey, werden erwähnt und gezüchtigt. Merkwürdig ist es, wie der Vf. überall im Einzelnen die stufenweise Entwickelung des geistigen Lebens mit dem organischen Fortschreiten der Naturbildung in den thierischen Wesen, von der Molluske bis zum Menschen, vergleicht. Die Vergleichungspunkte sind freylich hier oft mehr überraschend und witzig, als in der Wahrheit begründet. Ueberhaupt ist die Sprache nicht immer rein von seltsamen Ausdrücken und Bezeichnungen. Man möchte diese als Wasserzweige des üppig wachsenden Baumes hinwegwünschen. Z. B.: „Auf dem urväterlichen Herde kocht gewissermafsen und sprudelt die Familie zum Volksstamm über" — „dem *Plato* ging sein heiliger Lehrer voraus, der grofse Raupenvertilger, der Sophisten-Verlacher Sokrates." — „Man darf wohl sagen, dafs Christus an einem

einem zu grofsen Herzen gestorben sey. Es war ein Herz für die ganze Welt und doch nicht weit genug für das Judenthum." Doch das Sentenzenartige in dem Stile des Vfs zeigt sich auch auf eine weniger blendende mehr gehaltreiche Weise. Z. B.: „Dort kommen die Pietisten zusammen. Was treiben sie doch? Schliefsen sie das Tagebuch ab über ihr freundliches heiteres Wirken? Nein, sie tunken in *einen* Napf und lassen ihre Seifenblasen Himmelfahrt halten; sie zählen ihren stillen Hochmuth an stillen Gebeten ab." — „So unbedingt wie der Indier können wir die *Andacht* nicht preisen, sie ist eine Glut, die von jedem Holze und gerade von faulem oft am lohesten brennt, wenigstens am buntesten, wegen der sinnlichen Stoffe, die in der geistigen Glut mit aufflackern. Und nicht ohne *allgemeine* Bedeutung ist es, dafs in den Religionen, an deren Tempel wir eben vorübergekommen, gerade die glühendste Andachtübung alle Tugendlehre verschlungen hat. So wird die Andacht vielmal zur Feuersnoth und macht moralisch bettelarme Leute." — „Man hat dem Christenthume den Vorwurf gemacht, es biete keine ästhetische Seite. Hätte man aber das Christenthum recht begriffen, so würde man inne geworden seyn, dafs es eben gar keine *Seite* bietet, sondern nur *Seele* für alle Seiten des menschlichen Lebens. Es läfst der Forschung alle Wege offen, giebt der Kunstbildung alle Stoffe frey, legt der Staatsentwickelung keinen Zwang auf, schreibt dem bürgerlichen Leben keine Gleise vor, ja fesselt selbst die Lustbarkeiten des Lebens mit keinen asiatischen Sperrhölzern!" — Wie viel herrliche Wahrheit ist in folgender schönen Stelle, die eine Parabel für sich bildet: „Der heilige Christbaum steht noch mit den schimmernden Gaben behängt und umlegt. Durch die Fenster hinaus leuchtet er immer weiter in die Nebel, die vor seinen Kerzen zu weichen scheinen; der Jubel der Beschenkten wird in öder Winternacht immer fernerhin vernommen. Aber noch sind die himmlischen Gaben nicht angerührt; mit gefalteten Händen, staunend und entzückt, stehen die Kinder des Hauses und sehen mit andächtigen Augen ihren Reichthum an. Den Nachbarn, den Herbeykommenden deuten sie mit frommen Fingern, mit leuchtenden Augen auf die Bescherung und erzählen von dem himmlischen Geiste, welcher sie ihnen heruntergebracht. *Der* aber hatte geboten, die reichern Geschenke zu verbreiten und das eigne, beglückte Herz war zum Mittheilen bestimmt. So werden nun die Gaben fromm berührt und im andächtigen Drange eifrig herumgereicht. Wie nun die Einen austheilen, die Andern annehmen, entsteht über den Geschenken selbst ein kindischer Streit. Zwischen der ersten und den weitern Mittheilungen ist ein immer wachsender Unterschied; die Prüfung erscheint, die Mutter des Haders. Schon fassen die Eifernden mit weniger Andacht; bald wird man an den heiligen Christgeschenken fingern, zerren und krümmen. O welche Wehmuth durchrieselt mich, indem ich erzählen soll, wie die Kinder am heiligen Christmorgen die Geschenke vom grünen Baume lösen, wie sie des Mittags hadern, des Abends schon Einiges zerbrechen, und wie nach wenig Wochen die schimmernde Bescherung befleckt und entstellt ist. O der Menschenkinder! Aber sie halten dann gewifs am sorgfältigsten über den Christgaben, wenn diese nur erst den Schmutz der Spielerey an sich tragen!" — Der Schlüssel zu der Allegorie liegt in der christlichen Kirchengeschichte. — Aber beherzigen möchte Jeder, was der Vf. zum Schlusse sagt: — „Damit ist angedeutet, was in diesen Tagen kirchlichen Zwistes und eifernder Widerwärtigkeit höchste, heiligste Aufgabe für Jeden ist; dafs er nämlich in Freyheit und Liebe den wahren *Geist* des Christenthums begreife und ihn in seinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weise entwikkele. Das Leben ist der wahre Christbaum. Also gilt es darum, dafs jeder Einzelne, selbstständig lebend zu einem Zweiglein erwachse, damit sich in lebendiger individueller Andacht die Blüthen entfalten. Dann wird Pfingsten im grofsen Festjahre des Christenthums gefeyert werden, wo des Lebens Christbaum mit Blüthen übergossen und der heilige Geist in Gestalt feuriger Zungen über Alle gekommen seyn wird." —

SCHÖNE LITERATUR.

Kempten, b. Dannheimer: *Tobias.* Ein episches Gedicht von *Joh. Friedr. v. Meyer.* Mit sieben lithographirten Zeichnungen von Prof. *Julius Schnorr. Zweyte* verb. Ausg. 1831. 212 S. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Die Geschichte des Tobias bietet allerdings einen schönen Stoff zu einem idyllischen Epos dar, und der Vf. des vorliegenden hat denselben auch im Einzelnen recht gut zu handhaben verstanden. Nur scheint dem Ganzen die Einheit darum etwas zu fehlen, weil eine Alles durchdringende Idee nicht sichtbar wird. Es finden sich also einige sehr ansprechende Schilderungen, ohne dafs doch über das ganze Gedicht der Zauber der Genialität ausgegossen wäre. Die Hexameter sind gröfstentheils rein und wohlklingend und selten werden sie, wie im folgenden,

Sondern du bist mir zum lieblichen Jüngling hinübergewichen,

durch den Mangel der Cäsur im dritten Fufse schleppend. Die lithographischen Skizzen sind des Meisters würdig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

PHILOSOPHIE.

Gotha, in d. Hennings. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie* für alle wissenschaftlich Gebildete. Von *Ernst Reinhold*, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Jena. 3 Bände. 1828—30. XL u. 548 — XVI u. 599 — XIV u. 609 S. gr. 8. (8 Rthlr.)

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Vfs, ein Handbuch der Geschichte der Philosophie für alle wissenschaftlich Gebildete auszuarbeiten. Das wahre philosophische Erkennen ist nicht eine unfruchtbare Speculation, welche in einem kalten oder dunstigen Luftkreise über dem Leben und ohne Verbindung mit demselben schwebte: es soll ins Leben eindringen, zu einer klaren Auffassung desselben und zu einer sichern Rückwirkung darauf uns in den Stand setzen. Die Philosophie soll demnach mit dem gesellschaftlichen Leben und den mehr besonderen Wissenschaften in einem ununterbrochenen lebendigen Wechselverkehr stehen. Bieten diese der Philosophie einen unendlichen Reichthum von zu verarbeitenden Thatsachen und von Problemen; so soll die Philosophie Licht verbreiten über das Dunkel der Probleme, soll die scheinbaren Widersprüche der Thatsachen auflösen vermöge einer tiefer dringenden Zergliederung; und bey einer gesunden und lebendigen Entwickelung beider werden sie so einander durchdringen, dafs, was im Leben oder in irgend einer historischen Wissenschaft Neues aufgegangen ist, in kurzer Zeit zum Eigenthum der Philosophie, und die Ergebnisse der schwierigsten philosophischen Untersuchungen wenigstens in einigen Jahrzehenden Bestandtheile der allgemeinen Weltansicht werden. Die Philosophie ist daher auch, indem ihr die Aufklärung und Feststellung des *Allgemein*-menschlichen zur Aufgabe gesetzt ist, nicht eine Wissenschaft, welche man, seinen besonderen Interessen gemäfs, für seine Betrachtung sich erwählen oder zur Seite liegen lassen könnte; sondern *jeder* wahrhaft wissenschaftlich Gebildete, als solcher, wird ein lebhaftes Interesse an ihr nehmen müssen, indem er in ihr allein die tiefste Lösung und den innersten Einheitspunkt finden kann für die Aufgaben und Erkenntnisse, welche ihn sonst beschäftigen. Das zweyte Unternehmen des Vfs ist also ein [illegible]hr tief in dem allgemeinen Bedürfnisse begründ[illegible]es und dankenswerthes. Er bemerkt dabey seh[illegible]ichtig in der Vorrede zum ersten Bande (S. V), dafs er bey der Ausführung dieses Unternehmens keineswegs geglaubt habe, der allgemeinen Fafslichkeit die Gründlichkeit aufopfern zu müssen. Zu voller Klarheit ausgebildete philosophische Lehren müfsten für jeden Mann von Wissenschaft und Geist in ihrer ganzen Tiefe verständlich und anziehend dargelegt werden können; und wo man diefs nicht vermöge, sey es immer ein Zeichen, dafs eine gewisse Lehre noch nicht in der Reife ausgebildet sey, in welcher sie erst der Mittheilung würdig zu werden anfange. Die Geschichte der Philosophie aber (ebend. S. XXI) haben nur diejenigen Lehrgebäude und Ansichten zu charakterisiren, „welche, zufolge der in ihnen sich aussprechenden Kraft und Eigenthümlichkeit des Denkens, einen merklichen Einflufs auf die Fortbildung der Philosophie gewonnen, oder, wenn zufällige Umstände ihnen diesen Einflufs entzogen haben sollten, ihn gegenwärtig noch zu üben geeignet seyen"; die besondere Bestimmung seines Unternehmens erfordere überdiefs (S. XXXIV), die Resultate des eigenen selbstständigen Quellenstudiums „mit angemessener Kürze, Vollständigkeit und Fafslichkeit darzustellen, und zwar nur die Resultate, nicht die ihnen zum Grunde liegenden kritischen Untersuchungen", auch „den Gesichtspunkt sorgfältig festzuhalten, aus welchem die philosophischen Bestrebungen eine universalhistorische Bedeutung haben, damit nicht Zeit und Mühe der Leser durch Gegenstände in Anspruch genommen werden, welche ihren Erwartungen nicht genügen, und den verheifsenen Gewinn nicht mit sich führen können."

Ein Werk dieser Art mufste schon im Allgemeinen andere Dimensionen haben, als eine kritisch-gelehrte Geschichte der Philosophie. Vielleicht ist es überhaupt unzweckmäfsig, den philosophischen Systemen des Alterthums eine so ausgedehnte Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie diefs gewöhnlich geschieht: indem sie uns auf der einen Seite zu fern liegen für das tiefere Verständnifs der Gegenwart, und auf der andern Seite unsere Kenntnifs von ihnen, trotz der angestrengtesten Bemühungen, doch immer in sehr hohem Maafse Fragment und Vermuthung wird bleiben müssen. Für den dem Vf. dieses Handbuches vorliegenden Zweck mufsten sich diese Gründe noch verstärkt geltend machen; und wir finden es daher sehr angemessen, dafs er die morgenländische Philosophie, weil „ihr noch ein bestimmter wissenschaftlicher Charakter mangele", ganz ausgeschlossen, und von den ungefähr gleich starken Bänden nur den *ersten* der alten oder grie-

chischen Philosophie, den *zweyten* den nach dem Wiederaufleben gesunderer wissenschaftlicher Forschungen ausgebildeten Systemen bis auf Kant, den ganzen *dritten* den seitdem hervorgetretenen gewidmet hat.

Der Bericht, welchen der Vf. über diese Systeme abstattet, ist durchgängig treu und unverfälscht. Wo es sich thun liefs, giebt er die philosophischen Untersuchungen mit den Worten ihrer Urheber; wo diefs nicht möglich oder angemessen war, genau an dieselben sich anschliefsend, und es ist dem Rec. nur selten vorgekommen, dafs er bey der Uebertragung einer in einer fremden Sprache dargestellten philosophischen Lehre den Ausdruck eines Begriffes mit einem andern vertauscht wünschte. Bey wichtigern Sätzen sind in den Anmerkungen die Originalstellen mitgetheilt. Wenn das System eines philosophischen Denkers von ihm in einer einzigen Schrift entwickelt ist, folgt der Vf. auch der Anordnung dieser; wo mehrere Schriften zusammenzufassen waren, hat er die Untersuchungen lichtvoll aneinander gereiht. Die Darstellung derselben ist leicht und gewandt. Der Vf. spricht in der Vorrede zum dritten Bande die Hoffnung aus, dafs man der Unparteylichkeit und Richtigkeit seines Berichtes in der einen Periode, wie in der andern, die Anerkennung nicht versagen werde; und Rec. bekräftigt diefs im vollsten Maafse. Der Vf. hat kein Lieblingssystem, welches er bey seiner geschichtlichen Darstellung geltend machen will.

Eher könnte man dem Vf. einen Vorwurf darüber machen, dafs seine Darstellung in manchen Beziehungen zu treu oder nichts als treu sey. Der Vf. hatte *Tennemann's* abschreckendes Beyspiel vor Augen, der von Anfang an jedes philosophische System aus dem Standpunkte der Kantischen Ansicht beurtheilt, und nach dem Maafse der Einstimmigkeit mit dieser belobt oder verwirft, ja bey welchem meistentheils schon die ganze Auswahl und Gliederung des Berichtes durch diese aufdringliche Einmischung gestört und von der vollen Wahrheit mehr oder weniger abgelenkt wird. Der Vf. des vorliegenden Werkes scheint dem Rec. in das entgegengesetzte Extrem verfallen zu seyn. Die Beurtheilung äufsert sich nur ganz im Allgemeinen rühmend oder tadelnd über die Talente und Leistungen der philosophischen Schriftsteller, geht aber nirgend ins Einzelne ihrer Lehrsätze ein. Sollte es nicht einen Mittelweg geben zwischen diesen beiden Aeufsersten? — Hat man zuerst die fremde Untersuchung wahr und vollständig dargestellt, so wird man dann, ohne dem Urheber derselben Unrecht zu thun, und ohne selbst eine positive Entscheidung zu geben, im Einzelnen wie im Allgemeinen nachweisen können, worin sie sich widerspreche, in welchen Punkten sie den Anforderungen des Problemes nicht genüge, und wie eben hiedurch andere ausgezeichnete Geister zu tieferen Untersuchungen hingedrängt worden seyen. — Der Vf. erinnert an mehrern Stellen, dafs den Entwickelungen der philosophischen Lehren ein mit Nothwendigkeit bedingter Fortschritt zum Grunde liege. Aber er weist denselben nicht im Besondern nach. Diefs wäre für den blofs allgemein wissenschaftlich gebildeten Leser, der gleichsam nur von aufsen hineinblickt in die Philosophie, um so nöthiger gewesen; und es kann geschehen ohne alle Einmischung subjectiv-beschränkter und einseitiger Ansichten.

Mit dieser Ausstellung gegen das vorliegende Werk stehen einige andere in enger Verbindung. Blofs allgemein-gebildeten Lesern liegen die strengwissenschaftlichen philosophischen Probleme und deren Lösung überhaupt etwas fern; sie bleiben zu kalt und ohne Interesse dabey. Es möchte daher für den Geschichtschreiber der Philosophie nicht unzweckmäfsig seyn, wenn er dieselben sich näherte, indem er sich ihnen nähert durch Darstellung der Einflüsse, welche die Philosophie und die mehr besondern Wissenschaften auf einander ausgeübt haben, und indem er diejenigen Entwickelungen des allgemeinen Culturfortschrittes charakterisirt, welche das philosophische Erkennen in sich abspiegelt und dann wieder mannigfach modificirt. Hierin sind schon mehrere Historiker, auch der Philosophie, mit nachahmungswerthem Beyspiele vorangegangen. Aber gesetzt auch, wir wollten diefs nicht verlangen, so ist es doch nothwendig, die philosophischen Entwickelungen selber so viel als möglich in ihrem lebendigen Zusammen- und Gegeneinanderwirken zu ergreifen. Dagegen in dem hier vorliegenden Werke uns wenig mehr gegeben wird, als Auszüge aus einzelnen Schriften, durch wenige allgemeine Bemerkungen in Verbindung gesetzt. Hiebey finden wir überdiefs fast keine Mittelstufen zwischen einer ganz ausführlichen Darstellung und einer kurzen Angabe der Titel oder des Hauptinhaltes der Werke. Nach des Rec. Ansicht müfste eine historische Darstellung dieser Art deren sehr viele haben. Auch geht der Vf. sehr kurz hinweg über die Schicksale der philosophischen Lehren bey ihrer weitern Ausbreitung, und begnügt sich meistentheils, die Namen ihrer vorzüglichsten Anhänger zu nennen. Und doch ist eine bestimmte charakterisirende Darlegung der Art und Weise ihrer Ausbildung und ihres Verfalles nicht nur für die Steigerung des Interesse, sondern auch für ein innerlich-lebendiges Verständnifs derselben von Wichtigkeit: vorzüglich so lange wir noch den Werth eines philosophischen Systemes, wenigstens zum Theil, nach seinen Früchten zu messen genöthigt sind. Von gleicher Wichtigkeit ist auch nicht selten die Polemik entgegengesetzter Ansichten gegen einander. Auch über diese aber berichtet der Vf. nur in allgemeinen historischen Andeutungen und nirgend so, dafs wir von der Reibung und dem lebendig fördernden Ineinander-greifen derselben eine klare Anschauung gewönnen.

Ueberhaupt (und diefs ist das einzige, was Rec. in Hinsicht der sonst, wie oben bemerkt, durch Unparteylichkeit und Vorurtheilfreyheit ausgezeichneten

neten Auswahl zu erinnern hat) hält der Vf. nur *fertige philosophische Systeme* seiner Aufmerksamkeit werth. Die Grundlage oder den Mittelpunkt jedes philosophischen Systemes (bemerkt er in der Vorrede zum zweyten Bande, S. IV ff.) bildeten die mehr oder weniger entwickelten Ansichten, welche dessen Urheber von der Form, der Entstehungsweise und den Schranken des menschlichen Erkennens habe; und es gelte daher nicht bloss von der Metaphysik, sondern auch von der Moral, Rechts- und Religionsphilosophie, dass sie nur als Glieder eines organischen Ganzen, welches auf bestimmten erkenntniss-theoretischen Principien ruhe, einen wissenschaftlichen Werth besitzen. Rec. will sich hierin dem Vf. keineswegs entgegestellen. Auch nach seiner Ansicht vielmehr ist die Zergliederung des im Bewusstseyn Vorliegenden die Hauptaufgabe für den Philosophen; und er ist weit entfernt, das Verdienst systematischer Einheit zu verkennen. Aber diese letztere scheint ihm bey dem Vf. in viel zu grosser Gunst zu stehen, und denselben zu einem unbilligen Verkennen derjenigen Leistungen, welche der systematischen Form entbehren, zu einer übermässigen Schätzung derer zu verleiten, die hiedurch, und vielleicht durch weiter nichts ausgezeichnet sind. Die erste Grundbedingung ist, nach des Rec. Ansicht, die *Wahrheit* unserer Erkenntnisse; erst wenn wir dieser gewiss sind, handelt es sich um ihre systematische Anordnung. Macht man die letztere zur ersten, ja, wie diess in unseren Zeiten nur zu oft geschehen ist, zur alleinigen Aufgabe für die Philosophie, so ist grosse Gefahr vorhanden, dass man, statt das Wirkliche zu erkennen und darzustellen, nur *mit Dichtungen systematisch spiele.* Indem nun der Vf. das Systematische überall als höchsten Maassstab anlegt, hat er eine nicht geringe Anzahl von Denkern, welche sich die schätzenswerthesten Verdienste um die Philosophie erworben haben, entweder ganz übergangen, oder doch zu wenig berücksichtigt; auch ist es eben daher abzuleiten, dass in seiner Darstellung (und gewiss nicht zu Gunsten gerade des besondern Zweckes, welchen er sich gesetzt hatte) die praktische Philosophie zu sehr zurücktritt gegen die theoretische, und besonders gegen die Metaphysik.

Wir überblicken nun das Werk mehr im Einzelnen. Die Geschichte der griechischen Philosophie theilt der Vf. in vier Perioden, von welchen die erste bis auf Sokrates geht. Ihr Charakter lässt sich im Allgemeinen dadurch bestimmen, dass (Th. I. S. 364) „ausschliesslich das theoretische Interesse den noch einseitigen physikalischen Speculationen zum Grunde liegt." In der weitern Ausführung ist es dem Vf. eigenthümlich, dass er alle philosophischen Denker, ausser den Eleaten und Pythagoräern, unter den Namen „*Ionische* Philosophen" zusammenfasst. Gemeinsam ist ihnen, dass sie, befangen im Sinnlichen, ihre Bemühungen darauf richten, den Urgrund aller Erscheinungen in der sichtbaren Natur und den Ursprung der Welt auf eine für die Einbildungskraft anschauliche Weise aus einem beweglichen und veränderlichen körperlichen Stoffe und einer bewegenden veränderlichen Kraft zu erklären. Bey der Darstellung im Einzelnen lässt der Vf. dem Thales, Anaximandros und Anaximenes (welcher letztere, „indem er in empirischen Beobachtungen und Versuchen mehr leistete und daher auf sie als Hülfsmittel zur Lösung des obersten speculativen Problems mehr Werth legte", von der Annahme der unbestimmten Qualität des Urstoffes wieder abging,) zunächst den Heraklit folgen. Sein Vorzug besteht darin, dass er erstens die stete Bewegung in der Natur, und zwar durch den Kampf der Gegensätze, und zweytens die Wahrheit anerkannte, dass dem unkräftigen Grundstoffe auch die allgemeine Denkkraft, das Bewusstseyn seiner selbst und der aus ihm entspringenden Allheit der Dinge zukommen müsse. In Hinsicht des Anaxagoras hält es der Vf. (S. 55) wenigstens für zweifelhaft, ob er das Geistige als etwas durchaus Immaterielles gedacht habe. Er konnte ihn als eine den Aether an Feinheit übertreffende, und vornehmlich durch ihre vollkommne Reinheit und Ungemischtheit vor allen übrigen Stoffen ausgezeichnete Materie denken. Empedokles mag zwar in seiner dichterischen Darstellung den Parmenides vor Augen gehabt haben; auch haben in einzelnen Punkten Pythagoräische und Eleatische Ansichten unverkennbar auf ihn gewirkt; doch schliesst auch er sich an die Ionischen Physiker an; und eben so Leukippos und Demokritos, indem aus der noch unentschiedenen Naturlehre der Ionier (S. 77) der reine Materialismus eben so wohl hervorgehn konnte, als pantheistische Lehren und der dualistische Theismus des Anaxagoras. — Die *Eleatische* Schule giebt „das erste Beyspiel des Zutrauens zu der Kraft und Selbstgenugsamkeit des über die Sphäre der Wahrnehmung sich völlig erhebenden Denkens; auch sehen wir (wenn auch ohne bestimmte Ausbildung dieser Begriffe) das Metaphysische und das Physische zuerst für die Betrachtung geschieden hervortreten." Vom Zenon nimmt der Vf. an, dass seine Polemik nicht gegen die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, sondern gegen die Lehrmeinungen derjenigen Philosophen gerichtet gewesen sey, welche den Gegensatz zwischen der apriorischen Einheitslehre und der physikalischen Theorie nicht zugeben wollten. Er wollte, ohne die empirische, für die Wahrnehmung gegebene Realität der Vielheit und Bewegung zu bestreiten, nur die Nichtigkeit der vermeinten reinen vernünftigen Erkenntniss derselben nachweisen. — Die *Pythagoräische* Schule stellt der Vf. sehr hoch: sie traf zwischen dem einseitigen Realismus und dem einseitigen Rationalismus der beiden vorigen die rechte Mitte, machte sich frey von dem Beschränkten in beiden Vorstellungsweisen, und vereinigte ihre Vorzüge. Unter den Zahlen versteht er (S. 148) die Maasse, welche, das Mannigfaltige oder die unbestimmte Materie begrenzend, sie zu einer bestimmten machen: zunächst der Gestalt und dann

allen

allen der Gestalt inhärirenden Eigenschaften, Zuständen und Veränderungen nach.

In der Darstellung der *zweyten Periode* (bis auf Epikur und Zenon) nehmen mit Recht Platon (S. 185 bis 237) und Aristoteles (S. 242—354) den gröſsten Raum ein. Die Lehren beider sind sehr zweckmäſsig zusammengestellt; nur hätte Rec. (gemäſs dem früher Bemerkten) gewünscht, daſs der Vf. den Gegensatz zwischen beiden mehr hervorgehoben und bestimmter charakterisirt hätte. Was die Ideen betrifft, so ist der Vf. der Meinung, daſs Platon sie, weder von dem bestimmbaren Mannigfaltigen noch von Gott zu irgend einer Zeit getrennt gedacht habe. Wo Ausdrücke vorkommen, welche dieſs auszusprechen scheinen, gehört dieſs nur der bildlichen Darstellungsweise an; Gott und die Ideenwelt sind nicht der Zeit, sondern nur dem innern Wesen nach (φύσει) eher; sonst die Welt ebenfalls ewig und nie entstanden (vgl. S. 206 ff.). Bey der Darlegung der Aristotelischen Lehre hat es Rec. besonders gefreut, daſs der Vf. nicht (wie dieſs in der letzten Zeit nur zu oft geschehn) darauf ausgegangen ist, in die in vielen Beziehungen unbestimmten Begriffe ein neueres System hineinzulegen. — Die *dritte Periode* (bis zum Ende des Streites zwischen der Stoa und der neuern Akademie) unterscheidet sich dadurch von der zweyten, daſs in ihr kein originelles System mehr, sondern nur Combinationen der angenommenen Lehrbegriffe hervortreten; daſs (im Gegensatz gegen die erste Periode; die zweyte allein zeigt die rechte Gleichmäſsigkeit) jetzt die praktische Tendenz zur leitenden wird; und daſs der Skepticismus einen gröſsern Einfluſs ausübt. Bey den Stoikern hebt der Vf. (S. 426) als wesentlichen Fortschritt hervor, daſs sie zuerst die mathematisch-physikalischen und die medicinisch-physiologischen Untersuchungen bestimmter von der philosophischen Physik geschieden; bey Gelegenheit der neuern Akademie spricht er (S. 463 ff.) zugleich von allen früheren und späteren Skeptikern des Alterthums: was Rec., nach dem früher Bemerkten, nicht billigen kann. Wir vermögen zwar in der alten Philosophie das lebendige In-einander-greifen entgegengesetzter Entwickelungen nur sehr unvollkommen aufzufassen; um so mehr aber müssen wir uns hüten, selbst diese Auffassung noch zu verkümmern, indem wir die Lehren aus ihrer historischen Ordnung herausreiſsen. — In der Darstellung der *vierten Periode* giebt der Vf., nachdem er kurz von der Ausbreitung und Entartung der griechischen Philosophie bey den Römern und von den Vorgängern der Neuplatonischen Philosophie (Philo und Numenios) gesprochen, von dieser, oder vielmehr vom Systeme des Plotin, nur eine gedrängte Uebersicht, weil (S. 492) ihr „phantastisch-dialektischer Mysticismus" nichts anders sey, als „eine Abart, eine wahre Entartung der philosophischen Bestrebungen, und ein Gemisch aus fremdartigen, zu keiner Harmonie vereinbaren Elementen: aus griechischer Dialektik und morgenländischer Phantasieanschauung." Rec. ist hierin ganz der Meinung des Vfs, nur weiſs er nicht, wodurch die vom Vf. so sehr gerühmten neuesten deutschen Systeme einen so gar wesentlichen Vorrang vor den Neuplatonischen behaupten möchten.

(*Der Beschluſs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Spiele der Muse*, von *J. B. Rousseau.* Nebst einem Vorworte von *La Motte Fouqué.* 1829. 8. (1 Rthlr. 8 Ggr.)

Die Muse des Hn. *Rousseau* spielt mitunter recht leicht und angenehm, im Allgemeinen aber ist sie doch zu ernst, religiös und sinnig, als daſs wir Alles, was sie giebt, für ein Spiel hinnehmen möchten. Sie spielt mit der Liebe, sie tändelt mit den Blüthen des Frühlings, aber selbst unter diesen Spielen und Tändeleien klingt bedeutungsvoll ein Grundton hervor, der eine tiefe Anschauung der Welt verkündigt, der das bezeichnet, was wir ein poetisches Gemüth nennen. Ein sehr artiges und sinniges Spiel finden wir in dem Gedichte: *„Rose und Traube"*, wo der Vf. beginnt:

„Brich eine Ros' im Garten,
Mein Lieb', und gieb sie mir,
Ich will mit Rosenliedern
Dir dankbar seyn dafür."

Mit Anmuth schlieſst dann die letzte Strophe:

„Die Traube laſs uns theilen,
Mein Lieb', sie spricht von mir,
Vom Sang, der mich belebet,
Tönt er entzückt zu Dir."

Dagegen wird uns eine erhabene und würdevolle Hymne in dem *Gebete am Palmsonntage* geboten, in welchen sich eine echte, tief ergreifende Poesie der Religion ausspricht. Wir halten dieses Gedicht für eine der trefflichsten poetischen Gaben der neuern Zeit und müssen dann eben wieder wahrhaft bedauren, daſs der nämliche Dichter in dem Gedichte: *Letzter Trost,* — einer Nachahmung der peinlichen *Heine*'schen Verzweiflungspoesieen — eine ganz andere, tadelnswürdige Gottanschauung an den Tag legt und mit einem so widerlichen Bilde schlieſsen konnte: wie *der Wurm im Grab ist, der uns als letzter Freund die Lippen wegküſst.* Zum Glücke findet sich in der Sammlung keine weitere Verirrung dieser Art, und wenn wir nächst dieser dem Vf. eine wunderliche Liebedienerey gegen *Napoleon* (S. 169), wo er ihm *ein Gemüth, wie Krystall so rein* (!) beylegt, als eine Modeschwäche solcher jungen Leute übersehen, an welchen in ihrem Kindesalter die napoleonische Zeit wie ein buntes Puppenspiel mit Soldatenherrlichkeit und mannichfaltigem, ein Kind erfreuendem Wechsel vorübergegangen ist; so bleibt noch des Schönen und Guten genug, um einen wahrhaften und wohlwollenden Freund der Dichtkunst zu befriedigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

PHILOSOPHIE.

GOTHA, in d. Hennings. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie* — — Von *Ernst Reinhold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im *zweyten* Bande (vom Wiedererwachen der philosophischen Bestrebungen im Mittelalter bis auf Kant) beginnt der Vf. mit einem Ueberblick, zuerst über die Scholastik (nur von *Scotus Erigena* und *Anselm von Canterbury* spricht er etwas ausführlicher), dann über die „Gegenwirkungen gegen die Scholastik von Seiten der philosophischen Kenner der alten Literatur" (S. 74—124). Nicht einverstanden kann hier Rec. damit seyn, dafs unter diesen auch *Baco* (S. 113—24) aufgeführt, und von ihm nichts weiter, als seine bekannte Eintheilung der Wissenschaften mitgetheilt wird. *Baco's* Gegenwirkung ging, ihrer Grundrichtung nach, gewifs nicht von der Kenntnifs der alten Literatur aus; und wenn auch seine Methode, welche, nach vielen ausdrücklichen Erklärungen von ihm, die philosophischen Wissenschaften, und namentlich die Behandlung der Psychologie, eben so wohl, wie die äufseren Naturwissenschaften, umgestalten sollte, für jene nicht so unmittelbar und durchgreifend sich wirksam erwies, so ist er doch gerade hierin als der Repräsentant derjenigen Richtung zu betrachten, welche, durch die ganze neuere Philosophie fortgesetzt, trotz der vielfachen und noch wieder in unserer Zeit eingetretenen Rückkehr zur Scholastik, zuletzt gewifs den Sieg davon tragen wird.

Die nun folgenden Darstellungen von *Des-Cartes* Dualismus (S. 127—92) (dabey Geulinx und Malebranche), von *Spinoza's* Pantheismus (S. 222—85), von *Locke's* Theorie des Erkenntnifsvermögens (S. 287 bis 353), von *Leibnitzen's* Idealismus (S. 356—407) und von der Leibnitzisch-Wolfischen Philosophie (S. 407—473) sind, nach des Rec. Ansicht, sehr gelungen. Nur hätte er wieder die genauere Charakteristik einiger Denker gewünscht, welche, ohne ein vollständiges System aufgestellt zu haben, doch in freyerer Einwirkung einen nicht unbedeutenden Einflufs auf die Entwickelung der Philosophie ausgeübt haben. So hätte eine bestimmtere Angabe der von Gassendi gegen Des-Cartes geltend gemachten Einwendungen (S. 183) höchst interessant werden können; so eine genauere Ausführung der Gegensätze und Beziehungen zwischen Des-Cartes und Locke und zwischen diesem und Leibnitz. Bey der Entwickelung der Locke'schen Ansichten hat sich der Vf. zu eng an Locke's eigene, in manchen Beziehungen eben nicht lichtvolle Anordnung angeschlossen; es hätte vielleicht manches, was von Locke allerdings getrennt vorgetragen worden ist, zweckmäfsiger verbunden werden können (z. B. die an mehren Stellen wiederkehrenden Erörterungen über die abgeleiteten Eigenschaften). — *Crusius* und die übrigen Antiwolfianer sind (S. 475) mit Recht übergangen; aber von *Tschirnhausen* hätte Rec. mehr als das S. 407 Beygebrachte gewünscht. Am allerwenigsten aber kann es Rec. gut heifsen, dafs von den englischen Moralphilosophen, welche sich so unschätzbare Verdienste um die Ausbildung der Philosophie erworben haben, und deren genauere Charakteristik, gerade für den besonderen Zweck des Vfs, so höchst interessant hätte werden können, gar nichts weiter angeführt wird, als (S. 537 in einer Anmerkung) ihre Namen, Geburts- und Sterbejahre; nicht einmal die Titel ihrer vorzüglichsten Werke. Selbst wenn der Vf. nur den äufsern Erfolg zum Maafsstabe nehmen wollte, hätte er wissenschaftliche Leistungen nicht übergehen dürfen, die einen so grofsen Einflufs ausgeübt haben auf eine Richtung unserer deutschen Philosophie, auf welche es freilich jetzt Mode geworden ist, mit Verachtung herabzublicken, die aber bey einer unparteyischen Würdigung als nicht so gar unbedeutend erscheinen möchte, und auf jeden Fall mehre Jahrzehende hindurch die herrschende gewesen ist. Eben so werden von *Hartley, Priestley* und *Helvetius* (S. 535) nur die Namen angeführt; und überhaupt von den philosophischen Forschungen fremder Völker bis in die neuesten Zeiten hin, nur die von *Condillac, Bonnet, Berkeley* und *Hume* ausführlicher dargestellt, und zuletzt die von *Reid* kurz erwähnt, als „eine eigenthümliche Art der Verirrung von der Bahn der philosophischen Forschung", welche darin bestehe, dafs die blofse Angabe gewisser allgemein vorhandener Grundsätze und Ueberzeugungen und die Behauptung ihrer Nothwendigkeit und Unerklärlichkeit für philosophische Begründung gehalten werde. Rec. will diefs Verfahren nicht rechtfertigen; aber haben auch die Werke von *Reid* keinen wesentlichen *Fortschritt* begründet für die Philosophie, so sind sie doch als ein *wesentlich nothwendiger Rückschritt* für die Geschichte derselben von grofser Bedeutung, und bieten in der Art und Weise, wie sie diesen gethan haben, vieles Interessante und Belehrende dar. — Ueberhaupt wäre es gerade für den eigentlichen Zweck

Zweck des Vfs sehr angemessen und wünschenswerth gewesen, wenn er am Schlusse seiner Darstellung einen allgemeinen Ueberblick über den jetzigen Zustand der Philosophie in allen gebildeten Ländern gegeben, und besonders unter den Engländern *Dugald Stewart* und *Brown*, unter den Italienern *Galuppi* und *Gioja*, unter den Franzosen *Tracy*, *Laromiguière* und *Cousin* näher charakterisirt hätte. Dem Historiker ziemt völlige Unparteylichkeit; und wenn es daher auch manchen unserer Systemmacher zu verzeihen seyn möchte, dafs sie überhaupt nur eine einzige Gedankenreihe kennen, so mufs doch ein Geschichtschreiber der Philosophie sich für alles offen und empfänglich zeigen.

Bey der neuern deutschen Philosophie hat der Vf. blofs die philosophisch-*orthodoxe* Entwickelung unserer Philosophie dargestellt; die Opposition, wie sie durch *Platner*, *Aenesidemus-Schulze*, *Jacobi* und Andere gebildet worden ist, nur mit wenigen Worten berührt. Allerdings bilden diese letzteren keine bestimmte Schule, während jene durch eine, für den ersten Anblick in Einer Reihe fortlaufende Tradition einen glänzenden Schimmer um sich zu verbreiten gewufst haben. Aber selbst dem äufserlichsten Beobachter mufs es doch ein gewisses Mifstrauen gegen diese einflöfsen, dafs wir die letzten Systeme dieser Reihe einzig und allein mit demjenigen beschäftigt sehen, was für immer aus der Philosophie, als einer wahrhaft begründeten und besonnenen Wissenschaft, auszuschliessen, *Kant*, den auch sie für ihren Meister erkennen, an unzähligen Stellen seiner Werke als die eigentliche Grundabsicht derselben bezeichnet hat. Also der Lebens- und Mittelpunkt, entweder des Kantischen oder dieser Systeme, mufs ein gänzlich falscher und nichtiger seyn. In welcher Art aber auch der Vf. hierüber entscheiden, oder diese Entscheidung von sich ablehnen mochte, so stellt sich doch diese Opposition, deren Werth man wahrscheinlich in wenigen Jahrzehenden viel höher stellen wird, schon jetzt als sehr beachtenswerth dar, und verdiente keineswegs so in den Hintergrund gestellt zu werden. Nicht billig ist der Vf. gegen *Jacobi*, über dessen philosophische Leistungen er S. 684 das, wie er meint, „nicht ungerechte" Urtheil fällt, dafs sie „jenseits der Sphäre der Wissenschaft stehen, und in Bezug auf die Lösung der philosophischen Probleme keinen Werth, sondern vielmehr nur einen hemmenden Einflufs besitzen." *Jacobi* war kein Philosoph von Profession, kein Systematiker, wollte überhaupt nirgend eine vollständige philosophische Theorie aufstellen: diefs hat niemand unumwundner und mit stärkeren Ausdrücken ausgesprochen, als *Jacobi* selbst in allen seinen Werken. Abgesehen hiervon aber, hat er gerade in der Beziehung, welche dem Vf. am meisten am Herzen liegt, in Hinsicht der Erkenntnifstheorie unschätzbare Verdienste sich erworben. Als Repräsentant der gesunden Menschenvernunft sehen wir ihn, den in schwindelndem Wechsel nach einander auftauchenden und wieder untertauchenden philosophischen Systemen gegenüber, von diesen vor allem Anderen Eines verlangen, nämlich Einstimmigkeit mit der allgemein-menschlichen Vernunft, welche die Philosophie nur soll erklären und begründen, keineswegs aber hofmeistern und corrigiren wollen; sehen ihn gegen dieselben (und nach der Meinung einer grofsen, ja vielleicht der gröfseren [illegible] philosophischer Denker, siegreich) die er[illegible]nifstheoretische Behauptung geltend machen, dafs alle menschlichen Begriffe, und also auch die wissenschaftlichen, nur Abdrücke und Verarbeitungen seyen von Anschauungen und lebendig-frischen Gefühlen. Eine erkenntnifstheoretische Behauptung, die von unendlicher Wichtigkeit ist vorzüglich für die Begründung der praktischen Philosophie, wo die Anhänger von *Kant* alles unter todte und leere Formeln zusammenfassen wollten, welche sie für die ursprüngliche, ja die einzige Form alles im Menschen sittlich-Ehrwürdigen ausgaben. Dagegen *Jacobi's* Lehre, nach dem Vorbilde der englischen Philosophen, zwischen dem abstrakten Denken und dem Leben, die so lange, zum unermefslichen Nachtheil beider, entzweyt gewesen waren, eine Versöhnung stiftete, welche so entschieden durch den Fortschritt unserer ganzen neuern Cultur bedingt ist, dafs sie wohl schwerlich wieder möchte aufgelöst werden. Allerdings bedarf diese Ansicht noch einer bestimmteren und schärferen wissenschaftlichen Ausbildung, und die Urtheile über ihre Wahrheit können, auf dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft, sehr verschieden seyn. Aber wenn sie auch der Vf. für gänzlich unbegründet hielt: eine ehrende Anerkennung und Darstellung verdiente sie unstreitig mit eben dem Rechte, wie die wechselnden Systeme, welche von noch weit Mehren für gänzlich unbegründet gehalten werden.

Uebrigens ist die Darstellung dieser philosophisch-orthodoxen Systeme: die Darstellung von *Kant's* „kritischem Idealismus" (S. 12—139), von *K. L. Reinhold's* „Theorie des Vorstellungsvermögens" (S. 140—69), von *Fichte's* „Wissenschaftslehre" (S. 171—246), von der „psychologischen Begründung und Fortbildung der Kantischen Philosophie" durch *Fries* (S. 246—310), von *Schelling's* „dichterisch pantheistischer Weltanschauung" (S. 318 bis 382), von *Hegel's* „dialektischem Pantheismus" (S 393—483) und endlich von *Herbart's* „Monadologie" so klar und verständlich, als es diese Systeme zuliefsen. Für solche Darstellungen zeigt der Vf. ein sehr schätzenswerthes Talent; und Rec. empfiehlt daher in dieser Hinsicht diefs vorliegende Werk allen denjenigen, welchen es um ein treues und den Hauptpunkten nach vollständiges Bild dieser Systeme zu thun ist. Dazwischen sind noch einige andere, in dieser Richtung liegende, vom Vf. für weniger bedeutend gehaltene Forschungen erwähnt und zum Theil charakterisirt. Hierbey aber mehr ins Einzelne einzugehen, ist für unsere Anzeige um so weniger zulässig, da man eine allgemeine

Kennt-

Kenntnifs dieser Leistungen bey jedem, der an Philosophie Interesse nimmt, voraussetzen kann. Gewifs wird dieses Werk Vielen in dem Kreise, für welchen es der Vf. bestimmt hat, ein längst gefühltes Bedürfnifs auf eine sehr erfreuliche Weise ausfüllen, und Rec. wünscht ihm recht bald eine neue Auflage, wo es dann zugleich derjenigen Vollkommenheit näher gebracht werden wird, welche bey einem ersten Unternehmen dieser Art schwer, wo nicht unmöglich zu erreichen war.

MEDICIN.

Düsseldorf, b. Arnz u. Comp.: *Anatomischer Atlas des menschlichen Körpers in natürlicher Gröfse, Lage und Verbindung der Theile*, herausgegeben von Dr. *M. J. Weber*, Prof. in Bonn. *Erste* und *zweyte* Lieferung. Fol. mit erläuterndem Texte in 8. 1830. Die Lieferung 4 Rthlr. Subscriptionspreis.

Loder's und *Rosenmüller's* anatomische Kupfertafeln waren die Vorläufer von einer beträchtlichen Anzahl Sammlungen anatomischer Darstellungen, welche in den zwey letzten Jahrzehenden in Deutschland erschienen sind, wovon viele keinen ordentlichen Fortgang gehabt haben und von welchen in der That auch keine an Werth den beiden genannten Werken gleich kam. Der hohe Preis dieser letztern, so wie manche Mängel und besonders die allzugrofse Verkleinerung der Figuren in *Loder's* Tafeln mufsten indefs den Wunsch nach neuen Versuchen dieser Art rege machen. *Oesterreicher* hat in seinen anatomischen Steinstichen zwar nur Copieen gegeben, aber durch die Wohlfeilheit und die Schönheit und Eleganz in der Ausführung dem fühlbaren Bedürfnifs auszuhelfen gesucht, und beym ersten Blicke konnte man wohl einen neuen Versuch für überflüssig halten. Rec. hatte dieselbe Meinung, bis er durch die Ansicht des *Weber*'schen Atlasses eines Besseren überzeugt wurde; denn hier kann man keinen Augenblick anstehen dem letzteren wesentliche Vorzüge vor dem Unternehmen *Oesterreicher's* einzuräumen; diese sind: gröfsere Wohlfeilheit (*Oesterreicher's* Atlas kommt um ein Drittheil wenigstens höher), Illumination der Gefäfse, Zugabe von Originalabbildungen und ein besserer Text, auch ein gröfserer Reichthum an nützlichen und unterrichtenden Abbildungen bey einer ungleich sorgfältigern Benutzung des Raums. Die äufsere Einrichtung läfst in *Weber's* Werk wahrlich nichts zu wünschen übrig. Der Text ist kurz und doch ausführlich genug; die Figuren sind nicht mit Buchstaben überladen und das Octavformat desselben ist ganz passend. Wie ganz ermüdend und durch seine Weitschweifigkeit wenig brauchbar ist nicht der Text bey *Loder*, wo jeder Muskelzweig eines Nerven oder Gefäfses besonders genannt ist! Umgekehrt hat wieder *Oesterreicher* zu wenig gegeben und der Anfänger kann sich, da er häufig ganz ohne Leitung ist, in seinen Tafeln gar nicht zu recht finden, wie z. B. bey der Bänderlehre, wo die Figuren gar nicht einmal mit Zahlen bezeichnet sind.

Was den Reichthum an Figuren betrifft, so darf man nur die Darstellungen des Gehirns in *Oesterreicher* und *Weber* vergleichen, um sogleich letzterem den Vorzug zu geben. *Oesterreicher* giebt nur zwey Abbildungen davon nach *Sömmerring*, die Basis und einen senkrechten Durchschnitt, während *Weber* die meisten der vortrefflichen Zeichnungen von *Langenbeck* wiedergiebt. Rec. kann hiebey nicht unerwähnt lassen, dafs von Seiten der Göttinger gelehrten Anzeigen im Januar d. J. ein sehr hartes Urtheil über *Weber's* Unternehmen gerade bey Gelegenheit der Abbildungen des Gehirns gefällt wurde, um so mehr, als Hr. *Weber* jedem Unparteyischen ganz gerechtfertigt erscheinen mufs. In der erwähnten Zeitung wird *Weber* eines verübten Plagiats beschuldigt, das er an *Langenbeck's* Tafeln begangen habe. Mit demselben Rechte müfste man *Loder* eines Plagium's beschuldigen, weil er *Vicq d'Azyrs* Abbildungen des Gehirns und die Originalfiguren aus hundert andern Werken copiren liefs, oder *Carus*, weil er in seiner Zootomie einige Figuren aus *Cuvier* gab. Von jeher hat man anerkannt, dafs bey gröfseren Sammlungen das Nachstechen von Abbildungen aus vielen anderen Werken nichts Verbotenes sey, und dafs Dinge der Art, keineswegs mit dem schmähligen Nachdrucke in eine Categorie zu stellen sind. Rec. glaubt auch, dafs des verdienstvollen *Langenbeck's* Unternehmen dadurch kein Eintrag geschehen sey: denn dieses kostspielige Werk wird immer nur von Wenigen und von diesen gewifs gekauft werden, es möchte nun *Weber's* Werk erschienen seyn oder nicht.

Der Inhalt der Tafeln ist durch die Ankündigung als hinlänglich bekannt zu betrachten; Rec. hofft auf denselben beym Anzeigen der folgenden Hefte noch zurück zu kommen. Er beschränkt sich jetzt auf ein paar Mängel aufmerksam zu machen, die in der Folge leicht zu verbessern seyn werden. Was erstens die Manier betrifft, so ist der Steindruck nach Art des Kupferstichs, wie auch von *Oesterreicher* geschehen ist, in der Strichmanier behandelt. Der treffliche Künstler *Hohe* hat hier gewifs eben so viel geleistet, als *Oesterreicher* und manche Darstellungen, wie z. B. das Skelet in Lebensgröfse sind unübertrefflich schön gelungen. Wenn sich diese Manier auch für Knochen und dgl. sehr gut eignet, so hätten wir doch gewünscht, dafs sie bey zarteren, weicheren Gebilden abgeändert worden wäre. Diefs fühlt man besonders bey den Tafeln für das Gehirn, wenn man damit die ungemein zart gehaltenen, vortrefflichen Steindrücke vergleicht, welche der jüngst erschienenen Dissertation des jüngeren *Daltons* beygefügt sind.

Eine sorgfältigere Illumination mancher Tafeln dürfte ebenfalls zu empfehlen seyn. Bey der Tafel über den Bau der Lungen z. B. ist in mehren Exemplaren die Farbe der Gefäfse nicht mit der Angabe im Text übereinstimmend; öfters gelb gemacht, was weifs

weifs seyn sollte u. s. f. Doch diefs sind, wie gesagt, kleine Mängel, welche kaum ganz vermieden werden können. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn sich der Vf. entschlösse, ein ähnliches Werk über vergleichende Anatomie durch alle Thierklassen hindurch, wenn auch meist in Copieen, zu geben. Nichts fehlt in der deutschen Literatur so sehr, zumal da *Carus* Erläuterungstafeln ins Stocken gerathen zu seyn scheinen und aufserdem auch einen übermäfsigen Preis haben. Die Verlagshandlung, aus der solche Werke, wie vorliegendes und wie die *Goldfufs*'schen hervorgingen, würde gewifs zu einem Unternehmen der Art bereit seyn; die Leistungen der Hnn. *Arnz* und Comp. sind so ausgezeichnet, dafs sie nicht genug gelobt werden können.

—*gn*—

Dresden, im Verl. d. Walther. Hofbuchh.: *Zeitschrift für die Ophthalmologie* u. s. w., herausgegeben von Dr. *F. A. v. Ammon*, Prof. u. s. w. Band I. Heft 3. 1831. Von S. 277—484. 8. (18 Ggr.)

Der Vf. hält sein Versprechen, die schon zweymal in diesen Blättern angezeigte Zeitschrift regelmäfsig fortzusetzen. *Ueber die Mondblindheit* von Dr. *Behr* in Bernburg. Der im vorigen Hefte angefangene Aufsatz wird hier beendigt. Das Einstreichen von einer Auflösung des Belladonnaextracts in Laudanum hält der Vf. bey der Behandlung für wesentlich. Oertliche stärkende Mittel verhindern die Rückkehr u. s. w. — *Ophthalmologische Beobachtungen* von Dr. *Eble* in Wien I. *Vollkommne Heilung eines Exophthalmos mit Amaurose, welche durch einen Polypen in der Highmorshöhle bedingt waren.* Durch Aetzmittel (*Lap. infern.*) wurde der Polyp zerstört und das Auge trat in seine normale Stellung. Merkwürdig ist immer, dafs ein längere Zeit aller Lichtempfindung beraubt gewesenes Auge wieder vollkommen gesund werden kann, wie wir so oft beym *Exophthalmos* erfahren. — II. *Untersuchung zweyer glaukomatöser Augen nach dem Tode.* Der ganze Glaskörper sah gelblicht aus, in der Glashaut fanden sich ungefähr 20—30 zerstreute, theils hellgraue, theils braungrüne, theils meergrüne Punkte. Statt eines schwarzen Pigments war ein rothbraunes da. — III. *Etwas über die Regeneration des Glaskörpers nach Verletzungen der Glashaut.* Nur kleine Verwundungen und geringer Verlust des Glaskörpers bedingt die Wiedererzeugung und vollständige Heilung. — *Zwey Fälle von angeborner Atrophie der Augäpfel* von Dr. *Schön* in Hamburg. *Zur Diagnose der Choroidalverknöcherung bey noch vorhandener Durchsichtigkeit der vordern Augenkammer.* Eine pathologische Skizze vom Herausgeber. In dem Grunde der hintern Augenkammer eines plötzlich blindgewordenen Mannes bemerkt man einen nach aufsen und oben festsitzenden weifsen Körper. Da wo der bewegungslose Körper nach rechts sitzt, ist ein weifser elfenbeinartiger Schein vorhanden, und hier fehlt alles Pigment, was nach den anderen Seiten hin nicht der Fall ist. Auch der Dr. *Unger* in Wildenfels erzählt einen ähnlichen Fall. Merkwürdig ist bey diesem für Verknöcherung der Choroidea gehaltenen Augenübel, dafs eine Resorption der Iris Statt findet. Lehrreich sind die von *A.* gemachten Bemerkungen, die er in folgenden Schlufsworten zusammendrängt: Es kann sich auch in einem gesunden Auge bey gesundbleibender Sclerotica eine Choroidalverknöcherung ausbilden, so dafs dabey die Durchsichtigkeit der Cornea und der ganzen vordern Augenkammer erhalten wird. Der Sitz einer Ablagerung knöcherner oder kalkartiger Stoffe auf die Choroidea ist der seröse Ueberzug derselben. Diese Metamorphose wirkt auf die Iris lähmend ein, oder kann wohl selbst ein partielles oder gänzliches Verschwinden dieses Organs zur Folge haben. Die Linse auf welche Kalkablagerungen in der *Serosa Choroideae* wegen Aufhebung der Verbindung derselben mit jener einwirken, verfällt dann in den Zustand der Verdunklung, vielleicht in den der Wucherung und senkt sich in die hintere Augenkammer, wo sie durch die strickförmige Veränderung der Netzhaut, die mit ihr verwachsen ist, gehalten wird. Hierdurch, wie durch das Schwinden der Iris, wird es möglich die ganze hintere Augenkammer zu übersehen und man gewahrt so den eigenthümlichen Perlmutter-ähnlichen Schein der Knochenablagerung, den viele fälschlich für degenerirte Retina halten.

Beytrag zu den Beobachtungen über das Verweilen fremder Körper im Augapfel von *Grüllich* in Walddorf. Drey 12—13 Gran wiegende Steinstückchen entfernte Hr. *G.* nach 16 Monaten, während welcher sie dem Kranken unsägliche Kopfschmerzen gemacht hatten. — *Ein Paar Fälle von geheilter Amaurose* von Dr. *Martini* in Lübeck. Sublimat, Entziehungs- dann Hungerkur u. s. w. bewirkten die Heilung. Der Vf. glaubt, dafs manchmal ein Mifsverhältnifs der Nervenscheide zum Nervenmark, eine Uebernährung der erstern, oder eine Art von Einklemmung, von Druck auf den Nerven durch seine Umgebung, durch die *Sinus cavernosi*, das *Pericranium*, die *Dura mater*, ja den Knochen selbst, Statt finde; wie in andern Fällen eine reine Nervenschwäche oder ein Ueberwiegen der Gefäfshaut über die Netzhaut. — Dr. *Ruppius* in Gotha berichtet über das *Aetzen der Excrescenzen auf der Sclerotica* und *v. Ammon* warnt vor einigen bösartigen Auswüchsen dieser Haut, die er *Pterygium scleroticae* nennt und die durch Operationen leicht wahren *fungus oculi* bewirken. — Die *Cataracta*. Aus den Papieren des verst. *J. A. Schmidt*, herausgegeben von *Eble*. — *Ophthalmologische Miscellen und Kritiken* beendigen dieses Heft.

B—r.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1831.

MEDICINISCHE REISEN.

Berlin, b. Enslin: *Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Grofsbritannien und Irland; in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege* u. s. w., von *Wilhelm Horn*, Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie u. s. w. *Erster* Band. Deutschland, Ungarn, Holland. 1831. 432 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Medicinische Reisen, von jungen Aerzten zu ihrer weiteren Ausbildung unternommen, rechtfertigen ihre öffentliche Bekanntmachung und werden dem Publikum nur dann interessant, wenn der Reisende, tüchtig in seinem Fache gebildet, auch aufser demselben nicht unkundig auftritt, wenn er in seinen Mittheilungen wahrhaft und treu, in seinen Urtheilen vorsichtig und bescheiden, und in seiner Darstellung gewandt und nicht ganz ohne Geschmack ist. Machen wir diesen Maafsstab bey vorliegendem Buche geltend, so müssen wir bekennen, dafs der Vf. unseren gewifs billigen Forderungen grofsentheils durchaus nicht entspricht. An hinlänglicher medicinischer Bildung scheint es ihm zwar nicht zu fehlen, wohl aber an allgemeiner; seine Urtheile sind meistens nichts weniger als vorsichtig und bescheiden, ja recht oft übereilt und ungerecht; seine Schreibart trägt das Gepräge der äufsersten Nachlässigkeit und wimmelt von Fehlern nicht nur gegen den guten Geschmack, sondern auch gegen die Logik. Dagegen mufs man ihm das Zeugnifs geben, dafs er mit Fleifs und Eifer seinen Zweck aller Orten verfolgt, dafs er vieles gesehn, beobachtet, auch graphisch treu wiedergegeben, und keine Mühe gespart hat, seine Tagebücher mit lehrreichen Notizen zu füllen. Nur hätte er bedenken sollen, dafs der subjective Nutzen nicht immer objectiven Werth hat, und dafs man dem Publikum wenigstens so viel Achtung schuldig ist, das unterweges an Ort und Stelle flüchtig Niedergeschriebene, ehe man es öffentlich erscheinen läfst, zu Hause einer bedächtigen Feile zu unterwerfen. In dieser Hinsicht steht der Vf. weit hinter einem Ausländer, Hn. Dr. *Otto* in Kopenhagen, zurück, welcher in seinen deutsch geschriebenen medicinischen Reisen auf die Sprache und Darstellung bey weitem gröfsere Sorgfalt verwendet hat.

Der Vf., wie wir hören, ein Sohn des rühmlich bekannten Arztes und Lehrers in Berlin und gegenwärtig in Halberstadt wohnhaft, trat seine Reise im Jahr 1828 in Begleitung eines Freundes, des Dr. *A. F. Funk*, an, der durch seine Monographie des Landsalamanders der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt wurde. Den gröfsten Theil der Reise machten beide Freunde zusammen; während aber Hr. *H.* sich in England befand und die Niederlande durchreiste, erkrankte *F.* an einem Erbübel, und unser Vf. fand ihn bey der Rückkehr nicht mehr unter den Lebenden. Er erzählt uns dies in einem einleitenden Vorworte mit so vieler Herzlichkeit, dafs diese manche Mängel der Diction übersehen läfst, und theilt uns zugleich einen kurzen Abrifs der ganzen Reise mit. Was er aber über die beste Beschreibung einer medicinischen Reise überhaupt und über seine insbesondere sagt, können wir nicht ganz unterschreiben. Hr. *H.* war mit seinem Freunde übereingekommen, „dafs es am besten seyn möchte, das Tagebuch so zu geben, wie man es an Ort und Stelle abgefafst, wenn auch am häufigsten bey einem ermüdeten Körper, so dafs man dann (?) nur zu ordnen hätte." Was man an Ort und Stelle niederschreibt, hat des frischen Eindrucks wegen stets mehr Werth, als das, was man zu Hause aus der Erinnerung mühsam und mangelhaft zusammenliest; was man aber am späten Abend, ermüdet an Leib und Seele, aufs Papier wirft, tritt in diesem Negligé nicht in die Welt, ohne Blöfsen des Autors zu verrathen, wenn nicht eine gewisse, das Negligé selbst verschönernde Genialität durchschimmert, von welcher wir wenigstens in diesem Buche nichts verspürt haben.

Den Anfang macht *Deutschland* und hier wieder das *Königreich Sachsen*, aus welchem der Vf. über *Leipzig*, *Waldheim*, *Dresden* und den *Sonnenstein* Bericht erstattet. In Leipzig, wie an allen Orten, wo er dergleichen fand, notirt Hr. *H.* mit vielem Fleifse die ihm besonders interessant vorgekommenen Gegenstände der anatomischen Sammlung. Wir finden hier unter anderem auch Folgendes angemerkt: „Ein thönerner Pfeifenstiel, in Folge eines Falles, der nach 3 Tagen tödtlich ablief, durch den Boden der Nasenhöhle in den Schädel gekommen. (Ein Leipziger Magister!)" Heinroth besitzt leider des Vfs Gunst nicht. Ihm fliefsen, so lautet die wunderbare Aeufserung, eine Menge von Species der Geisteskrankheiten wie Honig vom Munde (S. 19). In Würzburg ist der arme Professor „eine lächerliche Figur" (S. 89). Ebendaselbst bringt der Vf. die nagelneue Thatsache in Erfahrung,

rung, dafs Heinroth auch in der belletristischen Welt wirkt und unter dem Namen Wellentreter an galanten (!) Zeitschriften Mitarbeiter ist (S. 89). In München läfst er ihn durch Hn. v. Loë für unwissend und ohne Consequenz, für einen wahren Verderb für (der) Anfänger erklären (S. 112) u. s. w. Hr. *H.* scheint nicht zu ahnen, dafs Heinroth und seine Lehre mit ganz andern Waffen bekämpft seyn wollen, als wahrscheinlich dem jungen Reisenden zu Gebote stehn, wie denn Rec. auch Grund hat zu zweifeln, dafs die erwähnte, ihm übrigens unbekannte Abhandlung des Hn. v. Loë gegen Heinroth diesen aus dem Sattel heben oder gar vernichten werde. — In *Waldheim*, wo Hr. *H.* die Sammlung des Dr. Hayner besieht, findet er, dafs die „Hauptsache in stummen (!) Schädeln und einer sehr reichen Sammlung von Gallensteinen besteht," auch „gefällt es ihm nicht, dafs Dr. Hayner, *ohne zu nützen*, glaubt, Untersuchungen über krankhafte Schädelbildungen und Gehirne *brächten nichts hervor* (!)." — In Dresden wird die Bereitungsanstalt künstlicher Wässer des Dr. Struve „*das Mutterbad so mancher übrigen*" genannt. — Die Notizen über das Königreich *Böhmen* beziehen sich auf *Teplitz, Prag, Karlsbad, Marienbad* und *Franzensbrunn* bey *Eger*, und lassen nichts medicinisch Interessantes unerwähnt. — Im Königreich *Baiern* betritt der Vf. zuerst das bey Wunsiedel liegende *Alexanderbad*, dann *Baireuth*, wo Hr. *H.* schon früher als Erlanger Student „in Gesellschaft des herrlichen Jean Paul unvergefsliche Stunden verlebte," jetzt aber die ehemals von Langermann geleitete Irrenanstalt besuchte, an welcher, wie an ihrem jetzigen Vorsteher er mancherley und nicht mit Unrecht auszusetzen findet. Dann folgen *Erlangen* und *Bamberg*. Hier wird natürlich das Julius-Hospital beschrieben und das Gemüth unseres Doctors wahrscheinlich von einem erhebenden Gefühle ergriffen, als er „mit einer ganz besondern Liebe — die Abtritte behandelt" sieht (S. 76). Gewifs ist das dortige Irrenhaus mit seinen „Kabachen" in einem sehr schlechten Zustande und der Unmuth des Vfs über denselben nur gerecht; aber es klingt doch etwas wundersam, wenn er, diesem Unmuth Worte leihend, „das Herz der Leute nicht begreift, mit dem man Personen in einen solchen Mistpfuhl von Herzlosigkeit und Kälte (im Miste?), in ein solches Verliefs von nachlässiger Trägheit hineinstofsen kann." Die Naturaliensammlung des Dr. *v. Linder* wird sehr gerühmt. — *Würzburg* mit seinen medicinischen Anstalten und Lehrern kommt nun an die Reihe und mufs sich einer ziemlich strengen Censur unterwerfen; nur *Schönlein* kommt leidlich davon. „Das Irrenhaus" findet der Vf. „in einem desolaten Zustande; der Grund davon ist, dafs *sie* (*sic!*) eingehn soll." In der anatomischen Sammlung bemerkt er ein „Skelett, wo eine grofse Zunge (die noch da ist und *Siebold*, der Vater, abband, worauf der Kranke starb) die Zähne so nach vorn drängte, dafs eine wahrhaft thierische Bildung entstand." — *Kissingen* hatte im Jahr 1827 750 *Köpfe* zu Kurgästen. *Prodigious!* möchte man mit Domine Samson ausrufen, aber warum sollten kurbedürftige Köpfe nicht auch ohne ihre Leiber ins Bad reisen dürfen, da ja die Leiber häufig genug die Köpfe zu Hause lassen! Ueber *Brückenau* und *Augsburg* gelangt der Vf. nach *München*, wo erst kürzlich die Universität gestiftet war. Der Vf. macht uns hier mit allen medicinischen und Wohlthätigkeitsanstalten, auch mit den namhaften *professional gentlemen* ausführlich bekannt. Unter letzteren wird dem verstorbenen *Grossi* ein grofses Lob gezollt. Wenn aber Hr. *H.* Grossi's Klinik als ein Muster aufstellt und hinzufügt: „die Einrichtung war so, dafs er viel Symptomatisches sprach (!), auf die Theorie sich weniger einliefs," so dürfte schwerlich hierin allein das Musterhafte liegen. — Auf Baiern folgen die *deutschen Kaiserlich-Oesterreichischen Erbstaaten*, und hier zuerst *Salzburg*. Waren die Zimmer des Irrenhauses zu Bamberg Kabachen, so sind sie hier kleine, mit Holz ausgeschlagene „Katakomben"; wahrscheinlich aber hat der Vf. damals die Bedeutung dieses Wortes noch nicht gekannt. Auch sieht er dort einen „deutlich ausgesprochenen" Cretin, und gleich darauf in der anatomischen Sammlung das Skelett eines „ausgesprochenen" Cretins. In *Gastein* kann man „mit gesunden jungen Beinen tausendfältige Veränderungen der zum Theil so weichen, zum Theil so romantisch grofsartigen, aber überall reichen Natur mit Entzücken geniefsen". — Sehr ausführliche Mittheilungen (von S. 147—311) erhalten wir über *Wien*, wo der Vf. 4 Monate verweilte. Gewissenhaft hat er alle für seinen Zweck interessanten Anstalten dort besucht und zum Theil benutzt, auch hierüber in seinen Tagebüchern, wo es nicht an Tabellen, Recepten u. dgl. fehlt, gar vieles angemerkt. Rec. überläfst es medicinischen Zeitschriften, unsern Vf. abzuschreiben, hebt aber einige Stellen aus, um seine Ausstellungen gegen die Schreibweise des Hn. *H.* zu rechtfertigen. So heifst es z. B. S. 188: „Director der ganzen Anstalt war Hr. v. Raimann, der aber jetzt, der Person des Kaisers näher (er ist zum zweyten Male Schwiegersohn des allmächtigen Baron von Stift Excellenz, eines liebenswürdigen, höchst feinen Mannes, den die Praxis *durch* tausendfältige administrative Geschäfte natürlich nicht mehr besitzt), diese Stelle aufgegeben haben soll." — S. 239: „Sehr unpassend scheint es mir, eine *mania puerperalis* (bey einem jungen Mädchen) *cum erethismo enormi* mit einer unheilbaren Närrin zusammen zu bringen in eine kleine Zelle, die von den gräfslichsten, lautesten Lachkrämpfen gepeinigt wird." — S. 248, wo die syphilitische Abtheilung erwähnt wird, heifst es: „Allgemeine Lues sind auf den Tafeln über dem Kopfe wenig." In dem anatomisch-pathologischen Museum des allgemeinen Krankenhauses bemerkt Hr. *H.* zuerst: Zwey in hohem Grade rhachitische Skelette, die geboren haben u. s. w. — Als ein wahres Muster der Art, wie man *nicht* schreiben müsse,

müsse, bezeichnet Rec. auch die Erzählung von den Schicksalen der Homöopathie in Wien (S. 269 fgd.). — Nach dem Besuche *Badens* kommt das *Königreich Ungern* an die Reihe, wo der Vf. uns aus *Presburg*, *Ofen* und *Pesth* nicht viel Erbauliches über die dortigen Medicinalanstalten mittheilt. Eine eigene Irrenanstalt existirt in ganz Ungern nicht. Den Beschlufs macht das *Königreich der Niederlande* und *Belgien*. Hr. *Horn* verweilt hier in *Rotterdam*, im *Haag*, in *Leyden*, *Amsterdam*, *Utrecht*, *Antwerpen*, *Brüssel*, *Gent*, *Löwen*, *Lüttich*, läfst nichts dem Arzte Wichtiges unerwähnt, und giebt auch in diesem Abschnitte seines Buches den Kennern reichlich Gelegenheit zu loben und zu tadeln.

Zum Schlusse wünscht Rec., dafs der Vf. in den folgenden Bänden sich von den hier gerügten Fehlern, von welchen sich auf jeder Seite mehrere Beyspiele nachweisen lassen, so viel als möglich frey halten, und namentlich auch die Rechtschreibung der Namen, zumal berühmter, sich mehr angelegen seyn lassen wolle. So findet man *Schwägerchen* statt Schwägrichen, *Heyne* statt Heine (in Würzburg), *Behr* statt Boer, *Litthof* statt Littrow, *Thammick* statt Temmink, *Howen* statt Hoeven u. s. w. Von solchen Flecken gesäubert wird das Buch seinen Nutzen besser bewähren können, den es für Viele seiner statistischen und topographischen Mittheilungen, seiner Lokal- und Personalnotizen wegen haben mufs. Mit besonderer Erwartung sieht Rec. den Berichten aus England entgegen, da er fast gleichzeitig mit Hn. *H.* Grofsbritannien und Ireland bereiste. — Druck und Papier verdienen Lob.

Friedländer.

MEDICIN.

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Versuch einer kritischen Geschichte der verschiedenartigen, besonders unreinen Behaftungen der Geschlechtstheile und ihrer Umgegend, oder der örtlichen Lustübel, seit der ältesten bis auf die neueste Zeit, und ihres Verhältnisses zu der, Ende des XVten Jahrhunderts erschienenen, Lustseuche;* nebst praktischen Bemerkungen über die *positive Entbehrlichkeit* des Quecksilbers bey der Mehrzahl jener Behaftungen, oder der sogenannten primairen syphilitischen Zufälle. Ein Beytrag zur Pathologie und Therapie der primairen Syphilis, für Aerzte und Wundärzte. Von Dr. *Friedr. Alex. Simon* jun., prakt. Arzte in Hamburg. *Erster* Theil. 1830. XVI u. 263 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der in der Syphilitotherapie rühmlichst bekannte Vf. prüfte praktisch die Behandlung der syphilitischen Uebel, wie sie in neueren Zeiten mit Verwerfung des so lange gebräuchlichen Quecksilbers gelehrt wurde. Diesem Umstande haben wir die vorliegende historische Untersuchung zu verdanken, deren Resultate wir hiermit anzeigen und auf das Studium der mühsamen Forschungen selbst aufmerksam machen wollen.

Mit *Hensler* u. A. bestreitet der Vf. das Vorkommen der Syphilis vor dem Ende des XV. Jahrhunderts, leugnet aber nicht, dafs schon in den ältesten Zeiten der venerischen Krankheit ähnliche Leiden der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile vorgekommen seyen.

Zum Beweise dieses Ausspruchs giebt Hr. *S.* im *ersten* Abschnitte seiner Schrift eine *Geschichte des Trippers vor Erscheinung der Lustseuche.* Schon im *Leviticus* des *Moses* findet sich der „*fluxus seminis*" erwähnt, auch rechnet Hr. *S.* die von *Herodot* beschriebene „θήλεια νοῦσος" hierher. Deutlicher finden sich die Spuren dieser Krankheit bey den *griechischen*, *römischen*, vorzüglich aber bey den *arabischen* Aerzten. Eine vollständige Beschreibung des tripperartigen Harnröhrenflusses liefern endlich die Arabisten, deutlich sind dessen Symptome angegeben. Schon vor dem Ende des XVten Jahrhunderts verstand man unter dem Namen „*Verbrennen*" den Tripper, so wie dieser Ausdruck auch jetzt noch volksthümlich ist. Das Vorkommen eines *virulenten* und *ansteckenden Trippers* wird vom XIIten Jahrhunderte an zur historischen Gewifsheit. — Der *zweyte* Abschnitt handelt *von der Geschichte des Trippers nach Erscheinung der Lustseuche. A. Benedetti* beobachtete um das Jahr 1511 eine gleichsam epidemische Gonorrhoe, aber er wurde nicht mit zu den syphilitischen Symptomen gerechnet. Es geht überhaupt aus allen Schriften hervor, dafs in der Beschaffenheit und im Verlaufe des nach dem der Unreinheit verdächtigen Beyschlaf enstandenen Trippers kein Beweis für seine venerische oder nicht venerische Natur lag oder noch liegt, und *dafs ein rein syphilitischer Tripper eben so wenig im XVIten Jahrhunderte entstanden, als noch jetzt vorhanden ist;* jedoch meint Hr. S., der virulente Tripper sey durch den Einflufs des syphilitischen Giftes heftiger und häufiger geworden und habe zuweilen als Träger dieses Stoffes gedient. Die Annahme eines *syphilitischen* Trippers war für die Behandlung der Gonorrhoe durchaus nicht vortheilhaft, da man dergleichen Kranke förmliche Quecksilbercuren, besonders die Einreibungscur durchmachen liefs. Der Vf. giebt eine Uebersicht der verschiedenen Behandlungsweisen und kommt zuletzt zu der antiphlogistischen Behandlung und der frühzeitigen Anwendung des Copaivabalsams, der Cubeben u. s. w. gegen den Tripper. Nach *S.* ist selbst der mildeste und gutartigste Tripper nicht vor der dritten oder vierten Woche künstlich anzuhalten. Reinlichkeit (denn der Ausflufs des virulenten Trippers könnte doch wohl syphilitische Geschwüre hervorbringen?) und Diät sind Hauptmittel, da die Natur auch den bösartigsten Tripper unter diesen Bedingungen heilt.

Ge-

Geschichtliche Spuren der, als häufige Nebenzufälle und Folgen des Trippers bekannten, Localübel vor Erscheinung der Lustseuche. Zu diesen Localübeln gehören die Hodengeschwülste, die Geschwüre und warzigen Auswüchse in der Harnröhre, Harnbrennen und Stricturen, Geschwüre und Fisteln im Mittelfleische.

Tübingen, b. Osiander: *Taschenbuch der medicinischen Posologie, oder die Kunst, die Dosen der Arzneymittel nach dem verschiedenen Alter zu bestimmen;* nebst der innerlichen und äufserlichen Anwendungsart der einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel. In synoptischen Tabellen bearbeitet von Dr. *J. S. Weber*, Arzt(e) und Docent(en) in Tübingen. 1831. VII u. 375 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Dr. *W.* schrieb für angehende Aerzte und hält, wie alle Vff., sein Buch für zweckmäfsig, womit Rec. durchaus nicht übereinstimmen kann. Wenn das Buch zur Eselsbrücke dienen soll, wie der Vf. meint, so ist diese Brücke holpricht und durchaus nicht genügend. Jedes Blatt enthält in verschiedenen Rubriken die lateinische und deutsche Benennung, die medicinischen Wirkungen, einfache und zusammengesetzte Arzneymittel, innerliche Anwendung, Art derselben, äufserliche Anwendung, Art derselben und Bemerkungen. Ueber jedem Blatte ist die Dosis nach dem verschiedenen Alter nach *Gaubius* gesetzt, und die Dosis für Erwachsene bey jedem der in alphabetischer Ordnung aufgeführten Arzneymittel gegeben. — Wie unbestimmt und angehende Aerzte verführend sind mehrere Angaben! Die medicinischen Wirkungen der Blausäure sind antispasmodisch, die des *Aether sulphuricus* ebenfalls, und welcher Unterschied in beiden Mitteln! Die Dosis des *Extr. hyosc.* ist I — X — XV., welche Verschiedenheit! wie soll sich hier ein angehender Arzt benehmen? *Pulvis hb. et rad. belladonnae* gr. β—ij, *Extr. belladonn.*, gr. β—iij, zwey bis drey Mal täglich nehmen zu lassen, möchte wohl von einem praktischen Arzte nicht gerathen werden u. s. w. *B—r.*

THEOLOGIE.

Berlin, b. Enslin: *Das Reich Gottes, oder zusammenhängende Darstellung des christlichen Glaubens und Lebens.* Zum Gebrauch für die oberen Klassen höherer Unterrichtsanstalten, so wie zur Belehrung und Erbauung eines jeden nach Uebereinstimmung seines Wissens und Glaubens strebenden Christen. Von Dr. *Wilh. Bötticher*, Prof. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. 1830. VIII u. 146 S. 8. (12 gGr.)

Diefs neue „Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens" zum Gebrauch für die oberen Klassen höherer Unterrichtsanstalten tritt neben die berühmten Arbeiten *Niemeyer's* und *Bretschneider's* in diesem Fache. Es ist mit grofsem Fleifse, gröfstentheils nach Schleiermacher's Ansichten gearbeitet und verdient jeden Fall's Beachtung, obwohl es schwerlich von vielen Lehrern gebraucht werden möchte und in Absicht auf Klarheit, Reichhaltigkeit und Gründlichkeit den genannten Lehrbüchern sehr nachsteht.

Der *erste* vorbereitende Theil spricht von der Erlösungsfähigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und der Welt. Im ersten Abschnitte dieses Theils ist die Rede von der Erlösungsfähigkeit des Menschen und der Welt. (1. Von der in Christo, dem Sohne Gottes, zum Bewufstseyn gebrachten Fähigkeit der menschlichen Vernunft, Gott den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt als den Vater der Menschen zu erkennen. 2. Von der in Christo, dem Menschensohne, durch den in den Gläubigen wirksamen heiligen Geist, zum Bewufstseyn gebrachten Fähigkeit der menschlichen Vernunft, die Vorherbestimmung der Welt und des Menschen zur Vollkommenheit zu erkennen.) Im zweyten Abschnitte dieses ersten Theils wird von der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und der Welt geredet. (Von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, Sünde, Erbsünde u. s. w.) Der *zweyte* Theil beschäftigt sich mit der Erlösung und ihrer Wirksamkeit im Menschen und in der Welt, oder mit Christo und dem Reiche Gottes. Im zweyten Abschnitte (vom Reiche Gottes) ist Kap. 2 von der *Liebe* die Rede, und es werden darin die Pflichten des häuslichen Lebens, des Berufs-, Volks- und kirchlichen Lebens abgehandelt. Kap. 3 redet von der *Hoffnung*, oder von der Vollendung des Reiches Gottes. — In grofser Zahl sind unter jedem Paragraphe die Beweisstellen aus der Bibel zu finden, *vollständig* ausgeführt, um Freyheit in der Auswahl zu befördern, und „um den Zweck der Erbauung, selbst für Erwachsene, vollständig zu erreichen." Wir können diefs nur billigen. In Absicht auf die ganze Behandlung der Glaubens- und Sittenlehren liefse sich sehr Vieles sagen; sogleich gegen den ersten §., welcher die Begriffe von *Religion* und *Freyheit* feststellt, kann manches Gegründete eingewandt werden, so gegen §. 4. 28 u. A.; wie dann alle gegen die Principien der *Schleiermacher*'schen Glaubenslehre vorgetragenen Ausstellungen auch dieses Werk treffen. Als gelungen erscheinen Rec. §. 13. 18. 25. 30. 31 u. A.

MONATSREGISTER

vom

OCTOBER 1831.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

Herbst,

Wild-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 61.)

II.

Verzeichniſs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Ver-

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1831.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Nauck: *Versuch einer philosophischen Beleuchtung des Wissens und Glaubens* von Dr. *Samuel Glatz.* 1830. VI u. 231 S. (18 gGr.)

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat einen neuen Versuch geliefert, die Grenze des Wissens und das dem Glauben eigenthümliche Gebiet des Wahren zu bestimmen. Im Resultat stimmt er mit *Kant* der Hauptsache nach überein, indem er lehrt, dafs Alles, ausgenommen die Ideen, zu der Sphäre des Wissens gehöre, dafs aber diese nur im Glauben anerkannt werden können. Die Art aber, wie er zu diesem Resultate gelangt, ist von dem Kantischen Wege allerdings verschieden. Nicht durch die angebliche Nothwendigkeit, womit die Vernunft bey der Betrachtung der Ideen in unauflösliche Widersprüche verfalle, sucht er den Satz, dafs in Beziehung auf die Ideen nur Glaube stattfinden könne, zu erweisen, sondern so, dafs er den Begriff des Wissens nach seinen integrirenden Theilen und nothwendigen Bedingnissen zu entwickeln, und dann zu zeigen sucht, dafs die Ideen ihrer Natur nach in das Gebiet des Wissens, wie er letzteres entwickelt hat, gar nicht fallen können.

Der erste Theil handelt vom Wissen, der andre vom Glauben. Da die angedeutete Grenzbestimmung die Haupttendenz des Buches ist, so wird sich Rec. nicht auf alle einzelne Behauptungen, welche der Vf. über die Natur des Wissens ausgesprochen hat, mittheilend und prüfend einlassen, sondern nur auf diejenigen, welche unmittelbaren Bezug auf jene Haupttendenz haben.

Als die beiden Haupttheile des Wissens unterscheidet der Vf. das *Begreifen* und das *Erkennen.* In der Bedeutung des erstern Wortes stimmt er mit dem seit *Kant* gewöhnlichen Sprachgebrauche überein, wonach Begriff die Vorstellung des Allgemeinen, des Uebereinstimmenden in dem Vielen ist. *Erkennen* aber fafst er, wie uns scheint, mit Unrecht in einem engern Sinne, als gebräuchlich ist. Uns scheint nämlich das Wort *Erkennen* eine ganz allgemeine Bezeichnung für den intellectuellen *Zustand* zu seyn, so wie Denken ebenso allgemein die intellectuelle *Thätigkeit* als solche zu bezeichnen scheint. Unser Vf. aber bezeichnet mit dem Worte Erkennen die besondere Einsicht, dafs ein Ideales auch real sey, oder dafs einem innerlich im Geiste Vorgestellten auch ein aufser der Vorstellung als Abbilde existirendes Object als Urbild entspreche. S. 101: „Zum Erkennen wird ein Ideales, im Geiste Vorhandenes und ein ihm entsprechendes Reales, welches, wenn es nicht als Element unsers Innern, in welchem es sonst sich gestalten müfste, auftreten kann, immer als etwas aufser uns Vorhandenes angesehen werden wird, nothwendig gefordert". — „Jede Erkenntnifs ist eine mittelbare, und kann nur durch Beziehung des im Begriff vorhandnen Idealen auf sein aufser ihm vorhandnes und ihm entsprechendes Reales gewonnen werden". Wir glauben den Unterschied, den Hr. *Glatz* zwischen Begreifen und Erkennen annimmt, nicht mifszuverstehen, wenn wir ihn mit andern Worten so beschreiben: Begreifen ist die Einsicht in das Wesen des Objects, Erkennen hingegen die Einsicht in das Daseyn desselben.

Es fragt sich nun, um diese Annahme zu prüfen, ob in Wahrheit diese beiden Einsichten trennbar sind, so dafs wir des Wesens einer Sache inne wären, ohne zugleich ihrer Existenz uns bewufst zu seyn, und ob zwey verschiedne Acte der intellectuellen Thätigkeit erforderlich sind, um beide Einsichten zu gewinnen. Fassen wir zunächst die Realität oder Existenz im weitesten Sinne, ohne an irgend eine Bestimmung der Art oder der Sphäre derselben zu denken, so scheint uns klar, dafs, sobald wir uns eines bestimmten Inhaltes unsers Gedankens, in der Vorstellung oder dem Begriffe inne sind, wir zugleich auch diefs wissen, dafs dieser Inhalt existirt; wäre diefs nicht, so hätten wir ja keinen Inhalt unsers Gedankens, unser Gedanke wäre leer, oder vielmehr, wir hätten gar keinen Gedanken. Hiergegen wird leicht mit täuschendem Scheine eingewandt, dafs wir ja vielleicht nur ein von uns selbst fingirtes Phantasiegebilde im Bewufstseyn haben, welchem wir doch nur irrigerweise eine objective Gültigkeit beymessen würden. Allein, da unsere Phantasie doch etwas Existirendes ist, so auch die Producte oder Gebilde derselben, und wenn auch Niemand mit gesundem Geiste seine Träume als solche für äufserlich, auf dem Allen gemeinsamen Gebiete der Natur, wirklich halten wird, so kann doch den Phantasieen, unter denen ja die Musterbilder aller Kunstwerke, ja alles Dessen, was wir im äufsern Leben mit Freyheit erwirken, sich vorfinden, eine rein innerliche Existenz nicht abgesprochen werden. Und diefs ist auch eine von der intellectuellen Thätigkeit unabhängige Existenz. Denn obgleich wir die Bildner dieser Gebilde sind, so ist die Thätigkeit, womit wir sie bilden, doch eine andre, als die intellectuelle, und wenn sie

sie gebildet sind, liegen sie als Objecte dieser letztern Thätigkeit vor; und haben eine Realität, welche von uns als Intelligenz unabhängig ist.

Sehen wir hingegen auf besondre Arten oder Sphären der Existenz, so stimmt Rec. dem Vf. bey in der Behauptung, dafs der Act des Vorstellens und Begreifens des Wesens der Sache noch nicht den Act der Einsicht in die Existenz derselben einschliefst. Damit, dafs ich ein Dreyeck vorstelle und in meiner Phantasie existirend erkenne, weifs ich allerdings noch nicht, ob ein solches aufser meiner innern Welt, in der Natur, möglich und wirklich sey. Dazu gehört noch ein besonderer Act des Forschens, und zwar entweder ein speculativer, oder auch ein empirischer. Hierauf werden wir unten noch zurückkommen.

Nach dem Gesagten denkt also der Vf. bey dem Erkennen an die Einsicht, dafs etwas, was in der Welt unserer Phantasie gesetzt ist, auch aufser derselben, entweder an uns als thätigem Wesen selbst, oder aufser uns in der Natur, mit einem Worte, in der vorzugsweise sogenannten Wirklichkeit stattfinden könne. Sehn wir nun, wie wir seiner Lehre gemäfs dazu kommen, die äufsere Existenz der im Innern der Phantasie gebildeten und vorgestellten Objecte einzusehen, d. i., nach seinem Sprachgebrauche, sie zu erkennen.

Alles Erkennen ist unserm Vf. ein Wiedererkennen. Nämlich das Object, welches mittelst des innern oder äufsern Sinnes „sich ursprünglich uns insinuirt" hat, oder „unmittelbar wahrgenommen" worden ist, wird zuerst nach dem Vf. Grundlage der Begriffe bildenden Thätigkeit, d. i. des Verstandes. Während dieser Beschäftigung aber „verschwindet die unmittelbare Gegenwart" dieser der begriffbildenden Thätigkeit zum Grunde liegenden Thatsachen, so dafs „die nähere Beziehung und das innigere Verhältnifs zu dem denkenden Subject aufgehoben ist" (S. 103 u. 104.) — und alsdann „können sie (die zum Grunde liegenden Thatsachen), wenn sie neuerdings durch die sie bedingenden Ursachen hervorgerufen werden, durch ihr besonderes Heraustreten den Verstand reflectirend auf sich ziehen, und von demselben durch das in ihm vorhandne Mittel der Erkenntnifs, nämlich ihres Idealen (soll wohl heifsen: „ihr Ideales" —), welches auf dieselbe als ihr Reales bezogen wird, erkannt werden." Dieses Ideale aber ist der Begriff, und dieser kommt nach der Meinung unsers Philosophen auf folgende Weise zustande: An dem vermöge des Sinnes, oder der Receptivität für Objecte uns unmittelbar gegebnen Objectiven bethätigt sich der Verstand, und sein erstes Product und die *Vorstellung*. Man sollte denken, jenes unmittelbare Aufnehmen des Objectes, welches auch, wie schon bemerkt „ein unmittelbares Wahrnehmen" genannt wird, sey schon eine Vorstellung des Objects, da dieses Aufnehmen ja weiter nichts ist und seyn soll, als das Innewerden des Gegenstandes." Aber es beliebt dem Vf. Vorstellung zu fassen als „das Allgemeinere, worunter das dieses integrirende Speciellere enthalten, und durch dieselbe (die Vorstellung) begriffen wird." (S. 74.) Sie wird gebildet, indem das Subject „scrutirend vermöge des Gesetzes der Uebereinstimmung und Verschiedenheit das in dem ihm Objectivirten Verschiedne entfernt, und das Uebereinstimmende verbindet." Nach dieser Beschreibung versteht Hr. *Gl.* unter Vorstellung ein Abstractum; — ein Gebrauch, den kein besonnener Sprachforscher billigen möchte. Auch gebraucht der Vf. dasselbe Wort vorher in dem gewöhnlichen umfassenden Sinne.

Das zweyte Product des Verstandes ist nach der Theorie des Vfs der Begriff. Dieser ist eine Vorstellung, worin als dem Allgemeinern das Uebereinstimmende anderer Vorstellungen enthalten ist. S. 83: „Wenn bisher durch die Bethätigung des Verstandes an etwas Gegebenen als seine erste Folge die Vorstellung sich ergab, so wird, wenn derselbe diese als etwas Constitutives eines Allgemeinern mit etwas andern eben dahin Gehörenden verbindet, so dafs das Allgemeine, worunter beide stehn, sich ergiebt, die zweyte Folge seiner Thätigkeit der Begriff seyn."

Also für die zweyte Stufe der Allgemeinheit bestimmt der Vf. den Ausdruck Begriff, wieder der Wortbedeutung nicht gemäfs. Wir sehen nicht ein, warum nicht schon das erste Product des Verstandes Begriff genannt worden ist, und, wenn wir bemerken, dafs es wiederum Allgemeines giebt, worunter mehre Begriffe fallen, und so weiter, so müssen wir fragen: sind die Gedanken des immer Allgemeinern, bis zum Allgemeinsten oder unbedingt Allgemeinen nicht auch Begriffe, welche nach der Stufe ihrer Allgemeinheit verschieden sind? Darauf hat der Vf. nicht gesehen. Aber es kommt hier noch eine wichtigere Frage vor, welche er nicht gehörig bestimmt, und wie es auf den ersten Blick scheinen mufs, widersprechend beantwortet hat. Es fragt sich nämlich: entnehmen oder abstrahiren wir die allgemeinen Gedanken, denen wir das Specielle, das unmittelbare Object des äufsern oder innern Sinnes, unterordnen, von diesem Speciellen, oder tragen wir es, als ursprünglich im Geiste Vorhandnes, etwa als Form des Denkens, wie Einige meinen, auf das Specielle über? Der Vf. redet hiervon in der Beschreibung dessen, was er Vorstellung nennt. Sie sey die Einheit der gegenseitig sich bedingenden Thätigkeit und Bethätigung des Objects und des denkenden Subjects. In dem ursprünglichen Act dränge sich zwar das Object selbst dem Subjecte auf, und diefs verhalte sich mehr passiv. Dann aber erfolge die Reaction, und es „werde von ihm (dem Subjecte) abhängen, unter welchem zu bezeichnenden Allgemeinen das Constitutive auf das Subject Wirkende aufzufassen sey." Hiernach sollte man meinen, Hr. *Gl.* halte die allgemeinen Vorstellungen für ursprünglich dem Subject angehörig, als subjective Formen, welche, wie nach *Kant* der Raum, auf die Objecte, welchen sie eigentlich

lich gar nicht angehörten, übergetragen würden. Gleichwohl beschreibt er vorher, wie wir gesehen, diesen Act als eine Abstraction, als eine Scheidung des Gleichen und des Entgegengesetzten, so daſs der Geist von dem Object ausgehe, und an dieses, wie es das Gesetz der Wahrheit fordert, sich halte.

Doch bey dem unleugbaren Mangel an Schärfe und Bestimmtheit des Gedankens und des Ausdrucks, woran der Vf. leidet, sind wir geneigt, anzunehmen, daſs seine Ansicht über diesen Gegenstand etwa folgende sey. Wir können sagen, daſs wir die allgemeinen Prädicate an dem Sinnesobjecte selbst wahrnehmen, sie gleichsam von ihm entnehmen oder abstrahiren, sofern wir nur diejenigen von ihm aussagen, welche wir wirklich als ihm angehörig finden. Und in der That können wir uns keines Objectes bewuſst werden, ohne eben seiner Prädicate uns bewuſst zu werden, denn diese machen ja eben das Wesen des Objectes aus. Aber auf der andern Seite können wir gewissermaſsen doch sagen, daſs wir sie auf das sinnliche Object übertragen, sofern der Sinn als solcher uns nichts von Allgemeinem als solchem kund giebt, und sofern wir das ursprüngliche Vermögen haben müssen, die Prädicate sowohl in ihrer Besonderheit als auch in ihrer Allgemeinheit vorzustellen, um ein Object überhaupt wahrnehmen und verstehen zu können.

Hat nun so der Verstand in Bildung der Vorstellung und des Begriffs sich thätig bewiesen, so ist damit die Grundlage, das Substrat, des Erkennens gegeben. Das Begreifen und Erkennen aber zusammengenommen ist nach der Lehre des Vfs das Wissen. Das Erkennen besteht nur in dem Wiederinnewerden des Objectes, welches während der Thätigkeit des Verstandes als solches „verschwunden" (dieſs kann wohl nichts anders bedeuten, als *vergessen worden*) war, wobey das nun verstandne und begriffne Object als wahrhaft existirend anerkannt wird.

Bey der Prüfung dieser Theorie wollen wir uns nur auf den Punkt der Gewiſsheit, oder auf das vom Vf. sogenannte Erkennen beschränken, weil dieses nach der Tendenz des Buches und in Beziehung auf das Folgende die Hauptsache ist. Es wird also behauptet, durch sinnliche Wahrnehmung, entweder äuſserliche oder innerliche, gelangen wir zu der Einsicht, daſs unserm Begriffe noch auſser der Welt unserer Phantasie, entweder an uns selbst, oder in der Auſsenwelt objective Gültigkeit oder Wahrheit zukomme. Daſs wir auf empirischem Wege, sofern uns die äuſsern Bedingungen dazu geleistet sind, zu dieser Einsicht gelangen können, geben wir dem Vf. gern zu. Nur fragen wir: kann nicht auch auf speculativem Wege ausgemacht werden, ob ein Begriff die beschriebne objective Gültigkeit habe, oder nicht? Diese Frage müſste bejaht werden müssen, wenn auf speculativem Wege, mit Beyhülfe der Erfahrung auch nur soviel gezeigt werden könnte, daſs eine solche Realisirung eines Begriffs *möglich* sey. Auf diesen Punkt ist der Vf. gar nicht gekommen; er müſste aber jene Frage nothwendig verneinend beantwortet haben, um zu seinem Resultat, wonach in Rücksicht der Ideen nicht Wissen, sondern nur Glauben möglich seyn soll, fortschreiten zu können. Rec. hat hier nicht den Hn. *Gl.* zu widerlegen, und begnügt sich, ihm diese groſse Lücke in seinem Gedankengange nachgewiesen zu haben.

Was wir eben gesagt, wird völlig einleuchtend seyn, wenn wir nun noch kurz mittheilen, wie der Vf. aus den vorhergehenden Behauptungen und noch einigen andern sein Endresultat ableitet.

Die Ideen sind jetzt das Hauptaugenmerk des Vfs. Sie sind ihm (S. 139) „zu höherer Vollkommenheit erhobne Begriffe, welche durch die Vernunft vermittelst der *via negationis* (der Verneinung der Schranken nämlich) entstanden sind."

Die Grundlage der Ideen also findet der Vf. wie bey den Begriffen, in dem, was durch den Sinn sich selbst uns dargiebt, nach seinem Ausdrucke, sich uns insinuirt. Aber die Verneinung der Grenzen erscheint nach dieser Darstellung als etwas rein Subjectives und Willkürliches, und die Ideen als solche, sofern sie mehr sind, als Sinnesanschauungen und Begriffe, erscheinen als Producte der subjectiven Thätigkeit. Ferner wird behauptet: die Ideen „haben in der ganzen uns umgebenden Wirklichkeit nichts Entsprechendes"; ja (S. 188) es kann ihnen als dem Vollkommnern nichts Gleichseyendes in der Erfahrung gegeben werden." Diese Behauptung, so hart auch das Urtheil ist, welches sie über das Leben ausspricht, wird gleichwohl gar nicht gerechtfertigt. Der Vf. scheint zu meinen, es verstehe sich ihre Wahrheit von selber. Rec. ist zwar weit entfernt zu glauben, die Geschichte der Menschheit zeige die reine Verwirklichung der Idee der Menschheit, doch ist er überzeugt, daſs vieles Reinideales im Leben gefunden wird, und daſs Vollkommneres die Zukunft darbieten wird. — Aber eine unbestimmte und theilweis irrige Vorstellung von den Ideen hat allerdings Viele zu der entgegengesetzten Meinung geführt. Man verwechselt nämlich gewöhnlich Unendlichkeit und Vollkommenheit. Die Idee ist nicht nothwendig unendlich; endliche Wesen streben nach der Verwirklichung endlicher Ideen, welche Vollkommenheit in ihrer Art besitzen; ja, seine rechten Schranken zu halten, gehört mit zu der Idee und zur Vollkommenheit eines jeden endlichen Wesens. Zur Unendlichkeit kann das endliche Wesen sich nicht erheben, und soll es auch nicht, aber *rein* kann und soll es sein Wesen darstellen, und dieses, in seiner Reinheit und eigenthümlichen Vollkommenheit, ist seine Idee.

Dieſs ist die Grundlage, worauf nun der Vf. die Behauptung baut, in Rücksicht der Idee sey kein Wissen möglich. Wie fest dieser Grund sey, ist nach dem Bisherigen leicht zu ersehen.

Man sollte erwarten, daſs der Glaube, welchen der Vf. hinsichtlich der Ideen an die Stelle des Wissens setzt, noch auf irgend eine Weise von ihm gestützt

stützt werde, so wie Kant für nöthig hielt, den Glauben an Gott durch die Vorstellung unserer moralischen Natur zu begründen. Einen solchen Versuch aber finden wir bey unserm Vf. nicht. „Der Glaube," so lehrt er, „schliefst sich sonach unmittelbar an die durch die Vernunft in ihr producirten und vorhandenen Ideen an, wird in ihnen seine Quelle, und von der mindern oder gröfsern Gültigkeit derselben auch seine Beglaubigung finden." Die letzte Bemerkung ist uns in der That undeutlich, da ja nach dem Vf. über die Gültigkeit der Ideen erst durch den Glauben entschieden wird, oder dieselben vielmehr erst durch den Glauben eine, und zwar blofs subjective, Gültigkeit erhalten. Wie ungenau und unklar das Denken des Vfs, besonders in diesem zweyten Theile, ist, lehrt auch folgende Behauptung: „Das Charakteristische des Glaubens" sey „ein Sichbewufstseyn des Vorhandenseyns dieses Glaubens in uns" (S. 149).

Der Glaube an die Ideen wird von Hn. *Gl.* so wenig begründet, dafs er im Gegentheil nach seinem Raisonnement als völlig nichtig und ungereimt erscheint. Denn, fragen wir, wenn die Ideen eigentlich nichts an sich Wesentliches enthalten, sondern als solche nur willkürliche Gebilde unsers Geistes sind, worauf soll sich der Glaube beziehen? Es bleibt verständigerweise nichts übrig, als zu antworten: an das, was sie sind, nach ihrem Daseyn in unsern Gedanken; da sie ein anderes Daseyn weder wirklicher noch möglicher Weise haben sollen. Dieses aber wissen wir, und brauchen es nicht blofs zu glauben. Dafs sich der Vf. nicht selbst gestanden hat, er hebe eigentlich den Glauben an die Ideen auf, ist um so mehr zu verwundern, da er die aus seinem Gedankengange gefolgerte objective Ungültigkeit der Ideen sich durchaus nicht verhehlt, vielmehr mit klaren Worten selbst ausspricht, (S. 148): „Der Idee, für welche als das Vollkommene nichts völlig Gleichstehendes aufgefunden werden kann, mangelt das reale Objective, somit auch eine apodiktische Gewifsheit (nicht blofs diese, sondern die Wahrheit überhaupt. Rec.), und kann daher eine blofs theilweise und subjective Ueberzeugung bewirken; der Glaube, der sich an dieselbe anschliefst, und in welchem sie das Integrirende ist, wird als Folge ebenfalls jedes darin sich festgesetzten und als solches gedachten wirklich Objectiven entbehren, aus diesem Grunde auf alle objective Bedeutsamkeit Verzicht leisten müssen", u. s. w.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Prenzlau, b. Ragoczy: *Gedichte zweyer Freunde.* 1830. 128 S. 8. (20 gGr.)

2) Gotha, b. Müller: *Thüringer Lieder* von *P. H. Welcker.* 1831. 398 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

3) Wiesbaden, in d. Ritter. Buchh. in Comm.: *Gedichte* von *Ernst Richter*, nebst einem prosaischen Anhang. VII u. 288 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

4) Strasburg, b. Levrault: *Gedichte* von *Benjamin Dietz.* — *Zweyte* verm. u. verb. Aufl. 1830. IV u. 156 S. 8. (12 gGr.)

5) Emden, b. Woortman: *Dichterische Versuche* von *Luderus Toel.* XVI u. 360 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Bey Nr. 1 ist es Rec. nicht möglich gewesen, die Individualität jedes einzelnen Vfs heraus zu erkennen. Beide scheinen sehr ähnlich zu seyn in ihren Geistesanlagen wie in ihren Leistungen, die aber keineswegs zu den vorzüglichern gehören. Es ist nur so eben für das Haus. Liebeslieder wie:

> Koste liebe Augustine
> Die verzuckerte Rosine

dann wieder:

> Sauge süfse Karoline
> An der reifen Apfelsine.

sind in der That nicht besonders geistreich und empfindungsvoll, eben so wenig als es Deutsch ist:

> Von ihrer Hand mit Schnee *geböllt*,
> oder:
> Es *krampfte* mir im Herzen.

Der Vers läuft noch leicht genug hinweg.

Die auf Thüringisches Land und Volk und die Glanzpunkte seiner Geschichte sich beziehenden Dichtungen in Nr. 2. sind mannigfaltig anziehend und eine erfreuliche Gabe. Dem Vf. fehlt es nur noch an Beherrschung des Stoffs: die Form gelingt ihm schon, und Reime wie: grüfsen und Wiesen sind nur selten. Das Meiste klingt im Romanzenton.

In Nr. 3 werden Gott und Natur, Liebe und Leben besungen. Es fehlt dem wahrscheinlich jungen Dichterschwan nicht an Schwungeskraft der Flügel. Nur prüfe er sie, ehe er den Flug wagt, noch mehr. Vieles ist nur mittelmäfsig, auch in Absicht auf die Form unvollkommen und hätte im Pulte bleiben können.

Eine seltne Erscheinung, einen deutschen Dichter im Elsafs gewährt Nr. 4. Er scheint sich nach ältern Mustern gebildet zu haben und ein lobenswerthes Streben ist nicht zu verkennen, doch ist noch gar Vieles an den Leistungen auszusetzen. Am wenigsten gelingt ihm die Ballade: z. B.

> Es hatte Junker Roberts Mund
> Schon manchen Kufs geküfst,
> Und keine traute Schäferstund'
> In Reue noch gebüfst.

Sonderbar nimmt sich in der Sammlung jetzt eine Ode an *Karl X.* aus.

Der Vf. von Nr 5 ist ebenfalls wohl noch ein Anfänger, und möge mit seinen Poesieen noch warten, ehe er dem Publicum wieder eine Probe davon giebt. Es ist doch fast nichts als gereimte Prosa wenn man liest:

> Ihr Menschen seid versöhnlich und verzeihet
> Dem Bruder gern der Euch beleidigt hat,
> Erzeigt ihm Gutes für die böse That,
> Die er am nächsten Morgen schon bereuet!

In der versificirten tragischen Kriminalgeschichte S. 149 nimmt sich die „Polizey" und der „Schlössermann" gar komisch aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

RELIGIONSPHILOSOPHIE.

Wien, b. Wimmer: *Der Mensch und seine Geschichte.* Ein Beytrag zur *Philosophie des Christenthums.* Von Dr. *Johann Heinrich Pabst.* 1830. 192 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist sehr natürlich, dafs Theologen, und besonders katholische Theologen, den Inhalt ihres dogmatischen Systemes als Fundgrube aller Wahrheit und Richtschnur aller philosophischen Speculation betrachten: denn sie müfsten aufhören sie selber zu seyn, sobald diese Gesinnung nicht bey ihnen vorherrschend bliebe. Obwohl daher die Philosophie heidnisch entsprofs, ist sie bey den Kirchenvätern sehr bald christlich geworden, und scheint diesen Character in unsrer neuern Zeit mehr anzunehmen, seitdem theologische Streitigkeiten stärker hervortreten als philosophische, und man doch bey jenen die letztern allemal einzumischen genöthigt wird. Unser Vf. nun, der sein Buch bey den PP. Mechitaristen zu Wien drucken lassen, der es dem Domherrn des Metropolitankapitels in Salzburg zugeeignet, zeigt sich als einen strenggläubigen Katholiken, philosophirt und entwickelt die Geschichte des Menschen in diesem Sinne. Er mufs deshalb die Scholastik loben, weil „sie sich als Wissenschaft nur möglich hält in und mit dem Glauben an Gott in Christus, und alle Lust ihres Lebens und Webens in der Welt der Kirche sucht"; (S. 12) er spricht dagegen von einer philosophischen Salbaderey und Phantasterey über Allleben und Weltseele. (S. 18.) Nach ihm gab *Cartesius* — ein eben so aufrichtiger und frommer Katholik, als tiefer Denker — nicht nur der Speculation den rechten Haltpunkt im Selbstbewufstseyn, sondern hatte auch dadurch, dafs er den wesentlichen Unterschied zwischen Geist und Natur zur Basis der Metaphysik machte, das eigentliche christliche Moment der neuen Wissenschaft aufgedeckt und herausgestellt. (S. 20.) Nur ward diese Lehre aufserhalb der Kirche nicht *erkannt*, und in der katholischen Welt gröblich *verkannt*, (S. 24) bis *Anton Günther*, des Vfs Lehrer — sie neu belebte und zur vollen Entwickelung förderte. (S. 26.) Dieser Mann ist Anhänger des strengen römisch-katholischen Kirchensystems.

Wiewohl nun gezweifelt werden dürfte, dafs aus der frommen christlichen Gesinnung, welche auf dem Glauben an Gott in Christus ruht, sich eigentliche Wissenschaft entwickele, wollen wir den natürlichen Dualismus des Selbstbewufstseyns mit welchem die Philosophie beginnt, keineswegs bestreiten. Nur nimmt uns Wunder, dafs der Vf. denselben sogleich in seinen ersten Sätzen verläfst, und sich dadurch der von ihm gescholtenen Salbaderey über Allleben und Weltseele schuldig macht. Er sagt nämlich: „Gott ist ein Seyn, das *nicht* Natur, *nicht* Geist — sondern ein *Anderes* ist als Natur und Geist." (S. 34.) Gerade so sprechen Identitätslehrer und Pantheisten. Man wird jedoch bald den Grund dieser Annahme gewahr, nämlich das Ergebnifs der Trinität. Gott kann sich als Urgrund seines Wesens nur manifestiren durch Wesensetzung und zwar nach Aufsen, durch bedingte Wesen, nach Innen, indem er sich selbst sich selbst entgegensetzt, und drittens beide, Subject und Object im göttlichen Selbstbewufstseyn, als absolute Identität in einem Dritten ausspricht, als dem vom Vater und Sohn ausgehenden Geist beider. (S. 35.) Des Vfs Entwickelung fährt in dieser Art fort, er spricht von einer realen Contraposition Gottes, (wobey sich nicht begreift, wie er einen theoretischen Grund der Schöpfung in Gott leugnet und nur ein ethisches Motiv der Liebe behauptet (S. 39), da Gott ja ohne die Schöpfung sich nicht manifestiren, nicht seiner selbst sich bewufst seyn kann) das erste Moment der Schöpfung als Offenbarung Gottes nach Aufsen ist der Geist (S. 42), das zweyte ist die Natur (S. 44) und das dritte der Mensch, als lebendige Einheit von Natur und Geist, von Aeufserem und Innerem, von Nothwendigkeit und Freyheit. (S. 47. 50.) Ja der Vf. bringt heraus: „nicht nur das geschöpfliche Seyn ist ein zeitliches und räumliches, sondern auch Gottes absolutes Seyn ist sich selbst unter der Form von Raum und Zeit offenbar." (S. 55.) Alles dieses ist aus Gottes Seyn, welches ein *Anderes* ist als Natur und Geist, hervorgegangen.

Sehen wir nun hierin eine dogmatische Kirchenlehre als Grundlage und Erklärungsmittel einer dem dualistischen Selbstbewufstseyn des Menschen befremdlichen Speculation, so werden nicht weniger die übrigen Kirchenlehren im Fortgange offenbar. Das Menschengeschlecht ist gefallen, Erlösung mufs eintreten, und zwar durch einen Sprösling des Geschlechts, der selbst rein war und durch unbedingten Gehorsam gegen Gott den Ungehorsam des ersten Stammvaters im Geschlechte aufhob, indem das Verdienst dieses zweyten Adams Erbverdienst ward, wie die Sünde des ersten Erbsünde geworden war. (S. 82.) Die erste Erscheinung des Erlösers geschieht im

im Gewissen, die zweyte im Judenthum, die dritte im Gottmenschen. Eine organische Verbindung des Naturprincips mit dem Geiste, eine Lebenseinheit mit Wesensverschiedenheit bildete die Gottheit mit der Menschheit in dem Einen Christus. (S. 104.) Der Erlöser ist eine unmittelbare Position Gottes, eine neue Schöpfung, nicht gezeugt wie Andere des verderbten Geschlechts. (S. 109. 111.) Die Erlösung ist eine stellvertretende Genugthuung; wie durch den Sohn das Fiat der ersten ursprünglichen Schöpfung erging, so war auch die zweyte Schöpfung ein Werk des Logos. Die Kirche ist eine geschlechtlich, d. h. organisch sich gestaltende Sichtbarwerdung des Erlösers in der Menschheit (S. 129), sie besteht durch Tradition des Apostolats, sie tritt in den Bischöfen als herrliche Blüthe auseinander und findet ihren Mittelpunkt im Primat des Petrus. (S. 143.) Das von den Gewählten und Geweiheten, ohne Rücksicht auf ihre Persönlichkeit, administrirte Erlösungswerk ist ein *opus operatum*, (S. 147) und dadurch wird die Kirche in ihrer innern Selbstständigkeit und Unabhängigkeit außer dem Bereich aller möglichen Verirrungen ihrer jeweiligen Repräsentanten gestellt. (S. 151.)

Wie gut der Vf. hiebey sich die Sprachwendungen eines neueren abstrusen Speculirens angeeignet, kann folgende Stelle zeigen, in welcher der metaphysische Grund des Sterbens der Menschen angegeben wird. „Der Entscheidungsakt der Freyheitsprobe der Creatur ist nichts Anderes, als die freywillige *Affirmation* oder *Negation ihrer eignen Creatürlichkeit* und der göttlichen Absolutheit. Indem derselbe Akt aber der *Vollendungsakt* der freyen Creatur selbst, also ein *eigentlich-schöpferischer* Akt ist, so setzt er, *in der Negation vollbracht*, einen *wesentlichen Widerspruch* in das Seyn selbst, indem die Creatur sich in demselben Akte, durch welchen sie sich in ihrem *Seyn* schöpferisch *vollendet*, in ihrer *Idee* schöpferisch *aufhebt*, so daſs ihr Seyn ein Nichtseyn, und ihr Nichtseyn seyend bleibt; — welches Seyn im Nichtseyn und Nichtseyn im Seyn (Untergang desselben seiner *Idee* nach, oder absolute Bedeutungslosigkeit desselben) eben der *Tod* ist." (S. 153.) Gleichfalls ist auch nicht zu verkennen, daſs die Naturphilosophie in den Vf. eingegangen, indem er spricht: „Es giebt nur *Eine* Natursubstanz, und alle individuellen Organismen, und somit auch der menschliche, sind Nichts anders, als reale *Begriffsbildungen* der Einen Natur von sich selbst, im Streben: zum Bewuſstseyn, — zur *Idee* ihrer selbst zu kommen, in welchem Streben sie (als unfrey) *von* sich selbst kommt, d. h. sich selbst *äuſserlich* wird, welche substanzielle Aeuſserlichkeit ihrer selbst wir *Materialität* nennen." (S. 161.) — Wie soll man die Täuschung ganz eigner Art bezeichnen, wenn jemand meint, durch solches Begriff- und Wortspiel irgend etwas zu erklären, und dem kirchlich-dogmatischen Glaubenssysteme eine philosophische Grundlage zu geben!

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Nauck: *Mittheilungen über Pädagogik und Schulwesen*, von Dr. *Heinrich Gräfe*. *Erste* Mittheilung. 1830. 154 S. 8. (12 Ggr.)

Auch unter dem Titel:

Ueber das Bedürfniſs einer pädagogischen Bildung der Geistlichen und Lehrer; oder über die Nothwendigkeit der Aufnahme der Pädagogik unter die Universitätswissenschaften; nebst einem Anhange, den Plan zu Vorlesungen über Schulaufsicht enthaltend. Von u. s. w.

Zweck und Inhalt dieser Schrift giebt sich durch den zweyten, umständlichern Titel derselben der Hauptsache nach zu erkennen. Der Vf. ist als Herausgeber des Archivs für das Volksschulwesen bekannt. Das Gebrechen der Zeit, daſs es den zu Aufsehern der Schulen bestimmten Geistlichen bisher noch häufig an gründlicher Kenntniſs der Pädagogik und des Schulwesens gefehlt habe, läſst sich nicht in Abrede stellen. Der Vf. ist in Darstellung desselben, und in Darstellung der Licht- und Schattenseite des jetzigen Schulwesens überhaupt, von vorn herein etwas weitschweifig. Daſs er wohl weiſs, was von einem Schulinspector zu fordern ist, geht aus S. 29 sattsam hervor. Da nun diejenigen, welche sich zu dem geistlichen Stande vorbereiten, und mithin einst Schulaufseher werden wollen, zu den Kenntnissen, welche der letztere Beruf voraussetzt, weder durch besondere, für sich bestehende Seminarien, noch durch Anstellung im Schulamte selbst, (wo sie bloſs empirisch anlernen und routinirt werden müſsten,) füglich verholfen werden kann; so dringt der Vf. mit Recht darauf, daſs sie einen Theil ihrer Universitätsstudien jenem Zwecke widmen sollten, umfassender und planmäſsiger als in der Regel geschieht. Die Gegenstände eines solchen pädagogischen Studiencursus werden einzeln namhaft gemacht; die drey letzten Semester des gewöhnlichen Trienniums werden hinreichen, ihn zu beendigen. Freilich wäre es besser, die akademische Studienzeit um ein Jahr zu verlängern. Dieſs zumal, wenn nicht bloſs Vorlesungen gehört, sondern auch praktische Uebungen planmäſsig veranstaltet, und überhaupt die Mittel zur pädagogischen Bildung künftiger Geistlichen mehr unter Leitung und Aufsicht des Staates genommen werden sollen. Denn andre Vorschläge, deren der Vf. gedenkt, daſs das theologische Studium auf den Universitäten mehr beschränkt, oder der Gymnasialcursus, damit das akademische Triennium genüge, (durch Aufnahme des philosophischen, encyclopädischen und hodegetischen Unterrichts) erweitert werden möchte, scheinen dem Vf. selbst nicht recht zuzusagen.

Um seiner Seits zur Ergänzung der bemerkten Mängel mitzuwirken, kündigt er eine von ihm in Verbindung mit Andern herauszugebende periodische Schrift an, welche unter dem Titel: „*der Schulaufseher*", Heftweise erscheinen wird. Gegen den

den mitgetheilten Plan derselben ist nichts zu erinnern. — Hiernächst folgt (S. 125 ff.) ein ausführlicher Entwurf zu *Vorlesungen über Schulaufsicht*, welcher, so wie er hier vorliegt, als Leitfaden für die Zuhörer gebraucht werden könnte, wiewohl die Absicht mehr zu seyn scheint, ihn zu einer Druckschrift auszuarbeiten. Rec. hat auch in diesem Entwurfe etwas Wesentliches nicht vermifst; doch würde er den Geistlichen hierbey nicht blofs als Schulinspector ins Auge gefafst haben, sondern auch als Mitarbeiter an der Schule, was derselbe nach den in mehreren Ländern bestehenden Einrichtungen seyn *soll*, als Lehrer der Katechumenen wirklich *ist*, und bey den gewöhnlichen Verhältnissen der Landschulen überall zu wahrem Gewinne für den Entzweck seyn *kann*.

Im Allgemeinen haben wir, wie aus dieser Anzeige sich ergiebt, die vorliegende Schrift mit Interesse gelesen, und empfehlen sie, nicht um der Neuheit, aber um der Wichtigkeit ihres Inhalts willen. Dessen ungeachtet ist nicht zu verhehlen, dafs der Vf. sie mehr hätte feilen und sichten sollen. Manche Behauptungen sind zu allgemein hingestellt, mancher Tadel ist übertrieben, manche Urtheile sind nicht reif genug. Dahin gehört die Meinung, dafs es doch besser seyn würde, wenn, anstatt der Geistlichen, die Lehrer selbst einander beaufsichteten. Dahin, dafs der Vf. es zu loben findet, dafs bey einer Schulconferenz die versammelten Lehrer mit den Unterscheidungslehren der evangelischen und katholischen Kirche sämmtlich unbekannt waren. Uebertrieben und in ihrer Allgemeinheit falsch sind die Urtheile über den Mangel an pädagogischer Bildung bey den jetzigen Gymnasiallehrern. — Noch sind dem Buche einige *Zusätze* beygegeben, S. 104 ff., worunter sich eine Beurtheilung der Schrift von Hn. *Klump*: „die Gelehrtenschulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus", befindet.

TÜBINGEN, b. Elfert: *Nach welchen Grundsätzen und Rücksichten sollen Schüler in den Elementarschulen* überhaupt und insbesondere a) wenn Ein, b) wenn mehrere Lehrer an einem Orte angestellt sind, — *in Klassen eingetheilt werden?* Eine gekrönte Preisschrift. Verfafst von *Johann Beil*, Filialschullehrer in Tissen, bey Saulgau. — Auf Kosten des Verfassers. 1828. XII und 111 S. kl. 8. (6 Ggr.)

Der Königl. Würtembergische Katholische Kirchenrath hatte vor einigen Jahren angefangen, Preisaufgaben für die katholischen Schullehrer des Königreichs aufzugeben. Dem Vf. vorliegender Schrift kam die auf dem Titel derselben genannte Preisaufgabe zwiefach erwünscht, weil er sich länger schon aus eignem Interesse mit deren Gegenstande beschäftiget hatte. Er arbeitete, und seine Abhandlung hatte das Glück, den ersten Preis zu erhalten. Dafs er sie nun dem gröfsern Publicum vorlegt, können wir nicht tadeln. Rec. gehört nicht zu denen, welche die Elementar- oder Volksschullehrer ermuntern möchten, nach den Lorbeeren der Schriftsteller zu trachten. Ihr Eichenlaub grünt auf einem andern Boden. Indessen was gut ist, darf man loben. Und dieses Zeugnifs, dafs das Büchlein gut gearbeitet sey, läfst sich dem Vf. nicht verweigern. Es wird insbesondere von Schullehrern mit Nutzen gelesen, und in Schullehrer-Vereinen, welche überall unter Leitung eines pädagogisch tüchtigen Predigers stehen sollten, commentirt werden können. Das Letztere hauptsächlich deswegen, weil der Vf. einen Anflug von philosophischer Bildung hat, und daher seinen Standesgenossen nicht überall ganz klar seyn möchte.

Der Vf. hat, vielleicht unabsichtlich, den in der Aufgabe enge gefafsten Begriff der Classification in weiterem Sinne genommen, und sagt im 1. §. nach der Einleitung: „Die Classification bestimmt das Verhältnifs, in welchem Lehrer und Schüler während des Unterrichts gegen einander stehen. Es besteht also das Wesen der Classification in der Veranstaltung, dafs 1) jedes Schulkind den rechten Ort für die Zwecke seiner Schulbildung einnehme, dafs es 2) hinsichtlich der gegebenen Schulzeit am nützlichsten beschäftigt, und dafs es 3) durch eine festbestehende Ordnung in dem Kreise seiner Pflichtleistung erhalten werde." Wenn nun diefs gleich über den nächsten Sinn der Aufgabe hinaus zu gehen scheint, so zeugt es doch davon, dafs der Vf. seinen Gegenstand in dessen praktischer Beziehung zu behandeln verstanden hat. In dieser Hinsicht möchten wir eher tadeln, dafs er ihn nicht weit genug ins Einzelne verfolgt, und z. B. von dem Platze des Schülers *in* der Klasse, von dem Hinauf- oder Herabsetzen als Belohnung oder Strafe, von dem in manchen Schulen zu diesem Zwecke leider noch üblichen Certiren und dgl. nicht genügend gehandelt habe.

Was übrigens gegeben ist, ist sehr ausführlich. Der erste Abschnitt handelt von dem Eigenthümlichen der Classification; der zweyte von den dabey zu befolgenden Grundsätzen, wobey zuerst zwölf völlig richtige Grundsätze aufgestellt, und alsdann mehrere theils einseitige, theils ganz falsche beleuchtet werden; der dritte Abschnitt setzt auseinander, wie jene Regeln für die Classification in Schulen mit Einem Lehrer, und in Schulen mit mehrern Lehrern zur Anwendung gebracht werden sollen. Recht geschickt weifs der Vf. hierbey das Lancastersche Monitoren-Wesen, „ohne Lancasterey" wie er sich ausdrückt, für angefüllte Klassen oder Schulen mit Einem Lehrer zu benutzen. Auch über das Klassensystem und Fachsystem bey der Schüler- und Lehrer-Ordnung haben wir sehr richtige Ansichten gefunden; der Vf. steht dem, im Allgemeinen entscheidenden, Grundsatze ganz nahe, dafs das Klassensystem mehr für das frühere, das Fachsystem mehr für das reifere Alter geeignet ist, weil jenes die Disciplin, welche in den niedern Schulen und Klassen mehr in Einer Hand liegen mufs, besser als dieses

ses unterstützt. — Einzelne Sonderbarkeiten wollen wir nicht rügen. Z. B. wenn der Vf. die Klassen einer Schule so benannt wissen will, dafs der Name einer jeden auf den pädagogischen Gesichtspunkt hindeute, welchen der Lehrer bey der intensiven Bildung seiner Schüler ins Auge zu fassen habe; so ist diefs theils dem Studium des Lehrers zu überlassen, theils auch auf zahlreiche Klassen nie anwendbar. Und die Namen: *Sinnen*thätigkeits-, *Gedächtnifs*thätigkeits-, *Verstandes*- und *Vernunft*thätigkeits-Klasse, würden am Ende nicht mehr werth seyn, als wenn manche Schullerer alten Stiles ihre Schüler nach *ABC, Katechismus, Evangelium* und *Bibel* zu classificiren gewohnt sind. — Doch wir wiederholen, dafs wir uns dem Vf. zu begegnen gefreut haben, und dafs wir dem Buche unter den Schullehrern und Aufsehern viele Leser, dem Vf. selbst aber bald eine, seinem regen Streben und seinen guten Einsichten angemessene, bessere Anstellung wünschen.

1) Essen, b. Bädecker: *Der Fruchthain und der Wald*, oder Beschreibung der vorzüglichsten einheimischen Obst- und Waldbäume, Erzählungen und Gedichte über (in Beziehung auf) dieselben, zur Belehrung und Warnung vor Baumschänderey. Ein Geschenk für die Jugend von *H. A. v. Kamp*. Ohne Jahrz. VI u. 130 S. 8. (10 Ggr.)

2) Ebendas., b. Ebend.: *Drey Erzählungen aus dem Leben des göttlichen Kinderfreundes*. Ein Geschenk für die Jugend von *H. A. v. Kamp*. Ohne Jahrz. 116 S. 8. (8 Ggr.)

3) Ebendas., b. Ebend.: *Kleine Gedichte für Kinder des zartern Alters* von *Hieronymus van Alphen*. Nach dem Niederländischen bearbeitet. Ohne Jahrz. VI u. 108 S. 16.

Nr. 1 hat einen sehr lobenswerthen Zweck, und ist demselben gemäfs so verständig abgefafst, dafs es ihn gewifs erreichen wird. Die Beschreibungen der Baumarten sind kurz und richtig, die eingestreuten Erzählungen und Gedichte passen dazu, die letztern sind zum Theil nicht ohne Werth. Nur eine Bemerkung hat sich Rec. aufgedrängt. Das Büchlein ist mehr für die gebildete Kinderklasse geschrieben, die ohnehin wohl von Baumfreveln zurückgehalten wird. Die rohern Buben werden davon keinen Nutzen ziehen, und immer an den Lehrer in der Volksschule gewiesen werden müssen, um in dieser Hinsicht zweckmäfsige Belehrung und Verwarnung zu empfangen.

In Nr. 2 sind die biblischen Erzählungen von der Erweckung des Jünglings zu Nain, der Tempelreise des zwölfjährigen Knaben Jesus, und der Segnung der Kinder, paraphrasenartig wiedergegeben. Sie hätten nicht sollen des ihnen eigenthümlich angehörenten Gewandes der Bibelsprache entkleidet werden. Die dabey angestellten Betrachtungen sind gut und gröfstentheils dem Kindesalter angemessen; nur zuweilen ist Rec. angestofsen, z. B. S. 6: „Derjenige der seinen Feinden diese Frage (wer kann mich einer Sünde zeihen) vorlegen konnte, mufste besser, höher als alle Menschen, *mufste Gott gleich seyn*." Diesen Schlufs fafst des Kindes Geist nicht. Die Gedichte sind nicht übel. Einige Mal hat der Reim sein tyrannisches Recht geübt.

Die Gedichte „*van Alphens*" in Nr. 3 sollen in Holland seit 50 Jahren sehr bekannt, beliebt und in den Händen fast jedes Kindes seyn, daher die hier gegebene Uebertragung, die freylich etwas hölzern gerathen ist. Dem Original fehlt es gewifs weder an kindlicher Naivetät noch an praktischer Nutzbarkeit: daher hätte mehr eine freye Bearbeitung gegeben werden sollen, als eine wörtliche Uebersetzung. Einige hätten auch ohne grofse Veränderung der Härten entkleidet werden können z. B.:

Die Traube gab mir Vater heut'
Weil ich so fleifsig lern'
Ich efs' sie nun mit Lust und Freud'
Denn Trauben efs' ich gern.

Rec.

Die Traube gab der Vater mir
Weil ich so fleifsig lerne,
Nun efs' ich sie mit Freuden hier,
Denn Trauben efs' ich gerne.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Johann Georg Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz*. Herausgegeben von *Albrecht Rengger*. Mit einem Bildnifs von *Abraham Rengger*. 1830. XXXII u. 389 S. 8. (1 Rthlr. 8 Ggr.)

Diese Briefsammlung des berühmten Arztes und Verfassers des Werkes über die Einsamkeit enthält viele sehr interessante und characteristische Mittheilungen, namentlich auch über Friedrich den Einzigen, den *Zimmermann* wie einen Gott verehrte. Manche Briefe sind freilich sehr unbedeutend und trivial, und in Andern spricht sich die wirklich aufserordentliche Eitelkeit ihres Schreibers so unangenehm aus, dafs ihre Bekanntmachung zu seiner Ehre besser unterblieben wäre. Höchst rührend ist das traurige Schicksal, welches derselbe an seinem einzigen Sohne erlebte, den er wie alle seine Freunde und Verwandte mit einer sehr grofsen Innigkeit und Liebe umfafste.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1831.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Hinrichs. Buchh.: *Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten.* Von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, Königl. Sächsischem Hofrathe, Ritter des Königl. Sächs. Civil-Verdienst-Ordens und öffentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. *Erster* Band. 1831. VIII u. 352 S. 8. (Preis beider Theile 2 Rthlr. 18 Ggr.)

Die nächste Veranlassung zu diesem Buche gaben dem berühmten Vf. die Aufforderungen geachteter Männer, Vorlesungen über die wichtigsten Gegenstände der Staatswissenschaften, besonders des constitutionellen Lebens vor einem gebildeten Kreise von Zuhörern zu halten. Dazu konnte Er sich, nach der Vorrede S. 1, aus mehreren Gründen nicht entschliessen, glaubte aber, dass die Abhandlung jener Gegenstände, in der Form solcher Vorlesungen, vielen gebildeten Zeitgenossen vielleicht nicht unwillkommen seyn würde. Dass diese Hoffnung nicht ungegründet ist, kann Rec. der Gelegenheit hatte, Stimmen darüber zu sammeln, dreist versichern. Denn die wichtigsten Lehren aus dem weiten Kreise der Staatswissenschaften sind bis jetzt unter unsern gebildeten Ständen noch viel zu wenig verbreitet, als dass man nicht den Grund davon in dem Mangel einer populären Darstellung derselben vermuthen sollte. Selbst bey den Franzosen beschränkte sie sich nur auf die so genannte politische Oekonomie, für deren Popularisirung namentlich *Say* sich anerkannte Verdienste erworben hat.

Der Vf. hat sich vorgenommen, das gesammte Gebiet staatswissenschaftlicher Kenntnisse nach vier Hauptabschnitten, *Staatsbegründung*, *Staatsverfassung*, *Staatsregierung* und *Staatsverwaltung* in *zwey* Bänden darzustellen, von welchen der oben angegebene erste Band die Lehre von der *Begründung* und *Verfassung* des Staates enthält und der *zweyte* die Lehre von der *Regierung* und *Verwaltung* des Staates umschliessen wird.

Das Ganze zerfällt in *siebzehn* Vorlesungen. Sie sind auf folgende Art überschrieben: die *erste:* der Absolutismus und das constitutionelle System im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte; die *zweyte:* die Staatswissenschaften im achtzehnten und im beginnenden neunzehnten Jahrhunderte; die *dritte:* Begriff und Zweck des Staates; die *vierte:* Staatsrecht und Staatskunst nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse; die *fünfte:* das innere und das äussere Staatsleben; die *sechste:* der Staatsgrundvertrag nach seinen einzelnen Theilen; die *siebente:* die höchste Gewalt im Staate; die *achte*, *neunte* und *zehnte:* die drey staatsrechtl. und polit. Systeme, der *Revolution*, der *Reaction* und der *Reformen*; die *eilfte:* die Vorbedingungen des constitutionellen Lebens; die *zwölfte:* die Grundbedingungen des constitutionellen Lebens, Land, Volk, Staatsbürgerrecht; die *dreyzehnte:* die Grundbedingungen des constitutionellen Lebens: Gemeinde-, Städte-, Bezirks- und Kreisordnung; die *vierzehnte:* die drey verschiedenen Arten schriftlicher Verfassungsurkunden; die *funfzehnte:* die Verschiedenheit der Verfassungen, nach dem Repräsentationssysteme, nach dem ständischen Systeme und nach dem Systeme der staatsbürgerlichen Interessen. Das Wahlgesetz; die *sechzehnte:* das Ein- und Zwey-Kammersystem; die *siebzehnte:* die constitutionellen Rechte des Regenten und der Abgeordneten des Volkes.

Aus diesen Rubriken werden diejenigen, die mit des Vfs grösserem Werke: „die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit dargestellt" bekannt sind, ersehen, dass das System und die Behandlungsart der Gegenstände in demselben auch bey dem gegenwärtigen Buche zum Grunde liegt, nur dass sich der Vf. bemüht hat, hier alles mehr zu popularisiren.

Nach einleitenden geschichtlichen Andeutungen in der *ersten* Vorlesung macht der Vf. in der *zweyten* besonders auf den wichtigen Unterschied zwischen *Staatsrecht* und *Politik* oder *Staatskunst* aufmerksam, welcher selbst von Studirenden oft übersehen wird. Jenes nämlich leitet, ohne Rücksicht auf ein positives Recht, und auf alle geschichtlich bestehende bürgerliche und staatsrechtliche Verhältnisse, das *Recht selbst* unmittelbar aus der *Vernunft* ab und prägt die aus dieser Ableitung hervor gehenden Lehren, Grundsätze und Folgen zu einer in sich abgeschlossenen wissenschaftlichen Form aus; die *Politik* oder *Staatskunst* hingegen, von denselben staatsrechtlichen Grundsätzen ausgehend, verbindet sogleich diese Grundsätze mit ihrer Anwendung in den wirklich bestehenden Staaten und hält folglich das philosophisch Begründete mit dem wirklich Bestehenden zusammen.

Dieser für jene Wissenschaften hier vorgezeichnete Weg ist, nach des Rec. Ansicht, der einzig richtige und der Würde des denkenden Menschen angemessen. Auch sind wohl die meisten Kundigen des

des Staatsrechts und der Staatskunst jetzt darüber einig. Denn es giebt nur noch sehr wenige, welche den *Absolutismus* im Staatsrechte predigen; wenige, welche, mit unbeugsamer Vorliebe für das *geschichtliche Recht* bald Lehren des *positiven römischen*, bald des *kanonisch - hierarchischen*, bald des *Lehnrechts* in das Staatsrecht einfügen, wenige, welche noch dem veralteten *Eudämonismus* in der Pflichten - und Rechtslehre huldigen. Nur in der neuesten Zeit hat man versucht, hohl klingende philosophische Dogmen auf die Begriffe von *Recht*, *Staat* und *Bürgerthum* überzutragen, und sich Anhänger besonders unter jungen Studirenden zu verschaffen. Je weniger bey diesen besonders durch mathematische und klassische Studien das Denkvermögen ausgebildet war, desto empfänglicher fand man sie für jene verworrenen und unverständlichen Lehren.

Was den Begriff des *Staates* betrifft, so stellt ihn der Vf. S. 59 also fest: „Wir nennen, sagt er, die in der Wirklichkeit bestehende Gesellschaft freyer Wesen, in welcher die Herrschaft des Rechts unter die Gewähr des rechtlich gestalteten Zwanges gestellt wird, den *Staat* oder die bürgerliche Gesellschaft. — Der Staat ensteht also aus der Anwendung der ewigen Vernunftidee des Rechts auf die in der Wirklichkeit *vertragsmäßsig* abgeschlossene Verbindung vernünftig sinnlicher Wesen zugleich bey der übernommenen gegenseitigen Verpflichtung der Anwendung des Zwanges sich zu unterwerfen, sobald der freye Wille des Einzelnen die Herrschaft des Rechts in der Gesellschaft bedroht, oder die freye That diese Herrschaft des Rechts verletzt."

Der Vf. kommt demnach mit *Kant* überein, der in wenigen Worten den *Staat* durch „die *Vereinigung* einer Menge Menschen unter *Rechtsgesetzen*" erklärt. Diese Vereinigung aber kann nur unter Voraussetzung eines, wenn auch nur *stillschweigenden*, *Vertrages* gedacht werden, welche die Absolutisten leugnen. Daher sagt der Vf. S. 63 mit Recht: „Allerdings läfst sich, wenn wir auf die Entstehung der meisten theils bestehenden, theils bereits wieder erloschenen Staaten des Erdbodens zurück gehen, *geschichtlich* die Abschliefsung eines Grundvertrages nur in den wenigsten Fällen nachweisen, woraus die Anhänger des Absolutismus die Nichtigkeit jedes Staatsgrundvertrages ableiten. Sie vergessen aber bey dieser Behauptung, dafs es, nach dem Vernunftrechte, auch stillschweigende Verträge giebt, welche gültig sind, ohne dafs sie auf der förmlichen und öffentlichen Einwilligung der Vereinigten über den Zweck ihres Vereins und über die Mittel, diesen Zweck zu verwirklichen, beruhen. Sie vergessen, dafs die Vernunft jedes Zusammenleben vernünftig-sinnlicher Wesen *nur* unter der Form einer *rechtlichen* Verbindung, auch *ohne* Abschliefsung eines förmlichen Vertrages anerkennen kann." — Aehnlich drückt sich auch *Klüber* aus in der dritten Auflage seines öffentlichen Rechtes des deutschen Bundes §. 1.: „der Staat ist eine bürgerliche Gesellschaft mit einem bestimmten Landesbezirke, unter gemeinschaftlicher Obergewalt, zu allseitiger Sicherheit. Nur in Verträgen, ausdrücklichen oder *stillschweigenden*, ist der rechtliche Entstehungsgrund dieses Sicherheitsbundes, dieser Schutzanstalt, dieses collectiven Subjectes von Rechten und Pflichten zu suchen. Das Ganze der bürgerlichen Socialrechte hat seinen rechtlichen Ursprung in dem Ganzen der Individualrechte. Jene Verträge sind zu betrachten, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle als erweisliche Thatsache oder als in eine *Magna Charta* zu Papier gebracht, doch als regulative Idee der zur Staatsverbindung sich *vernunftmäfsig* bestimmenden Menschen."

Auf diese Grundbegriffe gestützt behandelt nun der Vf. in der *sechsten* Vorlesung den Staatsgrundvertrag nach seinen einzelnen Theilen Er erklärt sich hier besonders gegen die so genannte *Volkssouverainetät*, nach dem modernen, aus der französischen Staatssprache stammenden Begriffe. In dieser Rücksicht sagt er S. 97: „Es darf daher in keinem rechtlich gestalteten Staate die Gesammtmacht von dem Volke selbst, so wenig wie die Selbsthülfe von dem Individuum geübt werden, weil schon in dem Begriffe, dafs die Gesammtheit des Volkes die Gesammtmacht des Staates handhaben und ausüben wolle, die Widerrechtlichkeit, und mit ihr die Verderblichkeit und Gefährlichkeit dieser Ausübung der Volksouveränität enthalten ist."

Es würde die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn Rec. alle vorher angeführte Rubriken durchgehen und das Wichtigste ausheben wollte. Nur sey ihm erlaubt noch hinzuzufügen, dafs ihn besonders die *dreyzehnte* Vorlesung über die *Grundbedingungen des constitutionellen Lebens*, namentlich über die *Gemeinde -, Städte -, Bezirks -* und *Kreisordnung* gefallen hat. Er kann sich nicht enthalten folgende Stelle S. 227 anzuführen: „Obgleich aus diesen Vordersätzen die Nothwendigkeit zeitgemäfser *Gemeinde -, Städte -, Bezirks -* und *Kreisordnungen* zur gleichmäfsigen Gestaltung und Durchbildung des constitutionellen Lebens sich ergiebt, so mufs doch in diesen Ordnungen mehr noch, als in den Grundsätzen selbst die gröfste Verschiedenheit und die *stete Rücksicht* auf die *Oertlichkeit*, so wie auf *die Eigenthümlichkeit der früher bestandenen Einrichtungen* angetroffen werden, weil die Gemeinde -, Städte -, Bezirks - und Kreisordnungen ungleich mehr in das Privatleben der Individuen eingreifen, als die neuern Grundgesetze. Es können daher nur wenige *allgemeine* Grundsätze für solche Ordnungen aufgestellt werden, weil das *Einzelne* in denselben theils von dem *bisher geschichtlich Bestandenen* abhängt, theils von dem *Bedürfnisse* dessen, was verändert und verbessert werden soll, theils von dem allgemeinen politischen Charakter der neuen Verfas-

fassung selbst, mit welcher die Gemeinde-, Städte-, Bezirks- und Kreisordnung aufs innigste zusammen hängen und Ein organisches Ganzes bilden muſs."

Möge dieses verdienstliche Werk des berühmten Vfs recht viele gebildete Leser finden, damit sie sich über die darin abgehandelten Gegenstände richtige Begriffe bilden oder berichtigen oder bekräftigen!

MEDICIN.

1) Leipzig, b. G. Fleischer: *Tabellarische Uebersicht der zum wissenschaftlichen Studium der Heilkunde nöthigen Vorlesungen.* Im Namen und Auftrage des Vereins für Vervollkommnung des medicinischen Unterrichts entworfen und mit Bemerkungen begleitet von Dr. *Joh. Christ. Aug. Clarus* u. s. w. 1831. VI u. 108 S. 8. (16 Ggr.)

2) *Ebend.*, b. Cnobloch: *De necessitate ac ratione studium medicinae amplificandi et moderandi* disseruit Dr. *Joan. Christ. Gedofr. Joerg* u. s. w. 1830. X u. 61 S. 8. (7 Ggr.)

3) *Ebend.*, b. Hinrichs: *Hodegetice medica, sive de medicinae studio liber,* quem tironum causa scripsit Dr. *Alb. Frid. Haenel* u. s. w. 1831. IV u. 106 S. 8. (12 Ggr.)

Wie uns die Vorerinnerung zu Nr. 1 sagt, so bildete sich im November 1828 in Leipzig eine Gesellschaft gröſstentheils junger, akademischer Lehrer aus allen Fächern der Heilkunde und der in sie einschlagenden Hülfswissenschaften, um in ihrem Kreise mit vereinten Kräften dahin zu wirken, daſs nicht nur kein Theil der Wissenschaft, der mündlichen Unterricht erfordert, vernachlässigt, sondern auch ein organisches Ineinandergreifen aller erzweckt, im Ganzen aber das Studium der Medicin sowohl dem Umfange nach möglichst vervollständigt, als auch dem Inhalte, dem Geiste und der Methode nach immer mehr verbessert werden möge. Diesem Zwecke gemäſs hielten sie es für ihre erste Aufgabe, einen umfassenden *Studienplan* zu entwerfen, d. i. zu untersuchen: was, bey den gegenwärtigen Anforderungen an wissenschaftlich gebildete Aerzte, gelehrt werden müsse, um den Studirenden zu dieser Bildung die Hände zu bieten und in welcher Ordnung, in welchem Zusammenhang, es von diesen zu benutzen sey? — Diesem schönen Vereine haben wir unmittelbar die erste der vorliegenden Schriften zu danken, an deren Spitze ein Namen steht, der für uns einen trefflichen Klang hat; wahrscheinlich aber sind auch die beiden anderen Schriften durch den Einfluſs jener Gesellschaft entstanden. Diese hat nun durch den Entwurf der Studien-Tabelle, zu welcher die Schrift des Hn. *Clarus* gleichsam den Commentar liefert, ihre Tendenz auf eine so würdige Weise ausgesprochen, daſs man ihr nicht nur Erfüllung, sondern auch auf den übrigen deutschen Universitäten Nachahmung wünschen muſs. Das aber wird jeder, dem die Sache am Herzen liegt und der da weiſs, mit welchen Miſsbräuchen an so vielen Orten Schlendrian, Eigennutz und Gemeinheit das akademische Studium der Medicin umsponnen haben. Hr. *C.* spricht zuerst sehr gediegene Worte über die Zeit des medicinischen Studiums, welche hier auf *fünf* Jahre festgesetzt ist und nur von denen zu lang gefunden werden wird, deren banausischer Sinn kaum das Ende des dritten Jahres erwarten kann, um sich von der geneigten Fakultät (*ordo gratiosus!*) das *ius vitae et necis* ertheilen zu lassen. Aber freilich ist „der hier vorgeschlagene Studienplan keinesweges bloſs auf nothdürftige Befähigung zur medicinischen Praxis für die Bedürfnisse des gemeinen Lebens und zur Erwerbung des eigenen Unterhalts, sondern zugleich und vorzüglich auf Bildung gründlich gelehrter, d. i. solcher Aerzte berechnet, die mit einer möglichst umfassenden Uebersicht des ganzen Gebietes der Wissenschaft selbstständige, praktische Forschungen zu verbinden im Stande und geneigt sind." Diesem Zwecke gemäſs ist Alles über die Bildung junger Aerzte Vorgetragene trefflich und auf die Erzielung einer wahren *eruditio animorum* berechnet. Daſs das Studium der klassischen Sprachen des Alterthums dem Studium der Medicin nicht nur vorangehn, sondern dasselbe auch begleiten müsse, ist, wie sich erwarten lieſs, auch hier mit Nachdruck ausgesprochen (m. s. d. Tabelle). Die darauf folgende, in gedrängter Kürze abgehandelte medicinische Encyclopädie ist reich an heilsamen Winken und glücklichen Gedanken. Wohl zu beherzigen ist, was der Vf. S. 40 ff. über den Vortrag einer so genannten organischen Physik äuſsert, besonders aber seine Ansicht über den Besuch klinischer Anstalten. Mancher klinische Schulmeister wird sich wundern, hier zu lesen, daſs in der Klinik des Hn. *Clarus* für die neu eintretenden Praktikanten eine vorläufige Prüfung in lateinischer Sprache angeordnet ist, bey der denselben auſser den nöthigen Fragen aus der Heilmittellehre, speciellen Therapie u. s. w. *auch ein Stück aus dem Hippokrates oder Galen zur Uebersetzung und Erklärung vorgelegt wird;* und daſs dort die „sehr dankenswerthe Einrichtung" besteht, daſs der Lehrer von den Honorarien der Studirenden (Hört! Hört!) völlig unabhängig ist, sondern daſs erstere, die für den einjährigen Cursus 15 Rthlr. 8 Ggr betragen, in eine königliche Kasse flieſsen, aus der andere Bedürfnisse für die Anstalt bestritten werden, während der Lehrer unmittelbar vom Staate besoldet wird. — Was endlich noch über Lectüre, Benutzung öffentlicher Sammlungen, Famulaturen und Reisen gesagt wird, ist, gleich dem vorigen, aus tiefer Einsicht und Erfahrung geschöpft und in so bündiger und edler Weise vorgetragen, wie wir es von dem Vf. gewohnt sind, der schon in seinem Namen, wie weiland *Galenus,* eine so bedeutungsvolle und schön bewährte Verheiſsung trägt. Rec. wünscht nichts angelegentlicher, als das ehrenwerthe Streben des Leipziger Vereins und seines würdigen Sprechers durch den glücklichsten Erfolg belohnt, und auch

auf

auf andern Universitäten ein gleiches Streben geweckt zu sehn.

Nr. 2 hat ebenfalls einen berühmten Lehrer der Leipziger Hochschule zum Verfasser. Nachdem derselbe schon in der Vorrede auf die unstatthafte Trennung der Medicin von der Chirurgie hingewiesen, handelt er im 1. Cap. *de studii medicinae amplificandi necessitate,* wo er ebenfalls dem Arzt die Nothwendigkeit einschärft, sich bey Zeiten mechanische Fertigkeit in chirurgischer und obstetricischer Technik zu erwerben. Das 2. Cap. giebt eine *studii medici quinquennio perficiendi descriptio,* welcher eine kurze Schilderung der dem Arzt nothwendigen physischen und moralischen Eigenschaften vorangeht. Im Verzeichnisse der im dritten Semester zu hörenden Vorlesungen finden wir auch *Astronomia populariter tradita,* die der Vf. S. 28 mit Recht anempfiehlt; dagegen fehlen Vorträge über Methodologie und poliklinische Uebungen. Die erstere will er den Studirenden in Form einer gedruckten Anweisung mitgetheilt wissen, die letzteren verwirft er ganz und gar, jedoch mit nicht ganz haltbaren Gründen. Cap. 3. *De modo medicinae studium moderandi* handelt vorzüglich von der Nothwendigkeit strenger Prüfungen, deren Hr. *J.* zwey verlangt. Die erste am Ende des dritten Jahres, vor dem Eintritt in die klinischen Anstalten zu veranstaltende ist theoretisch. Hier soll der Studirende in *facultatis totius medicae consessu* vier Stunden hindurch lateinisch in der Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, Psychologie, Chemie und Physik geprüft werden; dann soll er unter gehöriger Aufsicht einige Tage später im chemischen Laboratorium während zwey Stunden eine chemische Analyse oder Ausmittelung eines Giftes vollbringen, und endlich im anatomischen Theater, ebenfalls in Gegenwart mehrerer Zeugen aus der Facultät sich in Secirübungen bewähren. Das zweyte oder praktische Examen findet zu Ende des fünften Jahres Statt und soll die Kenntnisse des Candidaten in allgemeiner und specieller Pathologie und Therapie, Heilmittellehre, Chirurgie, Geburtshülfe, Augenheilkunde, Psychiatrie, medicin. Polizey, griechische Medicin und Frauen- und Kinderkrankheiten darthun, worauf der Candidat sich noch einem besonderen *Tentamen chirurgicum* zu Operationen an Leichen, und einem *T. obstetricium* an schwangeren Frauen und am Phantom unterwerfen muss. Ein drittes Examen bildet endlich noch die Abfassung und zweystündige Vertheidigung einer lateinischen Dissertation. Gewiss ist es wünschenswerth, die Facultätsprüfungen geschärft zu sehen und nicht nur den zur Praxis sich drängenden Studirenden den Eintritt in die klinischen Institute, sondern auch die Erlangung des Doctorhutes etwas mehr zu erschweren, als jetzt gemeinhin geschieht; doch liesse sich diess vielleicht, unbeschadet der gewiss ersprießlichen Strenge, auch auf einfacherem Wege erreichen und ohne grosse Weitläufigkeiten, welche für die Mitglieder einer zahlreichen Facultät leicht drückend und ermüdend werden und bald in einen schädlichen Schlendrian ausarten dürften. — Cap. 4. *De magistratuum superiorum ad amplificatum medicinae studium regendum officiis.* Diese, welche die beste Organisation einer medicinischen Lehranstalt zum Zweck haben, werden erst angegeben, nachdem der Vf. über den Nutzen und die Würde der Medicin gesprochen und sie gegen die bekannten Anklagen in Schutz genommen hat. Hr. *J.* verwirft auch die Staatsprüfungen und hält mit Recht dafür, dass der Ausspruch einer medicinischen Facultät eben so viel Gültigkeit haben müsse, als der einer andern Behörde. Cap. 5. *De iis, quae a professoribus ordinariis et extraordinariis praestanda sunt* Die Hauptvorlesungen sollen von ordentlichen Professoren gehalten werden, so dass den ausserordentlichen nur Vorträge über venerische Krankheiten, Formular, Bandagenlehre, Disputatorien, Interpretation des Hippokrates u. s. w. übrig bleiben. Rec. zweifelt, ob alle Vorschläge des Vfs ausführbar seyn möchten, in jedem Falle aber sind sie, wie die ganze wohlgemeinte Schrift, von Regierungen, Lehrern und Lernenden zu beherzigen.

Nr. 3 ist eine im besten Sinne geschriebene Anleitung zum Studium der Heilkunde. Die Hodegetik unseres Vfs sollte das Mittel halten zwischen Encyclopädie und Methodologie der Medicin; eigentlich aber hat er beide, und mit Glück, verschmolzen. Durchgängig spricht sich ein gebildeter Geist und ein warmer Eifer für die gute Sache in edler Rede aus, welcher die Gunst der Muse Latiums unverkennbar zu Theil geworden ist. Möchten nur unsere jungen Mediciner sich das hier und in den beiden vorigen Schriften so nachdrücklich zu ihrer höhern Ausbildung Empfohlene recht angelegen seyn lassen, und endlich aufhören bey allem, was nicht unmittelbar zum Receptschreiben hilft, mit dem alten Strepsiades zu fragen:

τί δέ μ᾽ ὠφελήσουσ᾽ οἱ ῥυθμοὶ πρὸς τἄλφιτα;

Friedländer.

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Der verliebte Onkel und seine Nichten.* Von *Friedrich Laun.* 2 Thle. 1830. (Pr. 1 Rthlr. 12 Ggr.)

Das Leben eines guten und der Liebe nicht unzugänglichen Hagestolzes und zweyer jungen Mädchen, wovon die eine jedoch erst im 2ten Theile auftritt, bildet den Inhalt dieser Erzählung. Die Begebenheiten kleinstädtischen Lebens, grösstentheils um Liebesgeschichten sich drehend, werden treulich dargestellt und dabey, wie natürlich, Bälle, Concerte, Schlittenfahrten u. s. w. zu Schauplätzen gewählt. Die Manier des Vfs, wie man sie kennt, ist drollig und unterhaltend, kann jedoch hier auf kein höheres Verdienst Anspruch machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1831.

ÄSTHETIK.

Berlin, in d. Enslin. Buchh.: *Ueber Göthe's Faust.* Vorlesungen von Dr. *K. E. Schubarth.* 1830. XII u. 385 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. hielt diese Vorlesungen, der bescheidenen Vorrede nach, im Winter 1829—30 in Hirschberg vor einer recht zahlreichen, gebildeten und achtungswerthen Versammlung auf Veranlassung einiger Literatur-Freunde, und darf für die öffentliche Mittheilung derselben wohl bey den gewiss mehr als zahlreichen Bewunderern und Freunden der Muse des universellsten der Dichter gerechten Anspruch auf Dank machen, denn des Scharfsinnigen, oft Tiefgedachten, und zum Nachdenken und zum lebendigern Genusse des merkwürdigsten Gedichtes in der Gesammtliteratur der Menschheit Anregenden, das sie selbst für den enthalten, der über die Bedeutung und das Verständniss dieses grossartigen Bruchstückes einer Weltdichtung an sich gerade keines Aufschlusses bedarf, ist nicht wenig. Es sind viele Stimmen, besonders auch in neuester Zeit, über Göthe's Faust laut und sehr verschiedene Gesichtspunkte dabey aufgestellt worden; doch ist uns keine bekannt, die eine solche umsichtige Beachtung verriethe, und wir können nicht anders als beystimmen, wenn der Vf. S. IX in der Vorrede sagt: „Was diese Vorlesungen von andern bisher über das Gedicht erschienenen Erklärungen nicht unvortheilhaft unterscheiden dürfte, ist, dass sie sich über das Ganze und Einzelne desselben, so weit es vorliegt, verbreiten, Plan und Idee beider Theile — [der zweyte besteht bis jetzt aus den Bruchstücken: Faust's Herstellung durch die Elfengeister; Kaiserliche Pfalz (Faust und Mephistopheles am Kaiserhofe); Amor und zwey Teufelchen, und Helena] — nach ihrem Zusammenhange zu entwickeln suchen." — Der Vf. bahnt sich den Weg, „das bessere Verständniss und den Hauptgesichtspunkt über *Faust* heran zu leiten," durch eine Betrachtung des Dichters selbst und seiner Persönlichkeit überhaupt, welche die erste Vorlesung erfüllt. Was den Dichter betrifft, der schon als der *einzig* Ueberlebende aus einer grossen Epoche deutscher Cultur und Literatur, „welche sich mit ihm als völlig vergangen darstellen dürfte," — (der Vf. lässt diese sich mit 1813 und 1814 schliessen) — die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verdienen würde, wenn er auch nicht zugleich als Gipfel dieser Culturperiode anerkannt werden müsste; so weiset der Vf. nach, dass sich alle drey Bedingungen in ihm vereinigten, von denen keine fehlen darf, „damit das Vollkommene entstehe, was (das) die Mitwelt aufzufordern, die Nachwelt aber zu befriedigen im Stande ist": 1) Das Einwohnen des schönsten — (und umfassendsten) — Talentes; 2) das Geborenwerden zur rechten Zeit; 3) den Hinzutritt aller Verhältnisse, jenes *beides* (?) zur glücklichen Entwicklung zu bringen. Die Nachweisung dieser drey Bedingungen in *Göthe's* Leben mit zweckmässiger Hinweisung auf die eigenen Andeutungen in den Werken des Dichters, besonders auch in seiner eigenen Lebensbeschreibung, ist interessant. Auch ist der Hinblick, besonders in Hinsicht der Einwirkung der äussern Lebensverhältnisse auf *Schiller*, nicht verletzend, wenn wir auch keineswegs *Göthe* in jeder Hinsicht für den Gipfel seiner Culturperiode in dem Sinne annehmen, als rage er *geistig* über alle hervor, und von manchem Standpunkte aus selbst einen andern Gipfel noch über ihn hinausragen sehen — *Schiller*, den der Vf. (S. 35) in die zweyte Reihe der Dichter setzt, da er doch in dem, was auch er als das Höchste der Dichtkunst anerkennt, in *Ideen* weit über alle hervorragen dürfte. Wir können aus dem Standpunkte deutscher Cultur die beiden Heroen, die sich ja auch selbst im Leben als einander gegenseitig ergänzend anerkannten, nicht trennen. — Was der Vf. zur Abweisung des Vorurtheils sagt, dass es mit dem, einem Gedichte zum Grunde liegenden, Gedanken und der eigentlichen Idee desselben nicht so genau zu nehmen sey, und dass eine blinde Begeisterung dem Dichter alles zuführe, ist sehr gegründet; man sollte aber kaum glauben, dass es gegenwärtig noch nöthig sey, darüber ein Wort zu verlieren; und das zweyte Vorurtheil, welches er einer Widerlegung würdigt: dass nur *die* Gedanken und Ideen besitzen, welche sie auf Schulweise entwickelt haben, ist doch wohl wenig verbreitet und hätte kaum der Erwähnung bedurft, besonders nicht einer solchen, in welcher das Verdienst philosophischer Entwickelung herabgewürdigt wird, wie denn überhaupt bey dem Vf. eine gewisse Nichtachtung der Philosophie öfter nicht vortheilhaft vortritt, wo er nicht gehörig die echte Philosophie von sophistischer Consequenzmacherey — möge sie sich auch noch so logisch geberden — geschieden hat. — Die *zweyte* Vorlesung beschäftigt sich mit der Widerlegung eines wichtigern und verbreitetern Vorurtheils, nämlich dessen, das in dem einzelnen Werke eines Dichters den Culminationspunkt seines Genies erkennen will. Je-

Jeder echte Dichter ist in jedem echten Dichterwerke ganz er selbst. Der Vf. will daher auch nicht den *Faust* für das höchste Meisterwerk des *Göthe*'schen Genius erkennen, und widerstreitet auch der Behauptung *Franz Horn's*, der es für das unergründlichste Werk aller neuern Poesie erklärt, und auch *W. A. v. Schlegel*, der ihm die Aufführbarkeit abspricht. Wenn er als Beweis gegen das letztere anführt, dafs der Faust ja wirklich auf mehrern Bühnen gegeben worden sey, so — halten wir auf diesen Beweis nicht viel, denn was läfst sich unser Publikum nicht alles darstellen, und — wo noch dazu ein so bedeutendes Interesse an Dichter und Dichtung sich knüpft. Wenn wir auch dem Vf. einräumen, dafs die höchste *ideale Einheit* in diesem Weltdrama Statt findet, und zwar alles echt dramatisch aus des Helden eigenem Streben hervorgeht; so fehlt es doch an der *realen Einheit*, an der Einheit der Form, die zur dramatischen Wirkung auf der Bühne unerläfslich ist. — Glücklicher dünkt uns die Widerlegung des Vorurtheils in Hinsicht des Anstöfsigen im Inhalt und in der Tendenz, die vielen gleichsam eine Vernichtung alles menschlichen auf das Höhere gerichteten Strebens dünkt. Diese Tendenz konnte wohl einem *Byron* in seinem *Manfred* zusagen, der nun an der Selbstquälerey und an dem Schmerz der Nichtigkeit der Menschheit mit geheimen Stolze auf die eigene höhere Natur gehörig wiederkäuen kann; aber nicht einem *Göthe*, der von jeder Selbstquälerey, ja von jeder Verzweiflung und Sentimentalität frey ist. Der Dichter schwebt im freyen Fluge darüber. „Wie er, wenn auch auf gewagtem Felde, dennoch, obgleich in unmöglich scheinender Weise, nur zu *ergetzen* trachtet: so fühlt er sich allen jenen Schwierigkeiten, jenem Anstöfsigen, Verfänglichen, ja Düstern und Ungeheuern des Stoffes von seinen tiefsten sittlichen Seiten bis zu allem Bedenklichen in ethischem, physischen (m) und ästhetischen (m) Sinne gewachsen, und weifs es durch seine dichterische Behandlung vollkommen zu beherrschen. Es setzt ihn nicht in Verlegenheit, ob Faust an dem Höchsten scheitert, ob Mephistopheles für sich eine Stelle im Universum in Anspruch nimmt, ob höhere himmlische Geister selbst das Weltwesen nur leise deutend zu erkennen, vielmehr anzustaunen wagen; ob er fast mit der ganzen Schöpfung werde wetteifern müssen, in Allem, was sie besitzt, an Feuer, Wasser, Luft, Sternen, Thieren und Geistern, vom Cherub an bis zum letzten Kobold. Des Menschen Geist, im Dichter offenbart, fühlt sich in keiner Verlegenheit, selbst da nicht, wo die ganze Menschheit aufser ihm mit Allem, was daran hängt und schwebt, Himmel und Erde, Welt und Hölle zerscheitert, und gerade als Dichter soll er, wenn er seinen Beruf wahrhaft erkennt, am wenigsten rettungslos verzweifeln" (S. 46). Zuförderst führt der Vf. mit Glück den Beweis, dafs *Göthe* nicht das höhere menschliche Streben an sich als nichtig und das Loos der Menschheit als unbefriedigend darzustellen suche, sondern das Falsche in diesem Streben, besonders die Gier, dafs sich dem Menschen, sobald er den Begriff desselben einmal gefafst hat, das Vortreffliche auf der Stelle uneingeschränkt darstellen und gleichsam ergeben soll, und dafs er alles, was sich dem Seyn und Wollen entgegensetzt, sogleich für ein unbedingt Feindliches nimmt; und dabey will er alles eigentlich *geniefsen*, und dieser *Genufs*, nicht das *Erkenntnifs des Höhern an sich seines erhabenen Werthes wegen*, ist ihm Zweck. — In der Vertheidigung des bösen Princips, das als ein Selbstständiges im Mephistopheles sich offenbart, keineswegs aber der Gottheit an sich widerstrebt, zeigt sich der Vf. als einen trefflichen *Advocatum diaboli*, und wir müssen seine Auffassung dieser kecken *Göthe*'schen Gestaltung für gelungen erkennen. Als die Mittel, wodurch der Dichter diese Ansicht des Bösen, in welchem es als eine ursprünglich rein - moralische und keineswegs — wie's dem oberflächlichen Blicke erscheint — unmoralische oder antimoralische Gewalt erscheint, zur Anschauung gebracht habe, giebt er an *Maafs, Humor, Vernunft*. Das Maafs liegt schon in der Kunstform, bey welcher Gelegenheit die obenerwähnte Polemik gegen *Schlegel* eintritt. Er vertheidigt den Dichter, „dafs er mit seinem Faust keineswegs ein Panier für Ungebundenheiten, Regellosigkeiten und Abweichungen solcher Art aufstellen wollte, womit den eigentlichen Gesetzen und Forderungen aller Poesie, und der dramatischen insbesondere Eintrag geschähe, und junge Genie's (Genies) durch ein so mächtiges Beyspiel verführt, an Zuchtlosigkeit sich gewöhnen konnten." Und fährt (S. 57) fort: „Der Dichter hat vielmehr auf einem vollkommen gesetzlosen Felde, wie der Zustand des deutschen Theaters und der dramatischen Dichtung damals, als der erste Theil des Faust abgeschlossen ward, beschaffen war, ja wie er in Deutschland von jeher beschaffen ist und bleibt, wo nicht dem Theater, doch der Poesie neue Regionen und Gesetzlichkeiten erobert. Sein Faust sollte gerade entgegengesetzt, statt der Anarchie das Siegel aufzudrücken, zeigen, was ein verwilderter Zustand der Bühne und des Geschmacks noch Gutes (?) an sich habe, wenn ein echtes Genie unternimmt, das Wilde, Regellose zu einer ihm angemessenen Gesetzlichkeit hinzuführen, die freylich nicht nach den Forderungen eines vollkommen geregelten, sondern nach der eigenen Angemessenheit des Zustandes beurtheilt seyn will. Somit würde sich der Faust als das völlig Umgekehrte von vorhin zeigen, nämlich nicht als die Förderung, sondern den Conflict des Genies in völlig anarchischer Zeit des Theaters und der auf dasselbe bezüglichen Dichtung, in welchem Conflict dieses allen Unregelmäfsigkeiten durchaus abholde Genie unternommen hat, sich nur *scheinbar und theilweise* jener Anarchie und ihren Sonderbarkeiten gleichzusetzen, um auf eine neue Weise diesen Zustand zu etwas Gesetzlichem, Höherm, Einsichtsvollem hinzuleiten, das in ihm selbst schon unbewufst und ver-

verborgen vorhanden wäre." — Von allem dem glauben wir nun, mit des Vfs. Erlaubnifs, kein Wort. Eine solche Absichtlichkeit war dem Dichter gewifs fremd. Der *ganze Göthe*, der *Dichter*, der *Philosoph* mit der hohen Weltansicht, der *wissenschaftlich hoch Gebildete*, *der Menschen- und Weltkenner*, ging zugleich ans Werk, und die Form ging unmittelbar aus dem Stoffe und der Idee hervor. Weder ein regelgerechtes noch ein ungeregeltes *Bühnenstück* beabsichtigte der Dichter, wie z. B. beym *Götz von Berlichingen*, auf den das oben gesagte eher pafst; die dramatische Form gestattete ihm das freyeste Spiel und bot sich ihm als die lebendigste dar, und die nächste Veranlassung dazu gab ihm wohl — das Puppenspiel. — So fällt denn auch der Vorwurf gegen *Schlegel* hinweg, als habe dieser durch seine Behauptung, *Faust* sey nicht aufführbar, eigentlich behauptet: „der Dichter habe entweder nicht recht gewufst, was er gewollt, oder er habe nicht gekonnt was er gemocht." — Wenn *das Vorspiel auf dem Theater* diesem zu widersprechen scheint, so halten wir dieses sinnreiche Produkt für eine Nachgeburt und eine herrlich durchgeführte *Ironie*. — Auch können wir den Zustand der deutschen Bühne nicht in jeder Periode für gesetzlos und verwildert halten: er war es keineswegs in der nächsten Periode nach dem Befreyer und Ordner *Lessing*, wo *Gotter*, *Schröder*, *Jünger* und ähnliche dafür wirkten, und selbst die Sturm- und Drang-Periode hatte keinen so bedeutenden Einflufs auf die Bühne. — Was den *Humor* betrifft, so geben wir diesen im Faust gern zu; sehen aber nicht ein, wie der Vf. behaupten kann, er sey den *Göthe*'schen übrigen Poesieen fremd; wir finden ihn in so vielen andern Producten des Dichters und — möchten ihn selbst z. B. im *Egmont* leicht nachweisen. Das über den Begriff des Humor gesagte ist übrigens, wenn auch nicht neu, doch treffend. — Die *Vernunft* erkennt der Vf. in der Hervorleuchtung des höchsten Vernunftbegriffes. „Dieser Vernunftbegriff des Dichters, der uns als die Blume der Weisheit aus dieser Production *entgegenblitzt*, äufsert sich jedoch darin, dafs die Vernunft als mitgegebenes Erbtheil, als eine Anlage, welche zu ihrer vollkommensten Wirksamkeit und Uebereinstimmung, wenn schon nicht auf einmal und ohne Beachtung gewisser beschränkender, aber in ihrem Erfolge doch liebliche Gewifsheit mit sich führender Bedingungen, sich entfaltet, — dafs diese Vernunft den Menschen dergestalt in rein gezogenem, eigenthümlichen (m) Kreise sichert, dafs nichts fremdes Höhere noch Niedere auf ihn einzuwirken, weder ihn zu stören, noch zu fördern im Stande ist; dafs Engel und Dämonen gegen sie nur das Draufsen sind, welches nicht zu vollbringen noch zu hintertreiben vermag, was diese Vernunft nach dem Werthe ihres eigenen empfangenen, reinsten Mafses zu vollbringen vermag." — (Die *Blume* der Weisheit, welche *blitzt*, ist wohl der Chemie entliehen; wir finden aber die Darstellung des Vfs. bey anspre-chender Diction nicht immer klar und die Sprache nicht ganz correct, wohin wir Wörter wie *Ausreichendheit* (S. 84), das oft wiederkehrende unrichtig gebildete und mit Recht veraltete *benahmsen* und ähnliche rechnen.) — Die *dritte* Vorlesung setzt, besonders durch das Referiren, wo das Gedicht selbst deutlich genug sich ausspricht, etwas breit, die Bedeutung der *Zueignung*, des *Vorspiels auf dem Theater* und des *Prologs im Himmel* auseinander. In Hinsicht der Ersteren macht sie auf das rührende Verhältnifs des Dichters zu seinem Gedichte aufmerksam, und wie hoch es im Innern des Dichters selbst gestellt sey; in Hinsicht des Zweyten auf das Verhälfnifs, in welchem sich der Dichter mit seiner Arbeit zur Aufsen- und namentlich zur Bühnenwelt erklärt. Er konnte zwey Wege einschlagen: „Einmal konnte nämlich der Dichter ganz unbekümmert um alles Bühnenwesen und jede Bestimmung für die Bühne sich seinem eigensten Impulse ohne Weiteres hingeben, das Gedicht sogar aufser aller dramatischen Form halten; oder zweytens konnte er überhaupt ein regelmäfsiges Theaterstück schreiben. Zu beiden hatte jedoch der Dichter nicht recht zureichenden Grund. Einmal gehörte nämlich der Stoff schon ursprünglich als Puppen-, als Marionettenspiel, wenn auch einer noch rohen, unausgebildeten Bühne an; dann aber war gerade eine gewisse kühne, ja wilde dramatische Behandlung demselben *durchaus zusagend*" (S. 96). Also — schliefst der Vf. etwas sonderbar, hat der Dichter mit dieser Form dem Geschmack seines Zeitalters in Absicht auf das Theater etwas damit zu Gefallen zu thun sich entschlossen, und wir schliefsen: Also hat der Dichter als echter Dichter denn auch die Form gewählt oder gefühlt, die seinem Stoffe und Zwecke *durchaus zusagte*. — Der *Prolog* erscheint dem Vf. als zum Erhabensten gehörig, was die deutsche Poesie besitzt. „So Grofses, mit wenigen Mitteln zur dichterischen Anschauung gebracht, findet sich nirgends. Wenn uns unsere Philosophen eine Hauptansicht vom Universum und von der Aufgabe des Menschen geben wollen: welcher bändereichen Auseinandersetzungen bedarf es nicht, in die schrecklichsten Worte und Phrasen gehüllt — (ist denn das nothwendig und überall?) — um damit doch eigentlich nichts oder nicht viel zu sagen. — Der Dichter dagegen überliefert uns den tiefsinnigsten Gedanken an unsere Vernunft, belebt unsere Einbildungskraft dabey, setzt alle unsere Sinne in ein freyes Spiel, und wir nehmen mit allen unsern Kräften Theil. — Es ist ein Blick in jene grofse Haushaltung des Himmels und der Erde, den uns der Dichter bereitet hat. Es ist eine Art von Gerichtstag, wo Rechenschaft abgelegt und Musterung gehalten wird, ob noch Alles sich in seiner anerschaffnen Ordnung befinde." —

Der Vf. folgt dann in den weiteren Vorlesungen dem Dichter Schritt vor Schritt. Bis zum Hinaustritt ins Leben geht nach ihm die Exposition der Umgebung, der Verhältnisse, des Charakters der han-

handelnden Hauptpersonen (im Grunde ist aber die wahre Hauptperson Mephistopheles, und der Knoten ist, wie er die freche Wette gegen den Herrn lösen werde). Wir können den Vf. nicht Schritt vor Schritt begleiten, sondern müssen uns begnügen, nur den Plan herauszuheben, den er dem Mephistopheles unterlegt. Faust ist unbefriedigt in seinem hohen Streben, das unbegrenzte All zu erforschen und zu durchschauen, und weiſs bey den glänzendsten Gaben, die ihm Glück und Natur verliehen, mit dem Leben nichts anzufangen, das er verachtet, ohne es zu kennen. Wenn er ihn nun dazu bringt, schon, ohne noch den Kern zu berühren, an der äuſsern schillernden Erscheinung desselben Behagen zu finden, so ist dieſs der gröſste Triumph, den er über die menschliche Eitelkeit davon tragen kann: denn wird schon an dem äuſserlich Lockenden und Schönen der Welt die Unzufriedenheit Faustens mit derselben zu Schande, wie vielmehr würde Fausten die innere Schönheit beseligen müssen, wenn derselbe den angestammten Sinn dafür bewahrt, ausgebildet und liebevoll gepflegt hätte. Und welchen Seitenweg schlägt Mephistopheles ein, um Fausten zum glücklichen Erfolge des Behagens zu führen? Wir wollen den Vf. selbst darüber hören: „Es ist der Weg der Zerstreuung, des Amüsements, der Weg jenes schönen Elements der Willkür, wo der Mensch sich ganz als Mensch fühlt, indem er, von Anstrengungen frey, das Leben nur als einen leichten Genuſs, als die heitere freundliche Gewohnheit des Daseyns hinnimmt und verzehrt. — Wollen wir etwa leugnen, daſs dieser Weg von der Menschheit niemals — (leugnen und niemals? — zwey Verneinungen bilden eine Bejahung) — eingeschlagen worden, daſs ihm nicht der gröſste Aufwand und die herrlichsten Kräfte gewidmet, ja daſs nicht auf ihm das gröſste Behagen und sogar Lob, Ehre, Ruhm und Verdienst erworben worden? *Kunst, Poesie, Schauspiel* und alle jene den Genuſs des Lebens auf feineren und niederen Stufen heranführenden, *kurz luxuriösen Künste*, gehören sie nicht hierher?" u. s. w. — Der Vf. führt dieſs noch des Breitern aus, und wir sind erstaunt, welch' eine niedrige Ansicht von Kunst und Poesie daraus hervorgeht: eine Ansicht, die wahrlich für den gefeyerten Dichter selbst, dem diese Vorlesungen — wir sagen es mit Widerstreben — in einer widerlich höfisch-süſsen Zuschrift zugeeignet sind, nicht eben schmeichelhaft seyn dürfte, und die wir mit der Unternehmung des Vfs., einem einzelnen Erzeugnisse einer bloſs luxuriösen Kunst eine so tiefgehende Forschung zu widmen, nicht zu reimen wissen. — Die Erklärung an sich finden wir übrigens scharfsinnig, und wollen auch nichts dagegen einwenden, wenn der Vf. meint, daſs es die Absicht des Mephistopheles sey, Faust zum Heroenthum eines *Maitre de plaisir* der Welt und aller Zeiten zu erheben und wenn er ihn dafür gewonnen, ihn als das gröſste Welt-Scandal dem Herrn und den Engeln vorzuführen. „Der fernere Verlauf der Tragödie wird zeigen müssen, in wiefern dieser Calcul dem Mephistopheles mit seinem Manne gelingt, oder ob doch irgend ein Zwischenereigniſs, wonach Faust's höhere Menschen- und Manneswürde, sey es auch nur als tiefste Reue erwacht, diesen Plan, wenn auch nicht ganz, doch im Schlimmsten zu Schanden macht. Der Herr würde alsdann Fausten wenigstens begnadigen dürfen, wie den, zwar dem Hause des Vaters nicht ganz treu verbliebenen, doch nach aller gröbsten Verirrung reuig dahin zurückkehrenden Sohn. Womit denn demjenigen, was der Herr im Prolog verkündigt, Genüge geschehen würde" u. s. w. — Nach dieser Grundidee läſst der Vf. Fausten zum Ziele leiten, und da ihm bloſs der erste Theil eine vollkommene Einsicht darin gestattet, und für die Folge nur die oben erwähnten Bruchstücke vorhanden sind, — die auch wohl leider nie zu einem Ganzen sich vereinigen dürften, so blieb ihm nichts übrig, als aus deren Charakter und aus manchen zerstreuten Winken des Dichters darüber, den Verlauf zu entziffern. Wie aber wird Faust zur Befriedigung geleitet? das ist die groſse Frage. Indem Mephistopheles für ihn die Schranken für den unbedingten Genuſs der Welt — Raum und Zeit — aufhebt, und ihm so Vergangenheit und Zukunft wie die Gegenwart zum Genuſs preis giebt, denn Hr. *Sch.* meint, daſs der Dichter Fausten eben so in Napoleons Zeit als durch *Helena* ins Alterthum einführen werde. — Wie das geschehen soll, mag im Buche selbst nachgelesen werden. — Wir wollen nur eine einzige kleine Bemerkung machen, die unsers Wissens noch von Keinem ist ausgesprochen worden, und zwar bey der Aeuſserung auf die Frage, wie Mephistopheles es unternehmen dürfe, einen solchen hochfahrenden Geist, dem der Himmel, Welt und Universum sich nur ungenügend darstellen, auf dem genannten Seitenwege (des Amüsements) fortzuführen und wo möglich für ihn zu gewinnen? Da heiſst es (S. 214): „Hier ist freylich ohne *ein feines Meisterstück von psychologischer Arbeit* nichts zu erreichen; und doch hat Mephistopheles für den ersten Theil der Tragödie wenigstens die Aufgabe ziemlich einfach, wenn auch höchst genial gelöset." — Einfach hat er sie freylich gelöset, aber durch ein *psychologisches* Meisterstück? — *Er läſst dem Helden einen Zaubertrank trinken*, von dem er ausdrücklich sagt:

> Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
> Bald Helenen in jedem Weibe.

Damit aber ist auch *die Zurechnungsfähigkeit Faustens* vollkommen aufgehoben, und wir wären begierig, ob der Herr dem Schalk dieſs Kunststückchen wird hingehen lassen: dazu hatte er ihm gewiſs keine Vollmacht gegeben, sondern der Schalk muſs glauben, der Herr werde das nicht merken. Ein Mephistopheles, der Gott als einen guten alten Herrn betrachtet, mit dem sich wohl einmal spaſsen läſst, kann leicht in Versuchung kommen, auch ihm ein X für ein U machen zu wollen. Was von dem Raisonnement des Vfs mit dieser Bemerkung etwa zusammenstürzen möchte, überlassen wir der Beurtheilung des Vfs selbst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

ZOOLOGIE.

München, Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Natürliches System der Amphibien mit vorangehender Classification der Säugthiere und Vögel.* Ein Beytrag zur vergleichenden Zoologie von Dr. *Joh. Wagler*, Prof. der Zoologie und Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München. Mit einer Kupfer- und Verwandtschaftstafel. 1830. VI u. 352 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

Nach der Vorrede dieses ausgezeichneten Werkes wurde der Vf. im J. 1826 von der Münchner Akademie der Wissenschaften auf Antrag des verstorbenen *Spix* befehligt, ein System der Amphibien auszuarbeiten, welches der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaften angemessen und als sicheres Resultat genauer Untersuchungen über den innern und äufseren Bau, so wie die Lebensverrichtungen der hierher gehörigen Geschöpfe angesehen werden könnte. Zugleich ward ihm eine nahmhafte Summe zur Bestreitung eines Theiles der Druckkosten angewiesen, so dafs er bey warmer Vorliebe zu Amphibiologie und gehörigem Material äufserlich sattsam unterstützt in dieser Hinsicht Treffliches zu leisten im Stande war. Damit aber sein Werk nicht das Schicksal so vieler ephemer zoologischer Schriften theile, bald nach ihrer Erscheinung gänzlich unbeachtet zu bleiben, ja sogar völlig vergessen zu werden, nahm er sich vor, alles Material von neuem kritisch zu prüfen und zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Neun Jahre verbrachte er auf Vergleichung des äufsern und inneren Körperbaus der Amphibien und ihrer Lebensweise, indem, um nicht blofs ein herausgerissenes Stückwerk zu liefern, zugleich damit die höheren Klassen der Vögel und Säugthiere verglichen wurden. Hierdurch entstand eine wirklich vergleichende Zoologie, die um so interessanter ist, als sie im Allgemeinen noch so wenig bearbeitet wurde. Auf diesem Gebiete war demnach auch eine reiche Aernte zu halten. Weniger wollte ihm die Reduction der jetzt bekannten Amphibien auf die bereits im Alterthum von Griechen und Römern angegebnen und benannten Geschöpfe dieser Klasse gelingen, ja er räth allen davon ab, welche sich einer ähnlichen Mühe unterziehen wollen. In Wahrheit kann diefs Geschäft auch nur von solchen Männern glücklich betrieben werden, welche wie *Schneider* (*Saxo*) ebenso mit der klassischen Literatur des Alterthums, als der Naturgeschichte der Amphibien innigst vertraut sind. Eine ähnliche Arbeit wie vorliegende hinsichtlich der Fische vorzunehmen, hinderte ihn blos der Mangel an hinlänglichem Material, vorzüglich an Skeletten. Dafür aber beschäftigt er sich jetzt mit den Insekten und das Publicum hat vielleicht die Resultate seiner entomologischen Studien zu erwarten, wenn, wie in der Vorrede ausdrücklich gesagt wird, vorliegende Schrift günstig aufgenommen werden wird.

Der eigentliche Inhalt des Buches selber wird mit einer *Uebersicht der Klassen der Wirbelthiere und ihrer Kennzeichen* eröffnet, indem folgende 5 Klassen der Wirbelthiere angenommen sind: 1ste Klasse. *Mammalia*, Säugthiere; 2te Kl. *Gryphi*, Greife, deren Kennzeichen ist: Lungen frey in der Brusthöhle liegend. Eyer; (inner- oder) aufserkörperliche Entwickelung ihres Fötus. Aelterliche (?) Aetzung (Säugung?) der Jungen; 3te Kl. *Aves*, Vögel; 4te Kl. *Amphibia*, Amphibien und 5te Kl. *Pisces*, Fische. Die Klasse der *Greife* mufs nothwendigerweise sehr frappiren. Prüfen wir die Charactere näher, so sehen wir leicht, wie schwankend und unsicher sie sind, ja keineswegs berechtigen, eine besondere Klasse anzunehmen. Es gehören hierzu, nach S. 59 folgende Gattungen. 1) *Tachyglossus Illig.*, 2) *Ornithorhynchus Blumenb.*, 3) *Gryphus Wagl.*, 4) *Halidracon Wagl.* und 5) *Ornithocephalus Sömmerr.* Von diesen haben blofs die 2 ersten Gattungen noch in Neuholland lebende Arten, während die 3 übrigen Gattungen ausgestorben und blos in fossilen Knochen-Ueberresten vorhanden sind. Aus letzteren auf ihre physiologischen Thätigkeiten zu schliessen, bleibt immer ein gewagtes Unternehmen. — Ja, dafs man selbst nicht einmal stets von einer Art auf die andere derselben Gattung einen Schlufs machen könne, hat, wenn es anders noch einer weiteren Autorität bedürfte, *Fleming* in *Jameson's* Edinb. phil. Journ. 1829. Jan. p. 277 u.s.w. dargethan. Daher in unserem Falle wenigstens bey Begründung dieser Klasse volle Vorsicht anzurathen wäre: denn wodurch will der Vf. beweisen, dafs die fossilen Gattungen ihre Jungen ätzten oder säugten? dafs sie Eyer legten, und endlich, hebt nicht die *innerkörperliche* Entwickelung der Fötus, wie sie der Vf. nennt, das Merkmal eyerlegender Geschöpfe völlig wieder auf? Oder glaubt der Vf., dafs innerkörperliche Entwickelung des Fötus nicht so viel bedeute, als *lebendig gebährend?* Wie sehr auch der Vf. selbst die Unsicherheit seiner Bestimmungen fühlt, geht schon aus

aus den Fragzeichen hervor, welche er hinter die Wörter: *Aelterliche* und *Säugung* in der Charakteristik setzt. Aber was wissen wir über die Fortpflanzungsweise der beiden noch existirenden australischen Gattungen *Tachyglossus* und *Ornithorhynchus* Genaueres? Gerade über diesen Punkt hofften wir in den dieser Klasse beygegebenen Erläuterungen einigen Aufschlufs zu finden, worin wir uns jedoch gänzlich getäuscht sahen. Freylich behauptet bekanntlich *Geoffroy St. Hilaire* (Mém. du Mus. 1827. p. 1.), dafs das Schnabelthier (*Ornithorhynchus*) Eyer lege, und diefs wird auch von *Grant* bestätigt (vgl. *Froriep's* Notiz. Febr. 1830. Nr. 573. S. 353); allein wenn man Alles unparteyisch erwägt, namentlich sich näher nach den eigentlichen Beobachtern erkundigt, so ist diefs dennoch keineswegs aufser Zweifel, und dafs *Meckel* wirkliche Brustdrüsen bey diesen Thieren fand, macht die Sache, trotz aller Widerreden des leidenschaftlichen *Geoffroy*, nur um so wahrscheinlicher, dafs es ein echtes Säugethier sey. Noch weniger ist solches bey *Tachyglossus* zu bezweifeln, wiewohl selbst hierüber nichts als Hypothesen vorgebracht worden sind. Dafs aber die Gattungen *Gryphus* (*Ichthyosaurus Conyb.*), *Halidracon* (*Plesiosaurus Conyb.*) und *Ornithocephalus Soemmerr.* wirklichen Amphibien angehörten, dürfte nach genauer Erwägung aller Momente das Meiste für sich haben. Warum ferner der Vf. neue Namen diesen Gattungen gab, können wir kaum anders, als aus dem Bestreben deuten, selbst hierin originel zu seyn. Inzwischen ist gerade an dieser Stelle die Originalität am schlechtesten angebracht. Leider hat er sogar bey Feststellung dieser Familie schon einen Vorgänger an *Geoffroy*, und nur das Verdienstliche, wenn es anders als solches betrachtet werden kann, bleibt ihm derselben den Namen *Gryphi* gegeben und seine fossilen Gattungen dazu gerechnet zu haben. Uebrigens ahndet der Vf. nach Anmerk. zu S. 77, dafs der Drache des grauen Alterthums, so wie der Drache (Lindwurm) des Mittelalters auf Mythen von diesen Thieren, zum Theil wohl selbst auf ihrer Ansicht beruhe. Ja der Vf. glaubt sogar in der sogenannten Seeschlange (vgl. Bosoner Zeitung, *Daily advertisis* vom 19. Aug. 1819, daraus *Oken* Isis 1819. S. 1754) ein ähnliches Geschöpf zu erblicken, und dafs mit Wahrscheinlichkeit dieselben oder ähnliche Arten noch in Meeren des nördlichen Afrikas oder Amerikas lebend getroffen werden könnten (S. 76). Wer aber sieht nicht das Unsichere in solchen Muthmafsungen?

Die Methode der Behandlung des Stoffes ist folgende. Zuerst wird jeder Klasse ein sogenanntes *Systema*, welches übersichtlich die Ordnungen, welche in Familien und diese in Divisionen zerfallen, vorausgeschickt. Dann folgt eine Uebersicht der einzelnen Gattungen nach ihren natürlichen Verwandtschaften geordnet, hierauf eine blofse Aufzählung der Namen der einzelnen hierher gehörigen Arten und nöthigsten Citaten und zuletzt eine ausführlichere Erläuterung der einzelnen Ordnungen. Damit wir übrigens unseren Lesern einen Ueberblick über die einzelnen Ordnungen der in diesem Buche enthaltenen Klassen geben, wollen wir hier eine Aufzählung derselben mittheilen: Kl. I. *Mammalia.* 1ste Ordn. *Homines*; 2te Ordn. *Simiae*; 3te Ordn. *Lemures*; 4te Ordn. *Vespertiliones*; 5te Ordn. *Sorices*; 6ste Ordn. *Scrofae*; 7te Ordn. *Hyraces*; 8te Ordn. *Glires*; 9te Ordn. *Didelphydes.* 10te Ordn. *Ursi*; 11te Ordn. *Feles*; 12te Ordn. *Canes*; 13te Ordn. *Cameli*; 14te Ordn. *Pecora*; 15te Ordn. *Equi*; 16te Ordn. *Ceti*; 17te Ordn. *Orycteropodes*; 18te Ordn. *Glottides* (wohin *Manis*, *Myrmecophaga* etc. gehören). Kl. II. *Gryphi.* 1ste Ordn. *Ornithorhynchi.* Kl. III. *Aves.* 1ste Ordn. *Striges*; 2te Ordn. *Hirundines*; 3te Ordn. *Accipitres*; 4te Ordn. *Gallinae*; 5te Ordn. *Columbae*; 6ste Ordn. *Otides*; 7te Ordn. *Cuculi*; 8te Ordn. *Psittaci*; 9te Ordn. *Passeres*; 10te Ordn. *Corvi*; 11te Ordn. *Spelecti* (wozu z. B. *Sitta*, *Tichodroma*, *Certhia* etc. gerechnet werden); 12te Ordn. *Trochili*; 13te Ordn. *Pici*; 14te Ordn. *Tantali*; 15te Ordn. *Ardeae*; 16te Ordn. *Anseres*; 17te Ordn. *Struthiones*. — IV. Kl. *Amphibia.* 1ste Ordn. *Testudines*; 2te Ordn. *Crocodili*; 3te Ordn. *Lacertae*; 4te Ordn. *Serpentes*; 5te Ordn. *Angues*; 6ste Ordn. *Caeciliae*; 7te Ordn. *Ranae*; 8te Ordn. *Ichthyodi* (wozu *Siren*, *Hypochthon* u. s. w. gehören). Die einzelnen Familien werden nach den Verhältnissen der Jungen abgegrenzt und dergestalt neue Wörter gebildet, wie *Hedraeoglossi*, *Autarchoglossi*, *Glossolepti* u. s. w.

Schon aus dieser Darstellung ergiebt sich, wie sehr unser Vf. in seinen Ansichten von der zeitherigen Methode der Bearbeitung dieser Thierklassen abweiche. Auch darf man keineswegs wähnen, dafs er in allen Fällen die Ordnungen so abgrenzte, wie zeither der Fall war, sollte er auch den gebräuchlichen Namen derselben beybehalten haben. Manche neuere Schriftsteller (wie *Gravenhorst Reptilia* etc. um nur einen einzigen für die Amphibiologie anzuführen) hat er entweder nicht benutzt oder absichtlich unerwähnt gelassen. Ueber das Einzelne wäre ferner viel mit ihm zu rechten, wenn es anders Zweck unserer A. L. Z. seyn könnte, ausführlich sich über den Werth der Charactere zu verbreiten, welche unser Vf. seinen Begrenzungen und Eintheilungen zum Grunde legt, oder auch über die Stellen, welche er einzelnen Arten anweist. So dürfte er, um blos ein allgemein bekanntes Beyspiel hervorzuheben, kaum die Zustimmung einiger Naturforscher hinsichtlich der Stellung des Straufses zunächst den Amphibien erhalten. Und wie weit er in einem anderen Falle, in Rücksicht der neulich wieder zur Sprache gekommenen Stellung des *Didus ineptus*, welchen er als ein *Aptenodytes* betrachtet, von den ausgezeichnetsten Naturforschern Frankreichs abweicht, bedarf wohl hier kaum noch ausführlicher Angaben, da es sogar zu einem Tagesgespräch geworden. Nicht selten scheint er ferner viel zu künstliche Unterschiede bey Darstellung der Cha-

Charaktere gemacht zu haben. Aus allen leuchtet jedoch das Bestreben hervor, sich gegen das Bestehende aufzulehnen und neue Wörter an die Stelle der alten zu setzen, ohne dafs man eben die Nothwendigkeit davon einsieht. Auch mag er mit sich selber noch keineswegs über die philosophischen Principien im Klaren seyn, welche bey einem systematischen Baue stets im Auge behalten werden müssen, wenn nicht unwesentliche Merkmale zu Hauptmerkmalen erhoben und überhaupt die Anzahl der Familien-Gattungen und Arten ins Unendliche sich verlieren soll. So wird es endlich noch dahin kommen, wie bereits aus vorliegendem Buche, namentlich in der Klasse der Amphibien, erhellt, dafs jede ausgezeichnete Art zu einer besonderen Gattung erhoben wird — eine Weise, die nimmer zum Frommen der Wissenschaft geübt wird.

Dafs übrigens in diesem Buche ein Schatz wichtiger Beobachtungen enthalten ist, mufs vor allen hervorgehoben werden. Besonders sind in dieser Hinsicht die Amphibien, dem Hauptzwecke gemäfs, am reichlichsten ausgestattet worden, wie es sich auch nicht anders von dem Herausgeber der *Icones Amphib.* erwarten liefs. Selbst dem Gebisse der Crocodile und Eidechsenarten hat er einen besondern Abschnitt gewidmet, indem die Zähne der einzelnen Gattungen dieser Thiere lateinische Beschreibungen erhalten, eine ebenso dankenswerthe, als mühsame Arbeit.

Zusätze, welche die Erklärung einiger neu eingeführten Kunstausdrücke enthalten, so wie einige nachträgliche Bemerkungen machen nebst der Erklärung der Abbildungen und dem Register den Schlufs dieses auf schönem Papiere mit lateinischen Lettern gedruckten Werkes. Die gelungene lithographische Folio-Tafel stellt den *Ornithocephalus longirostris* (von dem *O. brevirostris* nach unserm Vf. vielleicht nur ein junges Exemplar ist) besser dar, als bisher von *Sömmerring* und *Oken* geschehen, auch hat ihn der Vf. nach seiner muthmafslich primitiven Gestalt restituirt. Aufserdem finden sich andere Theile verwandter Thiere darauf, um noch mehrere Analogieen bildlich nachzuweisen. Eine andere Tafel sucht die Verwandtschaften der Säugthiere, Greife, Vögel und Amphibien zu versinnlichen. Beide sind lithographirt, wornach die Angabe auf dem Titel zu berichtigen ist.

Z.

MEDICIN.

Wien, b. Heubner: *Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers* von Dr. *Anton Römer*, ordentl. Prof. der Anatomie an der k. k. chirurgischen Josephsacademie. *Erster* Band. 1831. XVI u. 308 S. gr. 8. (Preis beider Bände 3 Rthlr. 8 gGr.)

Zwar fehlt es in Deutschland nicht an ausführlicheren und gedrängteren Handbüchern der Anatomie und für das Bedürfnifs ersterer Art ist durch *Sömmerring's*, *Meckel's* Schriften und *Hildebrandt's*, von *Weber* besorgte Anatomie, vollkommen gesorgt. Kurze Lehrbücher, die man den Studirenden in die Hand geben kann, haben wir eigentlich nur *Hempel's* und *Rosenmüller's* Schriften, die jetzt im Gange sind, denn die anderen sind so ziemlich obsolet geworden. *Hempel* ist brauchbar zum Studium und kann besonders bey den Präparirübungen mit Nutzen gebraucht werden, entspricht aber sonst nicht den Anforderungen, die der gegenwärtige wissenschaftliche Standpunkt der Anatomie machen mufs. *Rosenmüller* hat zwar durch die Bearbeitung von *Weber* wesentlich gewonnen und die vorausgeschickte allgemeine Anatomie ist höchst schätzbar, aber bey der Beschreibung der einzelnen Theile ist die relative Lage derselben zu wenig berücksichtigt, so dafs der angehende Zergliederer, besonders bey der Gefäfs- und Nervenlehre, sich damit nicht wohl zu Recht zu helfen weifs. Aus diesem Grunde war es wirklich ein Verdienst des Vfs, bey Abfassung eines Handbuchs der Anatomie die allzugrofse Kürze *Rosenmüller's* zu vermeiden, und doch ein dem Standpunkte der Wissenschaft mehr als *Hempel* entsprechendes Werk zu liefern. Der erste, bis jetzt allein erschienene Band enthält die allgemeine Anatomie, die Knochen-Bänder und Muskellehre; der zweyte wird von den Gefäfsen, Nerven und Eingeweiden handeln und damit das Werk beendigt seyn. Bey dem vorliegenden ersten Bande konnte der Vf. diejenigen Gegenstände behandeln, wo am meisten vorgearbeitet ist und wobey, wenigstens bey den Bändern und Muskeln, es sich kaum um neue eigene Beobachtungen handeln kann. In der Darstellungsweise kann dagegen jeder neue Schriftsteller auch bey dem allerbekanntesten Gegenstand Vorzüge vor seinen Vorgängern entwickeln und wir müssen wirklich gestehen, dafs *Römer* durch seine klare fafsliche Sprache, durch die Einfachheit der Beschreibung sein Buch sehr empfiehlt, weshalb es auch an seiner Verbreitung nicht fehlen wird. Sehr gut hat der Vf. gethan, die merkwürdigsten Bildungsabweichungen mit anzugeben und zwar so kurz, dafs es den Anfänger, der erst den normalen Bau kennen zu lernen hat, nicht stören kann. Eben so lobenswerth finden wir die kurzen Anmerkungen, in welchen der Vf. theils auf Momente aufmerksam macht, welche bey den beschriebenen Theilen in der Chirurgie in Betracht kommen, theils die merkwürdigsten Verschiedenheiten berührt, die der Bau der Thiere darbietet. Solche kurze, eingestreute Bemerkungen sind beym schriftlichen, wie beym mündlichen Vortrag für die Leser und Zuhörer gleich anziehend, wie Rec. aus Erfahrung weifs und dienen nicht wenig dazu, die nothwendig ermüdenden Beschreibungen, namentlich der Knochen und Muskeln, auf eine vortheilhafte Weise zu beleben. Der Vf. hat bey den einzeln abgehandelten Gegenständen die Numern in der Anmerkung beygefügt, welche dieselben in der anatomisch-pathologischen

Wachs-

Wachspräparatensammlung der Josephs-Academie bezeichnen, was man nicht tadeln kann, weil das Buch zunächst für die Zöglinge dieser Schule bestimmt ist. Auch für Fremde mag es vortheilhaft seyn, welche mit diesem Buche in der Hand sich schnell bey der Betrachtung der Sammlung orientiren können.

— *gn.* —

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Nauck: *Die Wahrheit in ihrem wesentlichen Seyn und Sichgestalten.* Philosophisch dargestellt von Dr. *Samuel Glatz.* 1830. X u. 166 S. 8. (1 Rthlr.)

Der menschliche Geist sucht in dem Gegenständlichen der verschiednen Richtungen seiner Bethätigung möglichste Evidenz, oder Wahrheit. Bey dem Gegebenseyn eines Gegenständlichen für eine geistige Bethätigung, mit welcher sich eine Scrutation desselben verbindet, endet der geistige Akt — soll er sich als ein vollständiger charakterisiren — mit seiner Erforschung und mit der Ergründung der Wahrheit, die nie für sich isolirt besteht, sondern immer mit dem sie constituirenden Objektiven verbunden gefunden wird. Es wird sich eine Wahrheit für ein gegebnes vereinzeltes Gegenständliche dann auch im Allgemeinen ausmitteln lassen. Auch wenn bey dem Gegebenseyn eines zu Erforschenden und der an ihm vollzogenen geistigen Scrutation keineswegs dasselbe als ein erforschtes Wahre auftritt, führt gerade diefs auch zur Wahrheit, nämlich der des Nachweisens eines Unwahren. Hiebey kann eine minder oder mehr ausgebildete intellectuelle Kraft als Stützpunkt dienen, woraus relative Grade der Gewifsheit entspringen. Allein die theils durch das Gegenständliche eines zu erforschenden Wahren, theils durch das geistige Verarbeiten desselben sich gestaltende Stufenfolge für Wahrheit trägt doch immer das Gepräge eines Gewissen, und giebt uns den Beleg dafür, dafs sich allerdings Etwas für eine Wahrheit ausmitteln läfst.

So die Vorrede, und so auch das Buch. Letzteres zerfällt in 2 Abschnitte, von denen der erste das Constitutive der Wahrheit, der zweyte das Erscheinen derselben abhandelt. Das eigentlich Constitutive derselben hinsichtlich ihrer Beziehung ist das dem Geiste Objectivirte, also das Objective derselben; wird hingegen auf die Möglichkeit der Beziehung, welche im Geistigen sich vorfindet und durch dasselbe bedingt wird, hingesehen, so erscheint die andre Seite derselben, welche die in unserm Geiste vorhandenen Criterien ausmachen, sonach das Subjective. Das Totale des Objectivirten unter der dieses constituirenden Einheit bildet eine Vorstellung, die constitutiven Merkmale des Objectivirten unter einer allgemeinen Vorstellung bilden den Begriff. Das Charakteristische der Wahrheit wird Einheit eines Zusammentreffens des Idealen in uns und des Realen aufser uns seyn. Der congruirende Punkt der Uebereinstimmung des Denkens mit seinem gedachten Gegenständlichen findet sich vor und läfst sich nachweisen.

Unter den Arten des bestimmten Gestaltens der Wahrheit erscheint zuförderst der Dogmaticismus. Sein Wesentliches sind in ihrer Art vollendete Begriffe, allgemeine Principien. Das Wesentliche des Criticismus scheidet sich in ein Erfassen und in ein nachheriges Statuiren. Jenes geschieht durch eine Scrutation der Vermögen, sowohl einzeln als in ein Verhältnifs zu einander gesetzt, dieses geschieht durch ein Gegebenes, welches das Erforschen bedingt und das Substrat für ein zu Statuirendes herleiht. Die Wahrheit kann nicht isolirt für sich bestehend gedacht werden, auch wenn blofs auf die sie constituirenden Criterien für ihr Erkennen reflektirt wird, sondern mufs mit dem Gegenständlichen unmittelbar verbunden seyn, welches, als ihr Constituirendes, einer Forschung gegeben ist. Das Wesentliche des Idealismus sind Ideen, als das Adäquate eines Vorstellens, wodurch als unter dem Allgemeineren mittelst des unter ihm seyenden Speciellen, welches als sein constitutives Merkmal auftritt, das Objective desselben begriffen ist. Das eigentliche Substrat des Realismus ist ein Produciren mittelst der Negation der Schranken, welches sich auf ein Gegebenes beschränkt, wo diese blofs weggedacht werden. Das denselben Gemeinsame ist ein Erforschen mittelst eines Etwas, wodurch das Objective beider in einem Werden für uns bedingt wird.

Hauptgedanke des Werks wäre demnach, die Wahrheit sey ein Ideal Reales und Real Ideales, ein Subject Objectives und Object Subjectives, sie gestalte sich aus dem Verhältnifs beider Elemente, womit denn freylich Etwas nicht sonderlich Bestrittenes ausgesagt wird, indem die Uneinigkeit der Philosophie erst mit den Voraussetzungen über die Quelle des Ideal Realen u. s. w. im Bewufstseyn Hervortretenden und dem Verhältnifs der Elemente zu einander beginnt. Sowohl hiedurch, als durch den einförmigen in einander geschobenen Vortrag wird der Leser ziemlich ermüdet.

PP.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

BOTANIK.

Wien, b. Heubner: *Grundzüge der Phytologie, zum Gebrauche seines öffentlichen Vortrages entworfen*, von Dr. *Ferd. Jos. v. Zimmermann*, Sr. Oestr. K. K. Apost. Majestät Rathe, beständigem Secretair und ordentlichem Professor der Chemie und Botanik, der k. k. medic. chir. Joseph's-Akademie (zu Wien) u. s. w. 1831. XXIV u. 702 S. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Wenn Rec. auch mit dem Vf. nicht wegen des weniger gebräuchlichen Ausdrucks *Phytologie* statt *Botanik* rechten will, so ist er doch nicht ganz mit dem dicken Buche zufrieden, indem es sein Titel nur als *Grundzüge* bezeichnet. Wenigstens hegt er die Ueberzeugung, dafs das Ganze ohne wesentlichen Nachtheil des Kerns auf die Hälfte der Seitenzahlen zusammengedrängt werden konnte. So nimmt allein die Darstellung der neuern sogenannten *natürlichen Pflanzensysteme* 120 Seiten ein, ohne nur einige kritische Bemerkungen und Erläuterungen sowohl des Linne'schen als Charakteristik des natürlichen Systems noch dazu zu rechnen. Was soll aber dieses dem Anfänger frommen? Kennt dieser das Linneische und Jussieusche System sammt ihren nöthigen Verbesserungen und Erweiterungen, so meinen wir, habe er fürs erste Stoff genug, um eigene Beobachtungen daran zu knüpfen. Was kann ihm aber die Aufzählung aller auch der seltensten Gattungen nützen, deren Arten er wohl nie zu sehen bekommt? Man wende dagegen nicht ein, dafs dafür niemand stehen könne, ob er nicht einmal durch Zufall dieselben untersuchen könnte. Denn wenn auch diefs wirklich Statt fände, so würden wir doch rathen, mit einem ausführlicheren systematischen Buche in der Hand solche kostbare Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Unser kurzes Glaubensbekenntnifs hinsichtlich der botanischen Methode, ja für jede Methode zur Erlernung irgend einer Wissenschaft, ist folgendes. Man hebe die Hauptsätze hervor, ordne diesen das minder Wichtige unter, alles in der gedrängtesten Kürze und führe die Jünger dann unmittelbar zur Natur und zu deren hauptsächlichsten Interpreten. Das Uebrige wird spielend gleichsam nebenbey gelernt, und Vieles andere ist eitler Tand. Dicke Bücher sind immer ein grofses Uebel und führen meist Erkaltung gegen die Wissenschaft herbey, zu welcher sie im Gegentheil der Enthusiasmus anfachen sollte.

Bey Darstellung der botanischen Vorkenntnisse thut es besonders eines scharfen kritischen Sinnes noth, um das wirklich Brauchbare und Nöthige von der vielen Spreu zu sichten, welche damit vermengt zu seyn pflegt. Nun dürfen wir zwar im vorliegenden Buche nicht gröbere Mängel und Verstöfse rügen, allein dennoch hätte eine strengere Auswahl getroffen werden können. In einem solchen botanischen Grundrisse sucht man nicht alle irgend einmal gebrauchte Kunstausdrücke, sondern nur die hauptsächlichsten; allein wenn man hier *panaschirt*, *perula*, *ossicularium phylloplocium* etc. findet, so hätte man diefs wohl kaum erwartet. Auch sind die deutschen Uebersetzungen nicht immer glücklich gerathen. So wird S. 241 *thallus* durch *Flechtwerk* übertragen.

Rühmliche Anerkennung verdient dagegen der Fleifs und die Weise des Vfs, nach der er die Terminologie mit der Organographie und Physiologie zu verweben sucht. Dadurch wird das Abschreckende der blofsen Erlernung von Kunstwörtern gar sehr gemindert und auch erst deren rechte Bedeutung gegeben. Dafs er ferner mit den neuesten Leistungen in unsrer Wissenschaft vertraut ist, leuchtet auf jeder Seite hervor.

Der ganze Stoff ist aufser der *Einleitung*, welche den Begriff der Botanik, deren Nutzen und Nothwendigkeit, so wie seine organische und anorganische Geschöpfe, Pflanzen und Thiere näher bestimmt, in *acht Abtheilungen* gebracht. Die *erste* beschäftigt sich mit dem Leben der Pflanze überhaupt, wobey Wärme, Licht, atmosphärische Luft und der Boden vorzügliche Berücksichtigung finden. Im *zweyten* wird die organische Structur der Pflanzen nach ihren Elementorganen abgehandelt. Die *dritte*, von dem Mischungsverhältnifs der Pflanzen, ist vorzüglich ausführlich bearbeitet, was um so dankenswerther erscheint, als gerade diese Rubrik in den meisten botanischen Handbüchern nur eine nothdürftige Abfertigung erhielt, oder wohl gänzlich übergangen wurde. In der *vierten* Abtheilung wird der eigentliche Lebensprocefs im Allgemeinen nach seinen einzelnen Perioden und Functionen erörtert, dann folgt im *fünften* eine Darstellung der Gewächsorgane, von der Wurzel bis zum Blatte, nach ihren anatomischen, morphologischen und physiologischen Verhältnissen, indem der Blüthe, der Frucht und dem Saamen die *sechste* Abtheilung gewidmet ist. Die Systemkunde oder die Theorie der Clas-

Classification hat, wie bereits angedeutet, eine ziemlich weitläuftige Darstellung in der *siebenten* Abtheilung erhalten, indem noch überdiess eine kurze Charakterisirung der vorzüglichsten natürlichen Familien, von den unvollkommensten zu den vollkommensten aufsteigend, geliefert wird. Die letzte oder *achte* Abtheilung, die Verbreitung der Pflanzen auf der Erde enthaltend, schliesst mit einer Angabe über das Vorkommen, die Verbreitung und Vertheilung der Familie nach den verschiedenen Zonen, wobey *Schouw's Pflanzengeographie* als Führer diente. Ein Register der lateinischen im Texte vorkommenden Namen macht den Schluſs des auf schönem weiſsem Papier mit lateinischen Lettern gedruckten Buches.

Schon hinsichtlich der Aufeinanderfolge der einzelnen Materien können gerechte Ausstellungen gemacht werden. So giebt der Vf. früher die Definition von *Botanik*, als er die *Pflanze* genauer bestimmt. Letztere wird erst S. 13 folgendermaſsen charakterisirt: *die Pflanze ist ein Naturerzeugniſs von organischem Baue, das durch bewuſstlose Triebe geleitet, lebt, ohne willkürliche Bewegung sich erhält, ernährt und fortpflanzt.* Jeder tiefere Forscher sieht das Schwankende dieser Bestimmung ein. Denn ohne nur rügen zu wollen, daſs es schon ein Verstoſs ist, daſs der *organische Bau* nicht ausführlicher erörtert wird, so spricht ihr auch der Vf. alle bewuſsten Triebe und willkürliche Bewegung ab. Dieſs ist offenbar zu voreilig. Daſs freylich die Pflanze kein solches Bewuſstseyn wie der Mensch hat, geben wir gern zu; aber sind denn auch bey niederen Thieren die Triebe stets dergestalt mit Bewuſstseyn verbunden, wie man nach der vom Vf. aufgestellten Unterscheidung schliessen könnte? Selbst hinsichtlich der Bewegung einzelner Theile kann der Pflanze nicht alle Willkür geradehin abgesprochen werden; denn wer kann dieſs mit völliger Gewiſsheit nachweisen, und geben wir es gleichfalls zu, ist denn dieſs wirklich ein so unterscheidender Charakter der Thiere von den Pflanzen? Freylich ist es eine andere Sache mit der eigentlich sogenannten *Ortsbewegung*, und hätte diese der Vf. ausdrücklich bezeichnet, so würden wir ihm blos unsern Beyfall gezollt haben; aber er redet ganz allgemein von Bewegung und daſs mancherley Oscillationen während des ganzen Lebenslaufes einer Pflanze wahrgenommen werden, wird kein Naturgeweihter in Abrede stellen. Gerade aber die *Unwillkür* in solchen Bewegungen möchte in manchen Fällen sehr schwer zu erweisen seyn. — In der ersten Abtheilung wird vom Leben der Pflanze überhaupt gehandelt; wäre es aber nicht zweckmäſsiger gewesen, diese Lebensphänomene erst dann zu entwickeln, nachdem man den organischen Bau der Pflanze und ihrer Theile kennen gelernt hatte, da das Leben doch nicht ohne sein Substrat gedacht werden kann und hier schon viel von Organen gesprochen wird, die erst späterhin näher beleuchtet werden? Die Lehre vom Boden ist ferner im Verhältniſs ihrer Wichtigkeit viel zu kurz abgehandelt worden. Auch sollen die Saftgänge *unrichtig eigene Gefäſse* (*vasa propria*) genannt werden. Nach den darüber bekannt gewordenen Arbeiten von *Moldenhawer, Link* und *Schultz* kann wohl kein Zweifel über deren wirkliches Daseyn obwalten. Ueber die von mehreren Autoren in den Zellenwänden statuirten Poren hätte Bestimmteres gesagt werden sollen, indem dieser Gegenstand S. 51 nur oberflächlich zur Sprache kam. Auch vermissen wir die Beschreibung der faserigen Zellenwände, die nicht so selten sind, als man anzunehmen geneigt zu seyn scheint. Unter den Elementarorganen fehlen gänzlich das eigentliche *Schleimgewebe* (*Urpflanzenschleim*, oder die *massa amorpha vegetabilis*), wiewohl daraus ganze vegetabilische Organismen gebildet sind, von denen wir nur an die *Gallertflechte* (*collema*) mahnen. Wenn S. 68 behauptet wird, daſs die chemischen Bestandtheile nicht wie bey den Thieren für sich in besonderen Gefäſsen oder Organen vorkämen, sondern meistens in Gemenge und engerer Verbindung unter einander, so ist dieses nur halbwahr. Freylich hat man gröſstentheils bey den phytochemischen Arbeiten viel zu wenig Rücksicht auf die genaue Unterscheidung der Gefäſse von ihrem Inhalte genommen, und dieſs hat eben groſse Widersprüche veranlaſst, und namentlich zu solchen Annahmen, wie sie der Vf. aussprach, geführt; allein dieſs beweist noch keineswegs für ein wirklich dergestalt vorhandenes Gemenge, im Gegentheil spricht der Bau und die ganze Natur der Pflanze eher für eine organische Getrenntheit jener Stoffe. — Wenn die Wurzel (S. 169) als der *centripetale oder absteigende Theil eines Gewächses definirt wird, welcher dasselbe unmittelbar oder mittelbar an die Erde befestigt, und demselben einen groſsen Theil seiner Nahrung zuführt*, so erleidet auch dieses mancherley Einschränkungen. Denn zuerst hätte der bestimmte Sinn des Worts *centripetal* an dieser Stelle genau angegeben werden müssen, dann findet auch nicht stets eine unmittelbare oder mittelbare Verbindung mit der Erde Statt, wie dieſs z. B. aus Betrachtung der Wasserlinsen erhellt, und endlich sind nicht alle Wurzeln *Nahrung zuführende Organe*. Die Knollen und Zwiebeln hätten billig mit den Knospen und Saamen vereint betrachtet werden sollen, Statt dessen sie jetzt ganz von einander getrennt stehen. Als bloſse Anhänge an den wirklichen Wurzeln wird S. 181 die *Knolle* (*tuber*) angesehen, ohne auf ihre Verwandtschaft mit dem Saamen und dem Wurzelstock ausführlicher hinzuweisen. Das *Cambium* hält der Vf. noch immer für Bildungssaft, und dennoch gehört es schon zum Zellgewebe. Besonders bey dem Blüthenstande wären schärfere Distinctionen sehr erwünscht gewesen. So können wir das *Kätzchen* (*amentum*) nicht von der Aehre der Riedgräser unterscheiden, indem es bey unserem Vf. S. 273 dadurch charakterisirt wird, daſs es eine *Aehre* sey, *die aber statt mit ordentlichen Blumen nur mit Schuppen dicht besetzt ist, zwischen welchen sich die Fortpflanzungsorgane befinden.*

finden. Ein gleiches Desiderat müssen wir hinsichtlich der Blumenkronformen und Früchte im Allgemeinen aussprechen. Auch besteht die *Schmetterlingsblume* nicht aus 4 Blumenblättern, sondern eigentlich aus 5, wovon freylich die 2 den Kiel (*carina*) ausmachenden häufig verwachsen sind. Was aber am meisten auffällt, ist der Mangel einer gehörigen Darstellung der normalen Umbildungen und Mifsbildungen (Metamorphose und Anamorphose) aller der Pflanzenorgane, welches doch für eine philosophische Betrachtung der Gewächse unerläfslich war. Zudem ist in diesem Buche weder von Pflanzenkrankheiten, noch von einer eigentlichen Pflanzengeschichte die Rede, obschon besonders letztere Kenntnifs jetzt um so dringender Noth thut, als die Versteinerungen ein allgemeineres Interesse erhalten haben.

Wenn daher vorliegendes Buch keineswegs Anspruch auf gröfsere Beachtung des philosophischen botanischen Publikums machen kann, so gehört es doch unter die besseren botanischen Handbücher; auch hat es für des Vfs Zuhörer, für welche es, dem Titel gemäfs, vorzüglich bestimmt ist, noch den Vorzug, dafs sie in dem Schema des Linneischen Systems nach *Sprengel's* Ausgabe (*Linnaei Systema vegetabilium,* Voll. I — V. Gotting. 1825 — 1828. 8.) von S. 390 an eine Angabe der in *Host's Flora austriaca* (1827 — 1830) enthaltenen Pflanzengattungen und der Artenanzahl vorfinden, welche indefs nur bis zur 19ten Klasse reicht.

Druckfehler, wie *Aegylops, olygo* — und einmal sogar *phylosophia,* fallen um so unangenehmer auf, als sonst der Druck ziemlich correct zu nennen ist.

Z.

GESCHICHTE.

1) Brüssel, b. Tarlier (Paris, b. Dareuil): *Memorial de Sir Hudson Lowe, rélatif à la captivité de Napoléon à Sainte - Hélène.* Avec le portrait de l'auteur et un atlas contenant quatre vues. 1830. VI u. 336 S. 8. (4 fl. 24 kr.)

2) Stuttgart, b. Hoffmann: *Denkwürdigkeiten,* von Sir *Hudson Lowe,* Gouverneur von St. Helena, über Napoleon's Gefangenschaft und Tod. 1830. *Zwey* Bände, zusammen 480 S. 8. (4 fl. 30 kr.)

Unter der Menge echter und unechter Memoiren, womit uns seit einigen Jahren die literärische Industrie Frankreichs beschenkt, ist das Sir *Hudson Lowe* zugeschriebene Memorial eines der mifslungensten Produkte. Man sieht es demselben gleich auf den ersten Blick an, dafs es *apocryph* ist, wenn schon der französische Herausgeber, um das Publikum zu täuschen, die Besorgnifs äufsert, es möchte sich der Parteygeist dieses Buchs „als einer köstlichen ihm günstigen Urkunde (?) bedienen." Wir wüfsten in der That nicht, wel chen Nutzen derselbe aus diesem Machwerk ziehe könnte; daher denn auch des Herausgebers Betheue rung, dafs, hätte er glauben können, die von ihr publicirten Actenstücke könnten irgend Jeman Wohlwollen für Sir *Hudson Lowe* einflöfsen, e sich wohl gehütet haben würde „ein so unmorali sches Buch" seiner Nation zu übergeben, uns min destens sehr überflüssig erscheint. „Allein," füg er hinzu, „der Gouverneur von St. Helena hat sei gerechtes Endurtheil empfangen!" Endlich abe hofft der Herausgeber, dafs diese ungeschickt Selbstvertheidigung Sir *Hudson Lowe's,* „die Rolle die er in dem Drama spielte, dessen Auflösun ihm anvertraut war, noch gehässiger, noch gräfs licher" machen würde. Und in dieser christliche Absicht übergiebt er dieselbe dem Drucke. Wi geben freylich mit ihm zu, dafs diese Vertheidi gung in der That sehr ungeschickt ist; allein wi müssen bemerken, dafs nicht Sir *H. L.*, sonder den, der ihn reden läfst, diese Beschuldigung triff denn Ersterer, wir dürfen es nicht bezweifeln würde sich wohl anders zu vertheidigen gewufs haben. — Es ist begreiflich, dafs Andere dem eng lischen Minister vorwerfen, dem Gouverneur vo St. Helena befohlen zu haben, Napoleon m Schmach und Demüthigungen zu überhäufen, ih nach Gefallen zu martern, und so allmählig, ohn Scandal, aus der Welt zu schaffen. Dafs abe dieser Gouverneur, um seinen Ruf und seinen Vor theil unbesorgt, selber so gehässige Anschuldigun gen bestätige, dafs er uns sage: ich bin ein nieder trächtiger Mensch, ein Ungeheuer; ich habe di höllischen Plane der Politik meiner Regierung kal blütig ausgeführt, dafs er endlich mit einem Mut ganz neuer Art den Fluch und die Verwünschun gen der ganzen Welt auf sich herabrufe, das wir man wohl schwerlich selbst den Leichtgläubigste zu überreden vermögen. Denn, in dieser Hypo these wäre Sir *H. L.* nicht blofs ein Bösewich sondern ein wahrer Einfaltspinsel, weil er sich da durch, ohne alle Noth, den Unwillen einer Regie rung zuziehen würde, die allein seine Dienste be lohnen kann, was er von Napoleon's alten Freunde wohl schwerlich zu erwarten hat. Sodann ist kaum glaublich, dafs die englische Regierung, d es eben an Klugheit nicht gebricht, und die gemein hin ihre Agenten sehr gut zu wählen versteht, ei Mission von solcher Wichtigkeit dem gröfste Schwachkopfe ihrer Armee anvertraut haben. A les dies verletzt die Wahrscheinlichkeit; daher a genommen werden mufs, Sir *H. L.* habe dieses Me morial nicht geschrieben, oder aber er sey se seiner Gefangenwärterschaft in den Zustand d Geisteszerrüttung verfallen, und befinde sich nic auf Ceylon, sondern zu Bedlam. — Um jedo wegen der Authenticität dieses Werks keinen Auge blick in Zweifel zu seyn, braucht man nur den A fang zu lesen. Hier (im zweyten Kapitel) mac uns der Gouverneur von St. Helena mit seine

Ja

Jugendleben bekannt, und, weil es dem Herausgeber so beliebt hat, so spricht er eben daselbst mit wenig Ehrerbietung von seinem Vater, der ein „ehrlicher Klingewaaren-Händler (*marchand de quincailleries*)" in der City war. „Es war derselbe," heifst es hier unter Andern, „ein ehrsamer Mann, der Gott und den Nächsten fürchtete, alle Sonntage den Gottesdienst besuchte, andächtig Psalmen sang und die Reden des Pfarrers bewunderte. Indessen hielt ihn dies doch nicht ab, seine Waaren zu den möglichst hohen Preisen zu verkaufen, und die armen Teufel, die der Zufall in seine Bude führte, zu bemauscheln." Somit wäre denn Sir *Hudson Lowe*, der Vater, ein frömmelnder Heuchler, ein wahrer Spitzbube gewesen, und der Sohn selbst meldet uns dies. Diese Idee ist gewifs nicht glücklich. Unseres Bedünkens möchte es wohl dem Gouverneur von St. Helena, sollte es ihm je wirklich einfallen, Memoiren herauszugeben, schwerlich beykommen, den Lustigmacher zu spielen, und seine Leser auf Kosten seines Vaters zu unterhalten. — In den nächst folgenden Kapiteln erzählt uns Sir *H. L.*, zu welchen Geschäften er gebraucht wurde, bevor man ihn nach St. Helena sandte. Er war Commandant der Insel Capri, als Joachim Murat zu Neapel regierte. Man hatte ihm anempfohlen, diesen König streng zu bewachen; allein beauftragt, überall sein Auge zu haben, sahe der armselige Tropf gar nichts. Er ist so offenherzig, dies einzugestehen, und zu seiner eigenen Schande zu erzählen, wie er jeden Tag in seinen eigenen Netzen gefangen, wie sich die Polizey von Neapel selbst seiner bediente, um England zu hintergehen, wie endlich die Agenten, die er mit echt britischer Grofsmuth bezahlte, ihn für sein gutes Geld noch mystificirten. Es waren Korsen. „Es war keine Art von Schelmerey," sagt er, „die mir jene verwünschten Spione nicht spielten... Die Summen, die mir von ihnen abgezwackt wurden, waren ungeheuer... Hernach belustigten sie sich auf meine Kosten, lachten, tranken und berauschten sich mir zu Ehren und mit meinen Guineen. Mehr als ein Mal machte sich Salicetti (Murats Minister) das Vergnügen, diesen Komödien beyzuwohnen, deren Held und Narr ich war." Ist nicht dieses Bekenntnifs in Sir *H. L's* Mund gelegt, eine wahre Abgeschmacktheit? Wer möchte sich denn wohl in seinen eigenen Memoiren über sich selber lustig machen und sich als einen Dummkopf schildern! Und wie ist es denkbar, dafs die englische Regierung einen solchen untauglichen Menschen, wohl gar um ihn für die gute Bewachung Murat's zu belohnen, nach St. Helena geschickt haben sollte, um dort Napoleon zu hüten? — Man weifs, was dieser von demjenigen hielt, den er seinen Kerkermeister nannte und Graf *de Las-Cazes* hat uns die Schmähworte mitgetheilt, die der Gefangene demselben spendete. Allein gewifs mufs es den Leser überraschen, solche in Sir *Hudson Lowe's* eignem Memorial wiederzufinden. Eines der letzten Kapitel des Buchs, mit der Ueberschrift: „Urtheile und Ausdrücke Napoleon's gegen mich". — ist ganz ausschliefslich diesem Gegenstande gewidmet. Hier legt der Vf. selbst seinem Gefangenen unter Andern folgende Worte in den Mund; „Was der Gouverneur doch für ein unedles, widerliches, scheusliches Gesicht hat!... Wie dem Cain hat die Natur ihm ein gutes Siegel aufgedrückt... Das ist ein wahres Galgengesicht... Der Gouverneur ist ein Mensch, der zu dem Posten, den er einnimmt, ganz unfähig ist. Er besitzt viel List, aber weder Talent noch Festigkeit... Er ist ein Mensch, dessen natürliche Bosheit noch durch Argwohn und Furcht vermehrt wird, die ihm sein, mit Verantwortlichkeit verbundenes Amt einflöfst. Er ist ein abgefeimter, verworfener Mensch und steht noch tief unter seinem Amte, welches doch nicht wenig gesagt ist. Kurz, er ist ein nichtswürdiger Mensch, eine Schande der Menschheit u. s. w." — Einen recht seltsamen Abstich mit den Beschimpfungen, die der Gouverneur von Napoleon zu ertragen hatte, bilden die Lobreden, die der Vf. dem Ex-Kaiser ertheilt. Er spricht mit Bewunderung von der grofsen Seele und dem grofsen Charakter seines Gefangenen. Er erblickt in ihm einen aufserordentlichen Mann, ein mächtiges Genie, den gröfsten Feldherrn der neueren Zeit. Man glaubt auch hier wieder *Las-Cazes* sprechen zu hören, mit dessen Memorial das hier in Rede stehende Buch so sehr einerley Absicht verräth, dafs man fast auf den Gedanken kommt, es sey mit jenem Buche aus einer und derselben Feder geflossen. Gleichwohl dürften sich doch die Verehrer Napoleons, selbst in dieser Voraussetzung, veranlafst finden, dem wirklichen aber pseudonymen Vf. dieses Machwerks einen wohlverdienten Vorwurf zu machen. In den Unterredungen nämlich, die auf St. Helena zwischen dem Gouverneur und seinem Gefangenen Statt fanden, spielt Ersterer offenbar die schönere Rolle. Napoleon setzt dabey jedwede Schonung aus den Augen; er überhäuft S. *H. L.* mit Schmähungen und den gröbsten Beleidigungen. Dieser dagegen ist ein wahres Muster von Mäfsigung; kein unanständiger Ausdruck entschlüpft ihm; er weifs, was er dem Unglück schuldig ist; er achtet es auf jede Weise. Und so findet denn der Leser zu seinem gröfsten Erstaunen in dem Ungeheuer, in dem satanischen Wesen, einen höflichen wohlerzogenen Mann, einen wahren *gentleman*. Diese ungeschickte Behandlung des Stoffes raubt dem Memorial, selbst als Lobrede auf Napoleon, sein ganzes Interesse. — Die Uebersetzung, um am Schlusse unseres Berichts doch auch ein Wort von dieser zu sagen, ist des Originals vollkommen würdig. Sie ist im eigentlichsten Sinne eine Fabrikarbeit, deren Verfertiger zuweilen sogar Unkunde der französischen Sprache verräth.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1831.

MINERALOGIE.

1) Nürnberg, b. Schrag: *Handbuch der Mineralogie* von *E. F. Glocker*, Dr. d. Phil., Prof. d. Mineral. an d. Univers. zu Breslau, Prorector u. zweytem Prof. am Magdalenen - Gymnas. u. s. w. In *zwey* Abtheilungen. M. 4 Kpfrt. *Erste* Abtheil. 1829. *Zweyte* Abtheil. 1831. XXXVI u. 1108 S. 8. (3 Rthlr.)

2) *Ebendas.*: *Charakteristik der Mineralien* von *F. v. Kobell.* *Erste* Abtheil. Mit 1 lithogr. Tafel. 1830. *Zweyte* Abtheil. 1831. Zusammen 561 S. 8. (3 Rthlr.)

3) Wien, b. Heubner: *Handbuch der Mineralogie* nebst einer kurzen Abhandlung über das Vorkommen, über die Bildung und die Benutzung der Mineralien, und einer Anleitung, dieselben zu bestimmen, von *S. C. Fischer*, Med. Dr., K. K. Rathe u. Stabsfeldarzte, Prof. der Mineralogie, Zoologie u. theoret. Medicin an der K. K. medicinisch - chirurg. Josephs - Akademie u. s. w. XIV u. 457 S. 1831. 8. (2½ Rthlr.)

Das erstere Werk, vom Prof. *Glocker*, bildet einen Theil des „vollständigen Inbegriffs der Pharmacie," den der Prof. *Buchner* zu München herausgiebt. Es ist also zunächst für den Unterricht der Pharmaceuten bestimmt, soll aber auch zugleich als ein für sich bestehendes Handbuch der Mineralogie betrachtet und ausgegeben werden. Obgleich Rec. das *Buchner*'sche Werk nicht weiter kennt, so ist er doch der Meinung, dafs sich der Zweck nicht füglich vereinigen lasse und er wird weiter unten auf den Beweis dieser Behauptung zurückkommen, da zuvörderst eine allgemeine Uebersicht von dem Inhalte des Werks gegeben werden soll. — Die *erste* Abtheilung desselben umfafst auf 312 Seiten die sogenannte Propädeutik der Mineralogie und zwar zuvörderst die Einleitung in die allgemeine Mineralogie, nämlich: I. Stelle der Mineralogie in der Reihe der übrigen Naturwissenschaften. II. Begriff, Name und Gegenstand der Mineralogie. III. Einzelne Disciplinen, und IV. Geschichte derselben. V. Hülfsmittel zum Studium der Mineralogie, unter denen die Literatur. Diese ist, der Nachträge am Ende des Werks ungeachtet, unvollständig, denn man vermifst mehre wichtige Werke, z. B. *Hessel's* und *Germar's* Krystallographien, die 2te Aufl. von *Beudant traité de Minéralogie. Vol. I.*; *Rozet traité de Geognosie* u. m. a. — Der Vf. verspricht in der Vorrede ein vollständiges Handbuch der mineralogischen Literatur zu liefern, wodurch er einem Mangel abhelfen wird, wobey wir ihm aber wirkliche Vollständigkeit empfehlen, die nicht so leicht zu erlangen ist. — VI. Werth der Mineralogie. — *Oryktognosie*: Einleitung. *Erster* Theil. Allgemeine Oryktognosie. *Erster* Hauptabschnitt. Gestalt der Fossilien. *Erster* Unterabschnitt. Krystallinische Gestalten der Fossilien: *A.* Aeufsere. *B.* Innere (Structur und Absonderung). *Zweyter* Unterabschnitt. Unkrystallinische Gestalten. *Dritter* Unterabschnitt. Pseudokrystallinische Gestalten. — *Zweyter* Hauptabschnitt. Oryktophysik mit ihren bekannten Unterabtheilungen. — *Dritter* Hauptabschnitt. Oryktochemie. — Den stöchiometrischen Theil dieses Abschnittes hätte der Vf. etwas minder unvollständig und oberflächlich behandeln sollen, da er für den Pharmaceuten von besonderer Wichtigkeit ist; in dem Systeme führt er die chemischen und mineralogischen Formeln auf, ohne hier eine Anleitung zu geben, wie man Gewichtstheile in Formeln oder diese in Gewichtstheilen ausdrücken könne. Auch über den Gebrauch des Löthrohrs, der für den Pharmaceuten von so unendlich grofser Wichtigkeit ist, geht er weg.

Die *zweyte* Abtheilung des Werks umfafst auf 748 Seiten die specielle Oryktognosie und Geognosie. — Der *erste* Hauptabschnitt der speciellen Oryktognosie beschäftigt sich mit der *Systematik*, und zwar 1) mit dem Mineralsystem überhaupt und den Grundsätzen der Classification; 2) mit den verschiedenen Mineralsystemen, wobey der Vf., nachdem er von den bekanntesten Systemen geredet, die Grundsätze entwickelt, welche er bey der Aufstellung seines eigenen Systems befolgt hat, das alle Kennzeichen berücksichtigend, in der Mitte zwischen den rein chemischen und sogenannten naturhistorischen steht. Es würde zu weit führen, das ganze System mitzutheilen, weshalb wir uns auf eine tabellarische Uebersicht der Familien beschränken:

Klassen.	*Ordnungen.*	*Familien.*
I. Kohlig - harzige Substanzen.	A. Kohlen und Harze	1. Anthracite (Kohlen). 2. Asphaltite (Erdharze).
II. Geschwefelte Substanzen.	B. Sulphure	3. Thiolithe (Schwefel). 4. Cinnabarite (Blenden). 5. Lamprochalcite (Glanze). 6. Pyrite (Kiese).
III. Rein metallische Substanzen.	C. Metalle	7. Metalle (gediegene M.).
IV. Oxydirte Substanzen. 1) Oxydirte Metalle.	D. Metalloxyde	8. Oxydolithe (ox. Erze).
2) Oxydirte Metalloide.	E. Metalloidoxyde	9. Amphibolite (Hornblendeart. Fossilien). 10. Sklerolithe (Edelsteine und Quarze). 11. Pyromachite (Feldspathe). 12. Zeolithe. 13. Argillite (Thone). 14. Margarite (Glimmer).
V. Gesäuerte Substanzen. 1) Gesäuerte Metalle, unauflöslich im Wasser und ohne Geschmack.	F. Metallhaloide	15. Halochalcite (Metallchlorite). 16. Chalkobaryte (Metallspathe).
2) Gesäuerte Erden, unauflöslich im Wasser und ohne Geschmack.	G. Metalloidhaloïde.	17. Hallithe.
3) Gesäuerte Erden, Alkalien und Metalle, auflöslich im Wasser und salzig schmeckend.	H. Salze	18. Hydrolite.

Ueber den Werth oder Unwerth des Systems können wir uns hier nicht einlassen, da es zu weit führen würde.

Der *zweyte* Hauptabschnitt umfaſst die *Diagnostik*, und handelt 1) von der Unterscheidung, den Verwandtschaften und der Nomenclatur der Fossilien, und enthält 2) die Charakterisirung und Beschreibung der einzelnen Mineralgattungen und ihren Abänderungen. — An der Spitze jeder Familie steht eine Charakteristik derselben; bey den Gattungsbeschreibungen kommen zuvörderst die gewöhnlichsten deutschen und französischen Synonyma vor, darauf der Gattungscharakter nebst Angabe des Verhaltens vor dem Löthrohre, der Zusammensetzungsformel und einiger Analysen, dann die Beschreibung der Krystallform und der übrigen Gestalten, die des Vorkommens und eine kurze Angabe des Gebrauchs. Man findet manche neue Fundorte schlesischer, böhmischer, mährischer u. s. w. Mineralien. — Die problematischen Gattungen sind an den passendsten Stellen in den Familien eingeordnet, welches weit zweckmäſsiger ist, als sie alle in einen Anhang zu verweisen. — Da dieſs Buch einen Theil von einem Handbuche der Pharmacie bildet, so würde es bey weitem zweckmäſsiger gewesen seyn, das Chemische in der Propädeutik vollständig abzuhandeln und dagegen im Systeme nur die gewöhnlichsten und wichtigsten Mineralien abzuhandeln, so wie es in dem klassischen Lehrbuche des Prof. *Naumann* geschehen ist. Bey der groſsen Ausdehnung, die jetzt die Mineralogie erhält, ist es überhaupt nöthig, in Werken, die für den ersten Unterricht und für Mediciner, Pharmaceuten, Oekonomen, Forst- und Bergleute u. s. w. bestimmt sind, nicht alle Mineralkörper zu beschreiben; die Kenntniſs der seltenen Mineralien ist für diejenigen, welche die Mineralogie nicht tiefer studiren wollen, ganz überflüssig und hindert sie nur, eine recht genaue Kenntniſs von vielleicht 200 wichtigen Gattungen zu erlangen. Ein System von diesen ist leicht zu übersehen, wogegen es jetzt schon dem Geübten sauer wird, eine Uebersicht des vollständigen Systems zu erlangen.

Für die *Geognosie* konnte wenig Platz bleiben und sie ist denn auch auf 60 Seiten so oberflächlich abgehandelt, daſs es schwer halten dürfte, dadurch irgend einen ordentlichen Begriff von dieser Wissenschaft zu erlangen, die obendrein in alter Form entwickelt worden ist. — Ein vollständiges Register beschlieſst das, im Allgemeinen recht brauchbare, im Aeuſsern anständige Werk.

Wir wenden uns nun zu dem unter Nr. 2 aufgeführten Werke, dessen Vf. wir schon eine Reihe schöner, in *Poggendorff's* Annalen, *Kastner's* Archiv u. s. w. mitgetheilter, Arbeiten verdanken. — In dem Vorbericht, welcher einen nicht unberücksichtigt zu lassenden Theil des Werkes ausmacht, redet der Vf. zuvörderst von dem Werthe der Chemie für die Mineralogie, von den Grundgestalten, von den Krystallreihen, worüber er sehr werthvolle Bemerkungen macht; er giebt dann die allgemeinen Gründe für die irrige Annahme, durch unbedeutende Winkelabweichungen und geringe stöchiometrische Schwankungen veranlaſst zu werden, Mineralien als neue Gattungen aufzuführen, wobey Rec. dem Hn. *v. Kobell* vollkommen beystimmt. Darauf wendet er sich zu der sogenannten Progressionstheorie des Prof. *Breithaupt*, redet ferner von den Bemühungen der Mineralogen, das Verhältniſs der Mischung zur Form zu bestimmen, von der Unzulänglichkeit, den Gattungsbegriff der Mineralien auf die Mischung allein begründen zu wollen; von der Wichtigkeit des chemischen Verhaltens der Mineralien für deren Charakteristik, bey dessen Angaben der Vf. *Berzelius* oft supplirt, auch das Verhalten auf dem nassen Wege neu bestimmt hat. — Prof. *v. K.* kommt nun auf das von ihm befolgte System, und redet daher zuvörderst von den gegenseitigen Vortheilen und Nach-

Nachtheilen des Ordnens nach dem elektronegativen und nach dem elektropositiven Princip, wobey er sich natürlich im Allgemeinen für ersteres ausspricht. Des praktischen Werthes wegen und um manche Schwierigkeiten zu vermeiden, vereinigt er die Vortheile beider Methoden in der Art, dafs er die nichtmetallischen Substanzen nach den elektronegativen, und die metallischen dagegen nach den elektropositiven Mischungstheilen classificirt. Er gesteht selbst, dafs man eine solche Anordnung kein strenges System nennen könne. — Das System zerfällt zuvörderst in Ordnungen, diese wiederum in Geschlechter, deren gröfsere wiederum in Gruppen getheilt worden sind. Wir geben eine Uebersicht der Ordnungen. I. *Nicht metallische Substanzen*: 1) Kohlenstoff; 2) Schwefel; 3) Fluor-, 4) Chlor-, 5) salpetersaure, 6) kohlensaure, 7) schwefelsaure, 8) phosphorsaure Verbindungen; 9) Borsäure und borsaure Verbindungen; 10) Kieselerde und kieselsaure Verbindungen; 11) Thonerde und thonsaure V.; 12) wolframsaure, 13) arseniksaure, 14) tantalsaure Verbindungen; 15) Wasser und Hydrate. — II. 1) Selen; 2) Arsenik; 3) Chrom; 4) Molybdän; 5) Wolfram; 6) Antimon; 7) Tellur; 8) Titan; 9) Gold; 10) Platin; 11) Palladium; 12) Iridium; 13) Silber; 14) Quecksilber; 15) Kupfer; 16) Uran; 17) Wismuth; 18) Zinn; 19) Bley; 20) Zink; 21) Nikkel; 22) Kobalt; 23) Eisen; 24) Mangan; 25) Cerium. — Die Anzahl der Gattungen, deren Charakteristik Hr. *v. K.* gegeben hat, beläuft sich auf 317. — Die Charakteristiken sind sehr vollständig; zuerst kommen die der Ordnungen und Geschlechter. Von den Gattungen wird zuerst das Krystallsystem, dann die Stammform und deren Dimensionen angegeben; dann Spaltbarkeit, Lichtverhältnisse, Härte, Gewicht, Verhalten vor dem Löthrohre mit Reagentien und chemische Zusammensetzung, wobey die Formel und deren Reduction auf Hunderttheile und die vorzüglichsten Analysen aufgeführt worden sind. Zuletzt folgt noch eine Angabe der vorherrschenden Krystalle und übrigen Gestalten. — Das auch im Aeufsern sich sehr vortheilhaft auszeichnende Werk verdient allen Mineralogen empfohlen und jedenfalls zu den vorzüglichern Bereicherungen der mineralogischen Literatur gezählt zu werden.

Bey der Ausarbeitung des unter Nr. 3 aufgeführten Werks hatte Hr. Prof. *Fischer* in Wien vorzüglich die Absicht, in einem Handbuche für seine Schüler eine kurze Lehre von dem äufsern und innern Baue, von den chemischen Bestandtheilen und den übrigen Eigenschaften der Mineralien zusammenzustellen, und die Mittel kurz anzudeuten, durch welche die Eigenschaften aufgefunden werden können; dann die Mineralien nach ihrem Baue, nach ihren chemischen Bestandtheilen, und nach ihren übrigen auf dem Baue und auf der chemischen Natur beruhenden Eigenschaften so zu ordnen und zu beschreiben, dafs die verschiedenen Zustände der unorganischen Körper, ihre mannigfaltigen Zusammensetzungen und Bildungen überblickt, die einzelnen Mineralien von einander unterschieden, und auch dasjenige von ihnen aufgefunden werden könnte, was in ökonomischer, medicinischer oder technischer Hinsicht besonders merkwürdig ist. — Der Vf. handelt daher zuvörderst von den *Vorbereitungslehren:* von der regelmäfsigen und unregelmäfsigen Gestalt der Mineralien, von ihrem innern Bau, d. h. von den physikalischen und dann von den chemischen Eigenschaften, welcher Abschnitt recht gut entwickelt worden ist; darauf folgt eine Angabe verschiedener älterer und neuerer Systeme, und dann die systematische Beschreibung der Gattungen. Prof. *F.* theilt die Mineralien zuvörderst in 4 Klassen: erdige, salzige, metallische und brennbare. In den ersten beiden unterscheidet er die Gattungen durch die *Mohs*'schen, sich auf die Krystallgestalt beziehenden Namen. Es sind nur 180 Gattungen beschrieben und diefs möchte auch in den Vorlesungen für künftige Mediciner, Pharmaceuten, Cameralisten u. s. w. hinreichend seyn. — Der Vf. handelt nun von dem Vorkommen der Mineralien, von den gemengten Mineralien oder Felsarten, dann von der Bildung der Mineralien, wobey er auch eine Uebersicht der Versteinerungen giebt; darauf wird von der Benutzung der Mineralien geredet, eine Anleitung, die Mineralien zu bestimmen nach *Mohs's* Charakteristik, und dann eine kurze Uebersicht von mehrern wichtigen mineralogischen Werken gegeben. Den Beschlufs macht ein Register. — Das Werk ist, ohne Ansprüche auf wissenschaftlichen Werth machen zu können, für den oben ausgesprochenen Zweck recht brauchbar. — Druck und Papier sind gut.

ANTHROPOLOGIE.

Bonn, b. Habicht: *Ueber die nähere Wechselwirkung des Leibes und der Seele*, mit anthropologischen Untersuchungen über den Mörder Adolph Moll. Von Dr. *Joseph Ennemoser*, Prof. der Medicin zu Bonn. 1825. VI u. 222 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Ist es jetzt nicht mehr an der Zeit, den geschichtlichen Theil dieser Schrift (S. 1—40) zu beleuchten, ja scheint es Rec. überhaupt zu gewagt, wissenschaftliche Resultate auf eine, wenn auch noch so genau und sorgfältig angestellte, Einzelbeobachtung zu gründen, wenn gleich nicht zu leugnen ist, dafs eine solche oft mehr beweist, als zehn oberflächliche Erfahrungen, die den Namen der Beobachtung gar nicht einmal verdienen; so sollte doch unsern Lesern der wissenschaftliche Gewinn dieser Schrift und die Bekanntschaft mit einigen neuen Ansichten, die der Beachtung werth sind und vielseitige Forschungen veranlassen können und mögen, nicht entgehen. Daher erlaubt sich Rec., wenn auch nur in der Kürze, auch jetzt noch auf das Eigenthümliche und Vorzüglichste dieser Schrift hinzuweisen,

welche nicht die erste ist, die uns dem Vf. auf diesem Felde der Naturforschung begegnen läfst.

Er unterscheidet eine doppelte Seite derselben, eine materielle (sinnliche) und eine höhere (rationelle), erklärt letztere zwar für schwieriger, aber für seine Lieblingsbeschäftigung, und hofft, sie werde in Zukunft schon mehr Glück machen. So erfreulich aber auch dem Rec. ein solches Geständnifs aus dem Munde von Naturforschern ist, die dem alten Materialismus immer mehr entsagen, je gründlicher sie selbst zu Werke gehen, so beherzigungswerth auch ihm im Sinne des Vfs der S. 84 ausgesprochene Wunsch dünkt, dafs sich die Anatomie mehr um die Seele, die Psychologie mehr um den Leib bekümmere, weil sonst jene ein geistloses Machwerk, diese ein stoffloses Scheinbild bleibe, und so willkommen ihm daher auch im Ganzen der Versuch des Vfs ist; so glaubt er dennoch, die Naturforschung habe nicht weiter zu gehen, als die Sinne reichen, das höhere Menschenleben dagegen gehöre der Philosophie als Gegenstand an, und man sollte trotz der wesentlichen Verschiedenheit von Leib und Seele, doch nicht sowohl von einer *Vereinigung* (und Wechselwirkung), als vielmehr von einer ursprünglichen *Einheit* derselben reden, indem die Psyche sich allererst aus dieser entwickelt. Daher kann er auch dem Vf. nicht beystimmen, dafs die höheren geistigen Thätigkeiten, wie das Urtheilen und Schliefsen, vom Organischen unabhängig sind (S. 98 f.); denn da die Verschiedenheit der Seelen- und namentlich der Verstandesthätigkeit, der jene Functionen angehören, unstreitig von dem Organismus herrührt, so sind gewifs auch verschiedene Organe dazu vorhanden. Schon die bey den Menschen allein sich findenden und erst mit den Jahren ausbildenden Gehirnwindungen dienen zum Beweise dafür, indem der Verstand allerdings auch nicht vor den Jahren kommt. Auch scheint der Vf. S. 103 selbst dieses zuzugestehen. Seite 70 wird organischen Schiefheiten ein offenbarer Einflufs auf psychische Schiefheiten zugeschrieben: „Es scheint bey einer solchen leiblichen Schiefheit, besonders edlerer Organe, sich auch das psychische Licht nicht geradlinig zu reflectiren. Es entsteht daher die Gewohnheit, schief aufgefallene Objecte schief vorzustellen, und die Vorstellung selbst wieder auf schiefen Wegen zurückzugeben." Zu weit scheint indefs der Vf. zu gehen, wenn er auch den Willen und das Moralische nicht etwa blofs an einzelnen Individuen, sofern da Vorstellungen und Neigungen einwirken, sondern an sich von organischen Bedingungen abhängig macht, obwohl er durch mildernde Zusätze dem Scheine von Begünstigung des Materialismus vorbeugt; wie S. 70: „das Moralische hat, *wenn gleich aufserorganisch*, doch im Sinnlichen und niedrig Psychischen seinen *Haltpunkt*. (?) Es wird daher dem Zuge seiner *Unterlage* (so mag eher gesagt werden. Rec.) folgen, *wo nicht eine höhere Bildung oder besser eine wahre Wiedergeburt, gleichsam durch eine göttliche Kunst, die Natur überwindet*. Auch behauptet er S. 211 f. die Zurechnungsfähigkeit der Verbrechen, ohne defshalb der Todesstrafe das Wort zu reden, gegen welche er vielmehr psychologische Gründe vorbringt. Eben so spricht er S. 124 und 127 von höheren Gefühlen und Begehrungen, als *aufserorganischen* Thätigkeiten; und S. 152 ff. ist ihm das geistige Gefühl von übersinnlicher Abkunft, und somit ein unmittelbares (?). Jene werden auch äufsere und übersinnliche Dinge, die der Sinn an sich nicht erreichen kann, z. B. auch der Gottheit, wefshalb er auch die Religion auf Gefühl beruhen läfst, das aber auf der Seite der Erkenntnifs und der Begehrung wiederstrahlen könne. Der Wahrheit noch näher zu liegen scheinen folgende Aeufserungen: „Der Geist ist nicht Fleisch, er formt aber das Fleisch." S. 72: „Ihre (der Anatomie) edelste Aufgabe ist gewifs die, dafs sie die Wege und Winkel erspähe, auf denen die stofflose Psyche ihr magisches (?) Zauberwesen treibt." S. 83: „Das Skelett ist die Bildsäule, welche der inwohnende Geist selbst erbaut hat" u. s. w. S. 107. Daher wollen wir auch nicht gerade sagen, dafs Hr. *E.* in seinen physiognomischen Deutungen zu weit gehe und sich zu sehr ins Einzelne verliere, denn so lange wir in einer Wissenschaft nur erst bis zum Buchstabiren sind, mufs auch das kleinste Pünktchen und Häkchen beachtet werden. Etwas Anderes ist's da, wo wir bereits lesen gelernt haben.

Je mehr wir daher dem Vf. zugestehen müssen, dafs seine Aufgabe eine dunkle und schwierige war (S. 206), um so weniger können wir ihm das Zeugnifs versagen, dafs, wenn er sie auch, wie er sich selbst bescheidet, nicht vollkommen gelöset, er sie doch für künftige Forschungen nicht wenig erhellet hat. Aller Beachtung werth ist insbesondere die Art, wie Hr. *E.* dem Herzen und Gefäfssystem das Recht, den Sitz der Gefühle zu bilden, vindicirt. Eben so der Versuch, das Begehrungsvermögen auf die Bewegungen der äufsern Rumpforgane zu gründen, wenn gleich das Letztere, eben der Aeufserlichkeit dieser Organe wegen, weniger für sich hat, vielmehr umgekehrt gesagt werden mag, sie dienten den Begehrungen blofs als Organe. Als interessant bezeichnen wir endlich noch des Vfs. gelegentliche Bemerkungen über Erziehung (S. 48 f.), über die moralisch verderblichen Folgen der Fabriken und mancher Handwerker (S. 50), wenn es gleich hart klingen mag, was schon *Lavater* und *Ramazini* behaupteten, dafs die niedrigsten Ausschweifungen sich bey den Schuhmachern finden; desgleichen über die Lüge (S. 55), über die psychologische Wichtigkeit des Gebets (S. 61), und die gleichfalls psychologische Bedeutung der Beichte, (des Schuldgeständnisses) S. 79. Mifsgriffe wie S. 84. Z. 7 erwägt statt erwogen; dann dafs S. 49 der Ausspruch Apostelgesch. 4, 12 dem Paulus statt dem Petrus zugeschrieben wird, und die falsch angeführte Stelle Matth. 15, 15 kommen nur wenige vor.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Kayser u. Schumann: *Lehrbuch der reinen Mathematik* zum Selbstunterrichte mittelst Anwendung einer neuen Exponentialrechnung, gründlich bearbeitet von *F. C. A. Pröwig*, Prem. Lieut. v. d. K. Sächs. Armee. *Erster* Band: Zahlenlehre und Algebra. 189 S. *Zweyter* Band: Geometrie und ebene Trigonometrie. 1829. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Es ist schon öfter die Frage zur Sprache gebracht, ob es beym Unterricht in der reinen Mathematik besser sey, den Anfänger methodisch nach Gründen zu unterweisen, oder ihn zunächst mit den verschiedenen Operationen praktisch vertraut zu machen? Streng genommen, bezieht sich diese Frage auf den Unterschied zwischen der synthetischen und analytischen Darstellung, und es leidet in Gemäfsheit einer gesunden Logik wohl keinen Zweifel, dafs die empirische Auffassung eines Gegenstandes seiner Erkenntnifs durch Begriffe vorangehen müsse. Um zu beweisen, dafs in einem jeden Dreyecke die Summe der Winkel = 2R, mufs man zuvor einen Begriff von Linien geben, in so fern sie ein Dreyeck bilden können, oder nicht, d. i. parallel laufen, d. h. man mufs die *empirische* Unabhängigkeit zwischen der drehenden und progressiven Bewegung, welche der Lehrsatz ausspricht, durch abstracte Anschauung zur Evidenz erheben. Fast die ganze Arithmetik mit der Analysis gründet sich bekanntlich auf den Begriff der Näherung; was ist aber die Näherung anders als das Gesetz der empirischen Anschauung, der allmälige Uebergang des einen Zustandes in den andern, die Erschöpfung des Mehrfachen durch das an sich Einfache? Die Zahl π bezeichnet ein Polygon; so ist es mit allen Rectificationen, Quadraturen und Cubaturen. Nach diesen Betrachtungen liefse sich der Weg leicht vorschreiben, welchen man bey mathematischen Untersuchungen und im Vortrage zu verfolgen hätte; und wirklich ist *er* es auch, welcher in der Geschichte der Wissenschaft und der Ausbildung des Einzelnen am meisten benutzt worden ist, und selbst noch gegenwärtig in seiner rein empirischen Gestalt ganze Felder der angewandten Mechanik, der Hydrostatik, Aerometrie u. s. f., und überhaupt der formellen Naturlehre durchläuft; aber, das Daseyn rein analytischer d. s. algebraischer Formen, die Gleichungen, Functionen und eigentlichen, d. s. nur in der Andeutung bestehenden Integrale, welche sich durch das in ihnen enthaltene Mehrdeutige, Unmögliche, Transcendentale und Inexplicabele, als an sich unrealisirbar beurkunden, dabey dem Empirismus eine bestimmte Richtung geben, und so *anscheinend* die Probleme *a priori* lösbar machen, steigern das Bedürfnifs der Wissenschaft höher und begründen die analytische Methode. So schwierig es nun auch ist, die Idee, worauf es hier ankommt, systematisch zu behandeln, und so gerathen es seyn möchte, den Lernenden von allem Vagen und Unfafsbaren frey zu halten, so darf sich der Lehrer doch nicht gestatten, die beweisende Kraft in die erfahrungsmäfsige Bestätigung gewisser Vorschriften zu legen, oder gar, Behufs gewisser Zwecke, anscheinend willkürliche Forderungen zu machen.

Wollte Rec. dem Vf. vorliegender Schrift nicht zu nahe treten, oder seine Arbeit über die Gebür erheben, so war es unerläfslich diese Einleitung vorauszuschicken; denn wir würden eben so richtig urtheilen, indem wir dem Werke alle wissenschaftliche Strenge absprechen, als indem wir die erwählte Methode für die leichteste und zum Fortkommen geeignetste erklären, welche sich überhaupt denken läfst. Statt einer grofsen Zahl abweichender arithmetischer Operationen, welche einzelnen erklärt und bewiesen seyn wollen, giebt der Vf. nur eine, in jedem Falle, *mittelst einiger Kunstgriffe*, anwendbare Regel: die Vorschrift der Differentiation von Potenzen. Auf den 126 vorangehenden Seiten erörtert der Vf. auf die gewöhnliche Weise die einfachen Rechnungsarten bis zu dem Begriff der Function, so dafs jene Regel eigentlich nur als ein Mechanismus bey der Bildung von Reihen zu betrachten ist. Anlangend die sogenannte *Analysis finitorum*, so ist bekannt, wie dieselbe auf dem Grundsatz der Induction beruht und durch Umkehrung der Grundoperationen, mittelst einer Fiction und Identificirung gewonnen wird, und wie man diesem Verfahren, nach der Methode des *Lagrange*, einen allgemeinen *Typos* zu geben vermag, welcher den *Mac-Laurin*'schen oder *Taylor*schen Lehrsatz versteckt in sich enthält, mithin die Forderung des Differentirens in Anspruch nimmt. Eben so gut, und vielleicht noch mit mehr Recht, könnte man, den Begriff der Function, als, streng genommen, nicht zum Gebiete der Arithmetik gehörig (weil derselbe jedesmal ein Continuum, mithin unendlich kleine Intervallen erfordert), gänzlich übergehend, von den Progressionen, und zwar zunächst den arithmetischen, mit einer endlichen Zahl von Differenzen, den Anlauf nehmen, indem man

man nur von selbst auf die Bildung von *Differentialen*, als die ersten Glieder der successiven Differenzreihen stöfst, woraus sich dann die Bedeutung einer Umkehrung, mit unendlich vielen, stets an Werth geringer werdenden Differenzen gestattet. Hieran schliefst sich nun sogleich und auf eine durchaus natürliche Weise, die *Analysis infinitorum*, welche den Zustand verschwindender Gröfsen im Augenblicke ihres Verschwindens untersucht, d. h. mit andern Worten, als eine ausgebildete Exhaustions-Methode.

Was hilft es dem Vf., dafs derselbe mittelst einer formellen, auf ihre eigene Rechtfertigung wartende Vorschrift, die verschiedenen Functionen in Reihen aufzulösen lehrt, wenn man etwa die Anfertigung von Logarithmen- oder Sinustafeln abrechnet? — Auf keine Weise ist diese Methode geeignet, das Studium der Geometrie zu vereinfachen, und am allerwenigsten, um sie auf materielle Gegenstände anzuwenden, wohin doch jede Abstraction zurückstreben sollte. Die Schwierigkeiten, welche selbst ein so grofser Mathematiker als *Lagrange* war, in der Anwendung seiner Theorie der Reihen fand, sind bekannt genug, und dennoch hatte sich derselbe in Nr. 14 und Nr. 49 der *Theorie des fonc. anal.* gleichsam zwey Brücken zwischen discreten und continuirlichen Gröfsen gestiftet, deren der Vf. bey seiner elementaren Betrachtungsweise völlig entbehrt.

Es ist übrigens befremdend, wie wenig Mühe sich der Vf. gegeben, auch nur eine *scheinbare* Consequenz in seine Ableitungen zu bringen, und Rec. kann sich des Gedankens nicht erwehren, dafs der Vf. sehr wenig in den Geist der höhern Analysis eingedrungen seyn müsse; wir dürfen nur die erste beste Anwendung des „*Exponential-Calculs*" auf die Geometrie hervorheben, um unser Urtheil bey jedem Sachkundigen vollkommen zu bekräftigen; z. B. ist Seite 43 des zweyten Theiles von der Rectification eines Kreisbogens die Rede, und es wird darin *angenommen*, dafs $\delta s = \sqrt{\delta x^2 + \delta y^2}$ (statt δ beliebt der Vf. e zu setzen und *Exponential* zu lesen), indem sich der Vf. auf §. 37. 1 bezieht. An diesem Orte ist aber nur von der Gröfsenbestimmung coordinirter gerader Linien, als Tangente, Normale u. s. f., und zwar auf eine Art die Rede, welcher selbst alle Legitimation fehlt. Nächst dem folgt der Pythagoräische Lehrsatz — Rectification der geraden Linien genannt — und ein *idem per idem* in der Wurzelausziehung; mit einem Worte, der Vf. macht sich das Demonstriren so leicht als möglich, indem er stets das zu Beweisende, als bewiesen annimmt, und dann noch ein Uebriges an Worten und Zeichen hinzufügt.

Es thut uns wirklich leid, den Vf. so wenig bey seinen schriftstellerischen Versuchen aufmuntern zu können, sind aber der Wissenschaft und ihm ein strenges unparteyliches Urtheil schuldig. Möchte sich der Vf. irgend einen gründlichen Schriftsteller zum Vorbild wählen und dann mit unbefangenem, reifem Urtheil über die Erleichterung in der Darstellung nachdenken; mit Vergnügen wird Rec. die Resultate einer solchen Bemühung anerkennend hervorheben!

GESCHICHTE.

1) Paris, b. Baudry (London, b. Baldwin): *A History of England from the first invasion by the Romans*, by *John Lingard*. French édition. 1829. 11ter Bd. 370 S. 12ter Bd. 430 S. 8. (15 Fr.)

2) Frankfurt, b. Wesché: *John Lingard's*, Dr. der Gottesgelahrtheit, *Geschichte von England seit dem ersten Einfalle der Römer*. Aus dem Englischen übersetzt von *C. P. Berly*. 1830. 11ter Bd. XII u. 348 S. 12ter Bd. XI u. 428 S. 8. (3 Rthlr. 12 Ggr.)

Auch unter dem Titel:

J. L. u. s. w. *Geschichte von England seit der Hinrichtung Karl's des Ersten* u. s. w. 1ster u. 2ter Band.

Es kann den Freunden der Geschichtkunde nur unangenehm seyn, dafs der fleifsige *Lingard* sich durch die mit unter herben, aber freilich auch wohl verdienten Kritiken, die sein Werk in England, wie auch auf dem Festlande, erfahren hat, nicht abhalten liefs, auf der rasch eingeschlagenen Bahn mit sicherm Schritte fortzugehen, und nur darauf Bedacht nahm, den, — ebenfalls in diesen Blättern ihm gemachten, — Hauptvorwurf, nämlich den der parteyischen Vorliebe zu seinen Glaubensgenossen, am Besten durch die That zu widerlegen. Man findet dem VIIten Bande der Londoner Quartausgabe die wir vor uns haben, keine Vorrede beygegeben, worin sich etwa der Vf. gegen die Angriffe, die er von den Anhängern der anglicanischen Kirche, wie von Freydenkern, die dem ganzen Confessionswesen eben nicht hold sind, bestehen mufste, zu vertheidigen versucht hätte. Eine kurze Anzeige belehrt nur den Leser, dafs der überfliefsende Stoff ihn genöthigt habe, die Geschichte von Karl II. Regierung zu unterbrechen, deren letzte zehn Jahre nebst der Geschichte der kurzen, aber höchst wichtigen Regierung Jacob II. den achten Band füllen solle, womit das Werk schliefsen werde. — Unter diesen Umständen würden wir mit unserem Bericht bis zur Erscheinung dieses Bandes gewartet haben, hätte nicht die grofse Umwälzung Frankreichs, wozu ein kopfloser Minister im Julius 1830 die welterschütternde Losung gegeben, den Rückblick auf die englische Revolution gelenkt; wäre nicht einem Jeden, der die wohlfeile Schule der Geschichte zu besuchen verständig genug ist, anzurathen, das in allen Zügen wunderbar ähnliche Vorbild der Bourbons in den Stuarts zu studiren, und öffnete nicht *Lingard* in dieser Beziehung eine so reich fliefsende Quelle, dafs es gewissermafsen Pflicht wird, eben jetzt

jetzt darauf hinzuweisen. Auf einer vergleichsweise zum Stoff eben nicht sehr bedeutenden Seitenzahl giebt uns der Vf. das grofsartig aufgefafste, kunstreich doch mit fast antiker Einfachheit aufgefafste Gemählde eines denkwürdigen Vierteljahrhunderts (von 1649 — 1675). — Wer die Schwierigkeit ermifst, die Phasen der englischen Revolution, wie sie sich, nachdem Karl I. Haupt gefallen war, unter der *Republik* und dem *Protectorat* mannigfach entwickelten, bis zuletzt die blutige Tragödie mit dem Spectakelstück der *Restauration* endigte, — mit historischer Klarheit darzustellen, der wird *L's* Talent bewundern, sein Streben in den meisten Beziehungen als gelungen anrühmen. — *Cromwell's* Heuchelpolitik hat die Mehrzahl seiner Zeitgenossen über ihn in Irrthum erhalten und es wird nie ganz gelingen, dem glücklichen Usurpator eine Maske abzuziehen, die man kaum noch so nennen kann, da sie mit seinem Wesen wie zusammengewachsen war. *L.* hat ihn inzwischen so gezeichnet, dafs wir uns versucht fühlen, die volle Portrait-Aehnlichkeit zu unterstellen. Wir sehen den schlauen Ehrsüchtigen bald auf Unwegen, bald in trotzigem Zufahren seinem Ziele sich nähern; wir erkennen sein geistiges Uebergewicht in Vergleich zu den Nebenfiguren; wir überzeugen uns, wie nur er die Revolution mit starker Faust aufrecht hielt und sie zusammenfallen mufste, als er von der Bühne abtrat. — Man hat behauptet, *Lingard* erzähle kalt, theilnamlos und komme nur in Eifer, wenn der Clerus seiner Kirche mit den geschichtlichen Ereignissen in Berührung trete. Sollte dieser Tadel die frühern Bände treffen, was wir selber zugeben, so findet er auf den vorliegenden keine Anwendung. *L.* weifs den Leser mit ernster, aber nicht überstrenger Hand auf den Schauplatz zu führen, wo sich das sonderbare Drama abspielt. Er läfst ihn die Charactere erfassen, die Handlungen aus ihren Gründen begreifen, die Folgen voraussehen. Er geräth nicht in Leidenschaft, aber er hält das Urtheil wach und lenkt es nie in einer Richtung, wobey der Schuldige der Strafe entginge. Wir erwähnen als Beleg für diese Ansicht die Abenteuer Karl's nach der Schlacht bey Worcester, die Auflösung oder vielmehr die Austreibung des Parlements; die Beschreibung der Pest und des grofsen Brandes in London. — Uebrigens haben die zwey Abtheilungen, worin die Geschichte der 25 Jahre, die wir in dem vorliegenden Bande erhalten, zerfällt, ein ganz verschiedenes Interesse und dieser Contrast erhöhet den Genufs. Von 1649 bis 1658 ist England eine Pflanzschule fanatischer Secten, die sich jedoch, unter *Cromwell's* Zuchtruthe nur hassen, nicht verfolgen. Dann erscheint, als kurze Episode, des schwachen Richard's Stümperversuch auf dem Protectorstuhl, das lange Parlement zum Rumpf verstümmelt und Monk's Verrath an der Republik. Endlich wird Karl II. restaurirt und die Scene ändert sich: die finstern Sittenprediger räumen das Feld und der Hof giebt das bald befolgte Beyspiel leichtfertigen Wandels. In politischer Beziehung aber hatte auch Karl „nichts gelernt, nichts vergessen"; auch er, wie Ludwig XVIII., starb im ruhigen Besitz der wiedergewonnenen Macht, um, wie dieser, seinem Bruder zu überlassen, die Nation bis zu dem Grad zu entrüsten, dafs sie die Dynastie proscribirte. So verschieden auch die Zeiten waren und ihre Menschen, immer wird der scharfe Beobachter in jedem falschen Schritt, den die Stuarte thaten, eine Lehre sehen, die den Bourbonen gegeben war und die sie nicht beachteten, um abermals wahr zu machen: *quos vult perdere Jupiter, dementat.* — Einen besondern Werth erhält *L's* Bearbeitung dieser interessanten Epoche durch viele neue Aufschlüsse über Karl II. Verhältnisse zu Ludwig XIV., dessen *Pensionär* er bekanntlich war. Der *geheime Tractat* vom J. 1670 erscheint im Anhange zum ersten Mal nach dem Original abgedruckt. — Von der deutschen Uebersetzung dieses Theils des *Lingard*'schen Geschichtswerkes ist zu rühmen, dafs sie, bey gewissenhafter, wenn schon nicht ängstlicher, wortklaubender Treue, doch durchaus *lesbar* ist, was wir als einen Vorzug anerkennen, der hoch angeschlagen zu werden verdient. Es war nicht leicht *L's* im Ganzen complicirte Person, seine etwas steife Wortfügung, und seinen prägnanten und präcisen Stil charakteristisch wieder zu geben. Der Uebersetzer hat dabey, wie uns dünkt, die rechte Mitte nicht verfehlt. Um den Leser selbst urtheilen zu lassen, geben wir zum Schlusse dieses Berichts ein paar Stellen und wählen solche aus der allgemeinen Schilderung *Cromwell's*: „Bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, — heifst es hier, — wo der wundervolle Mann aufstand, der durch seiner Siege Glanz und seines Reiches Ausdehnung alle frühern *Waglinge* verdunkelte, war der Name *Cromwell* ohne Gleichen in der Geschichte des civilisirten Europas. Man sah mit einem Gefühl von Scheu auf den Glücklichen, der, ohne durch Geburt, Reichthum oder Verbindungen unterstützt zu seyn, doch im Stande war, die Regierung dreyer mächtiger Königreiche an sich zu reifsen, und das Joch der Knechtschaft auf die Nacken derer zu legen, die zugleich mit ihm in den Kampf getreten waren, um die weniger willkürliche Herrschaft ihres erblichen Monarchen abzuschütteln. Dafs, wer solches vollbracht, kein gewöhnlicher Mensch war, mufs allgemein zugestanden werden; und doch finden wir, bey genauer Forschung, in seinem Character wenig Erhabenes oder auch nur Blendendes. *Cromwell* glich nicht dem Meteor, das durch Glanz und Schnelle seines Laufs überrascht und in Staunen setzt. In kalter Besonnenheit und berechneter Umsicht schlich er langsamen, wohl abgemessenen Schrittes voran, mitten im Genufs der heimlichen Freude über sein Aufsteigen zur Höhe stets bedacht, die Zuschauer zu überreden, eine äufsere, unwiderstehliche Gewalt, der Gang der Ereignisse, die Rücksicht auf das allgemeine Beste, der Wille des Heeres, ja die Beschlüsse des Allmächtigen, drängten ihn fort. Ihm galt Verstel-

stellung als die Vollendung menschlicher Weisheit; *sie* mufste ihm zum Schlufsstein des Gewölbes dienen, worauf er den Bau seines Glücks aufführte. Sein aufstrebender Ehrgeiz verbarg sich hinter dem Vorwande der Anhänglichkeit „an die gute alte Sache", und sein geheimes Treiben zur Erlangung unbeschränkter Gewalt für sich und seine Nachkommen wufste er auszulegen, als wünsche er nur seinen vormaligen Waffenbrüdern die Segnungen bürgerlicher und religiöser Freyheit, als der zwey grofsen Güter, wofür sie zuerst in den Streit gegangen, unverlierbar zu sichern. So ging sein ganzes Thun und Wesen auf List und Betrug hinaus. Er legte seine Plane lange im Voraus an, studirte Absicht und Stimmung aller Personen, von deren Einflufs er etwas zu hoffen oder zu fürchten hatte, und liefs kein Mittel unbenutzt, ihre Neigung zu gewinnen, sie zu blinden, unbewufsten Werkzeugen seiner Politik zu bilden. Darum geschah es oft, dafs er in ihrem Beyseyn Fragen aufstellte, oder Winke fallen liefs; sie bald durch Annahme einer ernsten, würdevollen Miene in der Ferne hielt, bald durch Herablassung, ja wohl niedrige Scherze, vertraulich machte; ihre Eitelkeit oder ihren Geldgeiz ins Spiel zog; dann wieder unter Thränen (denn die standen ihm immer zu Gebot) die Mifsgeschicke der Nation gegen sie beklagte; zuletzt aber, wenn er sie nach seinen Absichten gestimmt sah, statt dem Rath, worauf er selbst sie hingeführt hatte, zu folgen, Widerstreben heuchelte, Einwendungen vorbrachte und Gewissenszweifel entgegensetzte. Zuletzt gab er wohl nach; aber nicht früher, als bis er sich durch sein Weigern das Lob der Mäfsigung und das Recht erworben hatte, seine Einwilligung mehr ihren ungestümen Zureden, als seiner eignen Ehrsucht zuzuschreiben.... Einige Schriftsteller haben die Ansicht verfochten, *Cromwell* sey in Sachen der Religion nicht weniger, als in der Politik ein Heuchler gewesen, und so oft er sich herabgelassen, den Heiligen zu spielen, habe er nur aus eigennützigen Absichten einen Charakter angenommen, den er sonst verachtet hätte. Aber dieser Annahme widerspricht sein ganzes Leben. Lange zuvor, ehe seine Aufmerksamkeit sich auf den Streit zwischen dem König und dem Parlement richtete, hatte religiöse Schwärmerey einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht; sie offenbarte sich unausgesetzt während seiner langen Laufbahn im Senat und im Felde; sie trat aufs Unverkennbarste in den Reden und Gebeten hervor, die er am letzten Abend seines Lebens hielt. Doch mufs erwähnt werden, dafs er seine Religion mit seinem Ehrgeiz in Einklang zu bringen verstand. Er glaubte, die Sache, wofür er sich erklärt hatte, sey die Sache Gottes; aber er glaubte eben so fest, Gott habe *ihn* zum glücklichen Verfechter dieser Sache erkohren. So war in seiner Idee Gottes Ehre von seinem eignen Wachsthum nicht zu unterscheiden; und die Schleichwege seiner Politik wurden in seinen Augen durch den letzten Zweck, wozu sie führen sollten, geadelt; denn ihm war es ja nur um Verbreitung der Gottseligkeit, um die Begründung des Reiches Christi unter den Menschen zu thun." —

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin, b. Schlesinger: *Lebensbilder* von *Balzac* (dem Verfasser des letzten Chouan, oder die Bretagne im Jahre 1800). Aus dem Französischen übersetzt von Dr. *Schiff*. *Zwey* Theile. 1830 u. 31. 8. (Pr. 2 Rthlr. 8 Ggr.)

Hr. *Balzac* gehört ohne Frage zu den bemerkenswerthen Erscheinungen in der neuern französischen Literatur. Wahrheit, Rundung, Kraft und Feinheit sind die Vorzüge seines schönen Darstellungstalents, welches sich unter den vielen gleichartigen Erscheinungen seines Vaterlandes zwar nicht originell, doch vortheilhaft auszeichnet. Denn er besitzt die genannten Eigenschaften, welche mehr oder weniger allgemein die neufranzösische Prosa auszeichnen in einem Grade, der seine Schriften der Uebersetzung und Nachahmung würdig macht. Möchten wir Deutschen doch endlich bey der Gewandtheit unsrer Sprache die Schwerfälligkeit der Darstellung, die so viele unsrer Prosaiker unlesbar macht, wir Norddeutschen insbesondere aber die Vornehmthuerey ablegen, mit der wir auf die Grazie und Lebensfrische unserer Nachbaren herabsehen.

Die sechs kurzen Geschichtchen, welche uns in beiden Bänden erzählt werden, sind sämmtlich aus dem geselligen Leben der Pariser Welt entnommen. Diefs Leben was die verschiedensten Stände, Schicksale und Meinungen im gemeinsamen Verkehr verbindet, bietet einen Reichthum an interessanten Gegensätzen dar, welche der Vf. in seiner leichten treffenden Manier bald anmuthig verbunden, bald pikant auseinander gehalten hat. Natürlich sind Liebe und Ehe auch hier die Hebel des Familienlebens, ja der Vf. will sogar seinen Landsmänninnen sein Buch als Leitfaden auf diesem leicht zu verfehlenden Wege mitgeben. Unsern deutschen Leserinnen, deren Verhältnisse, vielleicht auch deren Bestimmung, verschieden sind, empfehlen wir es immerhin als eine anziehende Erscheinung, mehr vielleicht zum Vorlesen als zum Lesen geeignet; namentlich zeichnet sich das erste Bändchen aus. — Die Uebersetzung liest sich leicht; eine nähere Beurtheilung derselben war uns, ohne das Original zur Hand zu haben, nicht möglich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

GESCHICHTE.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters.* Ein historischer Versuch vom Prof. *J. Ph. Fallmerayer* (zu Landshut.) *Erster* Theil: Untergang der peloponnesischen Hellenen und Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slavische Volksstämme. 1830. XVI u. 432 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Verzeihlich wohl, aber nicht historisch begründet ist es, wenn wir, Zöglinge der alten, genialen Griechen, genährt und gestärkt durch das Mark ihrer Literatur, erhoben durch die Pracht ihrer uns gebliebenen Kunstdenkmale zum reinem Schönheitssinne, begeistert für alles Edle und Grofse durch ihre Schriften, wähnen, dafs in den heutigen Griechen jener hohe Geist und Sinn walte und endlich vom Drucke befreyet sich zu neuem Leben und Wirken wieder aufschwinge; dafs das durch den furchtbarsten Despotismus entmuthigte Volk wieder aus dem Staube erstehe, und durch das allmälige Aufblühen der vaterländischen Literatur und Kunst seinen Ahnen gleichen werde. — Einen langen Zeitraum mit seinen grofsen auf die Entvölkerung des alten Stammes, und die Wiederbevölkerung des Landes von fernen, und den alten an Geist und Herz fremden, ja ganz demselben widerstrebenden Menschenstämmen einwirkenden Ereignissen übersehen wir, wenn jene Hoffnung wir hegen und sie bald erfüllt zu sehen meinen. Eine Würdigung der heutigen Griechen kann aber ohne Beachtung des grofsen, sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart drängenden Zeitraumes, ohne genaue Erforschung der aus- und eingewanderten Völker, und deren auf die Bildung der Bewohner des Landes geäufserten Einflusses nimmer geschehen. Dankbar mufs deshalb jeder Versuch aufgenommen werden, das bisher über den altgriechischen Boden schwebende Dunkel im Mittelalter zu erhellen, und die Ereignisse vom Siege der römischen Legionen über *Achaia* bis zur gänzlichen Unterjochung Griechenlands von den *osmanischen Türken* aus den nur sparsam fliefsenden Quellen zusammenzustellen; um so dankbarer, je weniger bisher die Geschichtsforschung sich dieser Zeit zuwendete.

Hr. Prof. *Fallmerayer*, dessen Studium vorzüglich das Mittelalter ins Auge gefafst und uns schon herrliche Früchte geschenkt hat, giebt uns hier einen Versuch, oft Vermuthungen auf armselige und zerstückelte Nachrichten gestützt, eine Geschichte des alten Morea (Peloponnesos) im Mittelalter zusammenzustellen, eine Lücke auszufüllen, welche man zwar längst bemerkte, aber nicht weiter beachtete. Er bescheidet sich, nur das grobe Gezimmer zum neuen Gebäude aufgestellt zu haben, und so zu einer ganz neuen Behandlung der Geschichte, nicht nur des eigentlichen Griechenlands, sondern auch des ganzen, grofsen illyrischen Continents den ersten Antrieb zu geben.

Nicht ohne grofse Erwartungen nahm Rec. den vorliegenden ersten Band eines der gehaltreichsten historischen Werke des verflossenen Jahres in die Hand und freuet sich, gestehen zu müssen, dafs sie übertroffen wurden. An der Hand dieses Führers durchwanderte er die dunkeln Gänge der Geschichte des *Peloponnesos* von den ältesten Zeiten bis ins 13te Jahrh. Was ihm in derselben Ausgezeichnetes entgegenkam, wird er, theils um dem Werke die verdiente Theilnahme vorzubereiten, theils um seine Bemerkungen beyzufügen, kurz, wie es der Raum in diesen Blättern gebietet, berühren.

Was bis zur Vernichtung des achäischen Bundes (146 v. Chr.) im Peloponnes geschehen, findet man im ersten Abschnitt vollständig beysammen, und bekundet den Vf. als vertrauten Freund der hieher gehörigen geschichtlichen Quellen. Hier kam es darauf an, was die Römer schon gesichtet, wissenschaftlich geordnet und beschrieben haben, mit historischen Blick auf den Peloponnes zu überschauen und das Zusammengehörige zusammenzudrängen. Wie in allen Wendungen der Bewohner, in allen Verbindungen, die sie anknüpften, in allen Kriegen, die sie mit Nachbarn oder Fremden führten oder in die sie verwickelt wurden, sie oft irre geleitet, von Neid und Herrschsucht geblendet, und auf diese Weise den Grund zu ihrem Untergange selbst legten, ist hier beredt und bündig vorgetragen und mit Reflexionen durchwebt, welche den alterthümlichen Politiker verrathen. — Der zweyte Abschnitt giebt die Fortsetzung der Geschichte von 146 v. Chr. bis 400 n. Chr. und erzählt, wie der Peloponnes unter Roms Herrschaft verödet, durch nordische Völker verwüstet und endlich zum Christenthum bekehrt worden. Die Geschichte dieser Halbinsel bestätigt die obenangestellte Behauptung, dafs politische Freyheit zum Flor einer Nation weit vortheilhafter wirke, wenn sie manchmal durch heftige Stürme erschüttert wird, als Ruhe. Ein hundert und funfzig Jahr nach Auflösung des achäi-

schen Bundes, wie viel bewirkten sie! In unglaublicher Schnelligkeit war das altberühmte Eiland zur unbedeutenden Provinz herabgedrückt. Verödet war das Land, verfallen seine Städte, die Einwohner arm und unwissend; der alte hellenische Geist nach *Rhodus*, *Byzanz* und *Alexandrien* geflüchtet. Die Feyer der olympischen Spiele war dem unglücklichen Lande geblieben, die sie an ihre ehemalige Herrlichkeit erinnerten und sie im Geiste über die Brutalität ihrer Herrscher (die Römer) erhoben. Hier bemerkt der Vf. (S. 88.) dafs es eine Hauptabsicht dieser Schrift sey, gegen die irrigen Ansichten unserer Zeit, welche die Moräiten des 19ten Jahrh. zwar für ausgeartete, doch aber für gerade und unvermischte Descendenten eines *Agesilaos*, *Aristodemos*, *Aratos* und *Philopoemen* zu halten, die allmälige Vertilgung der alten Bewohner des *Peloponnesos* zu beweisen, und dafs man noch zu *Pausanias* Zeit alle Schattirungen der peloponnesischen Urstämme in Sprache und Lebensweise gefunden, vornehmlich in den Städten verschiedene Dialekte gesprochen, wie vor Alters, folglich sich die Masse der Einwohner wohl vermindert, aber noch nicht durch Zusatz fremder Bestandtheile getrübt und verwandelt worden sey. Ausgemacht wahr ist, dafs Religion, Freyheit, Bauart, Kleiderpracht und Kriegssitte sich in der Zeiten Laufe wandeln, Sprach-Nuancen aber so lange dieselben bleiben, als die nämlichen Sprachorgane im Lande geboren und fortgepflanzt werden. Man sprach dorisch, und, verschwand die dorische Mundart ja, so ist der unumstöfsliche Beweis vor Augen, dafs eine grofse Revolution, eine allgemeine Umkehrung der Dinge über jene Himmelsstriche gewandelt und das Urvolk vernichtet habe. Die ersten Spuren einer Vermischung des alten Sprachdialekts mufste man wohl in den von Fremden besuchten Städten, vornehmlich in Dyme, einer der alten 12 Republiken Achaias, wohin *Pompejus* cilicisch-isaurische Seeräuber in die verlassenen Häuser als Anbauer verpflanzte, in Corinth, das *Cäsar* aus der Asche wieder erhob und mit lateinisch redenden Colonisten aus Alt-Rom besetzte, in Patras und seinem Gebiete, das *Augustus Octavianus* nach der Schlacht bey Actium seinem siegreichen Heere überliefs, wovon ein grofser Theil daselbst blieb, bemerken. Die alten Namen der Städte, Berge, Flüsse u. s. w. blieben, die neuen Anbauer wurden nach kurzer Zeit in Griechen umgewandelt. Die alten Stämme mufsten weichen, je weniger sie sich mit den Ankömmlingen zu vermischen geneigt waren. Nur in Messenien, Elis, Lakonien, Argolis und Arkadien blieb die Bevölkerung unvermischt bis zu den Wanderungen der Scythen über den Isthmus, die nach 200 Jahren Alles von Grunde aus umkehrten. Pest und Seuchen rafften eine Menge Menschen hin und gleich diesen die Grausamkeit der römischen Herrscher. Darf man sich wundern, wenn die Bewohner in Barbarey sanken und für alles Grofse und Edle, ja selbst für die Erhaltung des letzten Nationaleigenthums, die Sprache, keinen Sinn mehr hatten! *Scythen* drangen ein, und überschwemmten, gleich Räubern, Boeotien, Akarnanien und ganz Hellas, beraubten Delphi, bis nach 20 Jahren *Claudius* durch eine Schlacht im heutigen Bulgarien den griechischen Boden von ihrer Gegenwart auf lange Zeit befreyete. Und doch war, aufser Bewohner und Reichthümer, dem Peloponnes seine Sprache geblieben, seine Verfassung, seine Spiele (300 n. Chr.). Der achäische Bund versammelte sich noch am Ende des 2ten Jahrh. zu Aegium, wie jeder Stamm in seiner Bundesstadt jährlich einmal. — Zu Corinth und Patras wohnten Fremdlinge aus dem Morgenlande, Juden, in besondern Quartieren. Zu ihnen kam unter Claudius, 41—54 n. Chr., Paulus, lehrte und bekehrte Mehrere, auch den Synagogenvorsteher. Das war die erste Saat des Evangeliums im Peloponnes. Nimmer hätte die Sanftmuth und Liebe des Evangeliums so viele Anhänger gewonnen, wenn nicht das Schwert neubekehrter Barbaren und einiger fanatischer Kaiser ihnen zu Hülfe gekommen wäre. Der Kampf des Heiden und Christenthums war oft heftig, und grausam die Mafsregeln mancher Kaiser gegen die Christen. Schonung brachte ihnen das unter *Constantin* und *Licinius* 312 gegebene Edict von *Mediolanum*. — *Olympia*, *Amyklae* und *Elis* blieben Hauptsitze des Hellenismus, und *Constantin's* Humanität gestattete demselben neben dem Christenthum noch Freyheit genug. — Mit Julian, 361 n. Chr., triumphirte Zeus über den Christengott in Achaia auf immer. Heiden waren die Mehrzahl, und in Athen und an andern Orten noch kein Christ. Die spätern römischen Herrscher, vorzüglich *Theodosius*, verfolgten die Heiden und verboten ihren Gottesdienst bey Todesstrafe. Und dennoch verehrten sie ihre Götter. Im Jahr 369 scheint das Heidenthum dem Schwerte der Scythen ganz gewichen zu seyn. Am Ende der Regierung des Kaisers *Valens* brachen die Hunnen (376 n. Chr.) über die Donau ins heutige Bulgarien. *Valens* zog gegen sie und wurde bey Adrianopel geschlagen. Gothen und andere wilde Völker fielen ein, Christen schlossen sich ihnen an und vernichteten das Heidenthum. Doch war der hellenische Volksstamm noch nicht ganz vertilgt, nur, wie der Vf. S. 140 sagt, seine Wurzeln abgefault, seine Krone abgestorben, seine Zeugungskraft erstickt. Traurig waren die Umstände des Staats und seiner Bewohner, und ein trübsinniger Geist bemächtigte sich der Christen, wie der noch übrigen Heiden, in den niedrigen Ständen. Noch traurigeren Zeiten sah Griechenland entgegen. Ihm konnten nicht immer die streitbaren Völker: Gallier, Hispaner u. a. die eindringenden Hunnen, Bulgaren und Slaven abwehren. Die noch übrig gebliebenen Griechen wurden vertrieben, vernichtet und ein neues Leben begann in dem Zeitraume von 467 bis 783 n. Chr., dem der 3te Abschnitt gewidmet ist. Das grofse Weltreich spaltete sich in 2 feindliche Hälften, das Morgen- und Abendland. Unter dem furchtbaren Zuströmen der

der rauhen fremden Krieger gingen sie unter mit ihren Völkern. Die Gothen und Hunnen wütheten und die Colonieen der ersteren gewannen dem Christenthume festen Stand. Attila war nicht mehr und in dem verödeten Lande von der Save bis an Thracien siedelten sich die Reste der alten wiederkehrenden Stämme, in Bulgarien Hunnen und Alanen an. *Theodorich* aber begann neue Verwüstungen und überwältigte jene Ansiedler. Die Gothen erhielten in Thracien Aecker und Dörfer. Innerhalb der Thermopylen pflügte kein griechisch redender Mann mehr. An den Mündungen der Donau erschienen die Bulgaren und drangen bis vor die Thore des byzantinischen Reiches, verwüsteten Alles, und *Anastasius* entschied lieber über theologische Streitigkeiten, als zum Wohl seiner Völker. Die Unholde drangen 517 bis nach Epirus und zu den Thermopylen, mordeten Unzählige nnd trieben 120000 Gefangene über die Donau. *Justinianus I.* gab 70000 Transistrianern Wohnsitze und Bürgerrecht in Constantinopel. Unter ihm brachen die eigentlichen Slaven (Antes) ein, die er einmal über den Strom zurücktrieb, aber sie nach dem Tode seines Feldherrn, *Chilbudius*, ungehindert schalten liefs. Sie kamen auch in den Peloponnes und zündeten den armen Griechen die Häuser über dem Kopfe an und verbrannten sie. Hunnen und Gepiden verübten in andern Gegenden Gräuel über Gräuel und verheerten das Land zwischen den Thermopylen und dem Golf von Corinth. Nur die Festungen im Innern des Reichs blieben unangetastet. Das byzantinische Reich war verödet, das Scythenreich dehnte sich bis an die Thore von Hellas aus. Von 531 bis 611 wüthete die Pest im Morgen- und Abendlande, Italien, und in Constantinopel raffte sie täglich bey 10000 hin, dafs es einem offenen Grabmal glich. 551 erschütterte ein Erdbeben den Meerbusen von Corinth, und warf alle Städte und Flecken um. Unermefsliche Summen trieb der Kaiser ein, und Griechenland verlor, was es noch hatte, durch kaiserliche Erpressung. Zuletzt überzog *Zaber-Chan* mit einem hunnobulgarischen Haufen das Innere von Hellas, fand Alles offen und verödet. Dazu kamen noch die Avaren 572. *Tiberius* kämpfte gegen sie, schlofs Frieden; er ward gebrochen, und neue Verwüstungen kamen über Griechenland. Das Ziel ihres Anführers war, die slavisch redenden Völker auszurotten. Dieser Despotismus und diese Schwäche, welche den Barbaren nicht widerstehen konnte, vertilgte den Geist der Hellenen und ihre Sprache und im 6sten Jahrh. war kein Hellene mehr Bürger in Constantinopel. Wie in kurzer Zeit darauf die Namen der Flüsse, Städte u. s. w. sich gewandelt und der Hellenismus untergegangen, lese man S. 191 ff. und die Einwürfe dagegen beantwortet. Von den später einbrechenden Völkern schweigen wir. Aus dem Peloponnes flüchtete man auf die nahen Inseln mit dem beweglichen Gute. Die Niederlage Constantinopels und die Pest 746 brach die Macht der Cycladen und der peloponnesischen Küste und das Hellenenthum sah auch hier seinem Tode entgegen. Alles wurde slavinisirt. Der Länderstrich von den Grenzen Arkadiens bis an das Cap Taenaros hiefs τα Σλαβικά. — Noch einmal hebt *Irene*, eine Athenäerin, auf dem kaiserlichen Throne, den Muth der Byzantiner und eröffnet 783 einen Eroberungszug gegen Süd-Slavina (Alt-Griechenland) unter *Staurakius*, der im folgenden Jahre einen glänzenden Einzug mit dem gefangenen Slavenfürsten aus Morea in Constantinopel hielt. Doch war dieser Zug ohne wichtige Folgen. Von gröfserer Bedeutung waren die Anstrengungen der Byzantiner gegen die Slaven, welche sie zum Christenthume bekehrten. — Des Vfs Ziel, die Veränderung in der Sprache bemerklich zu machen, giebt von S. 238 ff. an die einleuchtendsten Beweise, und wir bemerken nur, dafs zu Prasto und Monembasia auf der Ostküste Lakoniens das Griechische noch am reinsten gesprochen worden, weil hier die Hellenen weder ausgerottet noch ersetzt worden sind. — Erst jetzt finden wir, was wir früher erwartet, eine Erklärung über den Namen Morea. Der Vf. nennt den seit 1000 Jahren von der Halbinsel gebrauchten und vom Maulbeerbaum ἡ μορέα entlehnten Namen abgeschmackt, weil die Orthographie der Moraiten kein Zeugnifs abgebe, eine der bedeutendsten Provinzen nach einem Maulbeerbaume zu benennen nicht gewöhnlich, überhaupt vom 6sten bis 16ten Jahrh. kein Beyspiel einer Namenableitung aus dem Griechischen vorkomme. Die Canzleysprache von Byzanz bedient sich bis zur Eroberung Constantinopels des Namens *Peloponnesos*. In der Chronik von Morea aus dem 14ten Jahrh. schreibt man *Μορεάς, Μοραίας*, auch *Μωραίως*. Aus dem Slavischen *More*, Meer, See soll Morea Küstenland, Seeland bedeuten. Mehre andere hier ausgeführte Slavische Ableitungen sollen beweisen, dafs die Slaven der Hellenen Wohnsitze eingenommen, und wir wollen weiter nicht rechten, da der Vf. selbst die etwaigen Einwürfe z. B. Lacedaemon (S. 256.) berührt. — In Argos, der Hafenfeste von Corinth und der Ebene hinter den Argivischen Meere lebten die alten Stämme der Hellenen von den Scythen unerreicht, gingen aber beym ersten Einfalle der Türken unter *Baiesid-Sultan* unter und im Gebiete von Argolis und Corinth wurden alle Ueberreste von Avaren und Slaven vernichtet. Für den Geographen des Alterthums sind die Untersuchungen des Vfs über mehre lakonische Namen von hohem Interesse und Misithra und andere empfangen in ihnen das gewünschte Licht. Von der innern Gestaltung der Halbinsel finden sich bey den Alten fast gar keine Nachrichten und darum konnte auch hier die Darstellung nur kurz seyn. Durch die Franken ging das byzantinische Kaiserthum unter, und während es noch bestand in seiner Verwirrung, seiner Abgeschlossenheit, geschützt von Miethlingen, versuchte *Leo Sguros*, Archont von Nauplion, Imperator von Hellas und Kaiser über den Orient zu werden,

den, besetzte Argos, plünderte Corinth, segelte nach dem Piraeus, unterhandelte erst mit dem Erzbischof Michael, belagerte nach abgebrochenen Unterhandlungen Athen und ward zurückgeschlagen. Er drang darauf gegen Nordgriechenland vor, um dem Markgraf *Bonifacius* zu begegnen. Dieser aber schlug ihn und er mufste sich nach Corinth flüchten und seine Krieger in die Heimath. Die griechischen Städte standen ihm alle offen, er aber kehrte, fürchtend für sein Erbe, in sein Erbkönigreich Macedonien zurück. Noch viele andere Fürsten des Abendlandes: Graf *von Flandern*, *Wilhelm von Champlitte* versuchten 1205 in Morea zu landen, griffen Patras an, fanden hier offene Thore, dort Widerstand und schlossen endlich eine Capitulation, nach welcher die eingewanderten Capitäne ihren Antheil erhielten und *Wilhelm von Champlitte* ging nach Frankreich zurück. *Gottfried Ville-Harduin*, *Wilhelms* Stellvertreter, setzte die Eroberungen fort, strebte nach der Oberherrschaft, errang sie und starb zu Andravida. Sein Sohn *Gottfried Ville-Harduin II.* wurde, vermählt mit *Peters von Courtenay*, Kaisers von Constantinopel, Tochter, unter byzantinischer Oberhoheit zum Fürst erhoben, kriegte gegen die noch unbezwungenen Seeplätze, bemächtigte sich aller geistlichen Güter der lateinischen Geistlichkeit und starb kinderlos. *Wilhelm Ville-Harduin I.*, sein Nachfolger, geborner Morait, eroberte Nauplion und Monembasia, erbauete die Burgen von Misithra, Maina und Ghisterna, vertrieb die Griechen aus den Seefestungen und brachte das ganze Eiland unter seine Botmäfsigkeit. Gegen die Bulgaren und andere eindringende Völker ruhte nimmer der Kampf.

Was der Vf. versprochen, hat er gegeben, und die 2te Abtheilung, welche noch zu erwarten ist, wird den Beweis vollenden, dafs das Wort Grieche nicht mehr, wie ehemals, die zwischen dem Tempethal und den Strömungen des Eurotas angesiedelten Kinder Deucalions, sondern alle jene Völkerschaften bezeichne, welche im Gegensatze mit der Lehre Mahomets und der römischen Kirche, Gesetz und Glauben vom Patriarchalthrone von Byzanz empfangen haben. (Vorr. S. V.)

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: *Die Beichte.* Von *Johann Julius Janin*, Verfasser des todten Esels und der guillotinirten Frau. 1830. (Pr. 21 gGr.)

Es ist wohl zu erwarten, dafs der Gegensatz der klassischen und romantischen Schule in Frankreich so lange in seiner Schroffheit bestehen wird, als sich die letztere nicht zu einer *ihr* eigenthümlichen Classicität und Vollendung emporgearbeitet hat; zur Zeit aber möchte sie noch nicht im Stande seyn, ihrer ältlichen Nebenbuhlerin das Feld zu entreifsen.

Das vorliegende Buch ist ein getreuer Abdruck der Licht- und Schattenseiten der romantischen Schule auf ihrem jetzigen Standpunkte, denn einzelne ihrer Anhänger, und zwar die vorzüglicheren, wissen schon durch feinen Takt und ein zartes Schönheitsgefühl die Klippen der neuen Bahn zu vermeiden. Ein junger Mann, der in einem Anfall von Unmuth und Eifersucht seine Frau, die ihn nicht liebt, in der Brautnacht erwürgt hat, sucht in den Heilmitteln der katholischen Kirche Ruhe vor seinem Gewissen. Aber diese Universalmittel helfen nicht, keiner der geistlichen Aerzte versteht seinen Kranken zu behandeln. *Anatole* —, so heifst der Jüngling — besucht immer von Neuem die verschiedenartigsten Beichtväter und so wird uns, ähnlich wie in dem verschollenen *Sebaldus Nothanker*, eine ganze Gallerie katholischer Geistlichen vorgeführt. Endlich findet er eine furchtbarriesige Natur in einem Priester, der sein Inneres in der schrecklichen Beichtstunde gänzlich zermalmt. Nach einem halben Jahre im Irrenhause zugebracht, kehrt *Anatole* unter die Menschen zurück: „er ist ruhig, gesetzt, froh ohne Lächeln, glücklich ohne Entzücken, er betet, singt, schläft ohne Gewissensbisse und zeigt auf seinem runden Gesichte eine einfältige Unschuld die ihm herrlich steht — Er ist Priester"!

Dieses Bild mit harten Umrissen und groben Pinselstrichen ausgeführt, zeigt in seinen hellen Lichtern und düstern Schatten eine rohe Genialität, eine grofse Kraft der Gegensätze, viel Talent in einer mehr hingeworfenen und andeutenden, als ausgeführten und beschreibenden Darstellung, aber gänzlichen Mangel an Kritik, Auswahl und abgerundeter Vollendung. Das Buch verdient wenigstens nicht so scharf getadelt zu werden als es wohl schon in deutschen Zeitschriften geschehen ist, und kann uns Deutschen ein wenn auch fehlerhaftes Bild der skizzirten Darstellungsweise geben, in der uns die Franzosen für den Augenblick gar sehr überlegen sind. Manche Leser wird es vielleicht auch aus dem religiösen Standpunkte interessiren, da sich die falsche Heilung der Seelenleiden durch die Bufsmittel der katholischen Kirche mit schwarzer Ironie als Resultat herausstellt. — Die Uebersetzung ist nicht ohne Mängel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

GESCHICHTE.

Paris, b. Sautelet: *Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon,* sur le siècle de Louis XIV et la Régence, publiés pour la première fois sur le manuscrit original, entièrement écrit de la main de l'auteur, par M. le marquis *de Saint-Simon*, Pair de France etc. Paris 1829 et 1830. T. I. XX u. 487 S. T. II. 484 S. T. III. 462 S. T. IV. 460 S. T. V. 444 S. T. VI. 432 S. T. VII. 448 S. T. VIII. 441 S. T. IX. 420 S. T. X. 493 S. T. XI. 480 S. T. XII. 493 S. T. XIII. 434 S. T. XIV. 518 S. T. XV. 483 S. T. XVI. 471 S. T. XVII. 455 S. T. XVIII. 448 S. T. XIX. 490 S. T. XX. 486 S. T. XXI Tables des matières XX u. 379 S. 8. (Pr. jeden Bds 7 Fr.)

Die französiche Literatur hatte bereits seit dem J. 1784 Memoiren des Herzogs *von Saint-Simon* aufzuweisen. Allein sie bestanden nur in Bruchstücken und Auszügen des Original-Manuscripts, das, beym Ableben des Vfs, 1753, dessen Familie in den Archiven des Departements der auswärtigen Angelegenheiten hinterlegt hatte, und das sie zu jener Epoche der Oeffentlichkeit entziehen wollte, unstreitig weil sie besorgte, es möchten dadurch Gehässigkeiten hervorgerufen werden. Herausgeber jener fragmentarischen Memoiren war der Abbé *de Voisenon*, der, als die Familie bald nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI. die Auslieferung des Manuscripts verlangte, mit der Untersuchung desselben beauftragt ward. Im Laufe der Revolution und namentlich 1791 erschienen zu Strasburg (bey Soulavie) mehrere Supplement-Bände eben dieser Memoiren, und endlich 1818 eine neue Ausgabe derselben in 6 Octavbänden, die sich zwar vor den früheren durch eine methodischere Anordnung der Materien auszeichnet, nichts desto weniger aber nur ein Flickwerk ist, an dessen Zusammensetzung der Widerwille, welcher zu schaden, oder die Censur, welche die Wahrheit zu verschleyern beabsichtigte, grofsen Theil hatte. Endlich verfügte Ludwig XVIII, die Gerechtigkeit der erneuerten Reclamationen des Marquis *von Saint-Simon* anerkennend, die Verabfolgung des vollständigen Manuscripts an denselben, der solches im vorliegenden Werke dem Drucke zu übergeben sich um so mehr berufen fand, da, nach Ablauf eines Jahrhunderts, jene Bedenklichkeiten nicht mehr obwalten können, welche die frühere Publication verhinderten. — Weniger als Geschichte selbst, vielmehr als Geschichtsquelle verbreiten diese Memoiren ein ausnehmend helles Licht über die letzte Hälfte der Regierung Ludwig XIV und über die Regentschaft, wiewohl der Vf., nach seiner Einleitung zu schliefsen, deren Redaction allererst 1743 vollendet hatte. — In eben dieser Einleitung, die, wie aus ihrem Datum ersichtlich, nach der Hand geschrieben ward und die dem Alter des Herzogs angehört, giebt er selbst die Triebfedern an, die ihn bey Abfassung seiner Denkwürdigkeiten leiteten und die der Geschichtschreiber, bey Benutzung derselben, gewifs nicht aus der Acht lassen darf. „Der Stoïcism," heifst es hier unter andern, „ist eine edle und schöne *Chimäre*. Ich strebe daher nicht nach Unparteylichkeit, ich würde es vergebens thun. Man wird in diesen Memoiren finden, dafs Lob und Tadel hinsichtlich derjenigen, für die ich Vorliebe habe, aus der Fülle des Herzens fliefsen, dafs ich aber unter beiderley Beziehung kälter gegen diejenigen bin, die mir gleichgültiger sind.... Immerhin kann ich mir selbst das Zeugnifs geben, dafs ich gegen meine Neigungen auf meiner Hut war, um von Jedem nur mit der Wagschale in der Hand zu reden, gerecht zu seyn und stets die reinste Wahrheit vorwalten zu lassen. Auf diese Weise kann ich versichern, völlig unparteyisch gewesen zu seyn; und ich glaube, es giebt keine andere Art von Unparteylichkeit. — Was die Genauigkeit und Wahrheit von dem anbetrifft, was ich erzähle, so werden es die Memoiren selbst zeigen, dafs fast Alles aus meinen eigenen Erfahrungen geschöpft, das Uebrige aber von solchen Personen entlehnt ist, die an den Vorgängen, von denen ich rede, Theil nahmen. Ich nenne sie; und ihre Namen, so wie meine Verbindung mit ihnen, können nicht beargwohnt werden. Was ich aus minder sicherer Quelle weifs, das gebe ich an; und das, was ich nicht wufste, schäme ich mich nicht zu gestehn. Auf diese Weise sind die Memoiren von guter Quelle und aus erster Hand; ihre Wahrheit, ihre Glaubwürdigkeit können nicht in Zweifel gezogen werden; und ich glaube sagen zu dürfen, dafs es keine giebt, die je mannigfaltigere Gegenstände mit gröfserer Gründlichkeit und Genauigkeit enthüllten, und die eine belehrendere und merkwürdigere Zusammenstellung bilden." — Noch wirft sich, gleich im Anfange seiner Erzählung, die mit dem J. 1688 beginnt, der Herzog die Frage auf: „Ob es erlaubt sey, Geschichte zu schreiben und zu lesen, besonders die seiner Zeit?" Die ganze Reihe von Argumenten aber, mittelst deren er sich zuletzt selbst be-

beweist, dafs er mit gutem Gewissen seine Geschichtserzählungen seinen Erben hinterlassen darf, ist etwas höchst Seltsames bey einem Manne von so viel Verstand, der noch von dem Wahnglauben seiner Jugendjahre beherrscht wird. Man ersieht nämlich daraus, dafs sich *Saint-Simon* auf das Beyspiel des Heiligen-Geistes stützt, „des ältesten Verfassers von Geschichten," wie er ihn nennt, um seinen Memoiren ihr Daseyn zu bewahren. — Allein bedrängt von Gewissensbedenklichkeiten und von der Lust zu reden, ergreift der Herzog einen guten Ausweg, indem er seinen Erben anempfiehlt, mit der Herausgabe seines Werkes eine oder zwey Geschlechtsfolgen zu warten, um sich so gegen alle Unannehmlichkeiten sicher zu stellen. Dieser Wunsch ist denn auch, wie bereits oben gezeigt wurde, mehr als genügend in Erfüllung gegangen. — Man würde sehr irren, wollte man aus der vorhin angeführten Aeufserung *Saint-Simon's* einen nachtheiligen Schlufs auf den Geist ziehen, der in diesen Memoiren waltet und der ihres Vfs. Feder leitet. Nur derjenige, der es unternehmen möchte, eine neue Geschichte Ludwig XIV. und des Regenten zu schreiben, wird die Wichtigkeit dieser Quelle würdig schätzen können. Eine Vergleichung derselben mit andern gleichzeitigen Werken ähnlicher Gattung wird ihn bald überzeugen, dafs der Herzog viel genauer, als der grofse Haufe der Hofleute, von den Geheimnissen der Politik unterrichtet war, dafs er im Allgemeinen und fast in allen Fällen, wo nicht persönliche Vorliebe oder Abneigung ihn befing, selbst militärische Operationen richtig zu beurtheilen verstand, dafs er mit vieler Feinheit und grofsem Scharfsinn die Charactere zu entwickeln vermochte, und dafs er endlich — und hierin besteht unsers Bedünkens sein Hauptverdienst — die Sitten seiner Zeit mit eben so wahren als lebendigen Farben zu schildern wufste. Für seine Person bewährt er sich überall als ein Mann von probefester Redlichkeit und, bey aller Religiosität, die in seinen Schriften athmet, entlarvt er die Heuchler und zeigt in ihrer ganzen Blöfse die erkünstelte Frömmigkeit, hinter der sich, zu jener Epoche, am französischen Hofe die gröbste Zügellosigkeit zu verstecken suchte. Durch seine Geburt der höhern Aristokratie seines Landes angehörend, ist er keineswegs frey von den Vorurtheilen seines Standes; er legt selbst einen Werth darauf, der uns heutiges Tages nur lächerlich erscheint. Füllt doch sogar einen bedeutenden Theil des ersten Bandes die Erörterung der Rangstreitigkeiten, die er mit dem Herzoge von Luxemburg hatte, und wobey er eben so viel kleinliche Eitelkeit, als Festigkeit des Charakters zu Tage legt. Dessen ungeachtet ist er kein Hofmann von gewöhnlichem Schlage. Bey mehreren Vorkommnissen beweist er vielmehr eine Unabhängigkeit und Unbeugsamkeit, die in seinen Verhältnissen nur Achtung gebieten, da sie ihn vermochten, ohne Scheu den erklärtesten Günstlingen Ludwig XIV. entgegen zu treten, dem Könige selbst sich mifsfällig zu machen und freywillig auf Auszeichnungen zu verzichten, worin die meisten seiner Standesgenossen damals ihren höchsten Ruhm und ihre Ehre setzten. — Die Geschichte, je mehr sie sich uns nähert, wird zu umfangreich, um mit einem Blicke überschaut zu werden. Zu der grofsen Entwickelung der neuern Civilisation gelangt, wollen wir die voraälterliche Geschichte der einzelnen Interessen, die uns gegenwärtig beherrschen, immer genauer kennen lernen. So fing der Krieg, die Erste aller Kraftäufserungen, so wie die Erste derjenigen Handlungen, für welche die Menschen sich mit einander verbinden, und der fast ganz allein die Geschichte der barbarischen Völker bildet, so wie er noch jetzt mehr als die Hälfte der Geschichte der civilisirten Völker ausfüllt, unter Ludwig XIV. an, eine Wissenschaft zu werden. Schon verdient derselbe eine abgesonderte Behandlung und die, welche den Fortschritten der ihn betreffenden Wissenschaft nachgehen wollen, dürfen die Kritik nicht übersehen, welche in diesen Memoiren über die Fehler der gröfsten Generale jener Epoche von einem Manne verhängt wird, der unter ihnen die Kriegskunst erlernt und praktisch geübt hatte. Die Gerechtigkeitspflege nimmt unter den grofsen Interessen der menschlichen Gesellschaften die zweyte Stelle ein, und über deren Geschichte in Frankreich wird durch diese Memoiren ein um so helleres Licht verbreitet, da *Saint-Simon* in eben so häufige als lebhafte Händel mit dem Parlamente verwickelt war. Die Religion, erster Gedanke der Individuen, sollte freylich keinen so hohen Rang unter den Angelegenheiten der gesellschaftlichen Körper einnehmen, denen es nicht zusteht, sich Gewalt über die Gewissen anzumafsen. Allein unter Ludwig XIV. war man nicht dieser Meinung, und die Geschichte der gallicanischen Kirche bedarf der Beleuchtung durch *Saint-Simon's* Memoiren. Eben so verhält es sich mit der Geschichte der Finanzen, der öffentlichen Sitten, der Literatur und der Sprache. Ueber alle diese besondern Gegenstände der historischen Forschung findet man in vorliegenden Memoiren höchst schätzbare Auskünfte und neue Ansichten eröffnet. — Es konnten immerhin die Zeitgenossen Ludwig XIV. in einem grofsen Jahrhundert zu leben wähnen, da sie solches nur mit den Zeiten zu vergleichen vermochten, die demselben vorangingen, und sie, nach der Ligue, nach Richelieu, Zeugen jener grofsen und edeln Fortschritte waren, welche Frankreich unter dem Gesichtspunkte der Civilisation, der Wissenschaften, des Geschmacks, der Verstandesbildung im Allgemeinen und der gesellschaftlichen Ordnung machte. Allein wie klein und erbärmlich erscheint jenes angeblich grofse Jahrhundert, vergleicht man es mit den Fortschritten, die seitdem das Menschengeschlecht machte! wie verächtlich die, welche darin ein Muster des gesellschaftlichen Lebens suchen und wie strafbar endlich jene Andern, die sich noch kürzlich bestrebten, die französiche Nation, wider ihren Willen, bis dorthin

hin zurück zu stoſsen! — Werfen wir nun die Fragen auf: welches sind die Zwecke, welche die Menschen durch die Staatsgesellschaft zu erreichen beabsichtigten? welche Bürgschaften suchten sie? nach welchen Vervollkommnungen strebten sie? Ist es Sicherheit ihrer Personen, ihres Eigenthums, ihrer Ehre und ihrer moralischen Entwickelung? Forderten sie von ihren Regierungen die Gewährleistung ihrer nationalen Unabhängigkeit durch militärische Klugheit, durch einen weisen Staatshaushalt, durch Mäſsigung und durch ein redliches Verhalten gegen das Ausland? Unter allen diesen Beziehungen und unter vielen andern noch bieten uns die Memoiren *Saint-Simon's* das die Lobredner jenes Jahrhunderts beschämende Gemälde einer Gesellschaft dar, welche die Laster der Barbarey mit denen der Civilisation vereinigte, welche durch die Insolenz des Despotismus und die niedrige Denkungsart der Höflinge verdorben ward, welche durch ehrsüchtige und zugleich servile Priester auf falsche Religionswege geleitet wurde, welche Vorurtheile an die Stelle der Ehre setzte und endlich Gunst höher als Tugend achtete. — Wir hätten in unserm Berichte gern unter einem jeden dieser Gesichtspunkte die Charakterzüge, Anekdoten und Sittenschilderungen geordnet, die uns bey der Lectüre vorliegender Memoiren am meisten in die Augen fielen. So würden wir gefragt haben, welche Sicherheit sich wohl Privatpersonen versprechen durften, wenn selbst königliche Personen gegen Vergiftungen nicht geschützt waren; und wir würden deſshalb auf die Geschichte von Madame, erster Gemahlin von Monsieur, dem Bruder Ludwigs XIV, hin verweisen, die am 30sten Jun. 1670 von d'Effiot, im Einverständnisse mit dem Chevalier de Lorraine, vergiftet ward, ohne daſs der König es wagte, Jemand zu bestrafen, weil er befürchten muſste, seinen Bruder als Mitschuldigen zu finden? Wir würden ferner fragen, welche Bürgschaft der Richterstand der Ehre oder dem Vermögen der Bürger gewähren konnte, wenn man an der Spitze des Parlaments Richter stehen sahe, wie der Erste Präsident de Harlay oder der Erste Präsident de Noviou, von denen, wie *Saint-Simon* nachweist, der Eine stets bereit war, die Gerechtigkeit der Hofgunst aufzuopfern, der Andere sich durch Geld und gemeine Maitressen zu Allem bewegen lieſs. Wir würden endlich noch fragen, welche Gewährschaften man für die durch grenzenlosen Ehrgeiz, ungerechte Kriege und treulose Verträge so häufig auf das Spiel gesetzte National-Unabhängigkeit erwarten durfte, wenn die obersten Befehlshaberstellen über die Kriegsheere durch eine Maintenon oder einen Chamillard vertheilt wurden, denen der König gerade deſshalb die Leitung zweyer Ministerien übertrug, weil er seine Unfähigkeit kannte. „Das Seltsame bey der Sache ist, sagt *Saint-Simon* in Beziehung auf den eben genannten Mann, daſs die zärtliche Liebe des Königs für ihn ihren eigentlichen Grund in jener Untüchtigkeit selbst hatte. Er (Chamillard) gestand solche dem Könige bey jedem Schritt; und der König fand Gefallen daran, ihn zu leiten und zurecht zu weisen, so daſs er sich, glückte es ihnen, sich darüber freuete, als beträfe es ihn selbst und daſs er jeden Nicht-Erfolg ihm zu gute hielt." Allein die Angabe aller dieser Einzelheiten würde uns zu weit führen; wir begnügen uns daher mit einigen wenigen Schilderungen, welche die Sitten jener Epoche ganz besonders charakterisiren und die sich in den seither unter *Saint-Simon's* Namen publicirten Sammlungen nicht vorfinden. Wir beginnen mit Individuen aus der Königlichen Familie und, namentlich mit *Monsieur*, dem Vater des Herzogs von Orleans und unseres Vfs persönlichem Freunde.... „Noch ein andrer Kummer," so fängt die Schilderung an, „quälte den Prinzen. Er hatte seit einiger Zeit einen Beichtvater, der, wiewohl Jesuit, ihn doch so kurz als möglich hielt. Es war dieſs der Pater du Trevoux, ein Edelmann von gutem Hause aus der Bretagne. Er untersagte ihm nicht nur allerley seltsame Vergnügungen, sondern auch, zur Abbüſsung seines frühern Lebens, solche, die er an sich für erlaubt hielt. Er stellte ihm oft vor, daſs er sich nicht um seinetwillen die ewige Verdammniſs zuziehen wollte und daſs es ihm, schien ihm sein Betragen zu hart, keineswegs verdrieſsen könnte, würde er einen andern Beichtvater wählen. Er fügte noch hinzu, daſs er wohl auf seiner Hut seyn möchte, daſs er alt, von Ausschweifungen entkräftet, fett und kurzhalsig sey, daher, nach aller Wahrscheinlichkeit, an einem Schlagflusse und zwar bald sterben würde. Es waren dieſs entsetzliche Worte für einen Fürsten, der die Wollüste so sehr liebte und mehr an dem Leben hing, wie nur je Einer, der seine Tage stets in dem weichlichsten Müſsiggange zugebracht, und der von Natur zu jeder Anstrengung, jeder ernsten Lectüre, so wie zu jedweder Art von Selbstbetrachtung gänzlich unfähig war. Er fürchtete sich vor dem Teufel und erinnerte sich, daſs sein voriger Beichtvater in diesem Amte nicht hatte sterben wollen, daſs er ihm aber vor seinem Tode die nämlichen Reden gehalten hatte. Der Eindruck, den dieselben auf ihn machten, zwangen ihn, ein wenig in sich zu gehen und auf eine Art zu leben, die, hinsichtlich seiner, für zurückhaltend gelten konnte. Er betete oft und viel, gehorchte seinem Beichtvater, gab ihm Rechenschaft über das ihm von demselben vorgeschriebene Verhalten, über sein Spiel, seine übrigen Ausgaben und viele andere Dinge noch; er ertrug mit Geduld dessen Ermahnungen und dachte viel darüber nach. Er ward alsdann traurig, niedergeschlagen, sprach weniger, als sonst, d. h. immer noch so viel als drey oder vier Weiber, so daſs Jedermann bald diese groſse Veränderung gewahrte. Uebrigens besaſs Monsieur, der mit vieler Tapferkeit die Schlacht von Casal gewonnen hatte und überhaupt bey allen Belagerungen, denen er beygewohnt, viel natürlichen Muth bewiesen, nur die schlimmen Eigenschaften der Frauen, hatte mehr Welt als Geist und durch-

durchaus keine Belesenheit und, bey einer genauen und richtigen Kenntnifs der Häuser, Geburten und Familienverbindungen, war er zu nichts tüchtig. Niemand war so weichlich von Körper und Geist, schwächer, ängstlicher, mehr betrogen, beherrscht und verachtet von seinen Günstlingen und sehr oft noch schlechter von ihnen gegängelt. Ein Klätscher und nicht im Stande, ein Geheimnifs zu bewahren, argwöhnisch und mifstrauisch, veranlafste er Zänkereyen an seinem Hofe, um die Leute zusammenzuhetzen, um etwas zu erfahren, oft auch nur, um sich zu belustigen... Mit so vielen Fehlern ermangelte er jeder Tugend und besafs einen abscheulichen Geschmack, der durch die Geschenke, die er denjenigen machte, auf die seine Laune verfiel, ein öffentliches Aergernifs geworden war und der weder hinsichtlich der Zahl, noch der Zeit Grenzen kannte. Die, welche ihm Alles verdankten, behandelten ihn häufig mit vieler Insolenz und machten ihm auch oft viel zu schaffen, um den Zänkereyen abscheulicher Eifersucht Einhalt zu thun. Da nun alle diese Leute ihre Anhänger hatten, so ging es an diesem kleinen Hofe sehr stürmisch zu, ohne von den Zänkereyen jenes Haufens entschlossener Frauen vom Hofe Monsieurs zu reden, die fast alle mehr als bösartig waren, und worüber sich Monsieur belustigte, der sich auf alle diese Erbärmlichkeiten einliefs." — Gehen wir jetzt zu den grofsen Herren jener Epoche über: der Prinz und die Prinzessin d'Harcourt werden zur Charakteristik einer ganzen Klasse im Allgemeinen hinreichen. „Der Prinz d'Harcourt," — sagt *Saint-Simon* — „war ein grofser, wohlgewachsener Mann, den mit einer adligen Miene und Verstand ganz so aussah wie ein Land-Comödiant. Ein grofser Lügner und Libertin, moralisch und physisch, in Allem ein grofser Verschwender, unverschämter Gauner, lebte er in schmutziger Gemeinheit, die ihn sein ganzes Leben hindurch darnieder hielt. Nachdem er, nach seiner Rückkunft, lange Zeit herumgegaukelt hatte und da er nicht mit seiner Frau leben konnte, worin er eben so Unrecht nicht hatte, auch sich weder in den Hof noch in Paris zu schicken wufste, liefs er sich zu Lyon nieder. Hier überliefs er sich dem Trunk, Maitressen, die er an den Strafsenecken aufraffte, einer seiner Lebensweise zusagenden Gesellschaft, hielt eine Koppel Jagdhunde und spielte, um seinen Aufwand zu bestreiten, und auf Kosten von Betrogenen, Einfältigen und den Söhnen grofser Kaufleute zu leben, die er in seineNetze zog.... So brachte er dort eine lange Reihe von Jahren zu, ohne darauf zu verfallen, dafs es in der Welt noch eine andere Stadt oder ein anderes Land, als Lyon, geben könnte. Endlich ward er dies Leben müde und kam nach Paris zurück. Der König, der ihn verachtete, liefs ihn gewähren, wollte ihn aber nicht sehen; und allererst nach Verlauf zweyer Monate wurden ihm, auf sein vieles Bitten, seine Gaunerstreiche verziehen, und die Erlaubnifs ertheilt, seine Aufwartung zu machen. — Seine Frau, die aus der dringenden und schmutzigen Ursache, wovon anderwärts schon die Rede gewesen, eine Favoritin der Frau von Maintenon war und als solche an allen Reisen Theil nahm, konnte es nicht durchsetzen, dafs er mit nach Marly ging, obschon diefs von Rechtswegen und ohne besondere Einladung allen den Männern zustand, deren Frauen bey dieser Lustpartie waren. Sie blieb nun selber davon weg, in der Hoffnung, Frau von Maintenon, um sie fortwährend bey sich zu haben, werde seine vollkommene Begnadigung auswirken. Sie irrte sich darin; Frau von Maintenon, die es sich zur Pflicht machte, sich ihrer in Allem anzunehmen, ward nur zu oft von ihr behelligt, und entbehrte sie daher recht gern. Aus Besorgnifs, ganz entbehrlich zu werden, kam sie bald allein nach Marly zurück, der König aber beharrte darauf, den Prinzen von Harcourt niemals dort zuzulassen. Diefs verleidete ihm den Hof..."

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Gera, in d. Heinsius. Buchh.: *Die Rache des Amor.* Eine Gallerie von Nachtstücken in *Teniers* Manier. Von *Basilius Falco.* *Zwey* Abtheilungen. 1831. (Pr. 2 Rthlr. 9 gGr.)

Teniers war, wie man weifs, ein Mann, dessen Pinsel vorzugsweise den Umgang mit Bauern, Fischern, Kesselflickern, Schenkwirthen und andern dergleichen humoristischen Gesellen liebte und alles, was in der Wirthshausstube, in Küch' und Keller, auf der Landstrafse und hinter dem Zaune etwa Vergnügliches und Ergetzliches vorzufallen pflegt, gar herrlich darzustellen wufste; auf Zartheiten und Sentiments aber, auf Dianen- und Antinousgestalten und andre ideale Sachen pflegte sich der alte Meister indefs nicht einzulassen. Will nun der Vf. in des Meisters Manier schreiben, so möge er vor allen Dingen in den gesteckten Grenzen bleiben und keine breiten Gefühlsschilderungen, bey Leibe aber ja keine kleinen Gedichte, in seine niederländischen Malereyen mischen. Zwar verlangt diese Manier etwas viel Fleisch und es steht ihr selbst eine gewisse wohlhabende Selbstgefälligkeit in der Darstellung nicht übel an, doch hat das alles seine Grenzen. Ueber diese möge der Vf. sich weder erheben, noch verbreiten wollen, so können wir seinen Schilderungen allenfalls Leser und seinen Lesern einige Unterhaltung versprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

GESCHICHTE.

Paris, b. Sautelet: *Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon — — par M. le Marquis de Saint-Simon* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Schilderung, die hierauf *Saint-Simon* von der Prinzessin von Harcourt entwirft, schickt derselbe die Bemerkung voran, er halte es für angemessen, seine Leser oder die Nachwelt mit dieser Person bekannt zu machen, damit man desto genauer einen Hof kennen lerne, der ihres Gleichen noch manche Andere aufzuweisen gehabt. Die nun folgende Schilderung selbst ist zum Theil mit Farben aufgetragen, welche wiederzugeben die Schicklichkeit nicht gestattet, so wie denn überhaupt unser Vf. bey dieser und andern ähnlichen Gelegenheiten häufig einen Cynism der Sprache zu Tage legt, dessen Quelle wir in seiner eigenen Sittenstrenge und in dem Unwillen zu erblicken glauben, womit ihn die moralische Verdorbenheit erfüllte, die am Hofe und im Jahrhunderte des sogenannten grofsen Königs herrschte. Für unsern Zweck mögen demnach folgende Einzelzüge des in Rede stehenden Charaktergemäldes hinreichen. „Sie (Frau v. Harcourt) war schön und galant gewesen; allein, wiewohl sie noch nicht alt war, so glich sie doch, von den Grazien und der Schönheit verlassen, einer Hagebutte. Jetzt stellte sie ein grofses und fettes Geschöpf dar..... Schmutzig, unsauber, stets Ränke schmiedend, Ansprüche machend, unternehmend, immer zänkisch und kriechend oder hochfahrend, je nachdem die Menschen, mit denen sie zu thun hatte. Es war eine blonde Furie und dazu noch eine Harpie. Sie war eben so frech, boshaft, betrügerisch und heftig, geizig, habsüchtig, gefräfsig.... Mit allen Händen machte sie Geschäfte, und lief eben so viel, um hundert Livres als um hunderttausend zu erhaschen. Die General-Controleure (Finanzminister) wurden sie nicht so leicht los und sie betrog, so viel sie nur immer konnte, die Geschäftsleute, um desto mehr von ihnen zu ziehen. Im Spiele betrog sie offen und mit einer unbegreiflichen Dreistigkeit. Man ertappte sie dabey; sie schimpfte und steckte ein. Da es immer so ging, so betrachtete man sie am Ende als ein Heringsweib, mit der Niemand sich abgeben wollte... Beym Lanzknecht, bey andern Spielen suchte man sie zu vermeiden; aber diefs ging nicht immer. Da sie darin, so viel sie nur immer vermochte, stahl, so unterliefs sie niemals, war das Spiel aus, zu sagen, dafs sie zurückgeben wolle, was nicht rechtlich gewonnen worden; eben dasselbe verlangte sie von den Andern und nahm es weg, antwortete man ihr nicht. Es kam diefs daher, weil sie eine grofse Fromme von Gewerbe war und auf diese Art ihr Gewissen zu beruhigen gedachte, denn, sagte sie gemeinhin, beym Spiel fällt immer Irrthum vor. Sie wohnte allen Andachtsübungen bey, communicirte unaufhörlich, gewöhnlich aber, nachdem sie bis vier Uhr Morgens gespielt hatte." — Wir gehen endlich zu der Schilderung eines Provinzial-Edelmannes über, dessen Abenteuer ihm freylich allein angehören, die aber gleichwohl einen Begriff von der Art und Weise geben, wie man damals in der Provinz lebte, wenn man von hinlänglich gutem Hause war, um von der Hand der Gerechtigkeit nichts zu befürchten zu haben. Die betreffende Person ist der Abbé von Vatteville, der 1702 starb, und der einer adeligen Familie in der Franche-Comté angehört. „Dieser," so erzählt *Saint-Simon*, „ein jüngerer Sohn seines Hauses, ward frühzeitig Karthäuser und, nachdem er Profefs abgelegt, zum Priester ordinirt. Er besafs viel Verstand, aber einen freyen, ungestümen Geist, der bald des Joches überdrüssig ward, das er sich aufgelegt hatte. Unfähig, den Zwang länger zu ertragen, sann er darauf, sich davon los zu machen. Er wufste sich weltliche Kleider, Geld, Pistolen und ein Pferd in der Nähe seines Klosters zu verschaffen. Diefs Alles hatte vielleicht einigen Argwohn erregt. Sein Prior, der solchen gefafst hatte, öffnete daher eines Tages mit dem Hauptschlüssel seine Zelle und findet ihn in weltlicher Kleidung, auf einer Leiter und im Begriff, über die Mauer zu springen. Auf den Lärmruf des Priors schiefst ihn der Andere nieder und entspringt. Zwey oder drey Tagereisen von dem Kloster hält er bey einer schlechten Feldschenke an und fragt, was er zu essen haben könne. Der Wirth antwortet: einen Hammelsschlägel und einen Kapaun. — Unser Gast nimmt den ganzen Vorrath in Beschlag... Als das Essen beynahe fertig war, kommt ein andrer Reisender, ebenfalls zu Pferde und allein bey der Schenke an.... Er ersucht Vatteville höflich, ihm zu gestatten, gegen Bezahlung an seinem Mittagessen Theil zu nehmen. Dieser schlägt es ab; ein Streit entspinnt sich... Kurz der Mönch macht es, wie mit seinem Prior; er schiefst auch diesen Mann todt. Hierauf geht er ruhig herunter und läfst sich, während Wirth und Gasthaus im gröfsten Schrecken sind, Hammelsschlägel und Kapaun auftragen, die er

er bis auf die Knochen verzehrt, bezahlt, sodann wieder zu Pferde steigt und weiter zieht. — Da er nicht weiss, was er anfangen soll, so geht er nach der Türkey, läfst sich beschneiden, nimmt den Turban und tritt in die Miliz... Er zeichnet sich aus, wird Pascha und der Mann des Vertrauens in Morea, wo die Türken mit den Venetianern damals im Kriege waren. Er nahm diesen Plätze weg und betrug sich so klug gegen die Türken, dafs er sich im Stande zu befinden glaubte, aus seiner Lage, worin er sich nicht recht zu gefallen vermochte, Vortheil zu ziehen. Er unterhandelte mit der Regierung der Republik und schloss ab. Mündlich versprach er, mehrere Festungen und eine Menge Geheimnisse der Türken auszuliefern, dagegen sollte ihm, in der besten Form, die Absolution des Papstes von allen seinen Missethaten, Mordthaten und seiner Apostasie, so wie auch gänzliche Sicherheit gegen die Karthäuser ausgewirkt und dabey verheifsen werden, ihn niemals unter einen andern Orden zu stecken, wenn schon er im Vollgenufs der mit der Priesterweihe verknüpften Vorrechte, somit aber befähigt blieb, alle nur erdenklichen Kirchenpfründen zu besitzen.... Alle diese Forderungen wurden bewilligt... Vatteville trat nun in die Dienste der Venetianer... Er kam nach Rom, wurde vom Papst gut aufgenommen und kehrte, vollkommen beruhigt, zu seiner Familie nach der Franche-Comté zurück, wo es ihm Spafs machte, den Karthäusern zu trotzen... Die französischen Minister brauchten ihn bey der zweyten Eroberung dieser Provinz. Er leistete grofse Dienste, aber nicht umsonst. Er hatte für sich das Erzbisthum Besançon bedungen und ward auch wirklich dazu ernannt. Der Papst konnte sich nicht entschliessen, ihm die Bullen zu ertheilen; er wandte dagegen Mord, Apostasie, Beschneidung ein. Der König ging auf die Gründe des Papstes ein und capitulirte mit dem Abbé von Vatteville, der sich mit der Abtey Beaune, der zweyten in der Franche-Comté, einer andern guten Abtey in der Picardie und unterschiedlichen andern Vortheilen begnügte. Er lebte seitdem abwechselnd auf seiner Abtey Beaune, auf seinen Gütern, bisweilen zu Besançon, selten zu Paris und bey Hofe, wo er stets mit Auszeichnung empfangen wurde. — Ueberall unterhielt er viel Equipagen, kostbare und grofse Tafel, Jagdhunde und gute Gesellschaft. Er that sich keinerley Zwang wegen Frauenzimmer an und lebte nicht blofs als grofser Herr, der sehr gefürchtet und geachtet ward, sondern spielte auch, nach alter Sitte, den Tyrannen auf seinen Gütern, seinen Abteyen und bisweilen gegen seine Nachbaren; in seinem Hause besonders herrschte er unumschränkt. Die Intendanten beugten sich vor ihm und liefsen ihn, auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, gewähren, so lange er lebte, ohne es zu wagen, ihm irgend in den Weg zu treten, weder hinsichtlich der Auflagen, die er beynahe willkürlich auf allen seinen Besitzungen regulirte, noch hinsichtlich seiner sonstigen Unternehmungen, die ziemlich oft von Gewaltthätigkeiten begleitet waren. Mit diesen Sitten und dieser Haltung, die ihm Furcht und Achtung erwarben, machte er sich bisweilen das Vergnügen, die Karthäuser zu besuchen, um sich darüber zu ergetzen, ihre Kutte verlassen zu haben. Er spielte sehr gut hombre und gewann darin so oft codille, dafs er davon den Namen Abbé Codille erhielt. Auf diese Weise lebte er stets eben so zügellos und eben so geachtet, bis nahe an neunzig Jahre." — Sicherlich sind wir weit entfernt, zu behaupten, dafs zu jener Epoche alle Prinzen Monsieur, alle Grofsen dem Prinzen und der Prinzessin von Harcourt, alle adeligen Abbé's dem Abbé Codille glichen. Allein wir haben uns diese langen Fragmente anzuführen erlaubt, weil sie uns die ganze Gesellschaft jener so viel gepriesenen Zeit, nicht blofs die vorerwähnten drey Personen, sondern die Bühne zu schildern scheinen, auf welcher dieselben handelten, vornehmlich aber jene rücksichtsvolle Schonung des Lasters, wenn es mit vornehmer Geburt sich vereinigte, eine Schonung, die ihm Papst und König, der Hof und die grofsen Provinzial-Städte, die Staatsbehörden und die Untergebenen zollten. Wollten wir demnächst untersuchen, welches der Hauptcharakter des alten Regime gewesen und wefshalb dessen neuere Lobredner sich so lebhaft nach demselben zurücksehnen, so würden wir bald finden, dafs es eben jene Straflosigkeit und Bevorrechtung ist, deren damals Leute von sogenannter guter Geburt genossen. Wie anstöfsig auch die Aufführung eines Individuums war, so konnte weder Unehre es erreichen, noch vermochten die Gerichtshöfe es zu bestrafen, wofern es nur von gutem Hause war. — Von dieser Straflosigkeit der Leute von Stande ward nur alsdann, nach unsers Vfs Erzählung, eine Ausnahme gemacht, wenn sie ihre Militärpflichten verletzten. So ward, berichtet er, am 28sten April 1708, der Prinz von Auvergne, im Bilde, auf dem Greve-Platze zu Paris in Folge eines Parlamentsschlusses aufgehenkt, weil er zu den Feinden übergegangen war, und dieses Bildnifs, nebst seiner Aufschrift, blieb daselbst beynahe zwey Mal vier und zwanzig Stunden hängen. Allein im Ganzen genommen herrschte selbst in den Feldlägern und beym Heere dieselbe Zucht- und Sittenlosigkeit, wie bey Hofe und unter den höhern Klassen der Gesellschaft. Besonders macht sich hier der gänzliche Verfall aller Disciplin unter Chamillard's Ministerium und während des spanischen Erbfolgekrieges auf eine wahrhaft Schrecken erregende Weise bemerklich. Dieser Minister, so erzählt der Herzog, konnte die Niederlagen der französischen Armee gar nicht begreifen; Ludwig XIV. Unfehlbarkeit war ein Dogma für ihn. Der ausschweifendste Luxus herrschte in dem Zelte des geringsten Officiers und man glaubte für das Heil des Staats genug gethan zu haben, indem man die Equipage-Pferde der Generallieutenants auf 40, die der Marechaux-de-camp auf 30 und die der Obristen auf 20 beschränkte. — Man weifs, welche bedeuten-

tende Rolle die Jesuiten, vornehmlich seitdem Ludwig XIV in Andächteley verfallen war, an dem Hofe dieses Monarchen spielten. Sie hatten damals alle Beichtstühle, besonders bey der vornehmen Welt, inne. Nach mehreren, von dem Vf. angeführten Zügen sollte man jedoch glauben, dafs der König nicht blofs durch die Lage für sein Seelenheil, sondern auch aus Motiven irdischer Furcht sich veranlafst fand, sich diesem Orden fast rücksichtslos in die Arme zu werfen. So hatte der berüchtigte Pater Lachaise, indem er den Monarchen beschwor, seinen Nachfolger aus der nämlichen Gesellschaft zu wählen, die Kühnheit zu sagen, „dafs eine Weigerung die Jesuiten zur Verzweiflung bringen könnte und dafs ein böser Streich bald ausgeführt und nicht ohne Beyspiel sey." — „Nach einer solchen Homilie," fügt *Saint-Simon* hinzu, „hütete sich der König wohl, die Leitung seines Gewissens den guten Vätern zu entziehen, und Tellier ward ernannt." — Wir haben im Eingange bemerkt, dafs *Saint-Simon* selbst sich eben nicht mit Unparteylichkeit brüstet. Um auch in dieser Beziehung den Geist seiner Memoiren kennen zu lernen, wollen wir noch zum Schlusse Einiges von dem anführen, was derselbe über den Sieger von Denain, den berühmten Marschall Villars, sagt, dessen eigene Memoiren wir bey dieser Gelegenheit zu Rathe zu ziehen Gelegenheit nahmen. Bekanntlich gelang es Villars, während der Feldzüge von 1709 bis 1712 seinen Gegnern im Felde Widerstand zu leisten und so den Muth der französischen Truppen aufs Neue zu beleben. *Saint-Simon* rechnet Villars eben nicht sehr hoch die Ausdauer, die Geistesgegenwart, den Eifer, die Kühnheit an, deren es bedurfte, um einer ungleich zahlreichern Armee gegenüber, einer entmuthigten, verhungerten, fast abgerissenen Armee einen neuen Geist einzuhauchen, ja solche auch nur beysammenzuhalten und so dem Feinde und dem Mangel zugleich die Stirn zu bieten. Auch ist der Bericht, den der Herzog über das Treffen bey Denain erstattet, kalt und ironisch. Das Verdienst des Planes und der Ausführung legt er Montesquiou bey; Villars aber läfst er eine fast lächerliche Rolle spielen. Dieser kommt an, nachdem schon Alles geschehen ist. „Jetzt drückt er den Hut in den Kopf und spricht Wunderdinge zu den Getödteten und zu den Feinden, die jenseits des Wassers auf dem Rückzuge begriffen sind." — Desto belebter und rührender ist dagegen das Gemälde, das *Saint-Simon* von der Freude des Hofes entwirft, als die Nachricht von dem Siege daselbst eintraf. Die Verkündigung eines Sieges war seit einigen Jahren etwas so Unverhofftes, Neues und Seltenes, dafs man bey der Ankunft jedweden Armee-Couriers nur Beschämung und Kummer empfand. Nunmehr wird plötzlich, wider alle Erwartung und da man im Unglück gleichsam erstarrt und versunken war, ein Sieg verkündigt und gleich darauf die Einnahme von Marchiennes und Couai, der Entsatz von Landrecies und Valenciennes. „Es war diefs ein Ueberströmen von Freude," sagt *Saint-Simon*; in der That schien es, als nähmen alle unsere National-Gefühle Frohsinn, Vertrauen, Hoffnung, die so lange gefesselt und zurückgehalten worden, einen neuen Aufschwung. Ein Sieg! Frankreich fand sich selber wieder: es fühlte sich behaglich und in seinem natürlichen Zustande. Dem Könige schmeichelte diese Freude des Hofes und zum ersten Male dankte er dafür seinen Höflingen." Dieser letztere Zug vollendet das Gemälde und schildert besser als alles Uebrige die Wirkung, die der Sieg von Denain hervorbrachte. Man denke nur an das, was dieser König war, und wie die Geschichtschreiber ihn uns schildern; an jene Majestät, die durch Herzensergiefsungen sich etwas zu vergeben glaubte. Unfälle hatten diese ängstliche Sorge um seine Würde nur noch vermehrt und der König, im Unglück, war verschlossener als je. Der Sieg von Denain ändert Alles; er ruft Hoffnung und Heiterkeit auf den Stirnen der Höflinge zurück; er rührt und erweicht das Herz dieses Königs, der während seiner Jahre des Ruhms und seiner Jahre der Betrübnifs seine majestätische und einsame Zurückhaltung bewahrt hatte. Allein dieser Glücksstrahl, der über seine alten Tage leuchtet, durchdringt und erweicht seine Seele. Er fühlt das Bedürfnifs, sich äufserlich mitzutheilen, sich mit seinem Hofe und seinem Volke zu vereinigen; er mufs sein Herz ausschütten, und da, nach seinen Begriffen, das Königthum diefs nicht anders vermag, als indem es sich erniedrigt, so erniedrigt sich dieser despotische König, von der Freude überwältigt, wirklich. Dafs er dankt, diefs erscheint *uns* freylich ganz einfach; gleichwohl war diefs eine Umkehr in der Seele des Monarchen, eine unerhörte Neuheit am Hofe; *Saint-Simon* sagt es; und diefs ist, allen Scherz bey Seite, das stärkste Zeugnifs für den wunderbaren Effect, den der Sieg von Denain machte.

GENEALOGIE UND GESCHICHTE.

Braunschweig, b. Vieweg: *Stammtafel des deutschen Welfenhauses,* mit Bemerkung der wichtigsten Thaten und Schicksale seiner Glieder, besonders der Theilungen, Mehrungen und Minderungen seiner Sächsischen Erblande. Vom Landsyndicus *Priselius* in Braunschweig. 1830. (4 Royal-Folio-Bogen, welche zu einer Tafel an einander zu fügen sind.)

Zwar ist die Genealogie des Welfischen Hauses schon mehrere Male Gegenstand trefflicher Bearbeitungen gewesen, indem, der ältern nicht zu gedenken, der *Conspectus historiae Brunsvico-Luneburgicae universalis, in tabulas chronologicas et genealogicas divisus,* des sel. *A. U. Erath* und *Wedekind's* „Stammtafel des durchlauchtigsten Gesammthauses Braunschweig und Lüneburg, fortgesetzt bis 1826," zu denen noch das Werk von *Halliday* „*A general history of the House of Guelphs,*" und die Tabel-

bellen und Erläuterungen in den „*Tableaux généalogiques et historiques de l'Empire Britannique*" kommen, sehr gründliche und genaue Untersuchungen liefern; indessen blieb immer ein Werk, wie das vorliegende, welches eine neue Zusammenstellung und eine kritische Revision des Vorhandenen enthält, ein dringendes Bedürfnifs für den vaterländischen Geschäftsmann und Geschichtsforscher. Vor der trefflichen *Wedekind*'schen Arbeit zeichnet es sich vorzüglich durch gröfsere Vollständigkeit aus, denn wenn diese erst mit Otto I, dem Enkel Heinrichs des Löwen, beginnt, so hat der Vf. der vorliegenden auch die ältere Zeit in den Kreis seiner Forschungen aufgenommen, und auch die Vorfahren Otto's, nämlich die Glieder des Ludolfinischen, Nordheimischen, Brunonischen, Süpplingenburgischen, Billingischen, und besonders des Welfischen und Esthisch-Welfischen Stamms in genealogischer Reihefolge aufgeführt, die Erbgüter derselben, und wie sie durch Erwerbung mit einander vereinigt aufgezählt, die verschiedenen Erbtheilungen genau angeführt, und sogar die Töchter und diejenigen Mitglieder des Welfischen Stammes nachgewiesen, welche bey jenen Theilungen unberücksichtigt geblieben sind, oder leer ausgingen. Der Geschäftsmann erhält hierdurch nicht nur ein sehr getreues Gemälde jenes Erwerbs, sondern auch einen klaren Ueberblick über die verschiedenen, auch gegenwärtig noch auf die Anwendbarkeit der einzelnen Landesgesetze sehr einflufsreichen Erbtheilungen; der Geschichtsforscher dagegen mannichfache Berichtigungen früherer irriger Angaben aus authentischen und oft bis jetzt noch unbekannt gebliebenen Quellen, die dem Vf., vermöge seines Zutritts zu den landschaftlichen und fürstlichen Archiven, allein zu Gebote standen. Rechnet man hinzu, dafs auch von Seiten der Technik alles Mögliche geschehen ist, um die wissenschaftlichen und kritischen Ergebnisse zu verdeutlichen, so kann man das Werk selbst in jeder Hinsicht als höchst willkommen bezeichnen, und mit Wahrheit behaupten, dafs dem Vf. desselben durch dessen Besorgung ein unvergängliches Verdienst zugewachsen ist. Auf das Einzelne kann sich natürlich Rec. in diesen Blättern nicht einlassen; aber darauf darf er wohl aufmerksam machen, wie die Untersuchungen des Vfs über die Beschaffenheit und den Erwerb der Erbgüter des Welfischen Hauses im alten Sachsen die vollständige Ueberzeugung liefern, dafs, obgleich dieselben, vermöge der alten Erb- und Landesrecesse, unveräufserlich sind und nicht allein zur Sustentation des Fürsten, sondern auch zum Besten des Landes, ihrem Ertrage nach verwandt werden müssen, sie dennoch zum gröfsten Theile *unstreitiges Familiengut* sind, so dafs die Vereinigung derselben mit dem Staatsvermögen, gegen die Aussetzung einer Civilliste für den Fürsten und dessen Familie, falls sie sich auch durch *politische* Gründe rechtfertigen liefse, dennoch von allen *rechtlichen* Gründen durchaus entblöfst seyn würde. Möge dieses von einigen vorlauten und doch des Gegenstandes durchaus unkundigen Wortführern, an denen es weder in dem Königreiche Hannover, noch in dem Herzogthume Braunschweig mangelt, gehörig beherzigt werden!

NATURWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. L. Vofs: *Symbolae ad Ovi avium historiam ante incubationem*, auctore *J. E. Purkinje*, Professore Medicinae p. o. Vratislaviensi. Adjectae sunt tabulae duae Lithographicae. 1830. IV u. 24 S. 4. (1 Thlr. 16 gGr.)

Der Verfasser dieser Schrift hatte bereits im Jahre 1825 bey Gelegenheit von *Blumenbach's* 50jährigem Jubiläum eine Abhandlung über den Bau und die allmählige Ausbildung des Vogeleyes innerhalb des Mutterleibes, also vor der Bebrütung, drucken lassen; die Schrift kam nicht in den Buchhandel, also nur in wenige Hände. Der Inhalt ist aber so wichtig und enthält lauter neue, höchst genaue, nunmehr von mehreren Beobachtern, namentlich von *Baer* bestätigte Untersuchungen, dafs wir es dem Vf. sehr Dank wissen müssen, dieselben nun auch vor ein gröfseres Publikum gebracht zu haben. Da übrigens die Entdeckungen, besonders durch *Burdach's* Physiologie und durch *Baer's* Mittheilungen über das Ey der Säugethiere, schon ein Gemeingut der einheimischen und fremden Physiologen geworden sind, so bedarf es keiner ausführlichen Anzeige und Beurtheilung. Wir begnügen uns hier, nur von Neuem darauf aufmerksam zu machen und in wenig Worten die Hauptentdeckung mitzutheilen. Diese besteht in der Auffindung des sogenannten Keimbläschens (*vesicula proligera*), einem sehr zarten, dünnhäutigen Bläschen, das schon bey der ersten Bildung des Eyes im Eyerstock vorhanden ist, später aber verschwindet und im reifen Ey nicht mehr gefunden wird; wahrscheinlich platzt es und entleert eine Flüssigkeit. Zeit und Art des Verschwindens konnte der Vf. nicht genau bestimmen, und er empfiehlt defshalb selbst vorzüglich in dieser Hinsicht weitere Untersuchungen.

—*gn*—.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

STATISTIK.

1) Aachen, in Commis. b. Mayer: *Beyträge zur Statistik der Königl. Preufsischen Rheinlande*, aus amtlichen Nachrichten zusammengestellt. 1829. XXI. u. 115 S. 4. (1 Rthlr.)

2) Berlin u. Stettin, in d. Nicolai. Buchh.: *Topographisch-statistische Beschreibung der Königl. Preufsischen Rheinprovinzen.* Von *F. von Restorff*, Königl. Preufsischem Oberst-Lieutenant. 1830. XII u. 1128 S. 8. (4 Rthlr.)

Statistische Darstellungen haben oft eine sehr verschiedene Beurtheilung gefunden. Man hat ihren Werth häufig überschätzt, oft gar nicht anerkennen wollen, und nur selten, wie es dem Rec. scheint, aus dem richtigen Gesichtspunkte aufgefafst. Für den gegenwärtigen Standpunkt der civilisirten Staaten dürften sie unentbehrlich seyn, um die Regierungen bey einer Menge ihrer Maafsregeln zu leiten und dem Einzelnen eine, ihm oft sehr erspriefsliche, Vorstellung von dem politischen und gesellschaftlichen Zustande seines Vaterlandes und fremder Länder zu verschaffen. Mit der blofsen Angabe solcher Verhältnisse, die sich in Zahlen ausdrücken lassen, reicht man freilich nicht aus, wenn eine vollständige Einsicht in den Standpunkt eigenthümlicher Entwickelung, worauf ein Staat sich gerade befindet, erzeugt werden soll, aber ihre Verbindung mit andern Verhältnissen, und die aus dieser und aus ihnen selbst gezogenen Schlüsse führen den Unbefangenen dahin.

Die erste der oben angeführten Schriften hat es fast ausschliefslich mit den Verhältnissen zu thun, welche sich in Zahlen ausdrücken lassen und stützt ihre Angaben auf Quellen, die, wenn auch nicht immer ungetrübt, doch allein bey sorgfältiger Benutzung Wahrheit zu geben vermögen. Ein Vf. hat sich nicht genannt, auch ist zu vermuthen, dafs kein Einzelner die Arbeit ausgeführt habe, sondern dafs verschiedene Beamte in den einzelnen Regierungsbezirken dabey thätig gewesen sind. Nur verlautet, dafs die Leitung und Revision derselben von einem Manne übernommen worden sey, dessen Stellung ihn vornehmlich geeignet machte, das zu beurtheilen, worauf es vornehmlich ankam, und es in eine klare Ordnung zu bringen. Das, was die Schrift leisten sollte, ist in der Vorrede einfach und klar angegeben, und findet hier mit denselben Worten schicklich seine Stelle. „In dem vorliegenden Werke ist man bemüht gewesen, dem vielseitig ausgesprochenen Verlangen nach einer möglichst vollständigen Statistik des schönen, der Preufs. Monarchie angehörenden, Rheinlandes entgegen zu kommen. Es liegt in der Natur einer solchen Arbeit und in der Art, wie die dazu erforderlichen Angaben gesammelt werden müssen, dafs nicht alle aufgestellten Uebersichten denselben Grad der Genauigkeit und Zuverlässigkeit erhalten können; allein so viel nach dem gegenwärtigen Zustande der Statistik, und mit den vorhandenen Hülfsmitteln zu erreichen war, ist man bemüht gewesen, in den gegenwärtigen Beyträgen zu leisten. Sie haben zunächst die Bestimmung, den an der Verwaltung der Rheinischen Provinz theilhabenden Behörden eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten Verhältnisse derselben im Ganzen zu liefern, und zugleich demjenige Theile des Publicums, welchem ein näheres Interesse für die allgemeinen Verwaltungs-Angelegenheiten beywohnt, den Zusammenhang derselben möglichst klar darzulegen."

Das Ziel, welches sich die Schrift vorgesteckt, ist von ihr vollkommen erreicht worden, denn wenn auch nicht alle in ihr enthaltene Angaben ganz genau und zuverlässig seyn sollten, so setzen sie uns doch in den Stand, uns eine Vorstellung von der Bedeutung zu machen, welche die Rheinlande nicht nur im Ganzen, sondern auch in Rücksicht einzelner Verhältnisse für den Preufs. Staat haben, und eine Menge Folgerungen von Wichtigkeit daran zu knüpfen. Welchen Grad der Genauigkeit und Zuverlässigkeit aber die einzelnen Angaben in Hinsicht der zu ihrer Erlangung angewendeten Mittel und Personen besitzen, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; doch glauben wir aus der Sorgfalt, welche die Preufs. Regierung überhaupt auf die Ausmittelung statistischer Data zu verwenden pflegt, und aus dem ganzen Charakter unserer Schrift schliefsen zu dürfen, das man mit grofser Umsicht bey ihrer Abfassung verfahren haben werde. Wir beschränken uns daher auf eine kurze Hinweisung auf ihren reichen Inhalt.

Nach der Vorrede folgt eine Einleitung, welche uns mit den allgemeinen statistischen Verhältnissen der Preufs. Rheinlande bekannt macht: mit der geographischen Lage und Begrenzung; der Gröfse; der physischen Beschaffenheit, wohin die Gebirgszüge und die Gewässer gerechnet sind; mit den Bestandtheilen der Provinz; mit ihrer Absonderung in Bezug auf die katholische Kirche in Diöcesen und Decanate, und in Rücksicht der evangelischen Kirche in Synoden und Pfarreyen; mit der gerichtlichen Ein-

Eintheilung und mit der Vertheilung der Truppen. Unter der Rubrik: physische Beschaffenheit — haben wir am meisten eine Angabe des Klimas vermifst: denn wenn gleich eine Uebersicht der Natur des Bodens in den einzelnen Landestheilen fehlt, so ersetzen doch einige der folgenden Tabellen, so wie zum Theil die Darstellung der Gebirgszüge und Gewässer diesen Mangel einigermafsen.

An die Einleitung schliefsen sich 17 Tabellen an, die sich theils auf die nationalwirthschaftlichen, provinzialständischen, militärischen und finanziellen Verhältnisse, theils auf die Polizey-Anstalten, das Unterrichtswesen und die öffentlichen und Privat-Institute der Provinz beziehen.

In einer Provinz, die sich vorzugsweise durch die Fortschritte ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit auszeichnet, ist es besonders wichtig, den Standpunkt kennen zu lernen, worauf sich dieselbe befindet; allein zugleich ist es von keinem geringen Interesse, zu erfahren, wie sich das Bildungswesen dagegen verhält, weil diefs vornehmlich geeignet ist, der materiellen Richtung eines Volks entgegenzuwirken und sie von ihrer schroffen Einseitigkeit zu befreyen. Die Schrift giebt uns in Rücksicht beider Gegenstände Belehrung, und es verdient die Sorgfalt mit Dank anerkannt zu werden, womit die verschiedenen Seiten derselben herausgehoben und zusammengestellt sind. Wir wollen zum Beweise nur auf Einiges aufmerksam machen. Die erste Tabelle giebt uns eine Uebersicht der Bodenfläche und des Grundbesitzes in den einzelnen Regierungsbezirken und den darin enthaltenen Kreisen, und zwar nach folgenden Rubriken: Flächeninhalt nach Qu. M.; Gärten, Baumwiesen u. s. w.; Ackerland; Wild- und Schiffland; Wiesen und Weiden; Weinberge; Waldungen; öde Ländereyen; Wege und Flüsse; Summa in Morgen; Anzahl der Parcellen in den katastrirten Gemeinden; Reinertrag vom Grundeigenthum, und zwar von Wohngebäuden und von sonstigen Liegenheiten; höchster und niedrigster Ertragsanschlag pro Morgen, und zwar von Ackerland, Wiesen und Weiden, Weinbergen und Waldungen. Aus der Gesammtübersicht erfahren wir aber, dafs von den 10,210,450 Morgen, welche die Bodenfläche der 5 Regierungsbezirke, worin die Rheinprovinz zerfällt, ausmachen, 240,841 auf Gärten, Baumwiesen u. s. w., 4,037,691 auf Ackerland, 673,467 auf Wild- und Schiffland, 905,018 auf Wiesen und Weiden, 44,756 auf Weinberge, 3,148,713 auf Waldungen, 870,396 auf öde Ländereyen und 297,573 auf Wege und Flüsse kommen, und dafs der Reinertrag von dem Grundeigenthume 10,668,700 Thaler beträgt. Mit gleicher Sorgfalt sind die Bevölkerungsverhältnisse angegeben. Wir finden nicht blofs die gewöhnlichen Rubriken, sondern es ist auch auf die verschiedenen Religionsbekenntnisse, auf die Menge der Taubstummen, Geisteskranken und Blinden Rücksicht genommen. Die Tabellen über das Unterrichtswesen zeigen uns schon durch die genaue Kenntnifs, welche die Regierung davon besitzt, mit welchem Eifer sie sich desselben annimmt. In der ganzen Provinz finden wir an Elementar-Unterrichts-Anstalten und zwar an katholischen in den Städten 260 öffentliche und 62 private, auf dem Lande 2001 öffentliche und 22 private; an evangelischen in den Städten 147 öffentl. und 14 priv. und auf dem Lande 701 öffentl. und 18 priv.; an Simultan-Schulen in den Städten 13 öffentl., 26 priv., und auf dem Lande 8 öffentl. und 2 priv.; an jüdischen in den Städten 21 öffentl., 13 priv. und auf dem Lande 12 öffentl. und 13 priv., im Ganzen also 3,333 Elementar-Schulen. Schulfähige Kinder von 5 bis 14 Jahren gab es 394,714, wovon im Winter gewöhnlich 318,682 und im Sommer 289,082 die Schule besuchten. Unter den höheren Bildungsanstalten und solchen für besondere Zwecke finden wir 1 Universität, 17 Gymnasien erster Klasse, 15 Progymnasien und 17 höhere Bürger- und allgemeine Stadt-Schulen, 2 katholische Priester-Seminarien, 2 katholische und 2 evangelische Schullehrer-Seminarien, 2 Hebammen-Lehranstalten, 5 Gewerbeschulen, 2 Kunstakademien. An öffentlichen Bibliotheken werden 6 und an gelehrten Gesellschaften 2 aufgeführt. Zum Beweise, wie reichhaltig diese Beyträge sind, mag das hier Gegebene genügen. Es wäre zu wünschen, dafs sich die übrigen Provinzen des Preufs. Staats bald ähnlicher Uebersichten zu erfreuen hätten, damit die Schwierigkeiten gehoben würden, welche der Gesammtstatistik desselben entgegen stehen und sich die mit ihr gemachten Versuche nicht mehr in ungewissen und grundlosen Angaben abmühten.

Das zweyte Werk hat nach der Vorrede des Vfs die Aufgabe, eine umfassende Beschreibung der Preufs. Rheinprovinzen zu liefern, und nicht, wie der Titel angiebt, eine blofse topographisch-statistische Darstellung desselben. Ja es dehnt sich die Schrift sogar über jene Grenze aus, indem sie auch in die Geschichte der Entstehung der die Rheinprovinzen bildenden Bestandtheile und bey den einzelnen Oertern in ihre Vorzeit eingeht. Aber eben deshalb, weil sie weit mehr giebt, als sie verheifst, wird ihre gerechte Beurtheilung erschwert. Wollen wir diese gewinnen, so dürfen wir uns nur an das halten, was die Vorrede bestimmt aussagt und womit auch der ganze Charakter des Buchs übereinstimmt. Was wir mehr finden, betrachten wir als eine gelegentliche Zugabe, die dem Einen recht erwünscht seyn dürfte, während der Andere sie vielleicht gern entbehrt hätte.

Bey Werken, wie das vorliegende, wenn sie von Personen unternommen werden, welche die Quellen für ihre Angaben nicht unmittelbar unter Augen haben oder sich selbst zu schaffen vermögen, kommt alles darauf an, ob sie sich den Zugang zu ihnen zu eröffnen wufsten, welchen Gebrauch sie davon machten, und wie sie das so gefundene Einzelne zu einem anschaulichen Ganzen verarbeiteten. Der Vf. hat in den Rheinprovinzen längere Zeit gelebt und viele Data auf diese Weise einsammeln können,

nen, er hat manche Beschreibungen derselben schon vorgefunden und darunter die früher von den einzelnen Regierungen ausgegangenen, und endlich hat er auch noch die vorher angezeigte Schrift zur Benutzung gehabt. Was er also in Rücksicht der Quellen unter den gegebenen Umständen wünschen konnte, war ihm gewährt, und eine Vergleichung lehrt, dafs er fleifsig und sorgsam aus ihnen geschöpft hat, und dafs von dieser Seite sein Unternehmen vielen Bedürfnissen genügend abhelfen wird. Aber auch was die Anordnung des Stoffs betrifft, kann die Schrift mit Recht empfohlen werden. Sie beginnt mit einer Angabe der Bestandtheile der Rheinprovinzen, indem zunächst die Gaue aufgezählt werden, welche nach dem Umsturze des Weströmischen Reichs und der Entwickelung der deutschen Territorial-Verhältnisse in ihren Grenzen lagen; dann aber gezeigt wird, wohin sie nach der Eintheilung des deutschen Reichs in Kreise gehörten. Von diesem Punkte springt der Vf. indefs sogleich zu der Darstellung des gegenwärtigen Zustandes jener Landschaften über, obgleich es doch gerade am wichtigsten gewesen wäre, die Periode zu charakterisiren, welche der gegenwärtigen unmittelbar vorausging. Eine allgemeine Beschreibung der Preufs. Rheinlande und eine besondere der einzelnen Provinzen, Regierungsbezirke und Kreise bilden die 2 Bestandtheile, worin der eigentliche Inhalt der Schrift zerfällt. Mehrere Tabellen über die wichtigsten statistischen Verhältnisse und ein ausführliches Register der einzelnen beschriebenen Oerter sind dem Ganzen beygegeben, so wie die Vorrede eine summarische Inhaltsanzeige begleitet. Mehrere Gegenstände, vornehmlich in der allgemeinen Darstellung, hätten vielleicht durch eine gröfsere Ausführlichkeit und durch eine charakteristischere Auffassung gewonnen, andere aber fehlen ganz. Alles, was das äufsere Leben betrifft, wie die nationalwirthschaftlichen Verhältnisse, ist weit reicher ausgestattet, als das, wodurch das innere Leben bedingt wird, oder was äufseres und inneres Leben in eine rege Wechselwirkung zu bringen bestimmt ist. Die Verfassung der Behörden, die Verwaltung ist grofsentheils skelettartig dargestellt, und wenn man auch einwenden könnte, dafs diese Gegenstände einer Gesammtstatistik des Staats angehören, so würde diefs doch nicht von den Einrichtungen gelten, die dem Rheinlande eigenthümlich sind. Von den Religionsverhältnissen, dem Kirchen- und Schulwesen ist im Zusammenhange gar nicht die Rede. Aber auch manche das Gewerbwesen betreffende Punkte hätten wohl eine nähere Berücksichtigung verdient. *Eiselen.*

SCHÖNE LITERATUR.

Wien, b. Gerold: *Don Tiburzio* von *Enk.* 1831. 259 S. 8.

Es giebt eine Stimmung, in welcher dem Gemüth jede Erschütterung verhafst ist, weil sie die Nerven zu gewaltsam ergreifen und krankende Störung des Organismus veranlassen würde. Es ist die Stimmung des Genesenden. Die Krankheit ist schon gehoben; die verschiedenen Thätigkeiten des Lebens greifen wieder harmonisch ineinander; Schlaf und Wachen, Lust und Unlust stellen sich wieder in regelmäfsig wechselnden Pausen her. In solchen Epochen stöfst der Reconvalescent Alles von sich, was ihn tief und bedeutend in Anspruch nehmen könnte. Er schiebt es bis dahin auf, wo er wieder ganz im Besitz seiner Kraft sich befinden und über die Functionen seines Daseyns wieder vollkommen Herr seyn wird. Jetzt, in der Genesung, beschäftigen ihn nur Vorsätze, wie er sich in der wiedergewonnenen Existenz einrichten, wie er sich von Neuem zu dem vor ihm liegenden Treiben der Welt verhalten will. Was daher der Genesende thut, mufs mäfsig und das Sprüchlein: *medium tenuere beati*, die einzige Leuchte seiner Tritte seyn.

Wunderlich kann es scheinen, wie wir doch dazu kommen, bey der Anzeige eines allem Anschein nach der schönen Literatur gehörigen Productes solche Betrachtungen anzustellen. Allein sie sind nicht ungehörig. Wir glauben vielmehr ganz in den Sinn des Vfs eingedrungen zu seyn, wenn wir behaupten, dafs sein Buch nicht vom ästhetischen, sondern eigentlich vom medicinischen Standpunkt angesehen seyn will.

Ein Spanischer Grande, Don Diego, ist krank und von seinen Aerzten bereits aufgegeben. Ein gewisser Tiburzio, der lange ein abenteuerndes Leben führte, kommt in Aufträgen seiner Herrschaft zufällig zu ihm und wagt, da er in früheren Jahren auch einmal einem Doctor gedient hatte, eine Cur. Sie gelingt. Nun geht er täglich mit dem genesenden Diego spazieren und trägt ihm seine Lebensgeschichte vor, zwischen deren Absätze Diego kleine selbstgemachte mythologische Parabeln einschaltet. Das Buch ist also offenbar für einen Reconvalescenten berechnet und nur aus diesem Grunde ist alles Poetische aus ihm weggeblieben, damit der noch schwache Geist dadurch nicht zu sehr erregt und angespannt werde.

Von diesem diätetischen Standort angeschaut, ist das Buch vortrefflich eingerichtet. Eine niedliche, glatte, saubere Sprache kleidet das Ganze. Die erzählten Begebenheiten sehen immer aus, als wollten sie interessant werden, werden es aber nie, sondern verlaufen sich klüglich sehr bald unscheinbar in dürren Sand. Die zwischen tretenden moralisirenden Embleme geben sich auch den Anstrich, als wollten sie in die Tiefe des Leben eindringen; aber es ist nur ein angenommener Schein; sie bleiben oben auf der Fläche und sagen nie etwas Neues. So kann man denn das Buch mit der höchsten Gemüthsruhe durchlesen. Denn so geschickt hat der Vf. alle Aufregung vermieden, dafs weder Lachen noch Weinen aufkommen kann, da man an Nichts eben grofsen Antheil nimmt und das milde Gesäusel der zierlichst gebildeten Diction alle etwa entstehende

hende Ungleichheiten immer verbläst. Und vor allen Dingen darf man der moralischen Beruhigung gewiſs seyn, welche alle Poesie, wo der Vf. sie nicht ganz zu unterdrücken gewuſst hat, zu unschädlicher Nahrung verdünnt.

Anderes wissen wir von diesem Buch nicht zu sagen, das eine nicht eben gelungene Nachahmung einiger Spanischen Romane ist. Besonders wurden wir an *Le Sage's* Weise im Baccalaureus von Salamanca erinnert. Allein wo ist hier eine Spur der Welt- und Menschenkenntniſs, die jener Autor zeigt, wo eine Ahnung seiner Komik? Der arme Tiburzio ist nichts als ein Perückenstock, dem jetzt ein Quacksalber — dann ein Soldaten — dann ein Philosophen — Kaufmanns — Redacteurs — endlich ein Kammerdienerhut aufgestülpt wird, während in ihm Alles todt bleibt. Der Autor zeigt eine recht gute Kenntniſs des Spanischen Lebens und läſst durch mehre gelehrte Noten gar keinen Zweifel über die Genauigkeit übrig, womit er diesen und jenen Zug desselben copirt habe. Auch seine Kenntniſs der Mythologie ist recht brav, so wie seine Sprache leicht und flieſsend, bis zur Ueberfülle frauenzimmerlicher Weichheit. Allein ein Poet ist er nicht, wie groſs sein Streben seyn mag, es seyn zu wollen. Er hat keine Kraft der Phantasie; seine Gestalten sind nicht lebendig genug; seine Weltansicht moralisch knapp und dürftig, und wir wüſsten uns wirklich nicht recht darin zu finden, daſs der Vf. dieses Buchs eben der ist, welcher über das tragische Interesse mit so guter Einsicht geschrieben hat, müſsten wir nicht, wie schon bemerkt, annehmen, daſs er dieſs charakterlose Wesen zu Nutz und Frommen matter Reconvalescenten erschaffen habe.

Karl Rosenkranz.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Die Erbin von Brügge.* Eine Erzählung aus dem Jahre Sechszehnhundert, von *Thomas Colley Grattan*, Verfasser der „Heer- und Querstraſsen", der „Reisebilder" u. s. w. Ins Deutsche übertragen von *K. L. Meth. Müller.* 4 Bände. 1831. (4 Rthlr. 12 Ggr.)

„Traun, mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabey!" lautet die Hälfte eines bekannten Schlegelschen Epigramms, welche Rec. auf den vorliegenden Roman vollkommen anwendbar findet. Vier lange Bände hindurch flieſst das Meer der Worte, in welchem die Geschichte herumschwimmt. Die Zeit derselben hat der Vf. nicht unglücklich gewählt, auch das Theater ziemlich richtig decorirt, aber seinen handelnden Personen einen so krassen Anstrich gegeben, daſs Jeder sie leicht für Theaterhelden erkennen muſs. Wer dergleichen liebt, auch den Weg durch öde Steppen zu mancherley anziehende Abenteuern nicht scheut, in welchen geliebt, gefreit, geschossen, gestürmt, gemordet und endlich der doppelgängerische Hauptheld mit der reichen Erbin getraut wird, dem können wir diese Lectüre empfehlen.

Um das Publicum nicht zu lange nach dem Genuſs derselben schmachten zu lassen, lieſs die Verlagshandlung laut Vorwort „während Hr. Hofrath *M. Müller* den ersten und vierten Band übersetzte, den zweyten und dritten durch einen andern gewandten Schriftsteller übertragen." Das Fabrikmäſsige der Arbeit ist aber auch ohne diese Erklärung leicht zu erkennen. Wir haben das Original nicht zur Hand, sonst wäre, eine Unzahl bedeutender Fehler nachzuweisen, nicht schwer. Ein Hauptschnitzer zieht sich durch das ganze Werk, indem ein junger Mann, der als Goldschlägerlehrling dient, beständig *Meister* Boonen genannt wird. Wundern muſs es, daſs die Hnn. Uebersetzer das Unschickliche dieses Titels nicht gefühlt haben. Wahrscheinlich steht im Original *Muster B.* (sprich *Maaster*, nicht *Mister*), ein Prädicat, welches in England jeder junge *gentleman* erhält, wie man auch in manchen Gegenden Deutschlands junge, unverheirathete Leute, Gesellen u. dgl. *Musje* zu nennen pflegt. Wie übrigens die Sprache der Uebersetzung bestellt ist, möge folgendes Pröbchen (IV. S. 52) lehren:

So gut auch Lyderic im Allgemeinen mit der örtlichen Beschaffenheit der Gewölbe bekannt und mit de Basseuvelt's Charakter vertraut war, so war doch in jenen (Gewölben? !) eine Tiefe von Genie, in diesem von Entschlossenheit, die er noch zu ergründen hatte. (!) Denn das kühne Geschlecht der Häuptlinge, durch welche diese Festung erbaut worden, hatte nach und nach an ihrer Vervollkommnung durch eine Reihe von Aushöhlungen in dem innersten Kerne des Felsens, worauf sie stand, gearbeitet, welche sich schnell zu Gegenminen, von der verwickeltsten Art, benutzten lieſsen, ganz geeignet, diesem letzten Ereignisse zu begegnen, das zwar bisweilen vorhergesehen werden konnte, dessen Zeitpunkt aber bis jetzt noch noch nie eingetreten war.

Aehnlicher Kostbarkeiten giebt es viele, und sie machen die *Grattan*'schen Breiten eben nicht genuſsreicher. — Druck und Papier sind sehr gut.

F.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Cosmar u. Krause: *Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit.* Nach Chroniken und Traditionen herausgegeben von *Alexander Cosmar.* Mit 6 Kupfern. 1831. 160 S. (1 Rthlr. 8 Ggr.)

Eine sehr ansprechende Sammlung artiger Kleinigkeiten, welche theils auf historischem Grunde ruhen, theils aus dem tiefen Meere der Volkssage geschöpft sind. Die Bewohner Berlins aber werden wahrscheinlich noch mehr Interesse an diesen Mittheilungen haben als Entfernte, denen die Lokalität fremd ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

In Nr. 196 u. 197 ist der Titel von „*Becker's deutscher Grammatik*", welcher durch ein Versehen im Manuscript entstellt war, folgender Maſsen zu berichtigen: FRANKFURT a. M., in d. Hermann. Buchh. (G. F. Kettembeil): *Deutsche Grammatik* von Dr. *Karl Ferdinand Becker* u. s. w. Denn Hr. Kettembeil ist der jetzige Besitzer der Hermann'schen Buchhandlung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALBERSTADT, b. Brüggemann: *Briefe von Johann Heinrich Voſs*, nebst erläuternden Beylagen herausgegeben von *Abraham Voſs*. — *Zweyter* Band. 1830. X u. 394 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Ueber den *ersten* Band dieser reichen Briefsammlung, der unstreitig ein Ehrenplatz in unserm Schriftwesen gebührt, haben wir in diesen Blättern, 1830. Jun. Nr. 122. bereits gesprochen. Er führte des Verewigten Jugendleben in einleitender Erzählung zum Theil aus seiner eignen Feder, zum Theil aus der seiner Gattin, und in Briefen an *Kästner*, *Boie*, *Brückner* und seine Verlobte *Ernestine Boie*, durch seinen Aufenthalt in Göttingen und die ersten Monate in Wandsbeck hindurch, bis zum April 1777 an uns vorüber.

Die Anlage des *zweyten* Bandes ist genau dieselbe: voran von *Ernestine Voſs* eine Schilderung ihres ersten häuslichen Zusammenlebens in *Wandsbeck* (Sommer 1777 bis zum Herbst 1778.) und in *Otterndorf*, (Herbst 1778 bis zum Sommer 1782.) angehängt einige Briefe mit *Bürger* gewechselt und die ersten Tage in *Eutin*: diese letztern abgedruckt aus der *Bestätigung* der *Stollberg'schen Umtriebe*: dann 32 Briefe an *Jo. Martin Miller*, den Dichter des Siegwart, von 1774 bis 1810; 41 Briefe an den Capellmeister *Jo. Abr. Peter Schulz*, von 1780 bis 1799; 11 Briefe an *Friedr. Aug. Wolf* von 1789 bis 1803; 62 Briefe an *Gleim*, von 1776 bis 1802: endlich 14 Briefe von einer Reise nach Halberstadt und Weimar im Jahre 1794 an die Seinigen nach Eutin geschrieben.

Von dem erzählenden Abschnitte, *Wandsbeck* und *Otterndorf*, können wir im Allgemeinen nur wiederholen, was wir von einem ähnlichen im *ersten* Bande gesagt haben: wir müssen der Meisterschaft in der Behandlung des Stoffes freudige Bewunderung zollen, und zweifeln daſs unsre Sprache vieles aufzuweisen hat, was der idyllischen Zartheit und Anmuth, zugleich aber auch der Sicherheit, Festigkeit und Klarheit dieser Darstellungen an die Seite gestellt werden könnte. Das Leben in *Wandsbeck*, die ersten Anfänge einer höchst beschränkten Häuslichkeit, ist ein lauterer Spiegel für junge Eheleute, die bey geringem Einkommen sich nicht bloſs redlich und schicklich, sondern auch vergnüglich und fröhlich durchzuhelfen wünschen; der schönste praktische Commentar zu dem leichter gesagten, als ausgeführten Spruche, *man könne bey wenigem froh seyn*, (S. 34.) wenn man seine Welt in sich trägt. (S. 372.) — Durch *Otterndorf* ist der erste Eintritt ins bürgerliche Leben, in den gelehrten Schulstand, bezeichnet: *Voſs* erscheint uns als Muster heiterer Pflichterfüllung, daneben rastlos fortschreitend auf der früh betretenen Bahn Homerischer Forschungen, (vgl. besonders den Brief an *Gleim*, S. 263 fg.) zugleich aber auch als wackrer Bürger und getreuer Nachbar: denn Nachbarschaft galt dort, wie bey Hesiod, höher als Blutsfreundschaft. (S. 48. 73.) Ueberhaupt sind die Eigenthümlichkeiten *des Landes Hadeln* in Natur, Geschichte, Sitten und Gebräuchen, in die uns *Niebuhr* schon im Leben seines Vaters eingeführt hat, mit Sinn als bedeutender Hintergrund benutzt. — Zwischendurch treten einzelne vorzügliche oder sonderbare Männer hervor, die dem heitern Stillleben Bewegung geben, vor allen *Klopstock* und *Claudius*, dann *Lessing*, (S. 43.) *Campe*, (S. 30.) *Basedow*, (S. 39.) der Schweizerische Gascogner *Kaufmann*, (S. 21.) u. a. keiner ohne ergetzliche Proben seiner Persönlichkeit. — Aber auch für das geschichtliche Verständniſs mehrerer Voſs'ischer Gedichte, von denen zwar die Zeit, aber nicht die äuſsere Veranlassung ihres Entstehns bekannt war, finden wir hier erwünschte Beyträge: wir wollen nur auf die unterhaltende Erzählung von der Mystification aufmerksam machen, (S. 33.) der die Idylle *der Abendschmaus* ihren Ursprung verdankt. — Endlich wird uns hier auf die erfreulichste Art gewährt, was wir in der Anzeige des ersten Bandes ungern vermiſsten, *Voſs'ens* Verhältniſs zu seinen Aeltern im reiferen Alter. Sinnvoll hat die Gattin dieſs bis dahin aufgespart, wo sie als junge Frau den Gatten zu seinen Aeltern begleitet, und nun Augenzeugin, ja Theilnehmerin des schönsten häuslichen Vereins wird, wie nur Sitteneinfalt, Reinheit der Herzen und

und lautere Menschlichkeit ihn zu begründen vermochten. (S. 23 fg. 34. 36 fg. 80. vgl. S. 101.) Man sieht wohl, es ist nicht blofs die Homerisch treue Schilderung einzelner Beywerke, was Erinnerungen an das väterliche Haus zum *siebzigsten Geburtstag* beygesteuert haben: es ist eben dieser Geist kindlicher Liebe, der aus Selbsterlebtem, Selbstempfundenem ausströmend, diefs Idyll zu einem der vollendetsten gemacht hat. Kein volles Jahr nach jenem Besuch in Meklenburg starb *Vofs'ens* Vater: seine Mutter zog darauf zum Sohne und verlebte ihre letzten Jahre in seinem Hause.

Wir wenden uns zu den Briefen selbst. — Der der Einleitung beygelegte Schriftwechsel mit *Bürger* ist wenig erfreulich: er betrifft *Bürger's* Herausgabe des Dieterich'schen Musenalmanachs, nachdem *Göckingk* ihn aufgegeben hatte, um sich mit *Vofs* zu dem Bohn'schen zu verbinden. (S. 41.) Leider mufs man gestehn, dafs *Bürger* nicht als Freund, kaum als ehrlicher Mann gehandelt hat: dringende Geldverlegenheiten scheinen ihm zu einer Handlungsweise getrieben zu haben, die seinem bessern Sinne gewifs fremd war.

Desto wohlthätigern Eindruck hinterlassen die Briefe an *Miller*, dem *Vofs* selbst das schöne Zeugnifs giebt, er sey von den Bundesbrüdern einer der rein gebliebenen, (S. 128.) sie beide die letzten Treuen des Bundes am Abende ihres Lebens an Südströmen benachbart! (S. 151.) Diese bundesbrüderliche Treue offenbart sich bey *Vofs* in unbedingter Aufrichtigkeit gegen den milden, oft aber auch wohl zu weichen *Miller*, und umgekehrt bey diesem in der liebevollsten Aufnahme der nicht selten strengen Mahnungen des ernstern Freundes. Denn *Vofs* war in der That *Miller's* poetisches Gewissen, das diesem mitunter hart zusetzte: *Vofs* wollte, scheint es, von *Miller's* ganzer Romanenschriftstellerey nicht viel wissen: dem Siegwart zwar gesteht er wenn auch widerstrebend zu, ein vortreffliches Werk zu seyn, nur zu schnell geschrieben und nicht gerade für die Nachwelt: (S. 95.) aber in den Beyträgen zur Geschichte der Zärtlichkeit gefallen nur noch einzelne Stellen, und von den späteren heifst es geradezu, sie gehören mehr oder weniger zur Ohren-Längerey: ja die Art, wie er in dem Briefwechsel dreyer akademischer Freunde des Bundes und namentlich der *Stollberge* gedenke, sey eine Sünde, die er auf seinem stillen Dörfchen bald selbst erkennen werde. (S. 96. 108.) Mit wie liebevoller Wärme dagegen spricht er von *Miller* als zartem, innigem, gemüthvollem Liedersänger, mit welchem Eifer sucht er ihn zum Bewufstseyn dieses reines bessern, seines wahren Berufs zu fördern, mit welchem Entzücken lauscht er jedes von daher erklingenden Tons! (vgl. S. 93. 110. *„du bist verpflichtet einer unsrer ersten Liederdichter zu werden!“* S. 118.) Und wie schön ist wieder der strenge Tadel, dafs der Freund in Erfindung sowohl als in Sprache und Versbau nachlässig geworden sey, dafs man die freudige helle Darstellung äufserer und innerer Gegenstände zu vermissen anfange, wie herzlich die Mahnung: „Das sag' ich ihm, Meister, keine holprichten Verse, er weifs wohl — sondern hübsch nach der alten Mode von Anno 1773, und ein bifsle nachgedacht, welchen hohen Gegenstand er zu besingen hat." (S. 91. 93. 98. 102.) Wohl dem jungen Dichter, dem ein solcher Freund zur Seite steht, so reines Ohrs, so freyes Mundes. Und jenes Lob und dieser Tadel, hat die Zeit sie nicht schon gerechtfertigt? Von *Miller's* Romanen wird höchstens noch dann und wann der Siegwart durchgeblättert: aber von seinen Liedern tönt manches unvergänglich aus des Volks Munde wieder, und wird dauern, so lange die Deutsche Sprache dauert. — Neben dieser menschlich und literargeschichtlich bedeutenden Seite müssen wir noch auszeichnen, was das Verhältnifs zu *Stollberg* betrifft, besonders S. 111. 123. 135. und *Vofs'ens* ebenso kraftvolle als erfolgreiche Opposition gegen den Wismayr'schen Studienplan für Bayern. (S. 146 fg. 150.) Jetzt steht man dort so ziemlich wieder auf demselben Punkt wo 1805, aber ein *Vofs* fehlt.

Ein vorzüglich heiteres und geselliges Gepräge tragen die Briefe an *Schulz*, der wie *Miller* im Deutschen Liede, in Deutschen Liedermelodien Meister war. Diese Gottesgabe hatte beide schon Jahre vorher brieflich befreundet, ehe persönliches Bekanntwerden vollendend hinzutrat. So ist denn auch neben den Ergüssen der innigsten Seelenfreundschaft, die kein Mifsverständnifs, kein Erkalten störte, der Hauptgegenstand dieser Briefe die Ton- und Gesangeskunst, besonders der Briefe aus früherer Zeit, 1780—1794, so lange *Schulz* noch in ungeschwächter Kraft thätig war. Wir begegnen auch hier manchem tief gedachten Worte über Wesen und Bestimmung der Musik, z. B. S. 162, über den tonkünstlerischen Charakter seines Freundes im Allgemeinen, S. 159. 180, über die Eigenthümlichkeiten vieler seiner Compositionen insbesondre, S. 166. 171. 177. 181. 185, auch über *Händel, Reichardt* und *Forkel*, S. 163, aber *Schulz* bleibt der Lieblingssänger, und wohl verdient hat er den freudigen Zuruf: *„Sie sind der wahre Volkssänger."* S. 169. Möchten *Vofs'ens* Aeufserungen dazu beytragen, dafs die vor Modetand fast vergessenen Weisen dieses Meisters wieder lebendiger würden unter uns!

Nicht derselbe Geist aufrichtiges Vertrauens, der sonst die *Vofs'ischen* Briefe so höchst anziehend macht, hat uns aus denen an *Friedr. Aug. Wolf* anmuthen wollen: es ist etwas Gemachtes, Förmliches, ja Gezwungenes in ihnen, das doppelt auffällt unter den übrigen dieses Bandes. *Vofs* wünscht offenbar ein trauliches Verhältnifs zu einem Manne, dessen wissenschaftliche Gröfse er anerkennt und verehrt, S. 220. 227. 231 fg. 249. Aber diese beiden Naturen waren einander zu fremdartig um sich zusammenzufinden: der Ernst der Forschung, die Gediegenheit des Wissens sollten an die Stelle des menschlich Guten und Wahren treten: darin aber konnte

konnte Voss keine Befriedigung finden: kein Wunder also, wenn diese Briefe schon mit 1803 aufhören, länger als 20 Jahre vor *Wolf's* Tode, wenn in beider letzten Lebensjahren Feindseligkeiten ausbrechen, die man selbst unter Jüngern nur mit Bedauern gewahren würde. Wo daher Gegenstände der Wissenschaft verhandelt werden, wie S. 230. über Homer's Einheit, S. 233. über Hexameter in Prosa, S. 245. über eine Aenderung in Iliad. XIII, 707. vgl. S. 247. vermifst man nichts: sind es aber Gegenstände des Lebens, so fühlt man sich aufs unbehaglichste angeregt. Dazu kommt noch Eins, *Voss'ens* feindliche Stimmung gegen *Heyne*, von deren Anklängen fast keine Seite rein geblieben ist. Es sey ferne, hier wieder aufzustören, worüber sich ein glückliches Vergessen zu verbreiten begonnen hat. Dafs *Voss* aber, wenn auch schwer gereizt, nicht ohne Leidenschaft verfuhr, dafs er überall die schwärzeste Ansicht auffafste, ja dafs er es nicht verschmähte, *Wolf* noch mehr, als er es schon war, gegen *Heyne* aufzureizen, (S. 221. 227. 236. 242.) das geht aus diesen Briefen unwidersprechlich hervor, und ist ihres Vfs nicht würdig: noch weniger erkennt man den sonst so gradsinnigen Mann in Hinterbringung dessen wieder, was *Schneider* gegen *Wolf* in Leipzig ausgeschwatzt haben *soll!* S. 236. 238. — Wahrscheinlich ist Rec. nicht der einzige, der die Briefe an *Wolf* gern gemifst hätte: auf jeden Fall wäre es dem Herausgeber Pflicht der Ehrerbietung gegen den Vater gewesen, Stellen, wie die letztbezeichneten, stillschweigend zu unterdrücken.

Alles was wir in den Briefen an *Wolf* vermifst haben, finden wir in reichstem Maafse in denen an „*den Altvater Gleim*", „*den ewigen Jüngling*", wieder, trauliche Offenheit und ein dem ganzen Leben in Liebe zugewandter Blick: denn finden sich auch einzelne Beziehungen auf *Heyne*, wie S. 309, so sind sie doch ohne Absichtlichkeit und enden in harmlosen Scherz. *Gleim's* unendliche, unerschöpfliche Herzensgüte erscheint in wahrer Verherrlichung, und *Voss'ens* Pietät gegen den Ehrwürdigen giebt das angemessenste Gegenbild. Darum ist *Voss* an keinen seiner Freunde mittheilender über sein innerstes Leben, über seine schriftstellerischen Entwürfe, über das Fortschreiten begonnener Werke, insbesondre über den Gang der Homerischen Studien, und wiederum zeigt sich die zärtlichste Sorge für *Gleim's* wohlerworbenen Dichterruhm, den er dadurch für alle Zukunft begründen soll, dafs er selbst seine Werke sammelt: „*sonst sammelt ein Unberufener.*" S. 344. Der Herausgeber fügt erklärend hinzu: „Nämlich *Wilh. Körte.* S. dessen Ausgabe von *Gleim's* sämmtlichen Werken in 8 Bden. 1811." Möge derselbe sich bey seines Schwiegervaters Werken berufener zeigen als bey denen des Grofsoheims! — Diese Briefe an *Gleim* erstrecken sich über ein volles Vierteljahrhundert: nur von 1783 bis 1786 bemerken wir eine Lücke, die aber wohl nur aus zufälliger mangelhafter Aufbewahrung der hieher gehörigen Briefe entstanden seyn kann.

Besonders heben wir aus ihnen noch die Erwähnung zweyer Werke hervor, mit denen *Voss* längere Zeit ernstlich beschäftigt gewesen zu seyn scheint, im Jahre 1797 mit einem erklärenden Register zum Ovid, S. 339. 341. und im Jahre 1798 mit einer Bearbeitung des *Culex*, „*den ich aus unendlichen Schreibfehlern wieder herzustellen mir einbilde.*" S. 345. Möge vor allem die letztere Arbeit aufbewahrt seyn: möge sie dann einem Gelehrten wie *Sillig* übergeben werden, der seinen Beruf dazu erst kürzlich durch die Bearbeitung der kleinern Virgilischen Gedichte auf eine ausgezeichnete Weise bekundet hat.

Zuletzt die Reisebriefe an *Ernestine* mit mehrern Nachschriften von *Gleim:* jene eben so anziehend durch liebevolle Innigkeit des Tons wie durch die bedeutenden Personen, zu denen wir versetzt werden, in Halberstadt um *Gleim* als würdiges Haupt, *Schmidt, Fischer, Matthisson,* in Weimar neben einander *Wieland, Herder, Göthe,* zwischen beiden Gruppen in der Mitte *Voss,* allen geistesverwandt und unabhängig von allen.

Die Anmerkungen, besonders ergiebig zu den Briefen an *Gleim,* bieten auch diefsmal manche schätzenswerthe Notiz, doch könnte man sie über Literarisches mitunter noch reicher wünschen. So werden es jetzt nicht viele mehr wissen, dafs der S. 108. getadelte Roman *Miller's* der Briefwechsel dreyer akad. Freunde ist: auch über *Klopstock's* siebenjährigen Krieg S. 115 und 288 wüfste man gern etwas genaueres, da *Archenholz,* Minerva, 1803. Apr. S. 117 und *Heinr. Döring* in Klopstock's Leben, S. 247. wenig genügen. Zu S. 221. eine Schrift gegen *Heyne* betreffend, hätte wenigstens auf die Anmerkung zu S. 295 verwiesen werden sollen. Dafs die kleine Rhapsodin und die kleine Holländerin, (S. 225. 246.) eine und dieselbe Person, *Wolf's* zweyte Tochter, jetzt Frau *Körte* sey, die als Kind Homerische Rhapsodien mit besondrer Anmuth vorzutragen verstanden und später ihren Vater auf seiner Reise nach Holland zu *Ruhnken* begleitet hatte, möchte ebenfalls jetzt den Meisten, die nicht zu Anfang dieses Jahrhunderts in Halle studirt haben, schon unbekannt seyn. Die S. 228 angedeutete Schrift von *Vater* bezieht sich auf seine von *Wolf* eingeführten *animadv. et lect. in Aristot. rhetor.* 1794. —

Doch genug für diefsmal. Wir schliefsen mit der gewifs Vielen erwünschten Kunde, dafs diese Briefsammlung und vielleicht auch die Mittheilungen von *Ernestine Voss* fortgesetzt werden. (S. 66.)

Fr. Passow.

GE-

GESCHICHTE.

Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Antiquitates Saynenses, a Jo. Phil. de Reiffenberg anno MDCLXXXIV collectae.* Zum Erstenmale im Urtexte des Original-Manuscripts herausgegeben, mit einer Einleitung, kurzen Bemerkungen und einer lithographirten Abbildung. 1830. XVIII u. 122 S. 8. (18 gGr.)

Es ist zwar an sich immer ein löbliches Bestreben, die Resultate der Untersuchungen früherer Geschichtforscher im Andenken zu erhalten, und aus der Verborgenheit wieder hervorzurufen; und so wollen wir auch die Herausgabe dieses Werkchens durchaus nicht als verdienstlos bezeichnen; nur scheint ihm der Herausgeber selbst doch einen etwas zu hohen Werth beyzulegen, den wir ihm, wenigstens für eine wesentliche Bereicherung unserer heutigen Geschichtkenntnifs, nicht ohne Einschränkung zugestehen können. Der Vf. der vorliegenden Saynischen Alterthümer war *Joh. Philipp* Freyherr *v. Reiffenberg*, der Letzte seines alten Geschlechts, da sein Sohn *Philipp Ludwig*, gewesener Kurmainzischer Vicedom zu Erfurt lange vor ihm, und zwar im Gefängnisse starb, das er durch staatsverrätherische Plane und Handlungen sich zugezogen hatte. Er selbst, der Vater, war Kur-Trier'scher Geheimer Rath, lebte aber mehrentheils auf seinem ansehnlichen Schlosse zu Sayn, zwey Stunden unterhalb Coblenz, trat zuletzt in den Jesuiten-Orden, und starb 1722, in hohem Alter. Sein Aufenthalt auf dem Schlosse Sayn gab ihm, einem Freunde geschichtlicher Forschung, Gelegenheit, die umliegende, in historischer Hinsicht so wichtige Gegend zu untersuchen, und als Resultat dieser Untersuchungen schrieb er, um 1684, die vorliegenden *Antiquitates Saynenses*, die in mehreren Abschriften verbreitet, auch von früheren Geschichtschreibern, z. B. *Hontheim*, benutzt, bisher aber noch nie gedruckt wurden. Sie zerfallen in 4 Kapitel; I. *Sayna*. II. *Cunostein-Engers.* III. *Riol sive Rigodulum ad Rhenum.* IV. *Paroecia Heimbacensis.* Den Inhalt bilden, neben andern Untersuchungen über die geschichtlichen Anfänge der genannten, und mit ihnen zunächst in Verbindung stehenden Orte, vorzüglich umständliche und sorgfältige Darstellungen der in diesem Bezirke vorhandenen Alterthümer aus der Römerzeit und aus früheren Perioden des deutschen Mittelalters; und die Nachrichten des Vfs sind interessant und lehrreich, wo er aus eigner Lokalkenntnifs spricht; wiewohl jetzt, nachdem jene Gegend viel genauer untersucht ist, auch sie grofsentheils als veraltet erscheinen müssen. Seine historischen Combinationen aber, und besonders seine etymologischen Speculationen, sind selten glücklich. Auszeichnenswerth ist es jedoch, dafs die, in neuern Zeiten vielfach besprochene Behauptung, dafs Cäsar's zweyter Rheinübergang bey Engers erfolgt sey, von *R.* schon aufgestellt und mit Gründen unterstützt worden ist. Für die Geschichte der Alterthumsforschung in den Rheingegenden ist der Werth des Reiffenberg'schen Werkchens am erheblichsten. Von dieser Seite möchte daher auch seine Bekanntmachung durch den Druck am sichersten zu rechtfertigen seyn. Die von dem ungenannten Herausgeber beygefügten, kurzen Anmerkungen, geben theils histor. und literarische Nachweisungen zu einzelnen Stellen des Textes, theils Andeutungen, um *R's* Angaben mit den Resultaten neuerer Forschungen in Zusammenhang zu bringen. Einzelnes hervorzuheben versagen wir uns, um die Anzeige nicht aufser Verhältnifs mit dem Umfange des Buches zu erweitern.

SCHÖNE LITERATUR.

Braunschweig, im Verlags-Compt: *Novellen, Erzählungen und Reise-Skizzen* von *Henriette v. Montenglaut*, geb. *v. Cronstein.* — *Zwey* Bände. 1830. 271 u. 292 S. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

Die Vfn. hat, wie viele Novellen-Schreiber und Schreiberinnen, eine ziemlich unklare Idee von dem Wesen der Novelle; ihre Erzählungen entbehren der Bedeutsamkeit des Gedankens und der Einfachheit der Darstellung, welche dieser Dichtart eigenthümlich ist und ihre Reiseskizzen sind ohne Geist, ohne Frische und Leben. Die „Convenienzheirath" ist ohne alles höhere Interesse: für den denkenden Leser möchte die Theilnahme an den Hauptpersonen erst da erwachen, wo die Novelle schliefst. — „Rosa ohne Dorn" — *vive la bagatelle!* — Die historischen Darstellungen sind gut *geschrieben*, diefs ist das einzige Verdienst der Vfn. dabey. Was die Reise-Skizzen betrifft, so hat die neuere Literatur der Deutschen, Engländer und Franzosen so viel Originelles, Geistreiches und Gediegenes in diesem Fache aufzuweisen, dafs man nicht begreift, wie eine so belesene Dame, wie unsere Vfn., sich mit ihrer leblosen und farblosen Prosa in dieses Gebiet wagen konnte. Sie belehrt nicht, denn dazu mangelt es ihr an reellen Kenntnissen und an der Gabe einer gründlichen Erforschung und Durchdringung der Gegenstände; sie unterhält nicht, denn sie weifs dem Gewöhnlichen keine neue Seite abzugewinnen, das Anziehende nicht geistreich und lebendig vor das innere Auge zu bringen, noch das richtig Erfafste in ein passendes Gewand zu kleiden. Wir sind der Ueberzeugung, dafs die Vfn. für das leichtgehaltene Drama mehr Talent hat, als für Darstellungen, wie die angezeigten Bändchen sie darbieten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1831.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Stuttgart, b. Cotta, u. Paris: *Reisen und Untersuchungen in Griechenland*, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckter Denkmäler Griechischen Stils, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art von Pausanias bis auf unsere Zeiten, von Dr. *P. O. Bröndsted.* — *Zweytes* Buch. 1830. XXII u. 130—320 S. kl. Fol. mit vielen Kpfrn. (10 Rthlr. 16 gGr.)

Wenn Rec. das erste Buch dieses Werks gleich nach seinem Erscheinen in diesen Blättern 1827. Nr. 18 und 19 als eine wahre Bereicherung der Archäologie willkommen nannte, so bewährt sich dasselbe Urtheil bey vorliegender, den Herren *Thorwaldsen* und *Cockerell* gewidmeten Fortsetzung um so mehr, als die in demselben enthaltenen Untersuchungen unstreitig den Charakter einer noch sorgfältigern Behandlung und eines noch reifern, durch die vielseitigsten Kenntnisse unterstützten Urtheils an sich tragen. Ueber die äufsere Einrichtung wie über die innere Eigenthümlichkeit braucht hier um so weniger etwas bemerkt zu werden, als darüber bereits in der Anzeige des ersten Buchs, dem das zweyte hierin vollkommen entspricht, gesprochen worden: es wird die Versicherung genügen, dafs die trefflichen Eigenschaften, die Hr. *Bröndsted* früher bereits als Archäolog beurkundet hat, sich hier vielleicht in einem noch höhern Grade bewährt finden. Rec. gesteht offen und dankbar, dafs ihm das Studium irgend einer neuern Schrift nicht leicht in gleichem Maafse eine so reichliche Belehrung wie die vorliegende verschafft habe, und er darf nicht verschweigen, dafs der wirkliche Enthusiasmus, mit welchem der Vf. seinen Gegenstand umfafst, und die Lebendigkeit der Darstellung, die alle Partieen durchdringt, ihm das innigste Vergnügen gewährt, und ihn mit wahrhafter Verehrung gegen Hn *Br.* erfüllt habe. — Hr. *Br.* hat in diesem Buche die Ordnung verlassen, in welcher er laut eines früher verbreiteten Prospectus über den Inhalt des ganzen Werks und der einzelnen Bücher desselben die Materien hinter einander folgen zu lassen beabsichtigte, und wählt zum Hauptgegenstande dieses Buchs den Athenischen Parthenon, aus Gründen, die in der Vorrede S. IX angegeben werden. Die Resultate seiner über die Sculpturen desselben angestellten Untersuchungen rechtfertigen vollkommen die Wichtigkeit, welche Hr. *Br.* diesem Denkmale antiker Pracht und Kunst beylegt, indem er sich also (S. 165) darüber ausspricht: „Jedweder Mensch, der den Parthenon recht gesehen und zu begreifen sich bestrebt hat, wird von dem Gefühle durchdrungen seyn, dafs dieses Werk zu den edelsten Schöpfungen des menschlichen Geistes gehört, und dafs es, selbst in seinem jetzigen Zustande, als eine der vorzüglichsten Zierden unseres Geschlechts betrachtet werden mufs." Dasselbe als solches anzuerkennen, reicht die Betrachtung des rein Architektonischen allein, so vortrefflich dieses auch immer seyn mag, nicht hin, und Hr. *Br.*, welcher der Untersuchung dieses Theils mit Recht weniger Aufmerksamkeit widmet, zumal da durch die Bemühungen früherer Reisenden die architektonischen Verhältnisse des Tempels bereits in das genaueste Licht gestellt worden, schlägt einen andern Weg ein, indem er durch Erklärung der an dem Parthenon befindlichen Sculpturen versucht uns dasselbe als „einen Inbegriff und eine bildliche Darstellung der eigentlichsten attischen Religion und des attischen Lebens" vorzuführen, welche grofse Aufgabe der Vf. in der That auf eine so befriedigende Weise gelöst hat, dafs man sagen kann, das eigentliche Verständnifs dieses merkwürdigen Denkmals einer grofsen Vorzeit in allen seinen individuellen Beziehungen sey trotz so mancher früherer Bemühungen doch jetzt erst vollkommen aufgeschlossen worden. In welchem Grade dieses dem Vf. gelungen sey, wird Rec. in einer, so weit es hier angeht, ausführlichen Auseinandersetzung des Inhalts dieses *zweyten* Buchs anschaulich zu machen suchen, bemerkt aber noch vorläufig, dafs die Erklärung der Sculpturen mit diesem Buche noch nicht geschlossen ist, sondern in dem folgenden *dritten* wieder aufgenommen werden soll. Einiges, was noch erst folgen soll, namentlich die Erklärung der Sculpturen in den beiden Giebelfeldern, in welchem Hr. *Br.* die beiden Hauptdogmen Attica's, die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, und ihre Besitznehmung des attischen Landes, dargestellt annimmt, wird jedoch bereits in der Vorrede S. XI angedeutet, und kann einstweilen, bis der *dritte* Band die ausführliche Darlegung dieser bildlichen Darstellungen liefern wird (vgl. S. 238. 239), der Beachtung anempfohlen werden.

Jede eindringendere Untersuchung über den Parthenon mufs zunächst von der Architektur ausgehen, und Rec. findet es daher sehr passend, dafs der Vf. in einer Einleitung, welche dem speciellern Theile über den Parthenon selbst vorausgeschickt wird,

wird, seine Ansichten über griechische Baukunst und zunächst über den Charakter der dorischen Gattung ausführlich ausspricht. Er erklärt sich mit Recht in dem *ersten* Abschnitt für die Meinung, nach welcher die eigenthümliche Einrichtung griechischer Tempel von der Construction in Holz hergeleitet wird, und führt unter andern als Beweis derselben mehrere Beyspiele der ältesten wirklich in Holz erbaueten Tempel an (S. 136). Diese Ansicht ist, wenn man die Entstehung der einzelnen Bauglieder, aus welchen ein griechischer Tempel zusammengesetzt ist, betrachtet, so einleuchtend und mit den Zeugnissen der Alten so übereinstimmend, dafs es Wunder nehmen muſs, wenn noch neuerdings diese Entstehungsart in Zweifel gezogen wurde. Gelegentlich behandelt Hr. *Br.* S. 137 eine sehr dunkle und viel besprochene Stelle des Vitruv IV, 2: *Ita divisiones tignorum tectae triglyphorum dispositione intertignium et opam habere in doricis operibus coeperunt*, wo er höchst glücklich und gewifs unbezweifelbar richtig *metopam* in der falschen Lesart *et opam* entdeckt. Dieses *metopam* jedoch als Opposition zu *intertignium* zu fassen, hält Rec. für unpassend und Vitruv's Stile nicht angemessen; vielmehr hält er es, wie auch Hr. *Br.* vorgeschlagen, für eine Randglosse, was um so wahrscheinlicher wird, als Vitruv durch seine weiter unten folgenden Worte: *quod inter duas opas est intertignium, id metopa apud eos nominatum* zu dieser Verfälschung des Textes selbst die Veranlassung gegeben haben mag.

In dem *zweyten* Abschnitt (S. 139) wird ausführlicher die eigentliche „Ausbildung und Verzierung des dorischen Frieses" entwickelt und ein gewissermaſsen vierfaches Fortschreiten desselben in seiner Ausbildung der Zeit nach nachgewiesen: „1) Hölzerne Tempel ohne Fries, mit weit über dem Architraven und den Steinmauern hervorragenden Balken- und Sparrenköpfen — ein Motiv, welches in der hetrurischen Bauart beybehalten und in der sogenannten toskanischen Ordnung anschaulich ist; 2) hölzerne oder steinerne Tempel mit senkrecht über dem Architraven abgestutzten und mit Triglyphen bedeckten Balkenköpfen, deren regelmäſsige Zwischenräume offen gelassen waren *); 3) steinerne oder marmorne Tempel mit ausgemauerten Zwischenräumen (Mittelflächen von Stein oder Marmor: *intertignia* oder Metopen) zwischen den Triglyphen; 4) steinerne oder marmorne Tempel mit bemalten und sculpturverzierten Metopen." Nachdem noch ein sehr schwieriger Punkt der alten Baukunst, die Vertheilung der Triglyphen, zur Klarheit gebracht worden, geht Hr. *Br.* im folgenden Abschnitt zur Malerey der Sculpturen am Friese über, einem Gegenstande, von welchem *Winckelmann* noch nichts ahndete, und welcher erst in neuerer Zeit zu unserer Kenntniſs gekommen, um so wichtiger ist, als es jetzt als gewiſs angenommen werden kann, daſs es im Griechenlande keinen einzigen, mit Fleiſs und Aufwande ausgebaueten Tempel gab, der nicht mehr oder weniger vielfarbig, das heiſst auf solche Weise angestrichen war, daſs man dem Eindrucke und dem reichen Aussehen des Ganzen durch harmonische Bemalung symmetrischer Theile, besonders der obern Bauglieder, nachgeholfen hatte." Hr. *Br.* faſst die Resultate seiner darüber angestellten Untersuchungen folgendermaaſsen zusammen (S. 145): „Die Anwendung der Farbe in der Architekturverzierung der griechischen Tempel war dreyfacher Art; theils erschien die Farbe an sich und ohne Täuschungszweck, um die eigentliche Architektur selbst zu begünstigen, — um alles Symmetrische herauszuheben und sogleich dem Anblicke und dem Verstande des Anschauers näher zu rücken, überhaupt um die Wirkung des Ganzen durch heitere und klare Erscheinung seiner Theile zu erhöhen, wobey der materielle Nutzen des Anstrichs, ein oft poröses und aderiges Material vor Verwitterung zu bewahren, nicht unbeachtet bleiben darf; theils erschien aber auch die Farbe an gewissen Baugliedern mit einem Zwecke der Täuschung, das heiſst, in der That als Malerey, und um an einem ganz flachen Grunde die Wirkung von Licht und Schatten, von Erhoben und Vertieft hervorzubringen, folglich als wirklich gemalte, mehrfarbige Verzierung und zugleich als Stellvertreter der architektonischen Sculptur; endlich kündigt sich die Farbenanwendung an jenen groſsen Denkmälern als plastisches Hülfsmittel an, wenn wirkliche und für einen eigenen Zweck berechnete, aber mit der Architectur für einen höhern Zweck verbundene Bildwerke (wie z. B. groſse Gruppen in den Giebelfeldern) sorgfältig ausgemalt erscheinen." Aus der weitern Betrachtung dieser einzelnen, in der Ausführung oft innig mit einander verbundenen Arten der Farbenanwendung heben wir nur Folgendes aus: Es bestätigt sich an den meisten altdorischen Tempeln Griechenlands und Siciliens Vitruv's Angabe, daſs die Farbe der Triglyphen himmelblau (*cera caerulea*) war; die Metopen scheinen fast immer einen röthlichen Anstrich gehabt zu haben (S. 147). Ferner nicht sämmtliche Metopen eines Tempels waren immer mit Sculpturen verziert, zuweilen nur die am Pronaos und am Posticum befindlichen, so daſs die übrigen glatt blieben und, was eine sehr wahrscheinliche Vermuthung ist, mittelst Farben ihre Verzierung erhielten. Von der dritten Gattung der Farbenanwendung spricht hier Hr. *Br.* noch nicht. Uebrigens über die Vielfarbigkeit und Malerey

*) Ueber diese in der ältesten Zeit offen gelassenen Räume, die später ausgemauerten Metopen, spricht Hr. *Bröndsted* in einer lesenswerthen Anmerk. S. 138 ausführlich. Gern hätte Rec. bey dieser Gelegenheit die Ansicht *Bröndsted's* über die immer noch nicht hinlänglich aufgehellten Worte *σιδήρια ἐξ ὀπῆς* einer Inschrift (*Müller Aeginet.* S. 160) vernommen, worüber neulich *Raoul-Rochette* gesprochen: *Supplément au 3 cahier des annales de l'institut de correspondence archéologique.* S. 421.

rey der Tempelsculpturen sind noch mehrere treffende Bemerkungen in der Vorrede S. XVI fg. zu vergleichen.

Im *vierten* Abschnitt (S. 154) wird die Entstehung und Form des dreyeckigen Giebels betrachtet und richtig aus der Beschaffenheit des ersten Materials (des Holzes) und der daraus nothwendig entstehenden schrägen Eindachung hergeleitet. Eben so richtig und natürlich wird der griechische Name des Giebels, *ἀετός, ἀέτωμα*, nach Beseitigung mancher davon aufgestellter Erklärungen, aus der Aehnlichkeit eines mit ausgebreiteten Flügeln schwebenden Adlers erklärt: hierbey durfte jedoch nicht unangeführt bleiben, was früher *Böttiger* in seiner Amalthea I. S. 71—74 über denselben Gegenstand nicht minder gründlich für dieselbe Ansicht geltend gemacht hatte. Unter den Stellen der alten Grammatiker, welche eine Erklärung dieses Worts geben, war nicht zu übersehen der gelehrte Bischof Photios *Quaest. Amphiloch.* 24 *in Maii Collect. nov. Vatican. script. vett.* T. I. p. 250, wo mehrere Erklärungen der Alten, und darunter auch die von Hr. *Br.* gebilligte angeführt werden. Nachdem ferner der Grund, warum der Gebrauch der Giebel fast zum ausschliesslichen Eigenthum der Tempel geworden, und die architektonischen Verhältnifsregeln eines dorischen Giebels auseinandergesetzt worden, vergleicht Hr. *Br.* einen solchen Giebel S. 158 sehr passend mit einem breiten und tiefen Rahmen, welcher einen Raum umschliefse, der von selbst zu gröfseren, der Localität des Tempels oder dem Cultus der Gottheit entsprechenden, Verzierungen aufgefordert habe: ja dieser Rahmen oder Einfassung sey selbst noch verziert worden; wie z. B. durch aufgesetzte Figuren, *ἀκρωτήρια*, über welche ausführlich S. 159 in einer Anmerkung gehandelt wird. In Bezug auf die anzubringenden Verzierungen innerhalb des Giebelfeldes wird bemerkt, dafs sich aus unsern Nachrichten und bisherigen Entdeckungen mit Sicherheit herausstelle, „erstens dafs es in Griechenland keinen grofsen mit Sorgfalt und Aufwand ausgeführten Tempel (wenigstens gewifs keinen hexastilen oder octostilen Peripteros) gab, dessen Giebelfelder nicht mit gruppirten Bildwerken ausgeschmückt waren; zweytens dafs die grofsen Gruppen der Giebelfelder, wenn Sculpturwerke, immer freystehende (ganz runde) Figuren, entweder geschlungene (geschweifte, in einander gruppirte) oder einzeln aufgestellte Figuren, nicht halberhobener Arbeit waren." S. 164: „Drittens waren die Giebelsculpturen der gröfseren Tempel — immer polychrom, d. h. mehr oder weniger farbig angestrichen und gemalt." Es wird hierbey ausführlich der *σκολιὰ ἔργα* gedacht, worauf wir unten zurückkommen werden.

Unter allen noch übrigen Denkmälern des griechischen Alterthums ist der Parthenon das vorzüglichste Beyspiel dieser dorischen Tempelgattung, und darum der gröfsten Aufmerksamkeit werth. Da die rein architektonischen Verhältnisse desselben durch die Untersuchungen mancher Gelehrten ziemlich deutlich ins Licht gestellt sind, so bleibt eigentlich nur noch die Untersuchung der „historischen und religiösen Motive, aus welchen dieses attische Nationaldenkmal entstand," übrig, und die Erkenntnifs derselben kann allerdings nicht besser als durch „eine klare Einsicht in die Beschaffenheit und die Bedeutung der Sculpturwerke" gewonnen werden. Von dieser Seite her den Parthenon zu betrachten, ist die eigentliche Aufgabe, die sich der Vf. gestellt, und unseres Bedünkens nach über alle Erwartung glücklich gelöst hat. Aufser allem eigentlich architektonischen Schmucke hatte der Parthenon folgende vier Reihen von Sculpturverzierungen, die hier vorzüglich in Betracht kommen (S. 165): Die erste Reihe umfafst die Bildwerke aller Zwischenfelder des äufseren Frieses über dem Peristyl, im Ganzen 92 Metopen, die alle mit etwa vier Fufs hohen Figuren in sehr erhobener Arbeit geschmückt waren. „Die zweyte Reihe bestand aus Gruppen von etwa vier und zwanzig, mehr oder weniger kolossalen, ganz frey gearbeiteten Figuren, welche sich im östlichen Giebelfelde befanden und die Geburt der Athene vorstellten." „Die dritte Reihe enthielt etwa vier oder fünf und zwanzig, gleichfalls mehr oder weniger kolossale und frey stehende Figuren. Sie stellten den Sieg der Athene über Poseidon vor und befanden sich im westlichen Giebelfelde des Tempels" (S. 166 *). „Die vierte grofse Reihe der Sculpturverzierungen gehörte dem eigentlichen *σηκός* (der *Cella*) an, und bestand in einem, den obern Theil der ganzen Cella auswendig umlaufenden Friese von flach gehaltenen Bildwerken, welche bey einer Höhe von 3 Fufs 4 Zoll und einer Länge von etwa 480 Fufs über 820 Figuren enthielten, deren mannigfaltige Gruppen den feyerlichen Zug zum Parthenon am grofsen, alle fünf Jahre wiederkehrenden Panathenäerfeste vorstellten" (S. 168).

Ehe zur nähern Betrachtung dieser Sculpturreihen als des Hauptthema's dieses ganzen Buchs übergegangen wird, führt uns Hr. *Br.* in einem *fünften* und letzten Abschnitt dieser Einleitung (S. 171) zwey antike Köpfe aus der Königlichen Sammlung der Antiken in Kopenhagen vor, in welchen er Bruchstücke aus einer Bildergruppe vom Parthenon unbezweifelbar richtig wiedererkennt. Das eine besteht in dem Kopfe eines jungen bartlosen, das andere in dem eines bärtigen ältern Mannes, der den rechten Arm über das Haupt hält, und auf einen Kentaur schliefsen läfst. Nach Hn *Brs* sehr wahrschein-

*) Zu den Schriften, welche die Erklärung der in diesen beiden Giebelfeldern enthaltenen grofsen Compositionen beabsichtigen und welche S. 168 vollständig namhaft gemacht werden, ist jetzt noch eine Abhandlung *K. O. Müller's* im der deutschen Bearbeitung des *Stuart*'schen Werks Th. II fg. hinzu zu zählen.

scheinlicher Vermuthung gehörten beide Bruchstücke zur achten Metope. Vgl. S. 203. Namentlich derjenige Kopf, welcher einen Kentaur vorstellt, war nicht zu verkennen, und Rec. kann von sich anführen, dafs er, als er zum erstenmale die sehr gelungen ausgeführte Abbildung (Taf. XLIII) betrachtete, sogleich das Urtheil fällte, es habe dieser Kopf einem der Kentauren von den Metopen des Parthenon angehört. „Ohne genauere historische Kunde," sagt der Vf. S. 178 sehr wahr, „würde aber eine blofs durch die Aehnlichkeit entstandene Vermuthung keinen weitern Werth gehabt haben; denn ein Gefühl des Wahren ist noch lange kein Beweis desselben." Diesen Mangel der Beweisführung weifs der Vf. mittelst einer Untersuchung der die Entdeckung dieser beiden Monumente betreffenden Nachrichten so geschickt zu ergänzen, dafs der Beweis seiner Behauptung als vollständig geführt angesehen werden kann. Diese Erörterung veranlafst Hn. *Br.*, eine auf geschichtliche Zeugnisse gegründete Erzählung der Venetianischen Expedition gegen die Türken nach Griechenland unter Anführung des schwedischen Grafen Königsmark und namentlich nähere Nachrichten von dem Bombardement der Akropolis zu Athen, wodurch der bis dahin noch ziemlich erhaltene Parthenon zerstört wurde, einzustreuen.

Mit dem *sechsten* Abschnitt (S. 191), welcher die besondere Ueberschrift führt: *der Parthenon auf der Burg von Athen in seinen archäologischen und historischen Beziehungen*, beginnt das eigentliche Thema dieses Bandes, und es wird zuerst *die erste Reihe der äufsern Bildwerke* betrachtet, d. h. die Darstellungen in den 92 Metopen. Hr. *Br.* beseitigt zuerst den allgemein verbreiteten Irrthum über den angeblichen Inhalt der Darstellung auf diesen Metopen, welcher, wie man meinte und auch neuerdings aus den sechszehn in den Museen von London und Paris befindlichen Metopen noch schliefsen zu müssen glaubte, sich nur auf Kentaurenkämpfe bezogen habe, eine Art der Darstellung, die durch die nothwendige Wiederholung der Gegenstände allerdings monoton und für den Beschauer ermüdend hätte gewesen seyn müssen, und bemerkt richtig, dafs der Umfang der Darstellungen auf den Metopen nur mit Hülfe der von *Carrey* vor der verderblichen Explosion im J. 1687 angefertigten und in Paris im Königl. *Cabinet d'estampes* aufbewahrten Zeichnungen, deren Beschaffenheit und Werth oben S. 166 fg. ausführlich bereits besprochen worden, ausgemittelt werden könne: durch welche Zusammenstellung sich freylich ein ganz anderes Resultat herausstelle. Es kann jedoch bemerkt werden, dafs schon im J. 1806 *Böttiger* Andeutungen zu seinen Vorlesungen über Archäologie S. 74 sagte, dafs *wenigstens* auf den Metopen der Südseite des Parthenon die Kentauromachie vorgestellt gewesen sey. Es wird ferner noch im Voraus bemerkt, dafs, wenn die ästhetische Wirkung der durch Lord *Elgin's* Bemühung oder „Dilapidation" des Parthenons (es gereicht der deutschen Sprache zur Ehre, dafs Hr. *Br.* gesteht, in derselben für *Elgin's* Frevelthat keinen entsprechenden Ausdruck gefunden zu haben) nach London gekommenen funfzehn Metopen nicht bedeutend erscheine, dieses lediglich seinen Grund in der Aufstellung von Bildwerken in einem Museum habe, welche ihrer ganzen Ausführung nach eben nur für die Stelle berechnet waren, die sie zwischen den Triglyphen des Parthenons ehemals einnahmen.

Vom *siebenten* Abschnitt (S. 198) an werden nun die einzelnen Metopen, so weit wir sie noch selbst, oder wenigstens Zeichnungen davon übrig haben, oder durch sonstige Nachrichten und auch Induction auf den Inhalt ihrer Vorstellungen schliefsen können, durchgegangen, um durch die vorläufige Erkenntnifs des Einzelnen das richtige Verständnifs der ganzen Metopologie am Parthenon in seinen historischen und religiösen Beziehungen vorzubereiten. Jede Metope wird, wobey von der südlichen Seite des Parthenon angefangen wird, als von welcher Seite sich noch die meisten Ueberreste erhalten haben, einzeln genau beschrieben, nach ihrer wahrscheinlich ehemaligen Composition, jetzigem Zustande und Beschaffenheit, rücksichtlich des dargestellten Gegenstandes erklärt, und zugleich durch Abbildungen versinnlicht. Die in diesem Abschnitt enthaltenen zwölf ersten Metopen stellen sämmtlich Scenen aus der Kentauromachie dar und bieten in Bezug auf ihre Erklärung weniger Schwierigkeit dar, als die in den folgenden Abschnitten beschriebenen, auf welchen der Gegenstand ganz hiervon verschieden ist und mehrfache Deutung um so mehr zuläfst, als uns hier seltener die Originale erhalten sind, und wir uns gewöhnlich nur an Zeichnungen *Carrey's* zu halten haben, deren Nachlässigkeit Hr. *Br.* im Einzelnen selbst nachgewiesen hat, z. B. S. 194. Es mufs unter solchen Umständen die Erklärung mancher Metope sehr schwankend und ungewifs bleiben und Hr. *Br.* wird es begreiflich finden, wenn Andere in den Abbildungen nicht immer dieselben Motive der dargestellten handelnden Personen finden, hier und da gegen einzelne Erklärungen Zweifel erheben, oder wenigstens die Deutung als noch sehr problematisch anerkennen sollten. Die Darstellungen dieser Bilder selbst und die davon gegebenen Erklärungen sind aber immer so wichtig und belehrend, dafs Rec. glaubt, die Metopen, die andere Darstellungen als Kentauromachien enthalten, einzeln angeben zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

STUTTGART, b. Cotta, u. PARIS: *Reisen und Untersuchungen in Griechenland* — — von Dr. *P. O. Bröndsted* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dreyzehnte Metope, S. 209, nach Carrey's Skizze mitgetheilt. „Eine weibliche, mit einem weiten Gewande, bis auf den Kopf, den rechten Arm und die Füfse, ganz bedeckte Figur, hält mit der linken Hand ihr breites, von der rechten zur linken Seite hin geworfenes Kleid, das eine grofse Falte bildet, als ob sie darin Etwas trüge. Sie ist, wie die Stellung ihres linken Fufses bestimmt andeutet, in fortschreitender Bewegung, hebt ihren rechten Arm empor und scheint eine männliche Figur, die ihr zur Seite geht, anzureden. Der Mann, dessen Oberleib entblöfst ist, fafst den Mantel, der seinen Unterleib bedeckt, mit beiden Händen an, als ob er verhüten wollte, dafs etwas in der breiten Falte Getragene herausfalle. Der Kopf der männlichen und die rechte Hand der weiblichen Figur mangelten schon zu Carrey's Zeit." Diese Scene wird erklärt als „Demeter, welche ihren Zögling Triptolemos im Säen der milden Frucht unterrichtet." Wahrscheinlich. Doch mufs bemerkt werden, dafs die an dem Gewande der weiblichen Figur vorhandene Falte, worauf bey Annahme dieser Erklärung Alles ankommt, so schwach angedeutet ist, dafs ein Anderer in der Anordnung des Gewandes leicht nichts weiter als ein über den linken Arm geworfenes und auf diese Weise festgehaltenes Gewand wahrnehmen dürfte. Aufserdem ist aufser diesen angeblichen Falten auch gar nichts weiter vorhanden, was uns diese Figuren als Demeter und Triptolemos näher charakterisiren könnte. Dafs dergleichen symbolische Attribute, die so oft dazu gebraucht wurden, die Individualität einer Figur in ihrer historischen oder religiösen Beziehung anzudeuten, mit blofser Farbe ausgedrückt gewesen, und daher leicht für uns verloren gegangen seyn können, wie Hr. *Bröndsted* hier geltend macht, ist doch nur eine Vermuthung.

Vierzehnte Metope, S. 216, nach Carrey. „Zwey jugendliche Figuren, die eine weiblich, die andere männlich. Jene hält, auf ihrer linken Hand, einen Korb oder Kasten, und in ihrer, der natürlichen Bewegung nach, gesenkten rechten Hand den vom Kasten hinweggenommenen Deckel. Der junge Mann, der bis auf ein loses Gewand (das eine χλαῖνα zu seyn scheint, und das, von seinen beiden Händen angefafst, ihm am Rücken herabhängt) vorne ganz nackt ist, hebt seinen linken Arm hoch empor, und scheint sich über die Handlung seiner Begleiterin, oder über das im geöffneten Korbe Enthaltene zu erstaunen. Die ganze Bewegung der männlichen Figur: der seitwärts gebogene Oberleib, der gehobene, vom Gewande bedeckte linke Arm, als um irgend Etwas abzuwehren, und sein Ausschreiten mit dem rechten Beine — drücken Schrecken und Entsetzen aus." Nach *Bröndsted* „Pandora und Epimetheus, und zwar in dem Augenblicke der Handlung, wo das junge Weib den Unglückskasten eröffnet, ihr Bräutigam aber über die Gestalten, die aus demselben hervorstürmen, erschrickt." Es wird diese dem Dargestellten vollkommen entsprechende Erklärung so glücklich in ihrer Beziehung auf die Athene und das Parthenon nachgewiesen, dafs an ihrer Richtigkeit schwerlich gezweifelt werden wird. Unter den reichen Bemerkungen meist mythologischen Inhalts, welche diese Metope veranlafst hat, findet sich auch S. 219 eine kritische Erörterung einer Stelle des Plinius (XXXVI, 5), wo Letronne's Conjectur *adstantes* statt *nascentes* (oder vielmehr *noscentes*, wie die meisten Handschriften zu haben scheinen) als die richtige Lesart dargestellt wird: dem Sinn der Worte ist auch in dieser Vermuthung gewifs etwas Entsprechendes gefunden worden. Plinius sagt nämlich: *In base autem quod caelatum est, Pandoras genesin appellavit: ibi dii sunt XX numero nascentes* (*noscentes*). Jedoch hat Rec. ein anderes Bedenken, nämlich ob der Gebrauch des Worts *numero* bey Zahlangaben als Plinianisch sich erweisen lasse und nicht vielleicht *numero* eine Verschreibung von *munera* sey, worauf auch der von *Bröndsted* angeführte Stuart bereits gefallen war. Der übrige Theil der Stuart'schen Lesart, der allerdings schwerlich bey Jemanden Beyfall gefunden haben wird, mag vielleicht Hn. *Bröndsted* das Richtige, was in der Lesart *munera* zu liegen scheint, haben übersehen lassen. Wenn wir dann in dem folgenden Worte *gestantes* wiederfinden, so wird dieses einmal wenigstens keine kühnere Veränderung als diejenige seyn, welche bey Letronne's Lesart nothwendig ist, und zweytens sich dem Sinn nach nicht weniger empfehlen als das Müllersche *dona ferentes*, das Hr. *Bröndsted* einen guten Gedanken nennt.

Die *funfzehnte* Metope, S. 222, nach Carrey's sehr unvollständiger Zeichnung. „Ein junger Mann, in

in einer kaum noch erkennbaren *Biga*, lenkt zwey vorgespannte Pferde, welche in schnellem Laufe vorschreitend sind." Hier rathe Jemand! Doch weiss hier Hn. *Bröndsted's* Scharfsinn Auskunft zu geben. Es ist Erichthonios, der als Zögling der Athene zuerst gelehrt habe, erwachsene Pferde einem Wagen anzuspannen, was allerdings Attischen Localsagen entspricht, während andere Sagen diesen Fortschritt der Cultur andern Heroen beylegen.

Die *sechszehnte* Metope, S. 224, nach Carrey, „zeigt uns zwey junge, als heroische Figuren blos mit losen Chlamyden versehene, übrigens nakte Männer in dem Momente eines eben entschiedenen Zweykampfs, nach welchem der eine tödlich verwundet dahin sinkt, der andere siegreich zurücktritt." Nach Hn. *Bröndsted* Erechtheus als Sieger, Eumolpos oder Immarados unterliegend.

Die *siebenzehnte* Metope, Abschnitt IX. S. 227, nach Carrey. „Eine grosse männliche, blos mit einer leichten Chlamys an der linken Schulter und am linken Arme versehene, sonst nakte Figur, scheint eine weibliche, wie eine Priesterin bekleidete Figur, die einen Korb (oder ein rundes Gestell, etwa einen kleinen Altar oder das Fussgestell eines kleinen Standbilds) mit beiden Händen vor sich trägt, und sich eben wegbegiebt, anzureden." Wird gedeutet als die erste Priesterin der Athene, (mit Namen *Io*, nach der Nachricht eines Scholiasten), welche vom Erichthonios, dem eigentlichen Begründer des Cultus der Athene auf der Akropolis von Athen, ein rundes Fussgestell für das darauf zu errichtende Götterbild (nämlich das vom Himmel herabgefallene ξόανον der Göttin) empfangen hat, oder auch als Kanephore, welcher jener eben die Kanephorie betreffenden Vorschriften sammt dem heiligen Korbe überliefert hat.

Die *achtzehnte* Metope, S. 229, nach Carrey. „Drey weibliche, ganz bekleidete Figuren, deren zweye grösser und wie im Vorgrunde, in starker Bewegung eines eiligen Laufens, mit erhobenen Armen und mit ganz losen, über die Schulter nachlässig zurückgeworfenen und um die weit ausschreitenden Füsse herumflatternden Gewändern vorgestellt sind, die dritte aber kleiner, wie ein, in einiger Entfernung aufgestelltes Standbild, ruhig steht." Diese drey Figuren werden mit grosser Wahrscheinlichkeit als eine Darstellung der drey Töchter des Kekrops: Agraulos, Herse und Pandrosos und ihres verschiedenen Schicksals erklärt. Die reichhaltige Erörterung der diesen Gegenstand betreffenden Mythen veranlasst auch manche andere, namentlich für die alte Topographie der Athenischen Burg wichtige Bemerkungen, z. B. über die Lage des Agrauleion.

Die *neunzehnte* Metope, S. 235, nach Carrey. „Zwey ganz bekleidete weibliche Figuren, die neben einander stehen und sich zu unterreden scheinen. Die eine derselben, die einen Peplos und einen am Haare befestigten und auf die Schulter herabhängenden Schleyer (κρήδεμνον) trägt, hält beide Arme ruhig: den rechten unter dem Busen, den linken gegen die Wange zu, gebogen, und scheint dasjenige, was die andere Frau, welche die rechte Hand ausstreckt und im Sprechen begriffen ist, ihr sagt, gelassen anzuhören. Diese zweyte Figur trägt ein, mit weiten Halbärmeln versehenes, langes Kleid und einen losen Mantel (χλανίς), welcher an der linken Seite der Figur, entweder am Gürtel oder am Unterkleide befestigt zu seyn scheint." Bey der Unbestimmtheit dieser Darstellung war jede Erklärung schwierig und Hr. *Bröndsted* spricht sich auch nur vermuthungsweise dahin aus, dass hier die vergötterte Priesterin der Athene, Pandrosos, mit einer weiblichen Gottheit, entweder der Telete (Personificationen dieser Idee werden von Hn. *Bröndsted* hierbey namhaft gemacht) oder der Themis zusammengestellt werde, und von ihr die Weihe oder Belehrung über Pflichten ihres hohen Amts ruhig empfange.

Die *zwanzigste* Metope, S. 240, nach Carrey. „Zwey weibliche, wie Hierophanten ganz bekleidete Figuren, von welchen die eine, von dem Tische oder dem, wie eine Console aus der Wand hervortretenden Vorsprung, auf welchem einige Schriftrollen liegen, eine derselben emporhebt, aufrollt und genau betrachtet, während die andere Figur, die ihr den Rücken zukehrt, eine ähnliche Schriftrolle schon empfangen hat und sich damit langsam hinweg zu begeben scheint." Sie werden als solche erklärt, „welche (Priesterinnen oder eigends erwählte Jungfrauen) die Schriftrollen der heiligen Satzungen (der Demeter) hervornehmen und sie am Tage der ἄνοδος und in der paarweise geordneten Reihe der Thesmophoriazusae feyerlich einhertragen." Die ausführlichen Bemerkungen über das Fest der Thesmophorien und die dabey gebrauchten heiligen Bücher, auch über das Athenische Eleusinion und Thesmophorion gestatten keinen Auszug, enthalten aber viel Lesenswerthes.

Die *ein und zwanzigste* Metope, S. 250, nach Carrey, wovon auf Taf. LIV ein getreues Facsimile mitgetheilt wird. „Zwey Weiber stehen, symmetrisch gestellt, und von vorne gesehen, bey einem kleinen, eine weibliche Gottheit vorstellenden Schnitzbilde, das auch von vorne gesehen wird, mit einem einfachen, bis zu den Füssen hinabreichenden und unter der Brust, mittelst eines Gürtels, knapp anliegenden Kleide (χιτῶνι) bedeckt ist und sich auf einem kleinen runden Fussgestelle befindet. Die eine und, wie es scheint, ältere der beiden Frauen, linker Hand vor dem Beschauenden, ist wie eine Priesterin oder Tempeldienerin in lange Gewänder gehüllt — sie fasst mit beiden Händen ihren weiten Mantel an, und scheint die zweyte, jüngere Frau, die auf der andern Seite des Bildes steht, anzureden, während diese ihr eigenes Obergewand (πέπλον) von der linken Schulter losgemacht und dadurch ihren Busen entblösst hat, mit ihrer linken Hand das hinabgleitende Gewand hält, mit ihrer rechten, empor-

emporgehobenen Hand aber den Kopf des Standbildes berührt." S. 263: „Diese Metope stellt das Schnitzbild der langbekleideten Artemis *χιτώνη* vor; bey dem Heiligen *βρέτας* stehen, rechts die Priesterin, links eine junge Frau, eine glücklich entbundene Wöchnerin, welche eben im Begriff ist, ihre eigenen Kleider abzulösen, um sie der Göttin dankbar zu widmen." Es wird in einer ausführlichen Auseinandersetzung zu zeigen versucht, dafs in der Attischen Religion die Culten der Artemis *ταυροπόλος* und *χιτώνη* und Hyperboreischen Ilithyia innig verbunden und zu einer *λοχεία* verschmolzen waren. Wenn hierbey S. 261 auch der Sitte gedacht wird, wornach die jungen Attischen Weiber der Brauroeischen Artemis auf der Burg Kleider weiheten, so wundert sich Rec. das hinsichtlich dieses Gegenstands merkwürdigste Monument übersehen zu finden, welches Rec. in der *Sylloge inscriptionum* S. 77 bekannt gemacht hat, und welches ein Verzeichnifs der Gewänder enthält, welche mehrere Jahre hindurch von Attischen Frauen jener Artemis dargebracht worden waren. Aus der angeführten Inschrift, welche sich auf *Olymp.* 107,3 fg. bezieht, ergiebt sich noch manches andere, auf die Erklärung unserer Metope Bezügliche. Wir ersehen aus derselben, dafs sich in diesem Tempel der Artemis zwey Standbilder der Göttin befanden, ein altes und ein neueres, das eine *ἕδος τὸ ἀρχαῖον*, das andere *ἄγαλμα τὸ ὀρθὸν* genannt, Vgl. *Syllog.* S. 86. Beiden werden Kleider als Weihgeschenke dargebracht. Die Bildung der Statue auf der Metope läfst kaum einen Zweifel übrig, dafs dieselbe das ältere, gewifs heiligere *ξόανον* sey. Ferner hilft nur jene Inschrift vielleicht dazu, in der Erklärung der Metope noch um einen Schritt weiter zu gehen. Wir finden auf derselben öfters dergleichen Stellen, wie: *ἀμπέχονον περὶ τῷ ἕδει τῷ ἀρχαίῳ*, oder *κατάστικτον διπτέρυγον περὶ τῷ ἕδει τῷ ἀρχαίῳ*, oder *χιτωνίσκος κτένωτος περιποικίλος περὶ τῷ ἀγάλματι τῷ ὀρθῷ*, und ähnliches dergleichen. Diese Gewänder können wohl, wie auch bereits *Syllog.* S. 86 bemerkt wurde, keine andern seyn als solche, welche nicht blos schlechthin beliebige Weihgeschenke waren, sondern ihrer Beschaffenheit nach dazu ausdrücklich zugerichtet und bestimmt waren, die Statue der Göttin nach alter hergebrachter Sitte damit zu schmücken. Ein solches Gewand ist sicher auf der Metope gemeint, welches die jüngere Frau vom Körper ablöst und die Göttin damit zu bekleiden im Begriff steht, falls nämlich die Bewegung des rechten Arms nach dem Kopf der Statue von Hn. *Bröndsted* richtig dahin gedeutet worden ist, dafs die junge Frau der Göttin eine Agraffe, *περόνη* anstecke, sicher nämlich um daran das Gewand zu befestigen.

Zur Erklärung dieser Metope gehört eine Beylage S. 265 — 269, in welcher der Einflufs der Sage von der Taurischen Artemis auf hellenische Religionen und somit auch mittelbar auf die Kunst einer historischen Zeit ausgemittelt wird. Es wird gezeigt, dafs zu Pausanias Zeiten niemand mehr genau wufste, an welchem Orte sich das ursprüngliche, durch Orest und Iphigenia aus Tauros weggeführte Schnitzbild der Artemis *Ταυροπόλος*, obwohl es viele Griechische Völkerstämme zu besitzen meinten, wirklich befinde. Gelegentlich wird dabey S. 266 über die Lage der beiden Attischen Demen, Brauron und Halae Araphenides, gesprochen.

Die *zwey und zwanzigste* bis *fünf und zwanzigste* Metope, S. 270 fg., nach Carrey mitgetheilt, stellen Kentaurische Kämpfe und Gruppen vor und brauchen hier nicht einzeln angeführt zu werden. Letzteres gilt auch von den übrigen sieben Metopen der südlichen Längenseite des Tempels S. 271 fg.; sie befinden sich jetzt im Britischen Museum und werden in Umrissen, welche Cockerell berichtigt hat, mitgetheilt und weniger ausführlich erörtert. Zuletzt S. 277 wird noch eine uns überlieferte Metopenzeichnung, von welcher man zweifelhaft war, ob sie nach einem Bildwerke des Parthenon angefertigt sey, als allerdings zu demselben gehörig erwiesen und daraus richtig geschlossen, dafs, gegen eine oben vom Herausgeber ausgesprochne Meinung, die Darstellung der Kentaurengruppen sich nicht blos auf die südliche Seite des Parthenon beschränkt, sondern einige derselben sich auch auf der nördlichen Seite desselben befunden haben.

Hier bricht die Erörterung der Sculpturen des Parthenon ab: der noch übrige Theil, dessen Umfang man im Voraus ungefähr ermessen kann, soll im folgenden Bande laut der Vorrede seine Stelle finden. Als Schlufs dieses Bands folgt die Erklärung der mannichfaltigen Kupfertafeln, welche theils für sich bestehend, theils als Titel- und Endvignetten die einzelnen Abschnitte dieses Buchs zieren. Die hier mitgetheilten Bildtafeln haben theils Beziehung auf den Hauptgegenstand des Bandes, theils stehen sie für sich selbstständig da und verdienen schon wegen der mannichfaltigen Bereicherung an wissenschaftlichen Aufschlüssen, zu welchen sie den Herausgeber bey ihrer Erklärung führen, eine ins Einzelne eingehende Aufzählung.

Tafel XXXV. (S. III.) S. 281. Jetaglio in Krystall das Bild der auf der Leyer spielenden Sappho darstellend. Gewifs sehr wahr ist die hierbey gemachte Bemerkung, dafs wir nicht im Stande sind das reelle Bild oder Porträt dieser Dichterin nach ihrer wirklichen Persönlichkeit auszumitteln, sondern dafs wir nur darnach jetzt fragen können, wie sich die Griechen die Persönlichkeit des Sappho gedacht und dargestellt haben. Dieses werde am sichersten erreicht durch Zusammenstellung mehrerer von den Alten über sie überlieferten Nachrichten und Betrachtung mehrerer Münzen, welche beide Punkte von Hn. *Bröndsted* genau erörtert werden. Das Resultat der angestellten Untersuchungen ist, dafs der Unterschied, welcher zwischen der Mytilenischen Dichterin Sappho und der gleichnamigen Eresischen Hetäre gemacht worden, richtig sey und was aus dem Alterthum an Sagen und Ueberliefe-

run-

rungen in Bezug auf den Namen Sappho bekannt sey, nur auf eine, nämlich die Dichterin zurückzuführen sey.

Tafel XXXVI. (S. XXII.) S. 289. Glaspaste auf Corfu gefunden, einen λαμπαδηφόρος vorstellend, der in der rechten eine Fackel, in der linken ein Schild trägt, nebst der Inschrift von der Linken zur Rechten (die Rec. aber nicht gerade mit Hn. *Bröndsted* alterthümlich nennen möchte) ΛΑΜΓΑΔΙΑΣ, welches Wort am richtigsten so gefafst wird, dafs es so viel als λαμπαδηφόρος sey, ein freylich durch kein anderes Beyspiel erwiesener Gebrauch des Worts.

Tafel XXXVII. (S. 131.) S. 291, berühmte, in zwey Exemplaren vorhandene, auch schon mehrmals gestochene, Athenische Münze, auf der Rückseite die Ansicht von einem Theile der nördlichen Seite der Burg von Athen enthaltend. Es entging Hn. *Bröndsted*, dafs dieselbe Münze sich bereits auch schon bey Stuart Th. II. Kap. 5. (Th. II. S. 80. Lief. XXVII. Taf. 7, 4. der Darmstädt. Ausg.) gestochen befinde. Ueber die auf der Rückseite befindlichen Localitäten kann durchgängig schwerlich etwas ganz Sicheres ausgemacht werden.

Tafel XXXVIII. (S. 132.) S. 292, Grundrifs des Parthenons, von Cockerell entworfen. Dieser neue, nach den noch vorhandenen Ueberresten in neuerer Zeit auf das Genaueste angefertigte Plan weicht von dem Stuart'schen in mancher Hinsicht ab. So hat sich jetzt ergeben, dafs innerhalb der Cella sich nur sechszehn Säulen (wahrscheinlich von Ionischer Ordnung nach Hn. *Bröndsted*, was durch die Analogie des Apollotempels bey Phigalia wahrscheinlich wird) befanden, nicht sechs und zwanzig kleinere, wie Stuart und Revett annahmen; ferner, dafs die Decke des Opisthodomos nur von vier, und nicht, wie Stuart wollte, (was übrigens von dem neuen Englischen Herausgeber Stuart's bereits gelegentlich berichtigt worden war, Th. II. S. 157. der Deutsch. Uebers.) von sechs Säulen getragen wurde, und zwar dafs die Verhältnisse jener vier Säulen gröfser gewesen als die der in der Cella befindlichen sechszehn. Auch ist jetzt nun erst die Stelle in der Cella ausgemittelt worden, wo das grofse, goldelfenbeinerne Standbild der Athene stand. Beyläufig bemerkt Rec., dafs das hierbey als technischer Ausdruck gebrauchte Wort ὀπισθόναος keine alte Autorität für sich hat.

Tafel XXXIX. (S. 133.) S. 295, Bruchstück in gebrannter Erde, in Sicilien in den Ruinen der alten Stadt Tyndaris gefunden, einen schönen weiblichen Kopf von vorn, mit stark vergoldeten Haaren, mit zwey auf dem Kopf hervorspriefsenden, schneckenförmigen Auswüchsen und Flügelchen, beide himmelblau, wie auch die Ohrgehänge, angestrichen darstellend. Die Gesichtsfarbe natürlich. Hr. *Bröndsted* erklärt dieses schöne Bildwerk mit Wahrscheinlichkeit für eine Meduse im Momente ihrer Verwandlung, wo eben zwey nicht gräfsliche, nur noch schneckenförmige Schlangen und das Flügelpaar aus den goldenen Haaren hervorspriefsen.

Tafel XL. (S. 146 — 147.) S. 297, Stück vom Gebälke des Parthenons. Sehr merkwürdig ist, was sich hieraus ergiebt, dafs manche selbst architektonische Glieder und Verzierungen an Griechischen Tempeln blos und allein mit Farben ausgeführt waren.

Tafel XLI. (S. 153.) S. 297, antike Stirnziegel in gebrannter Erde, zu Pella in Makedonien gefunden, ehemals gewifs zu einem Tempel gehörig. Sie zeigt uns zwey beflügelte Sphinxe, unter einem jugendlichen, weiblichen Kopfe vereinigt, welchen ein Modiusförmiger Lotuskelch mit einer daraus sich palmenartig entfaltenden Blume schmückt.

Tafel XLII. (S. 170.) S. 299. Farbiges Bruchstück in gebrannter Erde aus Athen, den Streit der Athene mit dem Hephästos vorstellend, mit der verstümmelten Inschrift ΑΘΗΝΑΙΑ : ΗΦΑ, welche ΑΘΗΝΑΙΑ : ΗΦΑΙΣΤΟΝ : ΑΜΥΝΕΤΑΙ nicht unwahrscheinlich ergänzt wird. Hr. *Bröndsted* hat aufserdem noch versucht, das ganze sehr merkwürdige Denkmal, das die Gestalt einer *aedicula* hat, auf einer besondern Bildtafel LXII wieder herzustellen. Aufserdem giebt die Erörterung dieses Monuments Hn. *Bröndsted* die Veranlassung die Darstellung einer dem Prinzen von Canino zugehörigen, bereits von Panofka in den *Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica* 1829. *Fasc.* III. S. 292 erklärten Vase (bey *Bröndsted* wiederholt Tafel LXI) einer neuen Untersuchung zu unterwerfen.

Tafel XLIII. (S. 170. 171.) S. 304. Abbildung der im Königl. Museum zu Kopenhagen befindlichen, zur achten Metope des Parthenon gehörigen Köpfe.

Tafel XLIV. (S. 189.) S. 304. Drey Athenische Münzen. Auf der einen, von sehr kleinem Umfange erscheint eine Mondsichel als uraltes Symbol der Athene als Mond. Auf der andern finden sich Athene, nachdem sie die Flöte weggeworfen hat, und Marsyas, beide in aufrechter Stellung.

Tafel XLV. (S. 197.) S. 306. Altgriechische Gemme in Karneol, den Prometheus im Begriff, eine menschliche Figur, die er auf der linken Hand trägt, zu beleben, vorstellend.

Tafel XLVI. (S. 198. 199.) und Tafel XLVII. (S. 204. 205.) S. 307. Umrisse mehrer Metopen des Parthenons.

Tafel XLVIII. (S. 208.) S. 307. Sieben Münzen aus verschiedenen Griechischen Städten, unter welchen mehrere bisher noch unbekannte sind, z. B. eine mit der Aufschrift ΠΕΡΡΑΙΒΩΝ.

Tafel XLIX. (S. 215.) S. 310. Silbermünze von Skotussa in Thessalien.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1831.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Stuttgart, b. Cotta, u. Paris: *Reisen und Untersuchungen in Griechenland* — — von Dr. *P. O. Bröndsted* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Tafel L. (S. 223.) S. 310. Silbermünze, welche mit Wahrscheinlichkeit auf Kamarina in Sicilien bezogen wird. Sollte der mit dem Rüssel und den Zähnen eines Elephanten bedeckte weibliche Kopf, welcher den Erklärern viel Mühe gemacht hat, nicht als Symbol Africa's gefasst und als Zeichen vielleicht mit Karthago eingegangener Verhältnisse gedeutet werden dürfen?

Tafel LI. (S. 226. 227.) S. 311. Umrisse von acht Metopen des Parthenons.

Tafel LII. (S. 239.) S. 311. Drey Silbermünzen: darunter eine sehr merkwürdige von Heräa in Arkadien. Die davon gegebene Erklärung der Rückseite, auf welcher Hr. *Bröndsted* die Darstellung eines Schlüssels zu erkennen geneigt ist, muss Rec. für äusserst gewagt halten.

Tafel LIII. (S. 249.) S. 312. Münze von Salamis, auf deren Rückseite die berühmten Waffen des Telamonischen Aias richtig wieder erkannt werden.

Tafel LIV. (S. 250.) S. 314. Facsimile von Carrey's Skizze der *ein und zwanzigsten* Metope des Parthenons.

Tafel LV. (S. 264.) S. 315. Altmakedonische Münze, mit dem Emblem einer niederknieenden und zurückschauenden Ziege. Wird auf Aegä in Makedonien bezogen.

Tafel LVI. (S. 269.) S. 315. Drey Münzen, von Pantikapäon, Kos (wichtig wegen der wahrscheinlichen Darstellung eines Theils des Pythischen Nomos) und Milet.

Tafel LVII. (S. 270. 271.) S. 317. Umrisse nach acht Metopen des Parthenons.

Tafel LVIII. (S. 276.) S. 317. Drey Münzen von Argos.

Tafel LIX. (S. 279.) S. 317. Zwey Umrisse nach einer jetzt verloren gegangenen Metope des Parthenons.

Tafel LX. (S. 280.) S. 318. Bruchstück einer Schale von gebrannter Erde mit stark erhobenen Figuren: Bacchos, wie er von Amor und einem Faun der schlafenden Ariadne zugeführt wird.

Tafel LXI. u. LXII. Siehe das zu Tafel XLII Bemerkte.

Aus dieser gedrängten Uebersicht des Inhalts dieses Werks wird man leicht ermessen können, wie reichhaltig der in ihm behandelte Stoff seyn muss. Ausser den philologischen und archäologischen Erörterungen, welche der Stoff an sich hervorrufen musste, stossen wir auch auf manche gelegentliche ausführliche Bemerkungen, von denen einige hier noch ausgehoben zu werden verdienen, als S. 161 fg. die treffliche Rechtfertigung und Erklärung der berüchtigten *σκολιὰ ἔργα*, welche im Gegensatz der einfachen, für sich bestehenden (*ἁπλᾶ ἔργα*) und der steifen (*ὀρθὰ ἔργα, ξόανα*) Bildwerke richtig als solche gefasst werden, welche in einander verschlungen oder gruppirt sind. Rec. hat sich gefreut hier seiner eignen Ansicht, die er schon längst niedergeschrieben, begegnet zu seyn, und auch *Winckelmann* ist dieser Erklärung bereits ganz nahe gewesen. (Sämmtl. Werke Th. III. S. 20 fg.) *Jakobs* dagegen hatte früher sie zu schnell verworfen. (Ueber den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken, S. 15, auch in der Amalthea II. S. 238.) Bey Beurtheilung der frühern Ansichten ist Hn. *Bröndsted Müller Aegin.* S. 110. und *Siebelis* Registerband zu *Winckelmann* in den Zusätzen zu S. 289 entgangen. — Ausserdem zeichnet Rec. noch die Behandlung mehrerer Stellen des Pausanias aus, S. 241 fg., des Scholiasten zum Kallimachos, S. 261 fg., des Strabon S. 266. Ferner S. 260 über die Stelle des Athenäos XIV. S. 629. E.: *παρὰ δὲ Συρακουσίοις καὶ χιτωνέας Ἀρτέμιδος ὄρχησίς τίς ἐστιν ἴδιος καὶ αὔλησις*, wo aber doch wohl nicht anders als mit *Schweighäuser* unter *χιτωνέας* die Syrakusische Tanzart selbst verstanden werden kann. — S. 261 wird die Existenz eines angeblichen Attischen Demos *Χιτώνη* geleugnet. Unter den verdächtigen Demosnamen wurde er schon neulich von Grotefend (*Diss. de demis Atticae, Goettingae* 1829.) angeführt. — S. 257. über die *ἀρχεῖα*. Vgl. darüber noch *Paciaudi Graeci anaglyphi interpretatio, Romae* 1751. S. XXVII.

Wir sehen dem Erscheinen des folgenden Buchs mit Erwartung entgegen, und bemerken nur noch, dass die Revision des Drucks in dem ersten Bande schärfer als in dem vorliegenden gewesen zu seyn scheint: ausser mehrern vom Herausgeber am Ende angezeigten Druckversehen, haben wir noch gegen zwölf andere bemerkt.

F. O.

MUSIK.

MUSIK.

Coblenz, in Comm. b. Hölscher: *Versuch einer gründlichen und fasslichen Anleitung über die Regeln der Tonsetzkunst.* In zwey Theilen. Von *Anton Luber.* — *Erster* Theil. 1830. 102 S. 4. (Preis 1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf. hatte anfänglich seine Lehrmethode nur zum eigenen Gebrauch für seine Schüler bestimmt. Da er aber manches Gemeinnützige, und besonders für den Lernenden zur Erleichterung Nothwendige darin sahe, wovon in *keinem* andern dergleichen Lehrbücher Erwähnung geschieht: „so hielt er die öffentliche Mittheilung für zweckmäfsig." Er meint, was bisher schon Viele gemeint haben, alle bisherige Lehrbücher seyen so abgefafst, dafs selbst „der schon Beflissene im Setzen und Arrangiren, nur mit grofser Geduld, Mühe und Anstrengung sich darin zurecht zu finden vermöge, indessen sie dem Anfänger oder noch ganz Unkundigen ein weitschichtiges Feld von unüberwindlichen (?) Schwierigkeiten darböten, so dafs ihm sogleich alle Lust vergehen mufs, sich darüber den Kopf zerbrechen zu wollen." Deutlichkeit, ausführliche Kürze und Ordnung will er handhaben, damit der Lehrling auch ohne Lehrer, nach dem Studium seines Lehrbuchs, jedes Tonstück verstehe, richtige Sätze machen und jedes andere Lehrbuch der Setzkunst mit Nutzen studiren könne. Hier ist also nichts Ehrlicheres zu thun, als dafs wir den Gang des Unterrichts und die Art desselben genau und übersichtlich den Lesern, die es angeht, darlegen. Mit unsern Bemerkungen werden wir sparsam seyn müssen und dürfen, damit die Anzeige nicht ungebührlich ausgedehnt werde und wir dem Urtheile Anderer nicht vorgreifen.

Kap. 1. *Von der wesentlichen Tonleiter.* „Die diatonische Leiter, d. h. die wesentliche oder natürliche Tonleiter, besteht aus sieben gegen einander verschiedenen Tönen. Der achte Ton ist die Octave vom ersten, folglich eine Wiederholung u. s. w." Man überlege sich doch die Erklärung. Sind denn die Töne der Molltonleiter nicht auch wesentliche und natürliche? Der Vf. sagt nichts Bestimmtes davon. Gleich darauf wird von durchgehenden, harmoniefremden Tönen, aufser denen des Dreyklanges gesprochen, aber von den Accorden wird erst im 6ten Kap. geredet. Kap. 2. *Von den verschiedenen Tonarten.* Es giebt eigentlich nur harte und weiche, also zwey Geschlechter im Tonreiche, wie in anderen Reichen der Natur. Davon war schon im 1. Kap. die Rede. Das Gleichnifs wird nun weiter ausgesponnen, auf Brüder und Schwestern, deren Männer und Weiber, Kinder und Nachbarn ausgedehnt und die Verwandtschaften rechts und links (nach ♯ u. ♭) bis zum siebenten Gliede fortgeführt. (Aber die Natur hat auch ein drittes Geschlecht wie unter den Bienen.) Im sechsten Grade der Verwandtschaft gehen die enharmonischen Verwechselungen an. (Es ist aber noch nicht erklärt worden, was enharmonisch ist). ♭ wird hier *hes* genannt; eine unnöthige Consequenz, die der geschichtlichen Entstehung schadet. Die Intervalle einer Tonleiter werden wiederum mit Sylben, die Accorde mit Worten verglichen. Kap. 3. *Von den Intervallen.* Ist ein Intervall der Zwischenraum von einer Note (?) zur andern, so ist die Prime keins: die Octave aber bleibt eins, denn sie ist ein von der Prime verschiedener Ton, was der Vf. nicht annimmt. Jedes Intervall ist dreyfach. Klein und vermindert wird nicht gehörig unterschieden, wie öfter. Wenn die verminderte Quarte $\frac{fes}{c}$ angegeben wird und $\frac{f}{cis}$ wegbleibt: so ist das unrecht. Der Ausdruck „falsche Intervalle", weil sie nach dem Vf. nicht zur Harmonie, sondern nur zur Verzierung der Melodie gehören, ist nicht gut gewählt.

Kap. 4. *Vom Umkehren der Intervalle.* Die Septime wird zur Secunde u. s. f. Aus jeder Umkehrung ergiebt sich die Zahl 9. Aus dem verminderten Intervall wird in der Umkehrung ein übermäfsiges u. s. w. Auch hier ist klein und vermindert nicht unterschieden. In §. 34 mufs nun der Vf. seine Zuflucht zu Zwittern und Naturwundern nehmen, um das harmonische Daseyn der verminderten Terz und übermäfsigen Sexte zu erklären, weil sie in keiner Tonleiter vorkommen. Sie sollen zwischen Con- und Dissonanzen schwanken, wovon aber nur noch nichts gelehrt worden ist. Wenn aber der Vf. dem einen Fremdling das Bürgerrecht zugesteht, warum soll es ein anderer Fremdling nicht auch erlangen? Des Vfs falsche Intervallen kommen hier ein wenig in's Gedränge. Kap. 5. *Von den Consonanzen und wesentlichen Dissonanzen.* Die ersten werden in vollkommene und unvollkommene, die andern in strenge und gelinde getheilt. Die reine Octave soll nun auch keine Consonanz seyn, weil er sie nur als eine Verstärkung des Einklanges angenommen hat. — Man merke auf, was der Vf. zu den unvollkommenen Consonanzen rechnet, 1) die übermäfsige Quinte und verminderte Quarte (nämlich nach seiner Art $\frac{fes}{c}$); 2) die verminderte Quinte und übermäfsige Quarte; 3) die verminderte Septime und übermäfsige Secunde. Das ist neu! Ob es durchgeht, ist eine andere Frage. Der Vf. meint, nur kleine und grofse Secunden und ihre Umkehrungen dissoniren stark. — Kap. 6. *Von Accorden überhaupt.* Dreyklang und Septimenacc. können mit ihren Tönen in den Oberstimmen wechseln, wie sie wollen, wenn nur der Grundton bleibt. Wechselt der Grundton, so entsteht eine Umkehrung, Verwechselung des Accords, die minder consonirt. Zur vollkommensten Harmonie sollen wenigstens 6 Stimmen gehören, weil sich darin alle vollkommne Consonanzen zugleich zeigen. Die Sache ist gut aus einandergesetzt, wenn wir sie auch nicht zugeben. S. 24 steht ein *Curiosum:* „Was sich bey den alten Tonlehrern stillschweigend von selbst verstand, dafs näm-

nämlich die kleinen und grofsen Terzen und Sexten reine und vollkommene Consonanzen sind, ist bey den meisten der heutigen Lehrer in Vergessenheit gekommen u. s. w." —! — Da ferner die Erklärung von Dissonanz nicht genau ist (Es dissonirt nicht, was sich reibt, was sich zu nahe steht, wie der Vf. meint, sondern was an sich ruhelos eine Auflösung fordert): so sind auch die Folgerungen nicht richtig, namentlich über den verminderten Septimenaccord. Auch kann das Ohr durchaus nicht als *einziger Schiedsrichter* über con- und dissoniren angesehen werden, wie S. 27 behauptet wird: denn die Ohren sind gewaltig verschieden und haben keinen Verstand. — Die ganze Demonstration, dafs die übermäfsige Secunde und übermäfsige Quinte keine Dissonanzen seyen, weil die erste wie die kleine Terz, die andere wie die kleine Sexte klingt, hat nur die Kleinigkeit vergessen, dafs zu einem dissonirenden Accord mehr als zwey Töne gehören. Wenn nun ein Ton gegen die übrigen oder gegen einen dissonirt, so thut es der ganze Accord. Die übermäfsige Secunde hat ganz andere Töne zu ihren Gesellschaftern als die kleine Terz u. s. w. Die ganze Rechtschreibung, alle harmonische Ordnung ginge darüber zu Grunde, wenn man sich eins für's andere denken wollte, weil eins wie das andere klingt. Es wäre gerade, als wenn Jemand sagen wollte, der *gen.*, *dat.* und *nominat. pl.* der ersten Declination sind einerley, denn es klingt einer wie der andere. — Der Vf. giebt auch gleich selbst zu, dafs das Harte und Grelle des übermäfsigen Dreyklangs nicht in der Quinte allein liegt, sondern im Zusammentreffen der zwey grofsen Terzen, die, wie zwey reine Quinten auf einander, ein Mifsbehagen geben sollen, das dem einer übermäfsigen Sättigung gleichen soll. Also thun sie wohl des Guten zu viel? Ein schlechter Magen, der nicht einmal ein paar gute Bissen von zwey guten Gerichten vertragen kann! der Einfall ist auch bereits matt und schachmatt gespielt durch Andere, die Gleiches gegen den Vf. zu widerlegen hatten. Darum meint auch der Vf. wohl selbst, der Grund sey nicht ganz zureichend. Was aber bringt er weiter? Er sagt: der übermäfsige Dreyklang theilt die Octave in drey grofse Terzen, wie der verminderte Vierklang sie in vier kleine Terzen theilt. Der gleichen Eintheilung der Octave wegen bleibt er in allen Versetzungen in gleichen Verhältnissen, so dafs jeder Ton Grundton werden kann, ohne dafs andere Verhältnisse entstehen. Man kann ihn dreyfach schreiben, ohne einen Unterschied zu hören: *c, e, gis; c, e, as; his, e, gis.* Es gleichen also, sagt der Vf., solche Accorde den Zauberern, die sich in drey und vier Gestalten verändern können und in der Nähe und Ferne zugleich sind. Weil nun jeder Ton Alles zugleich seyn kann, so folgt (?), dafs die übermäfsige Quinte eben so wenig eine Dissonanz seyn kann, als Terz und Grundton. Schlägt man diesen Accord an, so kann Niemand errathen, welcher Ton die Dissonanz sey (aber einer ist es doch! und wenn die übermäfsige Quinte wirklich die übermäfsige Quinte ist, so entblöden wir uns nicht zu folgern, dafs es eben die übermäfsige Quinte ist), weil man den Accord immer in anderer Gestalt zeigen und ihm beweisen kann, dafs er sich geirrt habe. So argumentirt nämlich der Vf. Auf die Art läfst sich Alles beweisen. Wenn nur aber nur Hanns Bendix, des äbtlichen Schäfers, Wenn und Aber nicht wäre! Gleich fällt uns zur glücklichen Stunde ein ganz neues artiges Geschichtchen ein, das ziemlich hübsch pafst. In den neuen ästhetisch-historischen Einleitungen in die Wissenschaft der Tonkunst von Dr. *W. Christian Müller* in Bremen wird unter Anderm auch von dem ehrwürdigen Abt Stadler gesprochen und ihm am Ende zur Last gelegt, er habe, nach Nyssens dickleibigem Leben Mozarts, dem guten Componisten zwey goldene Uhren entwendet. Das wäre nun freylich ein verteufelter Streich, wenn es zum Unglück für Hn. *Müller* und zum Glück für unsere Achtung nicht der Klarinettist Stadler gewesen wäre. Ein kleiner Irrthum, der blos in der Person liegt, wie hier im Tone, der einmal als Abt, das andere Mal als Klarinettist angesehen werden mufs. — Der Vf. ist nun aber einmal ein hartnäckiger Ohrenfreund; er will es schlechterdings nur mit den Ohren und gar nicht mit den Augen zu thun haben, wenn nämlich vom Con- und Dissoniren die Rede ist: denn übrigens wird er seine Augen schon zu brauchen wissen; er ist noch jung. Er behauptet, das Auge könne trügen und zu irrigen Behauptungen verleiten. Das ist uns oft passirt. Kann es denn aber das Ohr nicht auch? Es hat sogar sonderbare Leute gegeben, z. B. Herder, die von dem Ohr kecklich berichten, es sey der allerabergläubigste Sinn unter allen. Kurz (denn die Sache war lang), wir schwören nicht auf die Ohren und gehen fürbafs. Und so haben wir denn das Vergnügen von dem Vf. zugegeben zu sehen, dafs allerdings die Accorde des verminderten Vierklanges und ganz besonders des übermäfsigen Dreyklanges nichts weniger als beruhigend sind (also — halt! es geht weiter): nur soll die Ursache in keiner Dissonanz, sondern gerade in den gleichmäfsigen Theilen zu suchen seyn, woraus der ganze Umkreis einer solchen Harmonie zusammengesetzt ist. Man kann, sagt er, an den Tönen nichts Bestimmtes unterscheiden (das wäre! für das Ohr sind die Töne so bestimmt, wie andere: sie werden erst unbestimmt, wenn man das Auge oder die Schreibart zu Hülfe nimmt, von dem er gerade nichts wissen will); man ist in einem Irrgarten. Das Räthsel löst sich erst bey der Auflösung. (Schön! Wo aber aufgelöst werden mufs, ehe man aus der Wirre kommt, da war Dissonanz!) Und so scheint denn hier eine kleine Mengerey obzuwalten. Wenn uns aber der Vf. das nicht zugiebt, so — haben wir nichts dagegen.

Kap. 7. *Von den Accorden insbesondere.* Auf jeder der 7 Stufen der Tonleiter kann ein Dreyklang und ein Vierklang Statt finden. Man hat da 3 harte, 3 weiche und einen verminderten Dreyklang. Die Haupt-

Hauptdreyklänge liegen auf der Tonica, Dominante und Unter-Dominante. Den Nebendreyklängen soll man folgende Ordnung geben, nämlich von *C-dur*: *D-moll*, *A moll*, verminderter Dreyklang von *H* und *E-moll*. Es wäre uns lieb gewesen, einen Grund für diese Folge zu lesen. Die Rangordnung in *Moll* wird so bestimmt: Vom Grund-Dreyklang *A moll* zunächst auf *E-dur*, *D-moll*, *H* vermindert, *F-dur*, *Gis* vermindert, *C* mit übermäfsiger Quinte. — Auch darin ist Einiges neu; man überlege sich die Sache. — Unter den Vierklängen ist nur der Septimen-Accord auf der Quinte von *Dur* und *Moll* *Hauptaccord*, ein Anführer und Wegweiser aus einer Tonart in die andere. Also giebt es für jede Tonart 4 Haupt-Accorde, nämlich 3 Dreyklänge und einen Vierklang. Aus den übrigen 6 Dreyklängen (aufser dem Dreyklang auf der Quinte) ergeben sich die 6 Neben-Vierklänge durch hinzugesetzte Septime, deren Rangordnung so angegeben wird: Von *C-dur* der Vierklang auf *d*, auf *a*, *h*, *e*, *c* und *f*. — in *A-Moll* auf *gis*, *h*, *d*, *f*, *a*, *c* (nämlich *c*, *e*, *gis*, *h*). Die gesammte Zahl der verschiedenen Accorde in *Dur* und *Moll* wird auf eilf gesetzt und diese werden ihrer Wirkung nach in heitere, traurige, sanfte, harte und gräfsliche eingetheilt. Es fehlt daher, heifst es, im Reiche der Tonkunst durchaus nicht an Mitteln, jedes Ereignifs der Natur zu schildern (?). Dagegen nennt der Vf. die Nonen-Undezimen- und Terzdecimen-Accorde *unnatürliche*, die es eigentlich nicht giebt, denn die Septime ist die Grenze aller Accorde; was drüber hinaus liegt, nur Wiederholung. Die Sache ist plausibel, scheint aber besser, als sie ist. Der Vf. hält jene Accorde nur für zufällige, durch zufällige Dissonanzen entstandene. Ferner meint er: Ein Accord, der in seiner Vollständigkeit einen unerträglichen Zusammenklang hat, kann auch deshalb keiner seyn. — Wie nun? wenn er nicht unerträglich wäre? Die Ohren der Leute, auf die sich doch der Vf. als auf die erste Instanz beruft, haben ihn sehr oft sehr wohl ertragen, ja köstlich gefunden! Möge der Vf. daraus sehen, was mit dem Ohrengrunde anzufangen ist. — S. 39 u. 40 setzt auch unser Vf. aus einander, was geschehen kann. Allein so etwas ist gar nicht zu erschöpfen und soll der Freyheit des Komponisten überlassen bleiben. Die Schule hat nichts als die bestimmten Regeln mit ihren nothwendigen Ausnahmen darzustellen. Das thue sie fest und richtig geordnet: die möglichen Verbindungen in diesem und jenem namhaften Falle lasse sie aus dem Spiele; es wird mehr Finsternifs als Licht dadurch im Lande der Töne sich erzeugen."

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

BUNZLAU, in Appun's Buchh.: *Mücken und Schmetterlinge.* Herausgegeben von *August Tzschirner* und dem Vf. der *Zauberlaterne.* — Erstes Bändchen. 1830. (Pr. 12 gGr.)

Göthe nennt in einem artigen kleinen Gedicht die Fliegen als echte Musageten, weil sie den schläfrigen Dichter durch Summen und Plagen mit der Sonne aufzustehen nöthigten. Das Ungeziefer jedoch, womit Hr. *Tzschirner* und der Vf. der Zauberlaterne uns diefsmal beschenken, ist von entgegengesetzter Natur und wir fürchten sehr, ob nicht des begeistertsten Dichters Wimpern sich schliefsen würden, hätte er nur ein halb Stündlein dem stachellosen Sumsen zugehört. Die Sammlung besteht aus kleinen Erzählungen, Anekdoten, Gedichten, Reden und Witzen, alle sehr langweilig. Hr. *Tzschirner* gehört zu der Art Aufgeklärten und Aufklärern, welche noch immer zu Felde ziehen gegen Mönchthum, Aberglauben, Inquisition u. s. w. gleichsam als Nachzügler in dem grofsen Kreuzheer der Civilisation, die hier und dort noch manche Beute machen, auch Vieles wieder aufheben, was Andre schon einmal weggeworfen. Ueber dergleichen ereifern wir uns nun schon nicht mehr, giebts doch Anders genug. — Sehr oft verlegt deshalb Hr. *Tz.* den Schauplatz seiner prosaischen Betrachtungen nach Spanien, wo er das Meiste begreiflicherweise sehr unbegreiflich und abscheulich findet. — Solche Waare wie das vorliegende Büchlein erträgt man ja wohl in einem Flugblatt, wo es auch Lückenbüfser geben mufs; wie man aber darauf kommen konnte, eine eigne Sammlung davon zu veranstalten, begreifen wir nicht.

LEIPZIG, in Klein's literar. Compt.: *Scenen aus dem Leben eines Bonvivants.* Komischer Roman von *Paul von Kock.* 2 Theile. 1830. (Pr. 2 Rthlr.)

Der Vf. hat seinen komischen Roman zwar nicht geständlich, aber doch höchst wahrscheinlich nach dem Französischen bearbeitet, wo nicht daraus übersetzt; und da wir einmal diese Ansicht haben, so können wir den Vf. freylich nicht tadeln, dafs er so schlechtes Zeug ersonnen und ans Licht gesetzt, sondern nur, dafs er nicht mehr Geschmack in der Auswahl dessen bewiesen, was er bearbeiten oder übersetzen wollte. Das Buch gehört unter das gemeinste Leihbibliothekenfutter und ist nicht werth von einem gebildeten Menschen in die Hand genommen zu werden. Hinter dem Ladentisch aber kann es als eine fortlaufende Gallerie von Zoten hie und da sein Glück machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
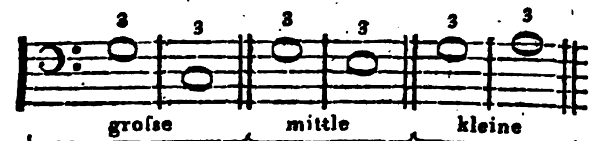
November 1831.

MUSIK.

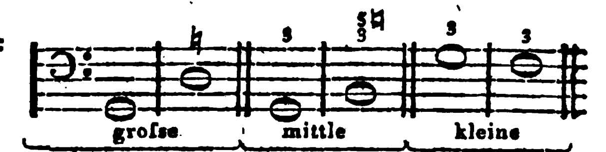
Coblenz, in Comm. b. Hölscher: *Versuch einer gründlichen und fasslichen Anleitung über die Regeln der Tonsetzkunst* — — Von *Anton Luber* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Kap. 8. *Von den Cadenzen.* „Cadenz bedeutet die Bewegung der Grundnote eines Accords zu der Grundnote eines andern." Es sind nur 6 verschiedene Schritte von einem zu den andern Tönen der Leiter möglich, da sie nur aus 7 Tönen besteht. Ob der Schritt ab- oder aufwärts geht, ist eins. Es giebt 3 reguläre und 3 unreguläre Cadenzen. Beide Arten theilen sich in eine grosse, mittele und kleine. Die irregulären gehen gerade umgekehrt aufwärts eine Quinte u. s. w. Warum sie so genannt werden, soll sich bey den Regeln von der Vorbereitung und Auflösung der Dissonanzen zeigen. Zu besserer Einsicht setzen wir reguläre und irreguläre Cadenzen des Vfs in Noten her:

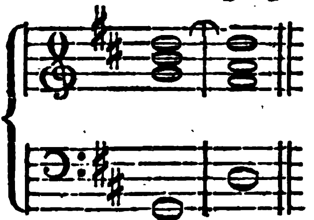


Irreguläre:



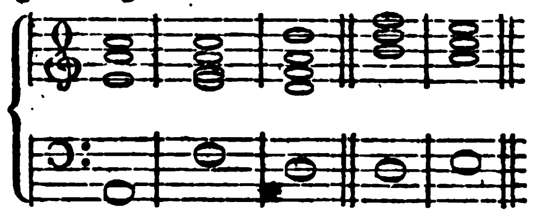
Es giebt nur eine einzige vollkommene Cadenz, die Schlusscadenz, nämlich die erste reguläre (die grosse). Sobald der Bass geändert wird, wird sie unvollkommen. Ist der zweyte Accord ein Vierklang, heist sie vermiedene Cadenz. Ist der Grundton der Cadenz nur Nebengrundton, so ist die vollkommene Cadenz eine nachgeahmte. Die mittleren und kleinen Cadenzen heissen gewöhnlich Trugcadenzen. Was der Vf. S. 45 für ein Sichdurchschleichen erklärt, nennen wir nicht so: wir sind mit seinen Grundsätzen nicht einig. Gehörten wir unter die 30 Tyrannen, so müsste der Vf. den Schierlingsbecher trinken, dieweil er uns das Concept verrückt und die Jugend verführt. Denn für's Erste ist er ein Freund des Durchschleichens und überhäuft es mit absonderlichem Ruhme; für's Zweyte dient er als Herold des anarchischen Wesens und sagt unverholen: „das Umgehen der Regel ist eben recht gut und die freye Schreibart ist der Triumph der Kunst; durch sie gewinnt die Musik bedeutend." Wohlan, ihr Freunde, die ihr die freye Natur liebt und das Ungeregelte in jeder Verbindung, hört mich! grössere Freyheit verkündet euch mein Kiel, damit euer Triumph herrlicher werde, als der doppeltprangende republikanischer Scipionen! lernt gar keine Regel; auch *Luber's* Buch lasst liegen. Dann seid ihr recht frey und geht, wohin ihr wollt. Ihr werdet selbst Rossini überwinden und euer Lob wird gross seyn *ohne Mühe*. Dann sehen wir durch euch grossen Tagen entgegen.

Kap. 9. *Von der Vorbereitung und Auflösung der Dissonanzen.* Jede kleine und grosse Septime ist Dissonanz und zwar wesentliche, nicht zufällige. Die letzten kommen nicht als Mitglieder von Accorden, sondern nur als Nebentöne vor, sind also auch keiner Regel unterworfen, sondern frey, wie der Vogel in der Luft (also vogelfrey). Allein die wesentlichen Dissonanzen sollen, streng genommen, gehörig vorbereitet und aufgelöst werden, weil dadurch ihre Härte sehr gemildert wird. „Nur bey regulären, nicht bey irregulären Cadenzen ist Vorbereitung und Auflösung möglich. Daher darf bey Dissonanzaccorden keine irreguläre Cadenz Statt finden, um welcher wichtigen Auflösungsregel willen jene zweyte Cadenzenart eben irreguläre genannt wurden." Wunderbarer Weise sehen wir hier den sonst so freyheitliebenden Vf. sogar strenger als die Strengen und mit sich selbst in einigem Widerspruch. Bekanntlich wird es von den Eiferern selbst jetzt nicht für nothwendig erachtet, dass die kleine Septime vorbereitet werde; sie ist anerkannt, und auch vom Vf. selbst, die allergelindeste Dissonanz, so dass sie auch im strengen Stile frey eintreten darf. Dann braucht es auch zur Cadenz nicht nothwendig eines Septimenaccords. Man schliesst recht vollkommen auf folgende Art und hat es längst gethan.



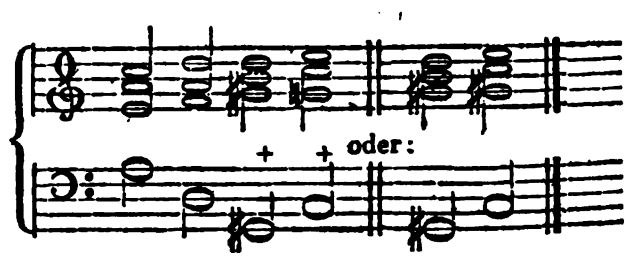
Hierin sehen wir gar nichts irreguläres. Dennoch ist

ist es recht gut, dafs der Vf. bey diesem Gegenstande verweilt, der noch mancher Beleuchtung bedarf, damit eine praktisch längst geübte Sache auch gehörig begriffen werde. Stimmen wir also auch dem Vf. in seinen Annahmen nicht gänzlich bey, so loben wir doch seinen Versuch, den noch nicht völlig klar gemachten Theil der Schlufsfortschreitungen nach seinen Annahmen zu beleuchten. Gern würden wir uns weiter darüber aussprechen, wenn es für eine Beurtheilung nicht zu lang ausfallen müfste. Aus demselben Grunde setzen wir auch nur fraglich folgende Fortschritte des Vfs. her:



Ob solche Fortschreitungen gut sind oder nicht, überlassen wir der Beurtheilung eines Jeden. Wir sind eben so wenig damit zufrieden, als mit des Vfs Gründen für *seine* Eintheilung in reguläre und irreguläre Cadenzen.

Kap. 10. *Von den verbotenen Quinten und Octaven, nebst vorläufigen Accordfolgen in 10 Exempeln.* S. 53. Davon wird nur das Allergewöhnlichste und ohne alle Angabe des Grundes gegeben. Worauf mag sich denn wohl folgende Ausnahme stützen: „Der einzige Fall, wo reine Quinten in gleicher Bewegung auch ohne Vorhalt zulässig sind, ist, wenn beide Stimmen zur zweyten Quinte nur eine kleine Tonstufe auf- oder abwärts rücken"? Dafs dieser Fall namentlich bey dem aufserordentlichen verminderten Septimenaccorde vorkommt, zeigt deutlich genug, dafs das Gesetz wegen der Quintenfolgen ganz anders abgefafst werden mufs, als es bisher gewöhnlich geschehen ist. Man vergleiche darüber *G. W. Fink's* Versuch über das Erlaubte und Unerlaubte der Quintenfolgen, im 12ten B. der *Caecilia*, Heft 46. — Der einzelne, von *L.* hier hingestellte Fall, als Ausnahme, giebt nicht die geringste Ansicht. Von den Octaven sagt der Vf. S. 59: „Uebrigens läfst sich im Allgemeinen nicht genau bestimmen, wann oder in welchen Fällen dieses Verbot (der Octaven) gültig oder ungültig sey u. s. w." Das heifst so viel als nichts gesagt. Am leichtesten kommt man freylich damit weg. Kap. 11. *Vom bezifferten Bafs, als den eigentlichen Grundbafs* S. 71. Das Gewöhnliche, wie natürlich. Kap. 12. *Von Accordfolgen mit Ausweichungen in andere Tonarten.* S. 74. Hier soll nur von natürlichen und gewöhnlichen Ausweichungen die Rede seyn: im zweyten Theile sollen die künstlichen, auffallenden und verwegenen folgen. Wir sind auf die Beyspiele begierig, denn wir wissen, dafs die Verwegenheit grofs ist. Kap. 13. *Von Choralsätzen oder einfachen Melodieen* u. s. w. S. 81. Es ist hier von Sätzchen für Instrumente, nicht für Singstimmen die Rede. Zuvörderst wird ein ganz einfacher Satz aufgestellt, der dann mit durchgehenden Noten versehen, darauf in der Melodie variirt und endlich auch in der Begleitung verändert wird, ohne die ursprünglichen Accorde des einfachen Satzes zu verändern. Ueber das Durchgehen der Töne sind hier keine Andeutungen, viel weniger Regeln gegeben. Wir wissen aber aus vielfacher Erfahrung, wie Anfänger gerade hierin fehlgreifen. Es fehlt auch in diesem Punkte nicht an guten Bemerkungen Anderer. Der Vf. hätte sie nicht übergehen, vielmehr als etwas dem Anfänger höchst Nöthiges behandeln, genauer darstellen oder doch zum Mindesten das Zweckmäfsige seiner Vorgänger hierin benutzen sollen. Anderwärts behauptet der Vf. selbst mit Recht, der Schüler solle sich mehr an die Regeln als an die Beyspiele halten; das Letzte mache sclavisch, das Erste frey. Hier aber befolgt er sein eignes Wort gar nicht. Nur der Vorhalte wird einiger Erwähnung gethan. Nach ihm gehören sie zu den vogelfreyen Tönen, deren Bändigung oder Unterwerfung unter die Regel jedoch vergönnt wird. — Als etwas dem Vf. Eigenthümliches stehe nur noch folgende Behauptung: „In *Moll* ist solche Fortschreitung ganz ohne Grund verboten":



Uebrigens liebt der Vf. Vergleichungen der gewöhnlichen Lebenszustände mit den Accorden sehr z. B.: „Jeder Accord in seiner Grundform steht aufrecht auf dem Fufse; in der mittlern Verwechslung hängt oder liegt er auf der Seite und endlich in der letzten Verwechslung steht er ganz umgekehrt auf dem Kopfe." Ob nun, wie der Vf. zuversichtlich meint, seine Darstellungen den Anfängern *ohne seine mündlichen Auseinandersetzungen* leichter seyn werden, als die Lehren Anderer, so dafs sich die Schüler nun nicht mehr darüber beklagen können, dafs das Ding so schwer ist, das überlassen wir billig dem Urtheile der Schüler: denn uns, die wir es anders erlernt haben, will es nicht so vorkommen um menschlicher Befangenheit willen: dafs aber der Vf. sich Mühe gegeben und manches Nützliche in verschiedene Theile seiner Darstellungen gebracht hat, bezeugen wir mit Vergnügen.

..ηγχ.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, im Liter. Museum: *Faust im Gewande der Zeit.* Ein Schattenspiel mit Licht. Von *Harro*

Harro Harring, dem Friesen, von Ibenshof an der Nordsee. 1831. 160 S. 12.

Wir glauben nicht, dafs der Inhalt unserer Zeit von dem, was den Inhalt des Göthe'schen Faust im *ersten* und *zweyten* Theil ausmacht, schon so weit entfernt ist, dafs wir nicht in ihm uns selbst wieder zu erkennen vermöchten. Doch hat Hr. *Harring* eine neue Einkleidung des Faust in das Gewand unserer Zeit für nöthig erachtet; leider giebt er aber auch nur das Gewand. Wenn eine Nation schon so lange gelebt und schon so viel Bildung erworben hat, dafs in jedem Gebiet eine gewisse Technik feststeht, so tritt unfehlbar eine Epoche ein, welche nicht eigentlich productiv, sondern mit der Verarbeitung des Producirten beschäftigt ist und ihren Genufs desselben durch Nachspiegelungen kund giebt. Die Assimilation wird dann eben so schnell zur Secretion. Solche Zeiten — und unverkennbar leben wir in einer solchen Epoche — sind *dem Talent am gefährlichsten*, weil sie dasselbe verleiten, schon auf eine rein technische Behandlung einen Werth zu legen und die Schöpfung eines wahren und dauernden Lebensgehaltes zu versäumen, der seine Form schon mit sich bringen würde. Aber jede Dichtung, die nicht den Grund des Geistes erreicht, ist ephemer und schwebt spurlos vorüber. Wo die Form zuerst vollendet hervortritt, ist auch der Inhalt gediegen; wo die Form nur in die äufsere Geberde hin aufgenommen wird, kann sie den fehlenden Gehalt nicht ersetzen. Man kann sich von Göthe's Faust eine ironische Manier anlernen; man kann sich von Heine den Tact anlernen, mit allem Schmerz schamlos zu spielen und damit verrathen, dafs man gleichgültig ist — aber die Manier, glücklich geübt, ist noch unendlich weit von einem Gedicht entfernt.

Hr. *Harro* hat Talent, sogar ein vielseitiges; allein es zeigt sich nur in Einzelheiten, womit der Kunst nicht geholfen ist. Als Ganzes genommen ist, was er schreibt, flüchtig und weniger von Kunstsinn zeugend, als auf Effect berechnet. Aber dieser Faust ist wohl das Schlechteste, was er gemacht hat, eine gestaltlose Anhäufung von Widrigkeiten und Geschmacklosigkeiten. Eigene Gedanken sind gar nicht darin, sondern die allgemein grassirenden Urtheile, die man aus den Correspondenzartikeln jeder Zeitschrift, aus dem Munde jedes Ladendieners, allenfalls Kellner's, die eine sogenannte Bildung affectiren, vernehmen kann, klingen wieder. Diese Urtheile sind theils dem Dichter und Schauspiel-Director des Vorspiels, theils dem breit monologisirenden Faust, theils dem Mephistopheles, der als Kleinmeister agirt, theils einem Schwarm von Studenten und rohen Gesellen in den Mund gelegt, so dafs von Anfang bis zu Ende Nichts als ein kaltrecensirender Ton erschallt. Von Handlung ist gar nicht die Rede; die Personen sprechen blos und sagen mit unausstehlicher Naseweisheit, was seyn soll. Der einzige Haltpunct, den man doch nicht Handlung nennen kann, ist, dafs Kleinmeister ein Fafs mit Wein auf den Tisch legen läfst, von dessen reichlichen Gaben sich Alle betrinken und dann in ihrer *crapula* ihre rohen Recensionen ausbrüllen. Wäre nun in dieser Beurtheilung unserer Zeit noch einigermafsen eigene Anschauung, Witz und echte Persiflage enthalten, so könnte man selbst den totalen Mangel des Dramatischen übersehen. Aber daran ist gar nicht zu denken, sondern jeder Sprecher läfst sich so aus, wie man in jeder halbguten Gesellschaft, deren Laune ein Glas Wein belebt, es immer hören kann. Eben dies *reine Copiren des gewöhnlichen Lebens* ist uns das höchst Abstofsende an dieser Farce gewesen. Am besten kleidet es noch die vorgeführten Studenten, weil im burschikosen Leben und Reden des Studenten an sich ein heiterer Zug liegt, der auf das Poetische anweis't. Aber in Auerbach's Keller wird es wirklich so grell, dafs man sich mit beklommenem Mifsbehagen daraus weg und zur Stube des Wirthshauses hinsehnt. Es ist freylich nicht der Mühe werth, noch mehr von dieser sauberen Sippschaft zu reden. Um jedoch dem Leser nur eine etwas nähere Anschauung zu geben, will Rec. nur Einiges herausheben. Eine lange Scene dreht sich darum, dafs Staberle, der sich hier zu den Studenten verirrt und den Humoristen spielen soll, im Gasthof Milch verlangt. Die Kellner versichern, Milch würde bey ihnen nicht geschenkt. Staberle wird heftig, jene werden es auch. Endlich klärt sich das grofse Räthsel auf: er will Liebfrauenmilch! S. 115 ff. kommen folgende Kraftstellen vor:

Kleinmeister.

Gebt her ein Privilegium!
Hab' eine Kunst erfunden;
Ich mach' ein Rindvieh, noch so dumm,
Gescheut in wenig Stunden.

Argeswill.

Was fördert nicht die Poesie,
Sie cultivirt die Zunge:
O ungeheure Ironie!
Ruft jeder Schusterjunge.

Flach.

Ein voller Magen schadet sehr
Dem regen Dichtergeiste,
Drum läfst man ihm den Magen leer,
Dafs er was Grofses leiste.

Gigl.

Was kümmert mich die Poesie,
Ich lobe mir die Prosa;
Doch sehnmal lieber noch als die
Hab' ich die Schwanen-Rosa u. s. w.

Leipzig, b. Hartmann: *Stolz und Vorurtheil.* Ein Roman frey nach dem Englischen von *Louise Marezoll.* — *Drey* Thle. 1830. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Der englische Roman, dem die Uebersetzung nachgebildet worden, gehört in die Klasse der Fami-

miliengeschichten und bewegt sich im Gebiet des gewöhnlichen, ja des gewöhnlichsten Lebens. Wer in einem Roman die Geschichte des menschlichen Herzens sucht, wird durch den vorliegenden schwerlich befriedigt und über diesen Mangel an innerm Werth durch die glückliche, aber breite Ausmalung geselliger Details nicht getröstet werden. Es ist in der That das Hauptverdienst des Buchs, dafs es die kleinen Schwächen, Lächerlichkeiten und Selbstsüchteleyen, die sich im Verkehr untergeordneter Menschen herausstellen, mit grofser Treue und Ausführlichkeit geschildert hat; nach etwas Herzerfreuendem und Erhebendem sucht man vergebens. Held und Heldin können sich anfangs nicht recht leiden, der eine aus Stolz, die andre aus Vorurtheil; doch nachdem er seinen Stolz, sie ihr Vorurtheil modificirt, geht diese Abneigung in ein Verhältnifs über, welches zwar Liebe seyn soll, wir jedoch nur als Heirathsneigung bezeichnen wollen. Denn wiewohl im Laufe der Erzählung 3 bis 4 Mädchen nicht nur versprochen und verheirathet, sondern auch entführt werden, so stöfst man doch höchst selten auf einen Anklang von Liebe und diefs auch nur bey den untergeordneteren Figuren. Dennoch kann das Buch als gewöhnliche Lectüre sein Glück machen, wenn es gleich immer kalt lassen wird. Viel hat es alsdann der leichten und gewandten Art und der gebildeten Sprache zu verdanken, die der Uebersetzerin eigen sind. Dafs sie die langen Conversationen, Complimente und Briefe nicht noch mehr verkürzte, geschah wohl aus dem richtigen Gefühl, um das Buch seiner Hauptzierde, der wahren und pikanten Ausmalung der Kleinigkeiten, nicht zu berauben.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Hatim Taï's Abenteuer.* Eine morgenländische Erzählung aus dem Englischen von ....r. *Zwey* Theile. 1831. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Das Original, ein Lieblingsbuch des Orients, enthält einen Kreis morgenländischer Mährchen von den Abenteuern des arabischen Prinzen *Hatim Taï*, berühmt als ein Muster von Weisheit, Schönheit, Milde und Tapferkeit. Einzig darauf bedacht, das Glück seiner Mitgeschöpfe, gleichviel ob Menschen oder Thiere, zu befördern, kennt seine liebevolle Hingebung keine Grenzen und führt ihn durch die wunderbarsten Abenteuer stets glücklich zum Ziel. Mit den seltsamsten und verschlungensten Gestaltungen morgenländischer Phantasie, mit Genien, Dämonen, Ungeheuren, Zaubergärten, lieblichen Jungfrauen, Schätzen, Drachenhöhlen, Edelsteinen und Talismanen reich geschmückt, breitet diese Erzählung ihre anziehende Fülle gleich einem indischen Teppich in bunter Farbenpracht vor uns aus. Es ist in der That das anmuthigste Nichts was man lesen kann und wird sich sicherlich unter unserer Kinderwelt eines grofsen Beyfalls zu erfreuen haben. Ferner können wir zur Beruhigung der Erzieher auch versichern, dafs Moral in dem Buche ist, wenn sie auch nicht, wie in den meisten ausdrücklichen Kindergeschichten, dem Vergnügen stets so unmittelbar nachhinkt. Die Tendenz und das Bestreben des jungen Abenteurers sind schon an sich höchst liebenswürdig und moralisch. Der Uebersetzer hat die natürliche Sprache des Originals, wie man wohl bemerkt, nicht durch zu viele Zuthaten verdorben, oder durch zu viele Abkürzungen verstutzt und verdient deshalb alles Lob.

HANAU, in d. Edler. Buchh.: *Leben aus Tod.* Novelle von Dr. *H. G. Zehner.* 1830. (16 gGr.)

Der Vf. wünscht in der Vorrede seinem Buche, dafs es sich Freunde erwerben möge: leider können wir in diesen Wunsch nicht mit einstimmen. Wir glauben nicht, dafs die Rückkehr von Wunder- und geheimen Gesellschafts-Geschichten für die Literatur erspriefslich seyn kann, wenn sie nicht so wahr und geistreich wie von *Tiek* in einer seiner neusten Novellen behandelt werden. Diefs ist nun von unserm Vf. allerdings nicht geschehen, wiewohl vielerley magnetische, alchymistische und orientalisch-mystische Erscheinungen etwas confus sich durchkreuzen und vielleicht mit einem noch jungen Freymaurerthum des Vfs verbinden. Doch, wie gesagt, die Phantome geheimnifsvoller, heiliger Verbrüderungen, deren unbekannte engelhafte Obern nur zuweilen den tiefen Orient verlassen, um unter uns als Beschützer der Unschuld aufzutreten, haben sich überlebt, und wir möchten dem nicht talentlosen Vf. rathen, seine schaffende Kraft vom Gebiete des Phantastischen ab, in ein das Innere des Menschenherzens tiefer berührendes Feld zu lenken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

LITERATURGESCHICHTE.

Darmstadt, b. Leske: *Biographisch-literarisches Lexicon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.* Bearbeitet und herausgegeben von *Heinrich Eduard Scriba. Erste* Abtheilung: die im Jahr 1830 lebenden Schriftsteller des Großherzogthums enthaltend. 1831. X u. 496 S. gr. 8. (1 Rthlr. 5 Ggr.)

Das Großherzogthum Hessen hat in neuern Zeiten einen solchen Umfang erhalten, daß es sich allerdings der Mühe verlohnt, über die in dieser Provinz lebenden Gelehrten und Schriftsteller ein eignes, für sich bestehendes Werk zu liefern, da zumal das bekannte *Strieder*'sche, aus 18 Bänden bestehende Literaturwerk — wie auch der Vf. sehr richtig in der Vorrede bemerkt — größtentheils bloß auf die im Churfürstenthum Hessen lebenden Gelehrten sein Augenmerk gerichtet hat. Der Vf., welcher uns Hoffnung macht, späterhin ein „Künstler-Lexicon" und ein „ausführlich historisch-literarisches Handbuch der gesammten vaterländischen Literatur" seiner Provinz zu liefern, und dadurch seinem Vaterlande recht gemeinnützig zu werden; hat sich in der That keine Mühe verdrießen lassen, möglichst vollständige Lebensbeschreibungen, nebst genauer Angabe der Druckschriften, hier vor Augen zu stellen.

In dieser Hinsicht verdienen insonderheit die überarbeiteten ältern Artikel: *J. Val. Adrian, G. Ch. Braun, J. A. Boost, J. Ch. Borre, J. Fr. Dahl, J. Ph. Dieffenbach, A. F. Adr. Diel, K. Ch. Eigenbrodt, Pt. Jos Floret, A. Adf. Follen, J. Fr. Galetta, G. K. Horst, H. K. Jaup, J. Val. Klein, Just. Tim. Bths. Linde, J. H. Mandel, Gf. L. Thdr. Marezoll, J. Maus, Bh. Meyer, E. L. W. Nebel, J. Neeb, Fr. Röder, W. Schulz, J. W. Steiner, K. Thdr. Welcker, Fr. Jos. Wittmann* und *J. H. Zehfuß* einer besondern Erwähnung. Ja die Artikel: *J. F. Fr. Lehne, Cg. Val. F. Np. Fd. v. Löhr, J. Ch. Markwort, N. Müller, J. Ch. Rinck, J. Fd. Schlez, Gf. Weber, G. Ch. Gli. Freyh. v. Wedekind* und *C. Ph. Zimmermann*, welche aus den Quellen selbst geflossen sind, lassen nichts zu wünschen übrig. Was hienächst den Plan des vorliegenden Literaturwerks betrifft, so enthält die 1ste Abtheilung die im J. 1830 lebenden Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, und die 2te Abtheilung, welche bald nachfolgen soll, wird, nebst einigen Nachträgen, über die Verstorbenen im ersten Viertel dieses Jahrhunderts Bericht erstatten. Allein genau erwogen, will uns diese Einrichtung nicht recht zusagen. Denn wenn wir schon billigen, daß Hr. *Scr.* alle Schriftsteller, die im Großherzogthume geboren sind, oder daselbst einige Jahre gelebt haben, mit in seinen Bereich gezogen hat, so paßt doch die Rubrik der 1sten Abtheilung nicht völlig: denn unmöglich kann man von *J. Jak. L. Hüffel, H. W. Pabst, L. Schnaubert* und *F. H. Lh. Schwarz* sagen, daß sie sich noch *im Jahr* 1830 in dieser Provinz aufgehalten haben. Es wäre ohnehin besser gewesen, Lebende und Todte, wie es in allen Literaturwerken dieser Gattung gebräuchlich ist, neben einander aufzustellen; denn in jedem Fall ist es doch höchst unbequem, manche Schriftsteller-Familien nicht mit einem Blick übersehen zu können, weil die Väter oder ältern Brüder gemeiniglich in die 2te Abtheilung verwiesen worden sind. Von 291 Artikeln, die dieses Literaturwerk uns vor Augen führt, sind in Allem 136 ganz neu; aber vorzüglich folgende: *J. Ant. André, G. Becker* (nicht *Bekker*), *Ph. Bopp, H. Brühl, K. F. A. Buchner, W. Jac. G. Curtmann, H. W. Dieffenbach, J. A. v. Grolmann, E. F. Hartig, K. Gst. Heyer, K. Hofmann, J. Jac. Kaup, A. Klipstein, M. L. J. Kösterus, M. Krautheimer, J. Jac. Kromm, Just. Liebig, K. A. Metz, Fr. Hub. Müller, Ch. W. Pabst, E. Thd. Pistor, H. Ch. Mch. Rettig, Mich. K. Ries, A. L. Rosenthal, G. Rühl, L. Sackreuter, H. Schäfer, A. Scharfenberg*, (ein bisher unbekannter Romanschriftsteller,) *E. Schaumann, L. H. W. Ed. Scriba, K. Simeons, J. Btho. Spieß, G. Thudichum, F. Vogel, K. E. Wagner, E. K. L. Ed. Weiß, K. Weitershausen, F. Werner, Jac. Wiener* und *G. L. v. Zangen* der allgemeinen Aufmerksamkeit werth. Mehrere bekannte Schriftsteller hat Rec. vergebens gesucht, worunter namentlich aufzuführen sind: *Jos. Bamberger* in Worms, Dr. *J. H. Bender*, Privatdocent in Gießen; *Fr. Jos. Bodmann*, Tribunals-Präsident in Mainz; *Jak. Brand*, jetzt Bischoff in Limburg (sonst Pred. im Bisthum Mainz); *Wilh. Butté*, Regier. Rath in Cöln; *F. A. W. Diesterweg*, Director des Seminars in Meurs (sonst in Worms); *A. L. Disbeck* in Rödelheim; *H. Thp. L. Ebel*, Regierungsrath in Gießen; *K. Hofmann*, Justizrath in Rödelheim; *H. Klee*, Professor am Seminar in Mainz; *J. J. Mathias*, Pfarrer in Sprendlingen; *K. F. Pfender*, Notar in Worms; *M. H. F. Pilger*, Professor in Charkow (sonst in Gießen); *W. Pilger*, Regierungsrath in Gießen; *Andr. Räß*, jetzt Domcapitular in Straßburg; *W. Rheineck*, Privatgelehrter in Mainz; *Fr. Joa. Rieg*, Wundarzt daselbst; *G. L. Ritsert*, Mund-

Mundkoch in Gieſsen; *Ch. W.*, *J. F.*, *J. P. L*, und *L. Imm. Snell* (in Weilburg, Nauheim, Dachsenhausen und Usingen); *L. Wallot*, Pfarrer in Nierstein; *J. Weitzel* in Wisbaden; und in Darmstadt selbst: Architekt *H. W. Eberhardt*, Medicinalrath *D. Engel*, Oberfeuerwerker *E. Förch*, den Geh. Rath und Leibarzt *Fr. Ferdin. Hessert* und den Hofrath *A. C. Schaberth*. Es würde nicht schwer fallen, dieses Verzeichniſs zu vermehren; doch einige noch Fehlende werden wohl in der 2ten Abtheilung ihre Stelle finden. — Um übrigens zu Vervollkommnung dieses neuen Literaturwerks einige Scherflein beyzutragen, theilt Rec. noch einige der wichtigsten Zusätze und Berichtigungen in gedrängter Kürze mit. Von *J. Val. Adrian's* Schriften ward Nr. 7 zu Wien 1825 nachgedruckt. Bey *A. F. W. Crome* hätte auf *Fr. v. Lupin's* Biographie jetzt lebender, oder erst im Laufe dieses Jahres verstorbener Personen und auf *And. Gf. Schmidt's* Anhaltisches Schriftsteller - Lexicon verwiesen werden sollen. Die Schrift des Grafen *v. Erbach - Fürstenau* erhielt ein neues Titelblatt; Frankf. a. M. 1815. Bey *Leander v. Eſs* ist zu erinnern, daſs Nr. 6 anonym herauskam, auch fehlt: *novum Testamentum vulgatae editionis, iuxta exempla ex typographia apostolica vaticanae Romae* 1592 *correctis corrigendis* etc. edidit. Tubing. 1822 ed. auctior 1827. P. II. 1824. *Pt. Jos. Floret*, über den auch *Raſsmann's* Münsterländ. Schriftsteller - Lexicon 3. Nachtr. Kunde giebt, ward 1778 geboren; er hat zum Westphäl. Anzeiger und zur Ersch'schen allg. Encyclopädie mehrere Beyträge geliefert. Bey dem Freyh. *H. Cp. E. v. Gagern* ist das anonym erschienene „Sendschreiben eines Berliners an seinen König", (179..) ausgelassen; auch sind Nr. 4, 5, 8, 11 mit einem * zu bezeichnen. *J. Jos. v. Gerning* (welcher nach seiner vor uns liegenden eigenhändigen Mittheilung 1769 geboren ist), ward 1804 geadelt, und 1818 zum Ritter des Guelphen - Ordens ernannt. Ueber *Kath. Halein* finden sich in *v. Schindel's* Lexicon der deutschen Schriftstellerinnen Bd. 3, besonders hinsichtlich ihrer Journalaufsätze höchst interessante Mittheilungen. Bey *G. L. v. Hartig*, über welchen auch *v. Lupin* nachgelesen werden kann, fehlen einige Abhandlungen im 7ten und 8ten Bande des Magaz. der Gesellschaft naturforsch. Freunde in Berlin und im allgem. Anzeiger 1825. Auch sind Nr. 1, 7 und 8 in den J. 1809, 1812 und 1814 in Wien nachgedruckt worden; die französ. Uebersetzung von Nr. 1, 2 rührt von *Baudrillart* her und die Lücke an letzterm Orte ist mit: Paris, 1807. 12. auszufüllen. Bey *K. Theod. v. Haupt* haben sich manche Irrungen eingeschlichen; Nr. 7 erschien zuerst 1810 und 1811 unter dem Namen: Theodor Peregrinus; bey Nr. 8 ist die Uebersetzung zu streichen und dagegen einzuschalten: *Hambourg et le Maréchal Davoust, appel à la iustice*. Paris 1811. Nr. 11 erschien 1820. Noch hat man von ihm: *Reponse à un écrit de Mons. d'Aubign.* Hamb. 1814. Triers Vergangenheit und Gegenwart, ein histor. topographisches Gemälde, 1. Theil, Trier 1822. Musikal. Hausfreund für 1829 u. 1830, Mainz. Ebenso fehlt bey *F. Heldmann*, über den der 11 Bd. des Conversations - Lexicon berichtet: „Handbuch für Reisende in Italien, in Bezug auf alte und neue Denkmäler, Wissenschaften, Künste u. s. w. Eine Uebersetzung des *Manuel de Voyageur d'Italie*. Basel 1820." Nr. 3 erschien zuerst im J. 1811. Bey *Ch. A. Hoffmann* ist zu erinnern, daſs Nr. 5 im J. 1808 erschienen ist, und daſs von Nr. 6 und Nr. 8 in den J. 1817 und 1818 neue Auflagen herausgekommen sind. *K. Ed. v. Holtei*, dessen Portrait vor *Thd. Brand's* schles. Musenalmanach auf 1830 befindlich ist, hat zur Abendzeitung, zu Gubitzen's Gesellschafter, zu den schles. Provinz. Blättern, und zur Wiener - Theater Zeitung Mancherley beygetragen. *G. K. Horst* gab noch: ein Andachtsbuch für gebildete Christen aller Stände" (Frankfurt 180..) heraus, das 1816 die 3te Auflage erlebte. *Marx Fid. Jäck* hat ohne seinen Namen: „Psalmen und Gesänge der heiligen Schrift, nebst den Hymnen der ältesten christlichen Kirche" (Freiburg 1819, 2 Bde) metrisch paraphrasirend übersetzt. Bey *J. Jac. Kaup* fehlen noch einige Abhandlungen in der Isis, 1825 u. 1827. Bey *Klaus. Kröncke* hätte auf *St. Strieder* Band 17. S. 2627 und *Rotermund's* gelehrt. Hannover, Bd. 2, S. CLX u. CLXI verwiesen werden sollen; auch ist Nr. 2 zu Haag, 1779, 2 Tom. ins Holländische übertragen worden. Von *Ch. Gli. Kühnöl's* Schriften ward Nr. 5 im J. 1811 neu aufgelegt. Bey *K. Thdr. Küstner* sind 2 jur. Dissertationen aus den J. 1806 und 1810 nachzutragen. Von *J. F. Fr. Lehne* Schriften wurde Nr. 1 und 2 zu Wien 1820 in 2 Bänden nachgedruckt; Nr. 5 ist aus der Zeitschrift: „der Spiegel" besonders abgedruckt. Bey *Lth. F. Ph. Marx* ist ebenfalls manches zu erinnern. Abgerechnet, daſs Nr. 5 und Nr. 8 in den J. 1828 und 1822 neu aufgelegt worden sind, und daſs von Nr. 24 1828 die 2te Lieferung nachfolgte, gehören auch noch 6 und 23 zusammen. Auch vermiſst man noch: „Kurze Lebensgeschichte heil. Künstler und Handwerker" (Frankfurt a. M. 1829.) Das 2te Stück von *K. Ch. Palmer's* neuer theolog. Zeitschrift ward erst im J. 1816 ausgegeben. *Fd. Fr. A. Ritger*, (welcher am 11. December 1787 geboren und 1823 Dr. der Phil. ward) schrieb noch: „Natürliche Eintheilung der Säugethiere", (Gieſsen 1824;) auch stehen von ihm einige Beyträge im 3ten und 6ten Bande des Siebold'schen Journals für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. Umständliche Nachrichten über ihn theilt *Raſsmann* in seinem Münster. Schriftsteller - Lexicon mit. Mitherausgeber von *H. Rockstroh's* 14ter Schrift war der Leipziger Architekt *Ch. Gf. Bachmann*. Bey *E. W. Ch. Sartorius* vermiſst man: *Responsiones scriptas a Phil. Melanchthone ad impios articulos Bavaricae inquisitionis*; (Marp. 1824) und seine Theilnahme an der Berliner Kirchenzeitung. *H. Schäfer* gab noch in Verbindung mit *H. W. Eberhard* das „*Museum Worsleyanum*" Darmst. 1826—1829 in 6 Lieferungen heraus. *F. Schmitthenner* ward zu Oberdneis im Fürsten-

stenthume Wied am 17. März 1796 geboren; vollständige biograph. und literarische Nachweisungen über ihn finden sich in *Seebodes* Archiv für Philologie und Pädagogik Bd. 1. H. 2. S. 392,93. *L. Schnaubert* hat auch an *J. N. Scherers* nord. Annalen für Chemie Theil genommen. Ueber *F. H. Ch. Schwarz*, dessen 22ste Schrift anonym erschien, hat *Jul. Lampadius* (d. i. *Jul. Leichtler*), in seinem Heidelberger Universitäts-Almanach S. 112—116 genaue Auskunft ertheilt. Von *K. Simeons* kennen wir noch: Diätetik für gesunde, schwache und starke Augen (Darmst. 1829, mit 2 Steindrucktafeln). *G. Thudichum* hat zum 7ten Jahrgange von *Seebodes* krit. Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen einige Beyträge gespendet. Die 2te wohlfeile Aufl. von *J. Vogel* 2ter Schrift erschien im J. 1830. Mehrere Journalaufsätze von *J. Bh. Wilbrand* kann man bey *Rassmann* am angeführten Orte nachlesen. Ueber *H. Arn. Winkler* hat Dr. *L. F. Hesse* in nachstehendem Progr. „20stes Verzeichnifs geborner Schwarzburger, die sich als Gelehrte und Künstler durch Schriften bekannt gemacht haben" (Rudolstadt 1829) einige Nachrichten mitgetheilt. *F. Jos. Wittmann* hat auch in den J. 1811 und 1821 zu *Hufeland's* Journal der prakt. Heilkunde Bd. 32, und zu *Harles* rhein. Jahrbüchern der Medicin Bd. 4 Beyträge geliefert.

Schade ist es auch, dafs auf die Correctur nicht überall die nöthige Sorgfalt verwendet worden ist; wenigstens konnten die wichtigsten Druckfehler am Ende nachgetragen werden. Dahin gehören, so weit wir das Ganze übersehen konnten, unstreitig folgende: S. 5 bey Nr. 5 1826 (statt 1829), S. 126 Z. 2. 1813 (statt 1816), S. 133 mufs das Geburtsjahr *M. K. Thdr. v. Haupt* 1782 heifsen. S. 134 bey Nr. 6 1811 (statt 1814) und bey Nr. 17 1822 (statt 1824), S. 143 bey Nr. 12 Lehrbuch der Literatur-Aesthetik (für Literar. Aesthetisch.), S. 145 bey Nr. 5 1812 (statt 1816), S. 153 bey Nr. 19 1822 (statt 1824), S. 245 ist das Geburtsjahr 1764 (nicht 1794). Auch ist es auffallend, dafs von S. 161 an das Meusel'sche Gelehrte Deutschland nur höchst selten angezogen worden ist.

W. Lindner.

GESCHICHTE.

1) Leipzig u. Darmstadt, b. Leske: *The history of Scottland.* By *Sir Walter Scott.* In two Vol. Vol. I. 1830. 398 S. 8. (Pr. 2 Fl. 40 Kr.)

2) Darmstadt, b. Leske: *Walter Scott's Geschichte von Schottland.* Aus dem Englischen von *Friedrich Vogel*, Grofsherzoglich Hessischem Hauptmann. 1830. *Erster* Band (in zwey Abtheilungen). XVII u. 540 S. 8. (Pr. 1 Rthlr. 8 Ggr.)

Streben nach encyclopädischem Wissen ist ein Charakterzug unserer Zeit. Die literarische Industrie hat sich desselben bemächtigt und nicht gesäumt, ihn zu ihrem Vortheile auszubeuten. Vorliegende Geschichte Schottlands ist das Produkt einer solchen Speculation. Dieselbe ist nämlich Theilbestand einer unter der Leitung des Dr. *Lardner* bey *Longmann* zu London erscheinenden Kabinets-Encyclopädie (*the cabinet cyclopaedie*), die, so weit Rec. dieses Unternehmen kennt, ein Seitenstück zu der in Frankreich kürzlich herausgekommenen historischen Bibliothek, oder Sammlung geschichtlicher Resumés, liefern soll. — Wir übergehen hier füglich jedwede Erörterung der wissenschaftlichen Zweckmäfsigkeit eines solchen Unternehmens überhaupt, die allerdings, nach unserer Ueberzeugung, in mancherley Beziehung wohl bestritten werden könnte. Inzwischen ist Dr. *Lardner* einer der ausgezeichnetsten Professoren der Londoner Universität, *Walter Scott* aber, so wenig er sonst auch seinen Beruf zum Geschichtschreiber durch sein Werk über Napoleon bewiesen hat, scheint uns ganz der Mann zu seyn, die Begebenheiten *seines eigenen Landes* in historischer Form zu erzählen und sohin für den befragten Zweck mitzuwirken. Wir schliefsen diefs aus seinen so zahlreichen und, zum Theil wenigstens, wohlgelungenen Leistungen im Fache des historischen Romans, wozu er den Stoff am häufigsten der vaterländischen Geschichte entlehnte und die für ihn das günstige Vorurtheil erwecken, dafs er mit dem Quellenstudium derselben ganz besonders vertraut sey. Freilich werden mit diesem Studium keinesweges alle Forderungen erschöpft, die man an einen Historiker zu stellen berechtigt ist; es ist dasselbe vielmehr nur das erste, unumgänglichste Requisit. Wahrheitsliebe und ein von dieser geleitetes Urtheil dürfen sich bey ihm eben so wenig, wie die Art positiven Wissens, die aus jenem Studium entspringt, vermissen lassen. Indessen trifft auch *W. S.* der nur allzu gegründete Vorwurf, dafs er sich bey Abfassung von Napoleon's Geschichte durch Hafs gegen die Person insgemein irre führen liefs und daher nicht blofs bey Erörterung der Motive ihrer Handlungen, sondern sogar bey Darstellung von Thatsachen selber grobe Parteylichkeit gegen den Mann zu Tage legte; so dürfen wir uns mindestens einer aus *dieser* Quelle entspringenden Befangenheit nicht von ihm gewärtigen, wenn er als Geschichtschreiber seines Landes auftritt. Gegentheils befürchten wir vielmehr, dafs er hier zuweilen der entgegengesetzten Bahn folgt und sich namentlich durch seine Vorliebe zur Romantik zu Ausschmückungen habe hinreifsen lassen, die der erzählenden, wie der raisonnirenden Geschichte fremd bleiben sollten. — Dieser Mifsgriff, um uns des gelindesten Ausdrucks zu bedienen, macht sich besonders bey Erzählung der Kriege bemerklich, die Schottland, von der frühesten Epoche seiner Geschichte an bis zu seiner Vereinigung mit England, gegen diesen seinen mächtigen Nachbar führte. Nimmt aber bey diesen Kriegen der Schotte, dem nicht selten der Sieg verblieb, schon um deswillen ein überwiegendes Inter-

teresse für sich in Anspruch, eben weil *er* der schwächere und oftmals unterdrückte Theil ist, so wird doch oftmals das Bestreben des Vfs nur allzu sichtbar, ihn auch von Seiten des Heldenmuths und anderer Kardinaltugenden der Vorzeit über seinen britischen Gegner und Nachbar zu stellen. — Der vor uns liegende erste Band der Uebersetzung geht bis zu Ende der Regierung Jacob IV., der am 9. September 1513 in der Schlacht bey Flodden fiel, wie *W. S.* im siegreichen Widerspruche mit der Angabe mehrer anderer schottischen Geschichtschreiber nachweist. Es ist leicht zu erachten, dafs die Begebenheiten eines so langen Zeitraums, — denn der Vf. beginnt seine Geschichtserzählung mit der Epoche der römischen Herrschaft auf der Insel Britannia, — in einer verhältnifsmäfsig so geringen Seitenzahl zusammengefafst, nur sehr abgekürzt dargestellt werden konnten. Der Leser aber verliert, nach unserm Bedünken, bey dieser Kürze in so fern nichts, als er sich, nach dem vorerwähnten Plan und Zweck des Werks kein ausführliches Geschichtswerk versprechen durfte. Es war unter dieser Beziehung ein wesentliches Erfordernifs den also beschränkten Raum mit Oekonomie zu benutzen. Hierdurch rechtfertigt sich die Kürze, womit die Begebenheiten bis auf Robert Bruce erzählt werden. Je nachdem indessen die geschichtlichen Vorgänge, welche die alten Chronikenschreiber uns aufbewahrten, an Gewifsheit und Interesse gewinnen, verbreitet sich auch der Vf. mit gröfserer Ausführlichkeit über den vorliegenden Stoff. — Vornehmlich gelungen erscheinen Rec. die Charakterschilderungen der merkwürdigen Männer in der schottischen Geschichte und die Betrachtungen, die er über sie jedesmal am Ende ihrer Laufbahn anstellt. Da hierbey die Subjectivität des Geschichtschreibers am grellsten hervortritt, so führen wir zur Probe einiges von dem an, was *W. S.* über Robert Bruce sagt: „Bruce's Leben, in vielen Hinsichten merkwürdig, hat das Eigenthümliche, dafs es in drey völlig verschiedene Abschnitte zerfällt, die kaum einem und demselben Individuum anzugehören scheinen. In seiner Jugend war er unüberlegt, vorschnell und wankelmüthig, und, von der Zeit an, wo er zuerst im öffentlichen Leben auftrat, bis zur Periode, wo er den Comyn erschlug und die Krone annahm, scheint er keinen bestimmten Plan gehabt zu haben. — Gleich dem gröfsten Theil des übrigen Adels ging er, so wie das Glück wechselte, von einer Partey zur andern über, liefs sich in übereilte Anschläge zur Befreyung Schottlands vom englischen Joche ein, und unterwarf sich wieder eben so übereilt der überwiegenden Macht von England. Während einer andern kurzen, aber höchst thätigen Periode seines Lebens gab er Beweise einer seltenen Geistesstärke, durch die Standhaftigkeit, den Muth und die Geduld, womit er den Verlust von Schlachten, den Tod seiner Verwandten und Freunde, getäuschte Erwartungen und eine ununterbrochene Reihenfolge von Unglücksfällen ertrug, während kaum ein schwacher Hoffnungstrahl seinen mühevollen Pfad noch erhellte. Diese Leidensperiode geht von der Schlacht bey Methven bis zu seiner Rückkehr von der Insel Rachrin. Nach dieser Zeit krönte fast überall, wo er persönlich erschien, der vollständigste Erfolg seine Bemühungen, bis er endlich das Ziel seines langen Strebens, den sichern Besitz eines unabhängigen Thrones, erreichte. — Wenn wir die nähern Umstände berücksichtigen, so haben wir Grund zu schliefsen, dafs Bruce aus den Widerwärtigkeiten der zweyten oder der Leidensperiode seines Lebens Lehren der Ausdauer, der Klugheit und der Mäfsigung schöpfte, Tugenden, die er in seinen frühern Jahren nicht kannte, und die an die Stelle des feurigen und ungestümen Wesens traten, welches ihm, gleich seinem Bruder Eduard, von Natur eigen war. Nie liefs er sich durch Eduards I. barbarische Härte zu Maafsregeln der Wiedervergeltung hinreifsen, obgleich dieser Monarch drey seiner Brüder grausam hatte hinrichten lassen; und sein grofsmüthiges Benehmen gegen die Gefangenen von Bannockburn und bey anderen Gelegenheiten macht seiner Menschlichkeit und Klugheit gleichviel Ehre. Von seinem wahrhaft ritterlichem Geiste zeugt folgendes Ereignifs: Als er, während des irischen Krieges einst von einem überlegenen Haufen Engländer verfolgt wurde, liefs er plötzlich Halt machen und wollte lieber unter den ungünstigsten Umständen dem Feinde die Spitze bieten, als eine arme Wäscherin, die von Kindesnöthen ergriffen worden war, der wilden Grausamkeit der irischen Eingebornen überlassen. Als Kriegsheld stand Bruce so hoch in der öffentlichen Meinung, dafs er in jenem an Helden reichen Zeitalter allgemein für einen der drey besten Ritter in Europa galt.... Bruce's Kenntnisse in der Kriegskunst waren ausgezeichnet und in seinem sogenannten Testamente hinterliefs er seinen Landsleuten ein Vermächtnifs, dafs sie vor dem Verlust mancher blutigen Schlacht geschützt haben würde, hätten sie es nur zu benutzen verstanden." — Die vorstehende Anführung mag zugleich einen Beleg für die Güte der Arbeit des Uebersetzers liefern, die eine wahrhaft seltene Erscheinung ihrer Art ist. Ueberdiefs hat derselbe den englischen Text mit Noten versehen, die, aus den besten Quellen, als *Buchanan*, *Turner*, *Lingard*, *Froissart* u. s. w. geschöpft, Hn. *V's* Belesenheit und seinen kritischen Geschmack rühmlichst beurkunden.

R.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

TASCHENBÜCHER
für 1832.

Von diesen leichten Truppen des grofsen Heeres der belletristischen Literatur sind bis jetzt noch wenige erschienen und, wie wir vernehmen, dürften mehrere, z. B. *Clauren's Vergifsmeinnicht*, *die Rosen*, *Orphea* u. a. für das Jahr 1832 ganz ausbleiben. Die Verleger fürchten theils, dafs die Sorge für Leib und Leben im nächsten Jahre den Antheil des Publicums an den sonst willkommenen Gästen schmälern möchte; theils graut ihnen vor den Verwüstungen, welche etwanige Desinficirungen auf diese eleganten Erzeugnisse hervorbringen könnten, und so halten sie dieselben bis zum Jahre 1833 zurück. Ob aber nun gerade diese vorsichtige Handlungsweise nicht den Nachtheil mit sich führt, dafs die bisherigen *Habitués* der nicht erscheinenden Almanache diesen treulos werden und für die Folge ihre Gunst einem andern, der selbst in der Zeit der Bedrängnifs kühn durch alle Sperranstalten gedrungen, um ihnen Erheiterung und Zerstreuung zu bringen, zuwenden dürften, das kann erst die Folge entscheiden.

1) Heidelberg, b. Engelmann: *Cornelia*. Taschenbuch für deutsche Frauen, auf das Jahr 1832. Herausgegeben von *A. Schreiber*. (2 Rthlr. 8 Ggr.)

Unter den Kupfern, welche dieses Taschenbuch bringt, zeichnen sich zwey sehr zart gehaltene Bildchen von *F. Fleischmann* besonders aus. Nur bemerken wir seit einiger Zeit an den Arbeiten dieses Künstlers, dafs er seinen Fleifs hauptsächlich den hervorstechendern Partien, Gesichtszügen, Händen, feinerm Schmuckwerk und dergl. zuwendet, während er Hintergrunde und Gewänder in einer auffallenden Weise vernachlässigt. Das Titelkupfer von *Passini* in Wien, die Statthalterin der Niederlande, Margarethe von Oesterreich, vorstellend, verdient ebenfalls einer lobenden Erwähnung. — Das Taschenbuch enthält Mittheilungen in Versen und in Prosa. Mehrere Gedichte des Herausgebers athmen poetisches Leben und sind angenehm versificirt; eine ganz vortreffliche Dichtung aber, wie sie uns selten jetzt in Almanachen geboten wird, ist ein Lied der Engländerin *Felicia Hamans* (*Hemans?*), deutsch wiedergegeben von *Caroline Stille*. Es führt die Ueberschrift: *Die Gräber eines Hauses* und kann in seiner süfsen Wehmuth kein gefühlvolles Herz ungerührt lassen. — Der Erzählungen in Prosa sind sechs. *Die schwarzen Tage*, von *Blumenhagen*, lesen sich recht angenehm und zeigen, dafs der Vf. nicht immer eines historischen Stoffes bedarf, um als gewandter Erzähler aufzutreten. Nicht in einem gleich wohlgeordneten künstlerischen Verständnisse bewegt sich die historische Novelle: *Chandemur*, von *A. Schoppe*, geb. *Weifse*. Sie spielt in den Zeiten der Fronde, behandelt einen Stoff, der jetzt nicht mehr ansprechen kann, und leidet an ermüdenden Längen. Die erzählenden Beyträge des Herausgebers bestehen in drey Novellen: *die Rückkehr*, *der Kampf* und *die Hirtin*. Unstreitig verdient diese letztere, durch Poesie des Stoffes, durch geschicktere Ausarbeitung, den Vorzug vor den beiden andern. In den *römischen Welt- und Liebeshändeln*, einer gröfsern Novelle aus der ephemeren Regierungszeit des römischen Volkstribunen *Cola Riemzi*, stellt *Georg Döring* ein Bild voll reichen Lebens, voll scharfer Charakterzeichnung auf, an das sich, durch die innersten Interessen mit ihm verbunden, ein zweytes schliefst, in welchem nun die Romantik die Hauptrolle übernimmt. Die ansprechende Darstellungsweise des Vfs ist bekannt.

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Penelope*. Taschenbuch für 1832. Herausgegeben von *Th. Hell*. 21ster Jahrgang. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

Die Kupfer sind gröfsten Theils von Wiener Künstlern verfertigt. Drey Kniebilder von *Stöber*, *Weifs* und *Brückner* zeugen von grofsem Fleifse dieser Künstler; die übrigen Darstellungen, Scenen aus Schauspielen, entsprechen in Hinsicht auf den Stich den geistvollen Zeichnungen von *Retsch* nur wenig. — Die erste Erzählung des Almanachs, *Afanasja*, von *A. von Sartorius*, enthält manche anziehende Schilderung aus den Tagen *Katharine's der zweyten* und *Potenkins*. Wir begleiten die grofse Monarchin auf ihrer Reise nach *Taurien*, sind bey ihrer Zusammenkunft mit Kaiser *Joseph* gegenwärtig, der hier durch einen Akt der Milde und des Wohlwollens ein liebendes Paar beglückt, womit die Erzählung recht wohl gerundet und geschlossen erschiene. Unbegreiflicher Weise aber zerreifst dann der Vf. das ganze harmonische Gewebe mit einem schreienden Mifslaute, der jeden schönen Eindruck, den die Erzählung hervorgebracht haben könnte, vernichtet. Eine Novelle von *Blumenhagen*, *Wat Tyler*, führt uns die Gräuel des unter der Regierung des zweyten *Richard von England* dort wüthen-

thenden Bürgerkrieges vor. Der Faden einer gewöhnlichen Liebesgeschichte schlingt sich durch Waffenlärm und Blutvergiefsen, das Ganze scheint nur auf augenblickliche Effecte berechnet, ohne Anspruch auf eine tiefere, poetische Bedeutung zu machen. Sinniger hat *J. Schopenhauer* den Stoff ihrer Erzählung: *der Bettler von Sanct Columba*, aufgefafst. Wir sehen hier das treue Herz einer guten Tochter unter den Stürmen des Lebens, im Kampfe mit Härte und Undankbarkeit, siegreich zum Ziele dringen, obschon dieses nicht den Lohn auf der unvollkommenen Erdenwelt beut. Die Darstellung ist vortrefflich und einige Verzeichnungen in den männlichen Charakteren halten wir einer Dame zu gut. Der Herausgeber selbst liefert einen interessanten Beytrag in der Erzählung: *die Felsen-Feste*, nach dem Englischen des *Ritchie*. Der Stoff ist der ersten Regierungszeit Heinrich IV. von Frankreich entnommen, mit Sinnigkeit geordnet, mit Liebe behandelt. Unter den Gedichten hat uns das: *Reiseleben*, von *Nadangel* besonders angesprochen.

3) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet*, für das Jahr 1832. Herausgegeben von Dr. *St. Schütze*. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Ein zierliches Büchlein, an dem uns, was das Aeufsere angeht, nur die Carrikaturbilder *Ramberg's* nicht behagen können. Diese verzerrten, aller Natur hohnsprechenden Figuren, oft auf eine widerwärtige Weise entblöfst, oft in den unanständigsten Gruppirungen und Stellungen können weder *Liebe* noch *Freundschaft* gewinnen und den guten Geschmack müssen sie abstofsen. Schade um *Th. Hell's* gewandtes Dichtertalent, das an die Erklärung dieser Frazzenbilder verschleudert worden ist! Drey gröfsere bildliche Darstellungen von *Ramberg*, welche zu den Mittheilungen des Taschenbuchs gehören, trifft der Vorwurf des Unanständigen nicht, obschon es auch hier nicht im Einzelnen an Verzeichnungen fehlt. — Die erste Erzählung, *Rache und Versöhnung*, ist, wie der Vf., *C. B. v. Miltitz*, versichert, nach einer wahren Begebenheit bearbeitet. In der That gleicht auch das Ganze mehr einer Anekdote, als einem poetischen Kunstwerke, da hier der Zufall mehr günstig die Würfel mischt, als dafs eine innere Bedingung die glückliche Katastrophe motivirte. Eine schöne Reliquie der verewigten *F. Lohmann* erhalten wir in der geschichtlichen Novelle: *Die Schlegler*. Es sind die Kämpfe, die Graf *Eberhard von Würtemberg* mit den schwäbischen Ritterbündnissen auszufechten hatte, welche die Dichterin hier zu einem anziehenden Bilde aufgefafst hat. Die Gestalten treten kühn, lebendig und markig aus dem Hintergrunde der Vorzeit hervor, die Darstellung ist edel und blühend gehalten. *Eine Alltagsgeschichte*, mitgetheilt von *L. Kruse*, entspricht in der That ihrem Titel. Der Stoff ist nicht neu, die Characteristik schwankend, die Behandlungsweise bedeutungslos. Wir erinnern uns, von diesem Schriftsteller viel Besseres gelesen zu haben. Noch weniger können wir uns mit *W. Blumenhagen's* Beytrag: *der Egoist*, befreunden. Wollte Hr. *B.* in dem Hn. *von Reeks* ein Characterbild aufstellen, wie es der Titel bezeichnet, so ist ihm dieses durchaus mifslungen. Dieser sogenannte Egoist hängt nicht starr und stark an seinem eigenen Selbst, er verfolgt nicht mit unbeugsamer, eiserner Willenskraft die Bahn zu einem Ziele, das ihn beglücken soll; er ist nur ein schwankes Rohr, von jedem Winde bewegt, von jedem Zufall in eine andere Stimmung versetzt, er übt Gutes, man weifs nicht warum, er verirrt sich bis zum Meuchelmorde, man weifs eben so wenig weshalb. Der Vf. scheint beym Beginn dieser Erzählung keine bestimmte Idee aufgefafst, keinen sichern Plan entworfen zu haben; er trieb es, wie der Maler von Ubeda in Cervantes, der auf die Frage: was aus seinem Gemälde werde? zu antworten pflegte: was Gott will! — Gedichte von *Agnes Franz*, *St. Schütze* und *A. von Chamisso* sind hin und wieder eingestreut. Der vorzüglichste von diesen Beyträgen möchte wohl *Chamisso's* Romanze: *Herzog Huldreich und Beatrix*, seyn.

4) Leipzig, b. Brockhaus: *Urania*. Ein Taschenbuch für 1832. Mit sieben Stahlstichen. (2 Rthlr.)

Wir sind gewohnt in der *Urania* immer, was Schmuck und Inhalt anbetrifft, einen der ausgezeichnetsten Almanache zu empfangen und sehen uns auch diefsmal nicht in dieser Erwartung getäuscht. Die sieben Stahlstiche, unter welchen *Oehlenschläger's* wohlgelungenes Bildnifs, sind vortrefflich und legen das vollständigste Zeugnifs ab, dafs unsre deutschen Künstler in diesem Fache den englischen nicht im Geringsten mehr nachstehen. Im Gegentheile scheint uns der Umstand, dafs unsre Landsleute nicht so sehr nach Effecten hinarbeiten, wie die Engländer, sondern der Natur mehr ihr Recht lassen, ihnen noch einen Vorzug zu sichern. — Die beiden ersten Erzählungen, welche die *Urania* giebt, enthalten Mystificationen des Lesers, die eine ganz angenehme Unterhaltung gewähren und das Interesse bis zum Schlusse fesseln. *Willibald Alexis* führt uns ein *„Dampfschiff"* vor, auf dem Alles, was von den Wanderern gesprochen wird, eitel Lüge und Aufschneiderey ist, ja! der Titel selbst ist eine Lüge, denn man fährt auf der gewöhnlichen Wasserjacht von Mainz nach Coblenz, die nur der „Dampf", welchen die Erzähler „machen", zu einem „Dampfschiffe" erhebt. Der Vf. bewegt sich recht gewandt und witzig unter der Larve eines zweyten Münchhausen, anziehender in der letzten, als in der ersten Hälfte seines Beytrags. *Georg Döring* läfst uns in dem *„modernen Fortunat"* die Bekanntschaft eines jungen, spiefsbürgerlichen Kaufmanns machen, welcher, bey der in Konstantinopel fortschreitenden europäischen Kultur, Weingeschäfte dort macht, unter

ter Opiumsesser geräth und in einem Theriaksrausche, dessen Daseyn dem Leser bis zum Ende zweifelhaft bleibt, die unglaublichsten Dinge erlebt. Das Ganze ist mit vielem Humor erzählt, an einzelnen Stellen taucht ein geistreicher Muthwille auf, der jedoch nur neckend berührt, ohne zu verletzen. — *Der Schatzgräber*, von *Fr. Voigts*, scheint der erste Versuch eines Anfängers zu seyn. Es fehlt nicht an wohlerdachten, selbst poetischen Intentionen; allein der Vf. bleibt nicht Herr seines Stoffs, der Faden entschlüpft seiner Hand und verwickelt sich in ein wirres Gewebe, das der Schluss mehr gewaltsam zerreisst, als befriedigend auflöst. In dem „*Mondsüchtigen*" von *Tiek* glaube niemand einen Nachtwandler oder Somnambulen zu finden! Es ist ein poetischer Mondscheinsfreund, aus der Zeit Siegwarts in die neuere Zeit Göthe's übertragen, ein uneingeschränkter Bewunderer des grofsen Dichters. Wie oft in den neuern Tiek'schen Novellen, so ist auch hier die Erfindung sehr unbedeutend; doch erhalten wir in vielem Geistreichen und tief Empfundenen, was über *Göthe* gesagt wird, dafür reichliche Entschädigung. — Das Unternehmen einer Preisaufgabe für die Novelle oder die Erzählung, von Seiten der Verlagshandlung ist, wie diese selbst berichtet, völlig gescheitert. Von 165 Einsendungen konnte keiner der Preis zuerkannt werden. Unsere bedeutendsten Erzähler scheinen demnach an der Lösung dieser Aufgabe nicht Theil genommen zu haben und aus dem jüngern Nachwuchse hat sich kein bedeutendes Talent erhoben. Selbst die Beyträge, welche die *Urania* für 1832 liefert, mufste die Verlagshandlung, in ihren Hoffnungen betrogen, von ihr befreundeten Schriftstellern erbitten.

5) Leipzig, im Industr. - Compt.: *Vielliebchen.* Historisch - romantisches Taschenbuch für 1832. Von *A. v. Tromlitz. Fünfter* Jahrgang. (2 Rthlr. 8 Ggr.)

Hr. *v. Tromlitz* ist bekanntlich einer der fleifsigsten und gewandtesten Schriftsteller im Fache der historischen Novelle, er hat den grofsen Schacht des dreyfsigjährigen Krieges bereits fast ganz ausgebeutet, die Geschichte Frankreichs, der Niederlande und Italiens, hat ihm schon manchen Stoff geliefert und wir sehen die Zeit nicht fern, in der wir eine Gesammtgeschichte des Mittelalters in romantisch-novellistischer Form aus der Feder des Hn. *v. Tromlitz* besitzen werden. In dem vorliegenden Jahrgange seines Taschenbuchs führt uns der Vf. aus den Niederlanden nach Oberitalien, von dort in die benachbarte Schweiz. Der *Brauer von Gent* ist ein Nachtstück voll blutiger Gräuel und unedler Leidenschaften. Selbst die ursprüngliche Tugend verkauft sich an diese letztern und kein versöhnendes Princip erhellt die wüste Scenerey, vor der wir gern den Vorhang fallen lassen. Ansprechender erzählt ist die Novelle: „*das Bild*", obgleich nicht so bedeutungsvoll an Stoff und Verwicklung. Etwas Kampf mufs natürlich in einer historischen Novelle vorkommen, einiges Blut mufs vergossen werden; aber diefsmal treibt es Hr. *v. T.* nicht weiter, als bis zu einem Zweykampfe, zu einigen Verwundungen und einem Todesfalle. Bey weitem gediegener in Erfindung und Ausführung, als die beiden vorhergehenden Mittheilungen, erscheint uns die Novelle: „*der Alte von Furantsch.*" Den historischen Rahmen bildet die Zeit der Religionskriege in Graubündten. Wir erkennen mit wohlthuender Theilnahme einen edlen weiblichen Charakter, der sich in diesen Stürmen erhält und aus ihnen erhebt, wir begleiten dieses edle Wesen mit Liebe durch den Wechsel mannichfaltiger Schicksale, wir zittern für sein Leben, als ein grausamer Irrthum es auf das Schaffott führt und erfreuen uns der glücklichen, Rettung bringenden Katastrophe. Unter den beygegebenen Bildchen sind die von *Fr. Stöber* in Wien die besten.

6) Wien, b. Tendler: *Huldigung den Frauen.* Ein Taschenbuch für 1832. Herausgegeben von *J. F. Castelli. Zehnter* Jahrgang. Mit 10 Kupfern. (2 Rthlr.)

Bey vielen Gedichten, unter denen manches höchst mittelmäfsige sich befindet, giebt dieses Taschenbuch vier Erzählungen in Prosa. *Bauernfeld's* „*Gelübde*", eine Doppelerzählung, die sich in einer Katastrophe zusammen findet; der „*Brief*", ein geistreicher Scherz des Grafen von *Mailáth*, und *L. Kruse's* Mittheilungen aus „*Clara's Selbstbekenntnissen*", ein Seelengemälde voll Menschenkenntnifs und anziehender Verhältnisse, verdienen eine auszeichnende Würdigung. Dagegen scheinen die „*Abenteuer im Bade*", von *Stierle-Holzmeister*, nur der gewagte Versuch eines Neulings, der das Gefundene weder zu ordnen, noch zu sichten verstand. Unter den Dichtern finden wir die geachteten Namen *Gustav Schwab, Eger Ebert* und *Manfred.* Was sie beygetragen haben, darf zu den besten Gaben dieses Taschenbuchs gerechnet werden. Die Kupfer erheben sich nicht über das Mittelmäfsige.

7) Wien, b. Pfautsch, Leipzig, b. Liebeskind: *Gedenke mein!* Ein Taschenbuch für 1832. (2 Rthlr. 16 Ggr.)

Leichte Waare, wie sie die Wiener Taschenbücher, mit Ausnahme der *Aglaja* und der *Huldigung den Frauen*, zum grofsen Theile zu geben pflegen! Es liest sich Alles so leicht und glatt weg, wie eine Concertanzeige oder ein Komödienzettel und viel mehr bleibt auch nicht im Gedächtnisse zurück, als etwa der Name des Vfs und der Titel des Beytrags. Das Büchlein enthält zwey Erzählungen: „*das Gedenkbuch auf Rauhenstein*", von *G. Seidl*, und „*die Sühnung*", von *J. F. Weigl.* Beide fallen in die obenangeführte Kategorie, beide gehen spurlos an dem Gedächtnisse vorüber. Der nämliche Fall ist es mit einer Oper: „*Denise, das Mädchen von Montfer-*

fermeuil", aus dem Franz. von *Schumacher*, und mit den sonstigen metrischen Beyträgen, bis auf einige Lieder von *G. Seidl*, welche in der That wahre Poesie athmen und in denen Hr. *Seidl* beweist, dafs er weit tiefer in Versen, als in Prosa empfindet. Unter den Kupfern sind einige recht artige und ansprechende von *Kotterba*.

8) Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr* 1832. Herausgegeben von Dr. *Adrian*. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

Mit Freuden heifsen wir den Namen des wackern *Zschokke* in diesem Taschenbuche willkommen. Freilich liefert er nur das Vorwort zu der Schilderung der Lebensverhältnisse eines „*Pflanzers in Cuba*"; allein dieses Vorwort enthält so manches Körnlein gediegenen Goldes, dafs es uns höchst dankenswerth erscheint und den alten, tief blickenden Geist des Vfs bekundet! Die brieflichen Mittheilungen des Pflanzers selbst belehren durch eine sachgemäfse, mit klarem Blicke erfafste Schilderung, indem sie zugleich, einfach und lichtvoll dargestellt, eine anziehende Lectüre gewähren. „*Der Schwan*", eine norwegische Sage, von *A. v. Tromlitz*, würde in einer minder verwickelten Behandlung, wie sie das Märchen verlangt, an poetischer Bedeutung gewonnen haben; liest sich aber auch in seiner gegenwärtigen Gestalt, mit allem Hexen- und Zauberspuk, mit nordischer Abgötterey und siegreich eindringendem Christenthum, recht angenehm. *Blumenhagen's* Nachtstück: „*die Schmuggler*", läfst uns eine grauenvolle, blutige Scene aus jener Zeit erblicken, in welcher die List und die Verwegenheit kaufmännischer Speculanten gegen die despotische Willkür Napoleons kämpfte. Wir durchschauen das ganze ängstlich-kühne Gewebe der Speculanten, die an der dänischen, hamburgischen und westphälischen Grenze ihr Wesen treiben; wir sehen, wie Glück und Friede der Seele der Gewinnsucht geopfert werden; wie Liebe, Redlichkeit und Treue in diesem Kampfe ihren Untergang finden. Alles ist lebendig dargestellt, anziehend bis zum Schlusse. — Den Lesern dieses Taschenbuches ist aus frühern Jahrgängen schon der Herausgeber selbst als ein scharfer Beobachter des Lebens und der Sitten fremder Nationen bekannt, er ist ein geistreicher Nachahmer des Eremiten der Chaussée d'Antün, des Eremiten de Londres u. s. w., ein Nachahmer, wie die gewöhnlichen Nachahmer nicht sind. Alles gewinnt in seiner Darstellung ein neues, eigenthümliches Leben, es befreundet sich uns, indem es in klaren, ansprechenden Zügen vor unsrer Seele tritt. In diesem Geiste sind die „*Bilder aus Frankreich*" gehalten, würdige Seitenstücke zu den früher bekannt gewordenen „*Bildern aus England*" desselben Vfs. — In den Kupfern fährt die Verlagshandlung fort, eine Gallerie zu *Washington Irwings* und *Coopers* Werken zu geben. Sie gehören zu den vorzüglichsten, welche die für 1832 erschienenen Almanache begleiten, sind von den Zeichnern sinnig erfunden und von den Kupferstechern geistreich ausgeführt. Die Namen *Heideloff*, *C. Barth*, *Leop. Beyer*, *C. Rauch* und *S. Langer* in Wien, bürgen für ihren Werth.

9) Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Musenalmanach für das Jahr* 1832. Herausgegeben von *A. Wendt*. *Dritter* Jahrgang. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Zu unserm grofsen Bedauern vermifsten wir unter den beytragenden Namen, welche den zwey ersten Jahrgängen zur höchsten Zierde gereichten: *Uhland*, *Schwab*, *Kerner*, *Ebert* u. a. Das Bessere unter dem Vorhandenen ist von *Chamisso*, *Grün*, *Moser*, *Pfizer*, *Schefer* und *Wackernagel* gegeben worden. Die trefflich gebildeten Terzinen, in welche *Chamisso* den Stoff zu seinen „*Verbannten*" eingekleidet hat, müssen die Bewunderung eines jeden, der die Schwierigkeit dieser Reimform zu würdigen vermag, erregen; dabey spricht sich ein tiefer poetischer Sinn, schaurig ergreifend aus. Seine Bearbeitung des bekannten Märchens: „*Hanns im Glücke*" ist dagegen ohne Bedeutung. Von *A. Grün* erhalten wir zwar nur drey Gedichte, aber sie sind sämmtlich von einem frischen, jugendlichen Geiste belebt, der das Leben poetisch aufzufassen und zu gestalten versteht. Schade um das zweyte, sonst äufserst lieblich gehaltene Gedicht: „*der Sängerin Heimkehr*", dafs es in dem beschreibenden Theile an einiger Länge leidet. Unter den Gedichten von *Moser* sind „*das Waldweib und die Waldblume*", und die: „*Rosenknospe*", die ausgezeichnetsten. Man findet hier wenigstens eine Ahnung von Poesie und eine melodische Haltung im Aeufsern. Die „*Hyacinthe*" von *G. Pfizer* ist tief empfunden und mit inniger Begeisterung besungen. Hier spricht ein wahres Dichtergemüth, dem nur eine besonnenere Herrschaft über Zeit und Maafs zu wünschen ist. *Leop. Schefer's* „*Laienbrevier*" enthält einzelne, überraschende Gedanken; doch scheint hier mehr sich ein Werk der Reflexion zu bieten, als das lebensfrische, geniale Kind einer echten Poesie. In den „*Weinliedern*" stimmt *W. Wackernagel* einen recht heitern, fröhlich ergreifenden Ton an, besonders in dem ersten: „*O Wein!*" und in dem letzten: „*Junker Durst.*" Er nähert sich dem früh verewigten *W. Müller*, ohne diesen jedoch zu erreichen. — *Platen's* Beyträge haben uns durch ihre Mittelmäfsigkeit überrascht. Das sprechendste Zeugnifs von dieser legt das Gedicht *an Kaiser Franz* ab. Es kann, trotz aller Geziertheit seiner alkäischen Strophen, nur für eitel Prosa gelten. Von den Polen singt *Platen*:

„Wenn das letzte Schwerdt zerbrochen,
Lafst zu Grab uns freudig gehn;
Aber einst aus unsern *Knochen* (!)
Wird ein Rächer auferstehn." —

Die „*Stimmen des chinesischen Volkes*", dem Deutschen angeeignet von *Fr. Rückert*, werden bey uns schwerlich lange nachklingen. Warum schlägt der Dichter nicht kräftig in die Saiten der eigenen Leyer, statt uns matte, bedeutungslose Töne des Auslandes zu bieten? — *A. W. v. Schlegel* dessen Bildnifs, von *Barth* recht brav in Kupfer gestochen, dem Taschenbuche beygegeben ist, hat eine bedeutende Anzahl von Beyträgen geliefert: alle vollendet, unübertrefflich — *in der Form*; die Animosität aber, welche aus den „*literarischen Scherzen*", wahrscheinlich einer frühern Zeit entkeimt, gegen *Göthe* und *Schiller*, mit unter höchst trivial spricht, kann niemand billigen. Man könnte dem Herausgeber die Aufnahme verargen; allein eine Redaction mufs freilich liberal seyn, wenn Männer von *Schlegel's* Ruf ihre sogenannten Scherze mit ihren Namen vertreten. — Möge dieser Jahrgang des Musenalmanachs nicht, wie verlautet, der letzte seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1831.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Das Kreuz Christi.* Predigten aus den Jahren 1826. 27. 28 von Dr. *Franz Theremin*, K. Pr. Hof- u. Domprediger und Oberconsist. 1829. IV u. 316 S. 8. (1 Rthlr. 8 Ggr.)

2) Leipzig, b. Fr. Fleischer: *Kampf mit der Welt und Friede in Christo.* Eine Sammlung geistlicher Predigten und Homilien von Dr. *Andreas Gottlob Rudelbach*, Superintendent u. s. w. zu Glaucha. 1830. XVI und 429 S. 8. (1 Rthlr. 18 Ggr.)

3) Nürnberg, b. Riegel u. Wiesner: *Sammlung von Predigten und Reden*, gehalten in den Jahren 1824—1830 von Dr. *Christian Friedr. Böckh*, Decan u. Stadtpfarrer in München. 1830. 143 S. 8. (9 Ggr.)

4) Halle, in Commiss. b. Reinicke: *Predigten, Beicht- und Taufreden*, von *Friedrich Karl Detlev Mulert*, Diaconus in Wurzen. Auf Kosten des Verfassers. 1828. VI u. 286 S. 8. (1 Rthlr.)

5) Darmstadt, b. Leske: *Predigten*, in der Grossherzogl. Hessischen Hofkirche gehalten von Dr. *Ernst Zimmermann.* — *Achter* Theil.

Auch unter dem Titel:

Jesus Christus und sein Reich, dargestellt in christl. Predigten. *Erster* Theil. 1830. VI u. 397 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

6) Frankfurt a. M., b. Brönner: *Ausgewählte Predigten* von *Johann Christoph Spiess*, Dr. der Theologie u. s. w. zu Frankfurt a. M. Nach dessen Tode herausgegeben von dessen Sohn *Eberhard Rudolph Spiess*, Prediger zu Höckeswagen. *Erster* Band. 1830. 289 S. *Zweyter* Bd. 292 S. *Dritter* Bd. 290 S. 8. (3 Rthlr.)

7) Cöln, b. Dietz: *Sammlung einiger Predigten* des seel. Hn. Cons. Raths und Pfarrers *Johann Gottlob Krafft.* Nach seinem Tode herausgegeben von *Christian Gottlieb Bruch*, Dr. der Phil. und Theol. u. s. w. zu Cöln und *Bernhard Jacobi*, Pf. zu Petershagen bey Minden. 1830. *Erster* Bd. VI u. 202 S. *Zweyter* Bd. IV u. 294 S. 8. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

8) Mannheim, b. Löffler: *Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres zur Erweckung und Stärkung des Glaubens und religiösen Sinnes* von *Johann Philipp Kirch*, geistl. Rath u. s. w. zu Karlsruhe. *Erster* Band. Mit Genehmigung des Erzbischöfl. Generalvicariats in Freiburg. 1830. 319 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

9) Hadamar, in d. Gelehrtenbuchh.: *Christliche Predigten* von Dr. *August Ludwig Christian Heydenreich*, Herzogl. Nassauischem Kirchenrath u. s. w. *Erster* Band. 1830. VIII u. 588 S. *Zweyter* Bd. 1831. VIII u. 566 S. 8. (2 Rthlr. 20 Ggr.)

10) Arolsen, b. Speyer: *Predigten* von *Karl Friedrich Weigel.* 1830. XII u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

11) Sulzbach, b. Seidel: *Biblische Fastenpredigten* von *J. L. Pfeffer*, Beneficiaten und Kaplan zu Bamberg. *Erster* Theil. Mit h. Approbation des erzbischöfl. Ordinariats zu Bamberg. 1830. 340 S. 8. (20 Ggr.)

12) Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Weihnachtsgabe in drey Predigten.* Von *Johann Georg Zimmer*, Consistorialrath u. s. w. in Frankfurt a. M. 1830. 63 S. 8. (10 Ggr.)

13) Karlsruhe, b. Braun: *Predigten*, zu Karlsruhe gehalten. Von Dr. *Ludwig Hüffel*, Grossherzogl. Bad. Prälaten u. s. w. *Erste* Sammlung vom Jahre 1829. 1830. 282 S. 8. (1 Rthlr.)

14) Breslau, b. Korn d. Ae.: *Auswahl von Predigten*, gehalten von *August Thiel*, ev. luth. Prediger u. s. w. zu Breslau. 1830. 429 S. 8. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

15) Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Predigten, grösstentheils nach den epistol. Perikopen des Weimarischen Evangelienbuchs, nebst einigen Amtsreden.* Herausgegeben von M. *Johann Friedrich Wilhelm Oettel*, Archidiaconus in Saalfeld. 1830. VIII u. 386 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

16) Mannheim, b. Löffler: *Vermischte Predigten*, von *Ludwig Philipp Wilhelm Heintz*, ev. Prediger in Landau. 1830. 107 S. 8. (16 Ggr.)

17) Bremen, b. Schünemann: *Golgatha*, oder *Predigten über die Worte Jesu am Kreuze*, gehalten im Dom zu Bremen von *Christian Ludwig Knippenberg*, Domprediger. 1830. VI u. 162 S. 8. (18 Ggr.)

18) Basel, b. Neukirch: *Predigten* von *K. R. Hagenbach.* 1830. *Erster* Band. XII und 221 S. *Zweyter* Bd. XII u. 226 S. 8. (2 Rthlr.)

19) Nürnberg, b. Stein: *Homilien über die Gleichnissreden unseres Herrn.* Ein Buch für fromme Familienkreise und kirchliche Andachten in einer Reihe zusammenhängender Kanzelvorträge von

von Dr. *Johann Jacob Kromm*, evangel. Prediger zu Karben in Hessen. *Erster* Band. 1830. VIII u. 481 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Wir theilen nicht die Meinung derer, welche bey jeder neu erscheinenden Sammlung von gehaltenen Predigten einen Klageruf ausstofsen und sie für überflüssig erklären. Es würden gewifs keine Kanzelvorträge *gedruckt* werden, wenn sie nicht mehr oder weniger *gekauft* und *gelesen* würden, und *dafs* sie zur Erbauung benutzt werden, halten wir für eine erfreuliche Erscheinung unserer Tage. Wir wollen daher die vorliegenden Sammlungen nicht mit Seufzen, sondern mit günstigem Vorurtheil empfangen und über jede einzelne ein kurzes, unparteyisches Urtheil aussprechen.

Die Sammlung Nr. 1 *„das Kreuz Christi"* trägt diesen Namen darum, weil die Erlösung der sündigen Menschen durch den Kreuzestod Christi, und die Nothwendigkeit, Christo durch Kreuzigung des alten Menschen ähnlich zu werden, der darin stets wiederkehrende Hauptgedanke ist. (s. die Vorrede.) Sie enthält 15 Predigten. Bey einzelnen wohlgelungenen nur häufig zu bilderreichen Stellen, oft kühner und erschütternder Sprache, bey manchen neuen Gedanken, vermifst man nicht selten rein biblische Lehre, Klarheit und Fafslichkeit in der Disposition. Ueber die bekannten dogmatischen Ansichten des Vfs rechten wir nicht mit ihm.

Sechs und zwanzig Predigten und Homilien bietet uns Hr. *Rudelbach* in Nr. 2 dar. In Absicht auf die Form ist zu erinnern, dafs die Eingänge zu den Predigten zu lang sind, indem sie oft mehr, als ein Drittheil des Vortrags umfassen und dafs die Partition sich sehr häufig nicht innig und bestimmt genug an das Thema anschliefst. Den Geist, in welchem die Predigten gearbeitet sind, können wir nur einen *polemisch-zelotischen* nennen, folglich einen Geist des Unchristenthums, des Widerchrists. Seine ohnmächtigen gehaltlosen Declamationen gegen die Vernunft, welche fast in jeder Predigt wiederkehren, können nur Mitleiden erregen.

In der Sammlung Nr. 3 sind sieben (auch einzeln gedruckte, die erste mit der Jahreszahl 1824 versehene) Reden und Predigten enthalten; die vor den versammelten baierischen Kriegern gehaltene Rede behandelt das Thema: das Bild eines christlichen Kriegers in seinen Hauptzügen. (Tiefe Ehrfurcht vor dem Könige, treue Liebe zu ihm und seinem Hause, — Gehorsam gegen die Befehle der Obrigkeit, — freudiger Muth, Tapferkeit und Ausdauer, — hervorgehend aus wahrem Glauben an Christum.) Im Ganzen kräftig und gut. Die übrigen Vorträge sind theils bey dem Antritte des Lehramts, theils bey dem Abschiede vor christlichen Gemeinden gehalten; eine Rede bey der Schulprüfung, eine Predigt bey der Synode zu Nürnberg. Wir haben sie sämmtlich mit Vergnügen gelesen. Sie sind klar, eindringlich, erbaulich.

Die Predigten Nr. 4 zeugen von einem klar denkenden, wohl ausgebildeten Geiste. Der ersten, einer Preispredigt, die man mit Interesse liest, möchte jedoch mehr biblischer Gehalt zu wünschen seyn. Die Themata sind neu, (bis auf das der zwölften Predigt) die Dispositionen einfach und richtig; die Sprache erhebt sich zwar nie zu der Höhe der Begeisterung, ist aber doch edel und gehalten. Wir können diese Predigten gebildeten Familien empfehlen.

Hr. Dr. *Zimmermann* (Nr. 5) bietet seinen zahlreichen Verehrern in diesem achten Bande seiner Predigten, welche sich durch Verständlichkeit, Innigkeit und Kraft auszeichnen, eine neue willkommene Gabe dar.

Die drey Bände der nachgelassenen Predigten des Dr. *Spiefs* (Nr. 6) enthalten Vorträge über Tod und ewiges Leben (*erster* Band,) Festpredigten, (*zweyter* Band,) vermischte Predigten (*dritter* Band.) Wir müssen dem Herausgeber beystimmen, wenn er sagt: christliche Lebensansichten seyen in diesen Vorträgen ausgesprochen und wahrhaft evangelische Hoffnungen. Alles ist in ihnen auf Erleuchtung des Geistes und Heiligung des Herzens und Lebens, wie auf wahre innere Stärkung und Tröstung abgesehen.

Dasselbe können wir von den Predigten (Nr. 7) des seel. *Krafft* sagen. Auch in ihnen herrscht das Streben zu erleuchten und zu erwärmen vor; gegen manche Dispositionen liefse sich allerdings Einiges einwenden, andere sprechen jedoch durch ihre Einfachheit sehr an. Die Sprache ist innig und die Herzen gewinnend, ganz so, wie der Vf. in der Predigt über Abrahams Gehorsam sagt: dafs die Herzen von der Erden ganz zu Gott gezogen werden.

In den Predigten Nr. 8 ist manches Gute. Sie liefern einen Beweis mehr für den oft ausgesprochenen Satz, dafs auch in der Mitte der katholischen Kirche von recht Vielen das Eine, was Noth thut, erstrebt wird. Nur finden wir darin zu unserm Bedauern eine Menge Uebertreibungen. Wie will es z. B. Hr. *Kirch* beweisen, dafs es Schriften gebe, in welchen das Christenthum nur als *ein Gewebe von abergläubischen Albernheiten* geschildert werde? — Wir kennen dergleichen nicht. Erfreulich ist es dagegen, Stellen zu finden, wie diese: (S. 253) „zu *zweifeln*, zu *prüfen*, zu untersuchen ist gar nicht unerlaubt, ist vielmehr *Pflicht*, weil man auf diese Art sicher den Weg der Wahrheit findet; nur mufs Wahrheitsliebe und ein unbestochenes reines Herz den Menschen dabey leiten." Sehr oft redet der Vf. gegen den Leichtsinn unserer Tage kräftig genug, nur auch zuweilen mit Uebertreibungen, die jederzeit schaden.

Die Predigten des Hn. Dr. *Heydenreich*, (Nr. 9) welche auf den Wunsch der Gemeindeglieder und der im Seminario zu Herborn Studirenden im Drucke erschienen sind, zeichnen sich durch Wärme und Ideenreichthum, so wie durch sorgfältige Textesbenutzung aus. Die Sprache darin ist edel, nur zuweilen zu wortreich.

Hr.

Hr. *Weigel* (Nr. 10) hat gewiss durch seine Vorträge recht viel Gutes gewirkt und wirkt es unter Gottes Beystand noch; aber seine Predigten zeichnen sich weder durch eine grosse Kraft, noch durch eine originelle Auffassung der biblischen Wahrheit, noch durch neue Gedanken aus. Einige Dispositionen sind nicht logisch richtig; so z. B. S. 306, wo doch Theil 5 unstreitig schon in 1—4 liegt; S. 349 u. a. Die Sprache ist einfach und gut, recht oft in den paränetische Partieen herzlich und eindringlich.

Die biblischen Fastenpredigten (Nr. 11) enthalten fünf zusammenhängende Betrachtungen über *Pauli* Bekehrung, fünf über den Propheten *Jonas* und fünf über den *reichen Prasser*. Hr. *Pfeffer* ist ein rüstiger Vertheidiger seiner Kirche und ein feuriger Mahner zur Busse; nur verfällt er gar zu oft in einen gemeinen und geschmacklosen Kapuziner-Ton und geht in seinem Eifer viel zu weit. Er erinnere sich des bekannten Sprichwortes und lerne von den Musterschriftstellern seiner und der evangelischen Kirche, wie man göttliche Wahrheiten mit Salbung und Liebe vorzutragen habe. Schimpfen und Schelten gehört nicht an eine heilige Stätte!

Die Weihnachtsgabe des Hn. *Zimmer* (Nr. 12) enthält zwey Weihnachtspredigten und einen am letzten Sonntag des Jahres gehaltenen Vortrag. Die erste, am ersten Christtage vorgetragene Predigt hat das Thema: die frohe Botschaft, die uns am Christfeste verkündigt wird und weiset nach, woher sie komme (von Gott,) was sie enthalte (Euch ist heute der *Heiland* geboren!) und wen sie angehe (alle Menschen.) Die zweyte, am zweyten Christtage gehaltene Predigt hat das Thema: wozu die frohe Botschaft, die am Christfeste verkündigt wird, uns auffordere: (zur ernstlichsten Nachfrage nach dem Heilande; zum festen Glauben an ihn; zum freymüthigen Bekenntnisse und zur treuen Anwendung der erkannten Wahrheit in Gesinnung und Leben.) Die dritte Predigt behandelt die Wahrheit: dass derjenige, der zur Erkenntniss des Heilands gekommen ist dem Tode mit Ruhe entgegensehen könne. An diesen Predigten möchte nur sehr Weniges zu tadeln seyn; jedoch erheben sie sich auch nicht bedeutend über das Gewöhnliche. Ausdrücke, wie: *ankleben*, streifen an das Gemeine.

Achtzehn Predigten enthält die erste Sammlung von Hn. Dr. *Hüffel*. (Nr. 13.) Interessant sind die Themata: über den Zweifel in religiösen Dingen, — wir werden uns wieder sehen, — ernste Würdigung der menschlichen Lebensverhältnisse u. a. Die Dispositionen sämmtlicher Vorträge sind logisch richtig; das Thema ist überall natürlich aus dem Texte hergeleitet. Die Sprache ist ruhig; doch hätten wir ihr hie und da mehr *Wärme* gewünscht.

Hr. *Thiel* (Nr. 14) hielt die vorliegenden Predigten in der Hospitalkirche zu Breslau und wollte durch den Druck derselben vorzüglich der Gemeinde, die sich sonntäglich in dem engen Raume des Gotteshauses versammelt, einige ihr vorzüglich lieb und wichtig gewordene Vorträge zu wiederholter Erbauung übergeben. — Was er in der Vorrede über den Mangel einer bestimmt ausgesprochenen Disposition sagt, ist vielleicht seinem individuellen Gefühle, aber nicht der Erfahrung vieler Tausenden und den Principien, welche die Homiletik in dieser Beziehung aufstellt, angemessen. — Wir müssen es für fehlerhaft erklären, eine Predigt ohne bestimmte Ruhepunkte und ohne klar angegebene Partition zu halten. Wo soll der Zuhörer Anknüpfungspunkte bey einem nochmaligen Ueberdenken des gehörten Vortrags finden, besonders der gewöhnlichere Zuhörer, dem es an wahrer Bildung fehlt und an der Kraft, das Wichtigere von dem weniger Wichtigen zu sondern? — An einem logischen Gedankengange fehlt es jedoch keiner der vorliegenden Predigten, welche sich meistens auch durch eine lebendige Darstellungsweise auszeichnen.

Gemüthlich zu predigen, war nach der Vorrede das *nähere* Ziel, das Hr. *Oettel* (Nr. 15) zu erreichen suchte, dem er auf dem Wege eines vernunftmässigen Christenthums entgegenstrebte. — Die Themata, über welche er gesprochen hat, sind einfach und fasslich ausgedrückt; die Disposition ist im Ganzen richtig; (weniger S. 16.) die Diction ist lobenswerth. Aber gerade an dem, was wir unter *gemüthlich* verstehen, fehlt es manchen dieser Vorträge. — Es ist keiner darunter, „der mit göttlicher Gewalt" das Gemüth ergriffe, und unwiderstehlich zu frommen Entschliessungen hinrisse. — Billigen können wir es nicht, dass der Vf. Verse von Schiller auf der Kanzel recitirt.

Nr. 16 enthält sieben Predigten, darunter eine über das Thema: ein weiser König ist des Volkes Glück, (recht gut durchgeführt;) und eine andere: von der christlichen Theilnahme an dem Schicksale der Griechen. Alle Vorträge zeugen von einem lebendigen Eifer für das Rechte, Gute und Wahre.

Die Predigten über die Worte Christi am Kreuze von Hn. Domprediger *Knippenberg* „wollen nicht bloss an diese Aussprüche einzelne Betrachtungen anreihen, sondern suchen in die Bedeutung der Sterbeworte selbst einzudringen und ihren Inhalt zu erläutern; ein Spiegel möchten sie seyn von dem, was der Herr in seinen letzten Stunden empfand und dachte; immer aber mit Hinweisung auf das, was auch wir im Leben und Sterben thun, glauben und hoffen sollen." Alle mystische Deuteley war dem Vf. zuwider; was in den Worten selbst lag, wollte er durch eine histor. grammatische Interpretation daraus hervorrufen. Christus sollte verkündigt werden mit Klarheit und Wärme. Lobenswerthe Vorsätze; die der Vf. wohl ausgeführt hat. Nur folgendes sey Rec. zu erinnern erlaubt: in der Partition der ersten Predigt schliesst unstreitig die *höchste Liebe* das *schonendste Urtheil* schon mit ein; in dem Haupttheile 5 der zweyten Predigt liegt schon 4, weil wir uns eine Seligkeit ohne Wiedersehen nicht denken können (übrigens ist hier recht schön jedes Wort des Textes benutzt). Der Anfang der vierten Pre-

Predigt ist zu geziert; auch die Disposition der sechsten Predigt hat ihre Mängel. — Die Diction ist lebendig und ansprechend.

Nr. 18. enthält Predigten, welche sich vor sehr vielen uns vorliegenden durch Klarheit, Bestimmtheit und Wärme auszeichnen; wir wünschen, dafs das Auditorium des Hn. *Hagenbach* in Basel recht zahlreich seyn möge. — Recht viel Gutes läfst sich auch von Nr. 19 sagen; nur wünschten wir weniger Wort- und mehr Gedankenreichthum. Das Wesen der Homilie hat Hr. *Kromm* ziemlich richtig aufgefafst.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Brockhaus: *Erzählungen von Therese Huber.* Gesammelt und herausgegeben von *V. A. H.* In *sechs* Theilen. 1830. *Erster* Th. VIII u. 341 S., *Zweyter* Th. 393 S. *Dritter* Th. VIII u. 375 S. *Vierter* Th. 417 S. 8. (9 Rthlr.)

2) Hildburghausen, b. Kesselring: *Sommerabendstunden in Ida's Garten.* Erzählungen von *Friedrich Mosengeil.* 1831. *Erster* Bd. 208 S. *Zweyter* Bd. 240 S. 8. (1 Rthlr. 18 Ggr.)

3) Berlin, b. Duncker u. Humblot: *W. Alexis gesammelte Novellen. Dritter* Band. 1831. IV u. 313 S. 8. (1 Rthlr. 8 Ggr.)

4) Cöslin u. Colberg, b. Hendefs: *Novellen* von *J. E. Benno*, Vf. d. Wächterhorns von Cussalin, der stillen Abtey, Bogislaws X. u. a. m. *Erstes* Bändchen. 1830. 275 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Schriften der nun auch hinübergegangenen Frau *Therese Huber* werden immer in der deutschen Nationalliteratur einen ehrenvollen Rang behaupten. Man sieht in Allem was sie geschrieben, dafs sie dabey von der edeln Absicht geleitet war, nicht blofs flüchtig zu unterhalten, sondern auch zu belehren und zu bessern, und wir stimmen darin vollkommen mit dem würdigen Vorredner überein, dafs dieser hervortretende Zweck keinesweges dem ästhetischen Werthe der gelieferten Erzählungen Eintrag thue. Freilich steht als Regel fest, dafs jedes poetische Kunstwerk ein reines Erzeugnifs der Muse seyn müsse, die keinen andern Zweck hat, als sich selbst zu geben und nur darin ihre Befriedigung findet, dafs das Schöne, das Vollkommene da sey. Aber das Schöne ist auch immer zugleich das Wahre und das Gute, und darum mufs jedes Erzeugnifs, in welchem edle Weltansicht, heitere Frömmigkeit, Gefühl für sittliche Reinheit und Tugend vorherrscht und sich kund giebt, dem vorzuziehen seyn, in welchem diese Eigenschaften vermifst werden. Aus diesem Grunde werden die Novellen von *Therese Huber* noch lange gelesen werden, wenn manches Produkt der neuern Romanenliteratur, welches dem Zeitgeiste, der nur allzuoft sehr verwöhnt und verbildet ist, huldigt, schon vergessen ist. Rec. kannte manche derselben schon, hat aber mit grofser Freude diese Bekanntschaft erneuert und empfiehlt die Lectüre der ganzen Sammlung besonders jungen Frauenzimmern zur Bildung des Geschmacks sowohl als zur Bewahrung einer sittlichen Gesinnung.

Dasselbe Lob müssen wir auch den in Nr. 2 mitgetheilten Erzählungen zugestehen. Hr. *Mosengeil* ist vielleicht noch genialer und vielseitiger, als die eben genannte Schriftstellerin, er hat den Vortheil einer umfassendern Erkenntnifs. Auch die Farbe des Romantischen weifs er geschickt und zart aufzutragen und das Mährchenhafte gewinnt bey ihm ein heiteres lockendes Leben. Der zuletzt gegebene Schwank ist von *Jean Paul* entlehnt und mit wenigen Veränderungen findet sich darin das „Van der Kabelsche Testament" aus den Flegeljahren dieses Dichters.

Weniger haben uns die drey Novellen in Nr. 3 zugesagt. Es fehlt ihrem Vf. keineswegs an Gewandheit der Darstellung und an Reichthum der Erfindung; allein das Streben nach Originalität blickt oft etwas unangenehm durch; das Düstere ist namentlich im „Emmerlich" zu dick aufgetragen um nicht ein unerfreuliches Nachtstück zu liefern in dem selbst der freundliche Mondstral gespenstisch erscheint. Am besten haben uns die pommerschen Gespenster in ihrer derben Natürlichkeit behagt.

Die *Benno*'schen Novellen in Nr. 4 beziehen sich auf historische Stoffe und sind in ihrem Werthe ungleich. Am höchsten steht die Spittelfrau, in deren Leben sich die Verfolgungen der Salzburger Protestanten verweben. Es ist ein einfaches, rührendes und durch diese Einfachheit anziehendes Gemälde. Die altpolnische Novelle entbehrt der nöthigen Klarheit der einzelnen Begebenheiten sowohl als der Charakterbilder der darin auftretenden Personen.

Leipzig, b. Nauck: *Die letzten Erzählungen* von *Charlotte Wollmer.* Das Pfarrhaus zu Schlieben. Die Zwillingsschwestern. Das graue Fräulein. 1830. (Pr. 1 Rthlr. 12 Ggr.)

Die Vfn hat ohne Zweifel vor manchen ihrer Mitarbeiterinnen im Weinberge des deutschen Parnassos eine gewisse Gewandtheit in Stil und Darstellung voraus, welche ihre Schriften nie ganz ohne Leser lassen wird. Freilich darf man nicht mehr als eine vorübergehende Unterhaltung erwarten. Von den vorliegenden 3 Erzählungen sind Nr. 1 und 3 die besten. In Nr. 2 wird eine neue Einkleidung einer bekannten und oft benutzten Geschichte versucht: wie nämlich ein taubstummes, krankes Kind von seinen Schwestern an deren Hochzeitstage zu speisen vergessen wird, und wie es nachher, zum erstenmal der Sprache mächtig, erzählt, die verstorbene Mutter sey bey ihm gewesen und habe es getränkt. Der Versuch ist jedoch nicht gelungen zu nennen.

MONATSREGISTER

vom

NOVEMBER 1831.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Grat-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 121.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1831.

BIBLISCHE LITERATUR.

Königsberg, b. Unzer: *Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments,* zunächst für *Prediger* und *Studirende, von* Dr. *Hermann Olshausen,* Prof. d. Theol. an der Univ. zu Königsberg. *Erster* Band. Die *drey ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte* enthaltend. 1830. 927 S. gr. 8. (4 Rthlr. 12 Ggr.)

Nach der Vorrede sieht der Vf. voraus, „dafs bey der obwaltenden *Zerspaltenheit* in der theologischen Welt und der *Gereiztheit* der Gemüther eine grofse Partey aus dogmatischen Gründen *von* seinem Werke nicht befriedigt werden kann, und auf jeder Seite Veranlassung zu seiner Bestreitung finden mufs." Von Vorne herein giebt er es aber auf, mit diesem dogmatischen Gegensatze sich auszugleichen, weil er denselben für *unausgleichbar* hält. „Meine dogmatische Richtung", fährt er S. VI fort, „mufste ich aber aus dem Grunde auf's Bestimmteste hervortreten lassen, weil es mir unerlafslich für eine gedeibliche Auslegung der h. Schrift zu seyn scheint, dafs die biblisch-dogmatische Grundansicht überall sich ausspreche und auf dieselbe alles bezogen werde." In diesen Bemerkungen liegt das Wahre, dafs der anzuzeigende Commentar *auf jeder Seite* vielfältigen Anlafs zu seiner Bestreitung darbietet; wir müssen hinzusetzen — bey allen, die nicht der neuevangelischen Congregation angehören und wissen, was *erklären* (*interpretari*) heifse? Diefs ist nämlich etwas ganz anderes, als seine theologischen Meinungen in die Worte des h. Schriftstellers erst hinein und dann wieder aus denselben heraus deuteln, *interpretiren* ist etwas anderes, als *dogmatisiren.* Hr. *O.* lebt des Glaubens, dafs die *dogmatische Richtung* des Interpres auf das Bestimmteste hervortreten müsse; allein wenn diese Richtung den Erklärer beherrscht, wenn er von der Voraussetzung ausgeht, *seine* Theologumena stehen in der Bibel und von Hause aus alles, was *seinen* Satzungen widerstreitet, für Irrsal hält, so wird er *sein* System gewifs allenthalben in der h. Schrift finden, und diefs mufs ihm um so besser gelingen, ein je *tieferer* Schriftforscher im Sinne der sogen. evangel. Kirchenzeitung er ist. Von denen, die nicht *ihr* abgeschlossenes System der Glaubenslehre zur Bibelerklärung schon mitbringen, sondern aus der Schrift erst lernen wollen, ob es sich in der That auch so verhalte, wie Compendien und Katechismen besagen, behauptet Hr. *O.*, dafs sie noch *aufser dem Elemente des Evangeliums stehen, sich dasselbe von aussen her besehen,* und meynt, sie dürfe man nicht als *christliche, am wenigsten aber als theologische* Bibelerklärer gelten lassen. Sehr consequent! Ist *meine* Ansicht vom Christenthume die *allein richtige* und *mein* Glaube der *allein seligmachende,* so mufs alles, was ihm widerstreitet, *unchristlich* und *verdammlich* seyn. Mufs jeder, der die Schrift interpretiren will, mit *meinem* theolog. Systeme an die Bibelerklärung gehen, so kann, wer es nicht thut, unmöglich die Geltung eines *theologischen* Exegeten haben. — Uebrigens ist der Vf. seinen eigenen Weg gegangen. Er hat sich nach S. VIII bey Erklärung der biblischen Ideen keineswegs unbedingt an die in der kirchlichen Dogmatik und in der supranaturalistischen Darstellungsweise geltenden Ausdrücke gebunden, sondern „überall versucht, *nach eigener Anschauung und Erfahrung das in der Schrift Gegebene zu entwickeln*", denn der christl. Exegese könne nur förderlich seyn, wenn der Ausleger strebe, *nach der ihm gewordenen Erkenntnifs eigenthümlich die Tiefe* (!) *des göttlichen Wortes zu entfalten!* Grammatische und lexicalische Untersuchungen hat der Vf. defswegen nicht in seinen Commentar aufgenommen, weil er (S. XII) überzeugt ist, „dafs der Grammatik und der Lexicographie, wie der Theologie überhaupt, weit mehr damit gedient ist, wenn die verschiedenen Formen der Auslegung getrennt, als wenn sie in einander gemengt werden." Nach der alten Methode ist man so wenig zu einer tüchtigen Grammatik des N. T. gekommen, dafs man sagen kann, dieselbe existirt erst, seitdem Männer wie *Winer* und *Fritzsche* sie zum besondern Gegenstande ihrer Forschungen gemacht haben. Die Kirche wie die Theologie aber können sich mit grammatischer Auslegung allein unmöglich begnügen, — die dunkelsten und tiefsten Stellen der Bibel sind oft rücksichtlich der Sprache die leichtesten, „und vom blofs grammatischen Standpunkte aus kann von denselben eben sowohl die seichteste, als die tiefste Auslegung vertheidigt werden." Nimmermehr! Freylich wenn man die grammatische Auslegung *ad modum Glassii* übt, wenn man Enallagen aller Art statuirt, und sich alle die Licenzen erlaubt, welche die *Philologia sacra* mit Recht zum Gespötte der wahren Philologen machen mufsten, da mag es wohl möglich seyn, selbst die unrichtigste Auffassung einer Stelle „von blofs grammatischem Standpunkte aus" zu vertheidigen. In diesem Falle läfst sich aus *allem alles* machen, und Interpreten, bey denen z. B. ἐκ „mit" und auch „ohne" heifst,

heifst, und πορευθεὶς in der Formel πορευθεὶς ἐκήρυξεν 1 Petr. 3, 19. „er ging nicht", erfreuen sich einer Art von exegetischer Allmacht, „der kein Ding unmöglich ist." Aber so soll es ja nicht seyn, und wenn der grammatische Ausleger die Grammatik recht versteht (das ist zwar noch heutzutage nicht jedes Commentarschreibers Ding), und seine Schuldigkeit ganz thut, d. h. alles berücksichtigt, was nach der Sprache, dem Zusammenhange, der Absicht des Schreibers u. s. w. berücksichtigt werden mufs, so giebt er uns gewifs den wahren Gedanken seines Autors, also keinen *seichten*, wenn der Schriftsteller etwas *tiefes* sagt. Die wahre Tiefe eines Ausspruchs, einer Argumentation, z. B. bey Paulus, wird von Ignoranten in der Grammatik und Sprachforschung ganz in der Regel übersehen: denn häufigst kommt es in solchen Fällen darauf an, dafs man die feinsten Unterschiede in dem Gebrauche der Partikeln, in der Setzung der Tempora und andern philologischen Kleinigkeiten, die manchem unserer heutigen *tiefen* Schriftforscher „Aeufserlichkeiten und creatürliche Gräuel" sind, auf das Sorgfältigste beachte. Indefs mögen Commentare, mi welchen die Entwickelung der Gedanken eines h. Schriftstellers die Hauptsache ist, und von philologischen Erörterungen nur das Nothwendigste (freylich ein sehr relativer Begriff) gegeben wird, ihr Gutes haben, sonderlich, mit *Luther* zu reden, für *einfältige Pfarrherren*, auch wohl für Studirende. Für solche nun hat Hr. *O.* geschrieben, und wir müssen rühmen, dafs er unter die *sehr tiefen* Schrifterklärer in dem oben angegebenen (neuevangelischen) Sinne gehört. Wir wollen diefs an einigen Beyspielen zeigen, und wählen zuvörderst das §. 3 S. 168 über Christi Versuchung Matth. 4, 1 — 11 Gesagte. Hier bemerkt der Vf., dafs die Auffassung dieser evangelischen Erzählung „nothwendig durch die Stellung des Auslegers zum Dogma vom Teufel und (von) den bösen Engeln überhaupt bedingt werde." Rec. glaubt das nicht. Wie der Erklärer auch über Dämonologie denken mag, nimmermehr wird er, *grammatisch interpretirend*, etwas anderes herausbringen können, als dafs hier von einer Versuchung *des Teufels* die Rede sey. Jede andere Auffassung erscheint, nicht etwa mit den Pseudevangelischen zu reden: *seicht*, *rationalistisch*, oder wie sonst, sondern: *grundfalsch*. Mag nun dieses Resultat dem Exegeten, als Dogmatiker betrachtet, anstehen oder nicht, — er mufs bekennen, es bleibe dabey, dafs hier von einer Versuchung durch den *Teufel* die Rede sey. Vom rein biblischen Standpunkte aus, bemerkt Hr. *O.* S. 170 weiter, könne es in Zweifel gezogen werden, ob in der Versuchungsgeschichte „an eine äufserlich, gleichsam verkörpert vor Christo stehende, Erscheinung zu denken sey?" Diefs scheint ihm aus mehr als einem Grunde verneint werden zu können. Zuvörderst lasse sich kein analoges Factum, weder im alten, noch im neuen Testament, nachweisen. Dann würde durch die Annahme einer äufserlichen Erscheinung des Fürsten der Finsternifs das Factum nicht erklärt werden können. Wollte man nämlich auch ein physisches durch die Lüfte geführt werden Jesu annehmen, so bliebe doch immer unbegreiflich, „wie von einem Berge alle Reiche der Welt überschauet werden könnten" [das will freylich viel sagen!]. Die äufserlich gesprochenen Worte des Versuchers wären überdiefs als mit einer innerlichen Wirkung verbunden aufzufassen, weil ohne diese keine Versuchung Statt gefunden hätte; auf diese käme also auch bey der Annahme einer äufsern Erscheinung das Wesentliche an. Am zweckmäfsigsten wird es demnach gefunden, wenn die Begebenheit als eine rein geistige, innerliche *in die innere Welt des Geistes verlegt werde*. Ja wohl „*verlegt*", denn die Worte, wie sie lauten, verstatten nimmermehr, hier an etwas zu denken, das ohne alle äufsere Erscheinungen *blofs in der Gemüthswelt* Statt gefunden. Wäre Letzteres der Fall, so müfste der Referent es auf irgend eine Weise bemerklich gemacht haben; aus der ganzen Darstellung müfste sich ergeben, dafs hier blofs von einem Seelenkampfe mit dem bösen Principe die Rede sey. Davon findet sich hier indefs durchaus nichts; wohl aber deutet alles darauf hin, dafs der Versucher sich *äufserlich sichtbar* Jesu genaht, ihn auf die Zinne des Tempels gestellt, auf einen hohen Berg geführt habe u. s. w., und dabey mufs es *um der Grammatik willen* verbleiben. Mag das Erzählte unbegreiflich seyn, mag dieses Factum auch in der ganzen Bibel nichts Analoges haben, — der *grammatische* Interpret mufs diesem ἅπαξ λεγόμενον sein Recht wiederfahren lassen, und darf von allen Einreden des Vf.'s, *der sich nur von seiner dogmatischen Richtung leiten läfst*, keine Notiz nehmen. Die Schwierigkeiten, welche in der Sache selbst liegen, beseitigt der Vf. durch *tiefe* Exegese. Hören wir ihn: „Schon in die Idee des Erlösers an sich müssen wir die Möglichkeit des Falls, gleich dem *posse non peccare* Adams, mit aufnehmen. Freylich aber darf diese Möglichkeit nur als eine reine objective genommen werden: denn in so fern in der Person Christi eben Gott Mensch ward, in so fern müssen wir ihm auch das *non posse peccare* beylegen. Diese Verschmelzung der Möglichkeit des Falls und der Nothwendigkeit des Sieges über das Böse ist ein Geheimnifs, das eins ist mit der Idee des Gottmenschen selbst. Zur Anschaulichkeit erheben kann man sich das Verhältnifs nur durch die Scheidung zwischen ψυχή und πνεῦμα. In der menschlichen ψυχή lag seine *Versuchlichkeit*, in der Fülle des πνεῦμα die Nothwendigkeit des Sieges begründet; durch jene wird er uns gleich und zum Vorbilde gesetzt, durch diesen (nämlich *diesen πνεῦμα*) steht er über allem Menschlichen und hilft dem Einzelnen in Kraft desselbigen Geistes, ihm ähnlich zu werden. In der letzten grofsen Versuchung Jesu durch die Leiden am Schlusse des Lebens, spricht der Erlöser nun selbst seine *Verlassenheit* von der Fülle des göttlichen Geistes aus (Matth. 27, 46); diese *Verlassenheit*, in der das Menschliche des Erlösers gleich-

gleichsam insolirt dastand, giebt eine Anschauung von der Natur seines damaligen Kampfes. Hier ist von einer *Verlassenheit* ausdrücklich nichts berichtet; es scheint aber nicht unwahrscheinlich, dafs sie auch hier vorauszusetzen ist. Das äufsere Fasten in der Wüste war gleichsam nur ein Abdruck seines innern verlassenen Zustandes, und diesen angenommen, gewinnt erst die Versuchung wesentliche Bedeutung. Im vollen Besitze der göttlichen Geistesfülle ist eine Versuchung undenkbar; nur im Zustande der Entkleidung konnte die *ψυχή* Jesu menschlich streiten und ringen." — Wir können die weitere Ausführung nicht abschreiben, enthalten uns auch aller Einreden, und wollen dem Vf. die Ketzerey, in die er durch die scharfe Scheidung der *ψυχή* und des *πνεῦμα* in Jesu verfällt, nicht anrechnen (hafsten wir das Ketzermachen nicht, so hätten wir *in puncto haeres.* gar viel zu rügen); genug, die Schriftforschung ist hier tief, und wer zu den abgeschriebenen noch lesen will, was S. 174 weiter aus einander gesetzt wird, mufs finden, dafs es immer tiefer hinein geht. Diefs geht so weit, dafs Rec. den Vf. schon auf der folgenden Seite nicht mehr versteht, wo es unter anderm heifst: „Die Zahl vierzig war allerdings bey den Juden eine heilige; *daraus folgt aber nicht, dafs sie nicht genau zu nehmen sey.* Vielmehr hat jene Ansicht der Juden selbst ihren *tiefern* Grund, den man, in einen allgemeinen Satz gefafst, so ausdrücken kann: *nach göttlicher Ordnung, die lauter Harmonie ist, geht jede Entwickelung nach bestimmten Maafs und Ziel vor sich.* Die 40 Tage der Versuchung bilden mit den 40 Jahren des Zuges Israel durch die Wüste eine interessante Parallele." — *Ergo* ist die Zahl 40 wirklich eine heilige Zahl, und weil in der durch und durch harmonischen Ordnung Gottes jede Entwickelung nach bestimmtem Maafse und Ziele vor sich geht, — darum ist z. E. die Zahl 40 gewifs heilig — wir gestehen, dafs uns dieser tiefe Sinn, als eigentlicher *Un*sinn, nicht einleuchten will. Wo möglich noch tiefer erfafst Hr. O. den vierten Vers. „Das *ῥῆμα θεοῦ* ist hier als wirkende schöpferische Ursache aller Nahrung und Erhaltung der Wesen aufzufassen. Wie alles geworden ist durch Gottes Wort und durch den Hauch seines Mundes (Ps. 33, 6), so erhält dieses selbige Wort auch alles, indem die Erhaltung nichts als eine perennirende Schöpfung ist. Auf dem Glauben an diese Gottes Kraft ruht der Herr; *so lange der Geist ihn nicht aus der Wüste entliefs, nährte er sich vom verborgenen Worte Gottes, das Seele und Leib stärkte, ohne mit der heiligen Gottes Gabe für sich etwas zu wirken.*" Hier gebührt Rec. ehrerbietiges Schweigen, da ihm, wie er ehrlich bekennen mufs, bey einem Blicke in solche exegetische Tiefen völlig schwindelt und alle Gedanken vergehen. Eine andere tiefe Bemerkung über *ῥῆμα θεοῦ* giebt der Vf. zu Matth. 3, 2 und wir bitten unsere Leser, sie ja nachzusehen. Ein anderes Beyspiel entlehnen wir aus §. 17. S. 664 ff., wo die Parabel vom ungerechten Haushalter Luc. 16, 1 ff. und das ganze Capitel, welchem der Vf. die Ueberschrift: „Parabeln von der barmherzigen Liebe der Menschen" gegeben hat, erläutert wird. Der Herr lehrt hier den rechten Gebrauch des irdischen Besitzes. In der Parabel vom ungerechten Haushalter „wird die Darstellung so gefafst, *dafs die rechte Barmherzigkeit, welche sich in der Erscheinung als ein Durchbringen der Güter gestaltet, eben auch die wahre* **Klugheit** *sey, die Unbarmherzigkeit aber Dummheit.*" — Fragen wir aber, aus welchem Grunde der Herr nicht ein Gleichnifs gewählt haben mag, um die wahre Klugheit zu lehren, in der (lies dem) zugleich die *δικαιοσύνη* sich zeigte, also eine mildthätige Aufopferung des *eigenen* Vermögens, nicht aber eines *fremden*; so ist die Ursache davon wohl keine andere, als diese, dafs dann jene Doppelbeziehung zwischen Gott und der Welt nicht hätte in's Licht gestellt werden können, die dem Erlöser eben das wichtigste war." — — *„Etwas Eigenes hat der Mensch nie und soll es nie haben* (vgl. zu Luc. 14, 33); er ist ein blofser *οἰκονόμος*. Es fragt sich blofs, als wessen *οἰκονόμος* er sich betrachtet, ob als des Gottes der barmherzigen Liebe, den Cap. 15 schildert, oder als der hartherzigen Welt und ihres Fürsten." — Der *ἄνθρωπος πλούσιος* (v. 1) ist nichts anderes, als der *κόσμος*, oder sein Repräsentant der *ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου*, in dessen Dienste die *τελῶναι* durch ihre äufsern Verhältnisse zu denken sind. Diesen *οἰκοδεσπότης* ist nach v. 13 Gott als der andere, wahre Herr (der Repräsentant der *δεχόμενοι εἰς τὰς αἰωνίους σκηνάς*, v. 9) gegenüberstehend zu denken. Diesem wahren Herrn dient nun eben der kluge *διασκορπίζων τὰ ὑπάρχοντα τοῦ ἀνθρώπου πλουσίου* in rechter Weise. Er verachtet den Einen, um den Andern ganz anzugehören; er arbeitet mit dem Besitze des Einen für die Zwecke des Andern. Gegen seinen wahren Vortheil (also nicht klug) handelt aber der, welcher, wie die Pharisäer, den Dienst des Einen wie des Andern gleich zu stellen sucht. Das Bild der Ungerechtigkeit konnte *also* **deshalb** hier, ohne Mifsverständnisse zu veranlassen, gebraucht werden, weil es so höchst bezeichnend die innere Empfindung des Menschen ausdrückt, der sich zwischen zwey solche anziehende Kräfte gestellt fühlt; auf der andern Seite aber ein Verwenden der Dinge, welche dem *κόσμος* gehören, für Gottes Zwecke nie falsch seyn kann, *indem der κόσμος, wie sein ἄρχων, nicht die wahren Besitzer sind;* da also Gott im letzten Grunde der rechte Herr ist, so wird eben durch solche Täuschung des *κόσμος*, wie Jesus sie hier lehrt, die Wahrheit recht festgehalten; alles wird zu Gott geführt, dem Alles gebührt. Eine solche Verdrehung seiner Worte aber, als dürfe man andern das Ihre nehmen, um es *so* zu verwenden, war gar nicht zu besorgen, da diefs schon durch das Gebot: *Du sollst nicht stehlen!* hinlänglich ausgeschlossen war. Eben die Zeichnung der *ἀδικία* mit so starken Zügen, macht jedes solches Mifsverständnifs unmöglich. Hiernach aber

hat

hat die Parabel, wiewohl sie zunächst auf Localitäten sich bezieht, auch ihre ewige Wahrheit; in den localen Verhältnissen bilden sich die bleibenden ab. *Wie nämlich hier die Zöllner aufgefaſst sind, so stehen die Menschen zu allen Zeiten, so fern sie ein Eigenthum haben. Der Besitz an sich, als ein abgegrenztes ausschlieſsendes Recht an gewisse Dinge, ist ein Product der Sünde im κόσμος, von dem man in der βασιλεία τοῦ θεοῦ nichts weiſs. In solchem Besitz ist daher der Mensch ein οἰκονόμος des ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου.*" [O! welch' eine Tiefe!] „*Ist er diesem treu, so arbeitet er in seinem Interesse, häuft also Güter auf Güter; ist er ihm aber untreu und tritt als ein Glied in die βασιλεία τ. θ., folglich in die Dienste eines andern Herrn, so wirkt er in dem Interesse dieses neuen Herrn*, und *bringt dem ersten* (*erstern*) *seine Güter durch, sie zu geistlichen Zwecken verwendend.*" Die wichtige philologische Bemerkung (S. 178) zu Matth. 4, 9. ὅτι ἐμοὶ παραδέδοται muſs hier wiederum in Betracht gezogen werden. Sie lautet: „das παραδέδοται enthält einen merkwürdigen Wink gegen die Lehre von einem bösen Grundprincip; der Fürst dieser Welt hat alles *empfangen* von Gott." Schwerlich hat auch nur *einer* unserer Leser je geahnt, daſs über diese allerdings sehr schwierige Stelle ein *solches* Licht verbreitet werden könne; Rec. hat viel über den ungerechten Haushalter gehört und gelesen, allein dessen etwas hätte er doch nimmermehr zu vernehmen gehofft. Natürlich wird die tiefe Erklärung von der Meisterhand meisterhaft durchgeführt, und wir lesen S. 670 zu v. 3, dem Selbstgespräche des Haushalters: was soll ich thun? u. s. w., „diese Darstellung beziehe sich zunächst auf die gemeine Denkart des Menschen, der nach weltkluger Art sich aus Verlegenheiten zu ziehen wuſste; in der Anwendung der Parabel aber sey darin die geistliche Klugheit geschildert, die den Weg zur Seligkeit (den der lautern Liebe) wähle, der zugleich der sichere sey. Doch wir können uns hierbey nicht länger aufhalten, und bemerken nur noch die Kleinigkeit, daſs die philologische Observation, die eine Parenthese giebt, so gestellt ist, als entspreche beides σκάπτειν und ἐπαιτεῖν dem hebr. שָׁאַל und dem latein. *stipem erogare*, und daſs in der angezogenen Beweisstelle Ps. 119, 10 das fragliche Wort gar nicht vorkommt.

(*Der Beschluſs folgt.*)

REISEBESCHREIBUNG.

Köln, b. Bachem: *Kurze Bemerkungen auf einer flüchtigen Reise am Rhein und durch die Niederlande im Jahr* 1828. VI u. 224 S. 1830. 8. (20 gGr.)

Reisen am Rhein wachsen wuchernd und zahlos in der Literatur solcher Art. Gleich den Pilzen nach einem warmen Regen bringt jede Messe mehrere derselben hervor, unter sich im Aeuſsern höchst mannichfaltig, bald mit, bald ohne Bilder und Bildchen; aber an innerm Gehalte, das Mehr oder Weniger abgerechnet, ziemlich nach einem Leisten geschlagen. Der eine schreibt gewöhnlich von dem andern mit einigen Wortveränderungen, kleinen Abänderungen in der Anordnung, mit mehr oder mindern Zusätzen über das, was sich in neuerer Zeit modificirt hat, was seitdem entstanden ist u. s. w., ab; der eine nimmt seinen Weg Stromab wärts, der andere aufwärts. Meist alle diese Reisen tragen indeſs einen und denselben Hauptcharakter. Die Waare geht gut; für die leichte und ungemein häufige Fahrt auf den Dampfschiffen wird viel davon verbraucht. Bey starkem Absatz geben sich daher auch die Fabrikanten wenig Mühe, um auf eine bedeutende Verbesserung derselben zu sinnen.

In die Kategorie dieser Reisebücher gehören die vorliegenden, zum Theil wahrhaft humoristischen Bemerkungen nicht. Vollständigkeit ist kein Vorzug derselben. Daher werden sie wohl keines der beliebten Reisebücher, z. B. diejenigen von *Schreiber*, verdrängen können. Aber sie haben ihren eigenen Werth, nämlich den der Originalität, und gewähren eine eben so belehrende als angenehme Lektüre. Der ungenannte Verfasser ist, wie man aus dem Anfange des Büchleins schlieſsen muſs, ein Advokat; er hat niedergeschrieben, was ihm gerade besonders auf seiner kaum vierzehntägigen Reise von Bingen am Rhein nach Holland und durch Brabant zurück auffiel, ohne sich ängstlich umzusehen, ob schon ein anderer in gleicher Weise oder anders darüber geurtheilt hat. Seine Bemerkungen, auch wenn sie sich zuweilen sehr kleine Dinge zum Vorwurf gemacht haben, zeugen meist von Scharfsinn und Laune. Er muſs ein tüchtiger praktischer Beobachter des Menschen, seines Treibens und seiner Worte seyn: denn in solcher Beziehung liefert sein Tagebuch eine recht reiche Ausbeute und Befriedigung für jeden, der daraus schöpfen will.

Rec. unterläſst in das Einzelne einzugehen. Dem geringen Umfang der Schrift hält er das nicht angemessen. Empfehlen will er sie aber, seiner Ueberzeugung gemäſs, doch sehr. Scharfe Typen und gutes Papier tragen auch noch das ihrige dazu bey, daſs man sich gerne einer solchen leichten angenehmen Lektüre hingiebt. Kıı.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

BIBLISCHE LITERATUR.

Königsberg, b. Unzer: *Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments* — — von Dr. *Hermann Olshausen* u. s. w.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nicht tief von Vorne herein, aber sehr richtig, ist das §. 34 S. 537 zu Matth. 17, 24—27: „Petrus findet einen Stater im Munde eines Fisches" Beygebrachte. Die natürliche Erklärung, wie sie Dr. *Paulus* giebt, wird mit den bekannten philologischen Gründen zurückgewiesen und *Fritzsche* beygestimmt, welcher sehr richtig bemerke, dafs der Referent hier zwey wunderbare Momente angebe, einmal das *Vorherwissen* Jesu, und dann, dafs der Fisch den Stater *im Munde* (nicht im Leibe) gehabt. Aber das Tiefe kommt weiter unten, wo gezeigt wird, *warum* der Erlöser dieses Wunder verrichtet habe? Antwort. „Wir müssen natürlich voraussetzen, dafs Jesus ohne Geld war, als die Einnehmer den Census forderten." Konnte er nun diese Wenigkeit nicht borgen? Nein. „Geschenke anzunehmen, wenn sie ihm geboten wurden, war keineswegs gegen das Decorum des Messias, ja, es gehörte eben mit zu der Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung, dafs er ohne Eigenthum, in völliger Armuth, hienieden wandelte, um von denen, die er mit dem Brote des Lebens nährte, die leibliche Nahrung zu empfangen; was die Menschen gaben, gab Gott ja durch sie, Luc. 8, 2. *Allein* [jetzt folgt das eigentlich Tiefe] *damit ist nicht gleich zu stellen, dafs Jesus auch, wenn ihm Geld mangelte, hätte von jemand leihen können; das wäre gegen das Decorum divinum gewesen. Dafs ihn sein himmlischer Vater ernährte von Tage zu Tage, dadurch, dafs er in diesem und jenem wirkte, ihm alles zur Nothdurft Erforderliche zu reichen, gehörte zwar zur Form seines Amtes*" [ist wohl so zu verstehn, dafs der Vater im Himmel nur *pro formâ* sein Ernährer durch Menschen war; Christus aber, selbst Gott und Herr aller Dinge, genau betrachtet, als sein eigener Ernährer gedacht werden mufs]; *„aber bey Menschen betteln konnte nie der Gerechte* (Ps. 37, 25.)" Ob die angezogene Stelle eine Weissagung von dem jetzt in Rede stehenden Wunder enthalte, ist nicht gesagt. Fast scheint es aber so, und ein tiefer Erklärer der Psalmen wird das näher nachweisen können. Kurz, das *Decorum divinum* erforderte, dafs der Erlöser, um die, wider ihre sonstige Gewohnheit diefsmal sehr höflichen Steuereinnehmer zu befriedigen, ein Wunder thue. *„Zu voreilig hatte Petrus die Zahlung versprochen und der Herr rügte diefs."* (Wer nicht recht tiefe exegetische Blicke in seinen Text thun kann, wird das schwerlich finden.) *„Hiermit war dem Herrn Gelegenheit gegeben, in die volle Schatzkammer des himmlischen Vaters zu greifen. Aber fischen lassen und die gefangenen Fische verkaufen, wäre eine Erwerbsthätigkeit gewesen, auf die der Sohn nicht angewiesen war, und so blieb denn nur diese Form, zu nehmen von der Fülle des Vaters."* Der bescheidene Vf. will sich indefs für diese Auffassung nicht entschieden erklären. Rec. dächte doch und räth dazu; *Tiefe*, grofse Tiefe kann hier wahrhaftig kein Kenner vermissen. Doch Hr. *O.* schlägt noch eine andere Auffassung vor (S. 541), die wir unsern Lesern zum selbsteigenen Nachlesen empfehlen, da wir uns nur noch auf kurze Andeutungen einiger tiefer Bemerkungen beschränken müssen, wie sie sich gerade darbieten. Astrologie hält man jetzt gewöhnlich für Aberglauben. Falsch; denn Hr. *O.* schreibt S. 59 zu Matth. 2, 2 wie folgt: *„Dafs grofse Begebenheiten auf Erden ihre correspondirenden Erscheinungen in der Himmlischen Welt hätten, die sich besonders an Gestirnen kund gäben, war eine weit verbreitete Meinung des Alterthums* (diefs wird mit bekannten Stellen belegt) *die nicht ohne alle Wahrheit ist, obgleich sie gemeinhin im Dienste des Aberglaubens stand. Im Leben des Erlösers gewann die Ahnung, die sich in dieser Ansicht aussprach, ihre Realität und Wahrheit."* Niemand sage, dafs aus dieser Observation schwer klug zu werden sey, indem man ja hier nicht erfahre, warum die Sterndeutung *nicht ohne alle Wahrheit* sey, man auch nicht absehen könne, wie *von einem Wunder* (und ein solches ist doch jene Sternerscheinung nach unserm Vf. gewesen) *auf das, was bey dem gewöhnlichen Laufe der Dinge statt finde*, geschlossen werden dürfe? Bey *tiefen* Erklärungen ist das nun einmal nicht anders, da ihre Urheber sich häufig vor aller Tiefe selbst nicht verstehen. Hat doch schon *Lichtenberg* bemerkt, über einen schwierigen *locus* so lange hin und her zu reden, bis man sich selbst nicht mehr verstehe, sey das Höchste, was man von einem tüchtigen Erklärer fordern könne. — Aufgefallen ist es Vielen, dafs die Engel in der Bibel *hebräische* Namen haben, und man hat bekanntlich auch hieraus zu beweisen gesucht, dafs die biblische Lehre von den Engeln nicht *buchstäblich* als Glaubensartikel

tikel aufgefafst werden dürfe. Oder sollte wirklich im Himmel Hebräisch gesprochen werden, wie jener Professor Orientalium zur Empfehlung seiner Vorlesungen ernstlichst behauptet hat? Durch Hülfe der tiefen Exegese ist die Sache leicht zu erledigen. Hr. *O.* sagt S. 90 zu Luc. 1, 19: „Dafs sich der Engel" (von *Gabriel* ist die Rede) „einen hebräischen Namen beylegt, verliert alles Auffallende, was darin zu liegen scheint, *wenn man die Idee des Belegens mit einem Namen in ihrer Tiefe (!) erfafst.*" „Der Name ist nichts, als der, der Natur, dem innern Wesen des Benannten entsprechende Ausdruck. Insofern also die Wesen der geistigen Welt bestimmte Charaktere tragen, haben sie ihre Namen. Ob diese Namen nun Hebräisch, oder wie sonst in menschlicher Rede geformt werden, hängt von den Verhältnissen ab. Hierin hat man zugleich den Schlüssel, wefshalb die Namen der Engel erst in der spätern" [es fehlt etwas, etwa: *Zeit?*] „des Hebraismus erscheinen. *Es konnte sich nämlich weit leichter die allgemeine Idee einer Welt geistiger Wesen bilden, als dafs in dieser höhern Welt bestimmte Individualitäten scharf hervortraten; erst wenn dieses geschah, konnten Namen entstehen, welche die Beschaffenheit derselben bezeichnen sollten.*" Das klingt fast rationalistisch, denn man liest ja hier, wie die Engellehre sich nach und nach immer mehr ausgebildet und bestimmtere Zusätze erhalten habe, woraus die natürliche (creatürliche) Vernunft schliefsen könnte, dafs diese Lehre, *deren volksthümliche Ausbildung sich nachweisen lasse,* wohl nicht aus höherer Offenbarung stamme. Solchen bösen Schein leiser rationalistischer Anwandlungen meidet unser Vf. nicht ganz, — wir könnten das mit vielen Stellen belegen. Allein *tiefe* Leser kommen nicht auf solche flache Einwendungen. Das Geistliche ist geistlich und das Tiefe tief zu richten. Wir geben noch etwas Tiefes über die Engel. Zu Luc. 1, 17 wird S. 88 angemerkt: „Die Beziehung des Engels auf ein Schriftwort steht der Anführung der Schrift in der Versuchung Jesu von Seiten des Diabolos parallel (Matth. 4, 6); man bedient sich dieser Stellen mit Unrecht, um die historische Auffassung der Engelerscheinungen zu bestreiten. Es sind solche Momente offenbar nicht so zu verstehen, als wenn Engel aus der Schrift citiren, sondern es steht in der Schrift, weil's in der himmlischen Welt, der die redenden geistigen Personen angehören, so beschlossen ist. Die Anlehnung des Gedankens an die Worte der Schrift ist nur als Einkleidung in die dem Menschen geläufige und fafsliche Form aufzufassen. *Engel führen also nicht die Schriftworte an, weil sie aus der Bibel einen Beweis, oder eine Beziehung für ihre Rede hernehmen wollen, sondern die angewendeten Gedanken finden sich in der Bibel, weil sie eine Wahrheit enthalten, die sowohl im Himmel gilt, als auf Erden.*" Das ist schwer zu fassen, und Rec. gesteht, dafs er sich in diese Rede durchaus nicht finden kann. Denn wenn die Engel Schriftworte anführen, so müssen sie doch einen Grund dazu haben, und man sollte denken, das könne kein anderer seyn, als die Erläuterung, Bestätigung *ihrer* Aussprüche, wie denn der Teufel (Hr. *O.* sagt lieber der Diabolos) Matth. 4 augenscheinlich aus Schriftstellen *argumentirt.* Allein — die Bemerkung ist *tief,* und der *Tiefe* bedarf es ja nur, nicht der *Verständlichkeit.* Das Verständliche ist nach dem einstimmigen Urtheil der Partey, welcher Hr. *O.* angehört, *flach* und *seicht.* — Nach S. 64 lehrt die Stelle Matth. 2, 10. 11, dafs die Magier dem Kinde Jesus *„einen geistlichen Charakter beygelegt, und ihre προσκύνησις gewinnt daher mit der Ceremonie der προσφορά eine* **innerlichere** *Bedeutung. Doch dürfen wir den Magiern in keiner Weise dogmatische Begriffe über die Gottheit Jesu zuschreiben, vielmehr nur ein* **Ahnen** *des göttlichen Waltens mit ihm und an ihm. Man kann sagen, sie beteten Gott an, der auch ihnen dieses Kind gemacht hatte zur Erlösung, aber nicht das Kind.*" Sonach wufsten sie von dem zweyten Artikel im zweyten Hauptstücke des Katechismus doch mehr, als man ihnen hätte zutrauen sollen, und diefs haben unsere nicht tiefen Exegeten bis jetzt übersehen. In Postillen über das Evangel. am Feste der Erscheinung Christi erinnert sich Rec. wohl ähnliche tiefe Bemerkungen gelesen zu haben; aber hier ist von *gelehrten* Exegeten die Rede; diese kommen in ihrer Flachheit nicht leicht auf einen so tiefen Gedanken. — Viele Lobredner hat zu allen Zeiten der Wein gefunden. Auch unter den Exegeten, welche unter andern zu Luc. 5, 39 mit vielen Stellen bewiesen haben, dafs namentlich der *alte Wein* immer als eine sehr edle Gottes Gabe geachtet worden sey. Aber vor Hn. *O.* hat unsers Wissens doch noch Niemand erkannt, was S. 736 zu Matth. 20, 3—7 angemerkt ist: *„Die öftere Vergleichung des Reiches Gottes mit einem Weinberge* (Matth. 21, 33 ff.) *hat wohl einen* **tiefern** *Grund darin, dafs der Erlöser nach seiner tiefsinnigen Naturauffassung eben im Weine und der Rebe die passendsten Analoga in der sinnlichen Welt für die geistigsten Verhältnisse fand* (vgl. zu Joh. 15, 1 ff.)." Zur Stelle im Johannes werden wir also zu seiner Zeit noch mehrere tiefe Bemerkungen über die Reben und ihren Saft finden; wir freuen uns darauf, und nehmen das uns hier vorläufig Gegebene mit gebührendem Danke an. Bileams Esel, welchen die Neuevangelischen einer ganz besondern Aufmerksamkeit würdigen, ist auch von unserm Vf. nicht mit Stillschweigen übergangen worden. Er bringt S. 290 dieses berühmte Lastthier mit den nicht minder bekannten Gerasener Säuen Matth. 8, 30 ff. auf eine sehr sinnige und tiefe, also tiefsinnige Weise in Verbindung, und schreibt a. a. O.: „Wie im N. T. die Säue *des Geraseners*" [aber die Säue gehörten ja wohl mehrern Besitzern an] „so bildet im A. T. der Esel Bileams (4 Mos. 22, 28 ff.) im σκάνδαλον und πρόςκομμα, durch welches vielleicht Manche veranlafst sind, ihren Glauben an die Autorität der Schrift aufzugeben. *Auffallend ist, dafs in beiden Begebenheiten geistige Wirkungen*

in

in Verbindung mit der animalischen Welt erscheinen. Es fragt sich, ob von der Entwickelung der Naturwissenschaften einst Aufschlufs über solche Verhältnisse zu erwarten seyn dürfte?" O ja, warum nicht? Bey den Riesenfortschritten, welche jetzt die tiefe Exegese macht, können die übrigen Wissenschaften unmöglich zurückbleiben, und was kann ein eben so tiefer *Natur*forscher, als Hr. *O.* ein tiefer *Bibel*forscher ist, nicht alles entdecken und sehen? Wir hoffen eben so viel, wo nicht noch mehr, als die selige Seherin von Prevorst. Wir leben in aufserordentlichen Zeiten. — Wie doch der Erlöser die Ungerechtigkeit habe begehen können, den Gerasenern 2000 Schweine zu vernichten? ist oft gefragt worden. Man hat Verschiedenes geantwortet, oft auch *creatürlich* Flaches. So wenn man sagte, dort wohnende Heiden, die sich nicht scheueten, das Fleisch erstickter Thiere zu geniefsen, konnten diese 2000 Schweine ausschlachten und entweder sogleich aufzehren, oder, da die Fleischmasse doch für den augenblicklichen Absatz zu grofs war, einsalzen, räuchern und als Salzfleisch und Schinken consumiren, vgl. *Wetstein* z. d. St., Dafs ein solches Auskunftsmittel den Beyfall unsers Autors nicht haben könne, versteht sich von selbst. Kurz, nervös und tief schreibt er vielmehr S. 292: „*Dieselbe*" [die Frage, wie hat Christus die Leute um 2000 Schweine bringen können?] „*ist völlig der albernen Bemerkung parallel, wie Gott so ungerecht seyn könne, hier oder da Viehsterben eintreten zu lassen? Die einfache Antwort darauf ist, dafs, wo das Vieh stirbt*". [nicht auch, wo Menschen sterben, wie z. B. jetzt an der Cholera?], „*die Menschen lebendig werden sollen, um zu lernen, dafs ein Gott ist, und dafs eben Alles, was er thut, das Rechte ist.*"

Genug davon; die gegebenen Proben werden hinreichen, unsern Lesern zu zeigen, was sie zu thun haben. Die Geistesverwandten des Vfs, die gläubigen Jünger der evangel. Kirchenzeitungspropaganda werden sich beeilen, das klassische Werk ganz zu lesen und, wie bereits genugsam geschehen ist, als eine neue Individual-Offenbarung höchlich zu lobpreisen. Leute von der entgegengesetzten Richtung, an denen es „bey der obwaltenden Zerspaltenheit in der theolog. Welt" (S. V) nicht fehlen kann, sind durch die gegebenen Auszüge vor dem Ankaufe hoffentlich genug gewarnt. Wir eilen zum Schlusse und sagen nur noch zwey Worte über die *philologische* Partie dieses Commentars. Auch von dieser ist leider nichts zu rühmen. Hr. *O.* legt nach S. XIII selbst nur einen geringen Werth darauf, und er thut wohl daran. Seine kurzen grammatischen und lexicalischen Bemerkungen „sind nur defshalb hinzugefügt, um augenblickliche Anstöfse *vorläufig* zu heben. Mein Commentar", fährt er fort, „setzt ein specielles, tüchtiges grammatisches Studium voraus, und findet namentlich in den Vorlesungen in dieser Beziehung seine nothwendige Ergänzung." Wir wollen diefs aus christl. Liebe glauben, müssen aber bemerken, dafs viel, sehr viel ergänzt werden mufs, wenn die Zuhörer des Vfs in diesem Stücke nicht sehr vernachlässigt werden sollen. Hinsichtlich der Käufer ist es aber doch ein grofser Uebelstand, dafs sie für ihr vieles Geld in einem so dickleibigen Commentare nicht einmal die nothwendigsten philolog. und *kritischen* Auseinandersetzungen klar und übersichtlich angegeben finden. Wäre der Vf. weniger *tief* (s. o.), könnte er conciser schreiben und — wie wir hinzusetzen müssen — verstände er von der Philologie und Kritik mehr, als das vorliegende Werk darlegt, so hätten auf diesem Raume neben den *tiefen* Sacherklärungen gewifs auch *ausreichende* philolog. und kritische Erklärungen gegeben werden können. Jetzt aber sind alle seine Bemerkungen in letzterer Beziehung höchst oberflächlich, und man staunt, wie ein sonst so tiefer Ausleger kritisch und sprachlich so flach seyn kann. Hätte er sich auf dergleichen Erörterungen mit der Weitläuftigkeit eingelassen, die wir in bekannten deutschen Commentaren über das Evangel. Johannes und den Brief an die Römer, oder in einem lateinischen über die Briefe an die Thessalonicher vorfinden (vgl. A. L. Z. Nr. 81 ff.), so würde es sich gezeigt haben, ob seine Sprachkunde ein wenig weiter gehe, als die der Vff. jener Commentare. Rec. mufs diefs bezweifeln; denn man betrachte nur das Gegebene. Was kann flacher seyn als S. 64 die kritische Note zu Matth. 2, 11, welche wörtlich und vollständig lautet: „Die Lesart *εἶδον* ist übrigens dem *εὗρον* des text. recept. auf jeden Fall vorzuziehen:"? Warum? das wird mit keinem Worte gesagt. Von diesem Schlage sind die übrigen wenigen kritischen Observationen alle. S. 92 beschenkt uns Hr. *O.* mit dem neuen Verbo *ἐπείδω*, und sichert seine Schenkung damit, dafs das Wort auf einer Seite zweymal steht. Das mögen die Philologen, welche bisher nur ein *ἐπεῖδον* kannten, mit schuldiger Dankbarkeit annehmen. Nach S. 247 sollen Matth. 8, 1 (*καταβάντι δὲ αὐτῷ ἀπὸ τοῦ ὄρους ἠκολούθησαν αὐτῷ ὄχλοι πολλοί*) absoluti Dativi vorkommen. „Das erste *αὐτῷ* mit *καταβάντι* scheint sich als Dativus absolutus darzustellen." Diefs haben allerdings Männer gesagt, die zwar nicht so *tief* auslegten, als unser Vf., aber gewifs viel Sprachgelehrter waren, als er, z. B. der ehrenwerthe *Kuinoel*. Dafs aber diese Annahme unrichtig sey, hat *Fritzsche* zu der angezogenen Stelle gezeigt, und auch in *Winer's* Grammatik S. 180 ff. (3te Aufl.) wird lichtvoll und gründlich die wahre Bewandtnifs der Sache dargestellt. Wir können uns hier nicht länger dabey aufhalten. Was S. 439 ff. zum Erweise der Behauptung, dafs *ἵνα* und *μήποτε* im N. T. *ἐκβατικῶς* gebraucht werde, gesagt wird, beruht theils auf Verwechselungen, theils ist die Note, in welcher die Bemerkung steht, beides, die Annahme sowohl, *ἵνα* werde oft *ἐκβατικῶς* gesetzt, als auch die entgegengesetzte Behauptung, dafs es *nie* so vorkomme, *diene zur Verflachung* des Sinnes, selbst gewaltig flach. *Μήποτε* hat ja als Fragwort mit *ἵνα* nichts

nichts gemein, und steht in der angezogenen Stelle 2 Tim. 2, 25 — μήποτε δῷ αὐτοῖς ὁ Θεὸς μετάνοιαν — ganz in der ihm zukommenden Bedeutung, *num forte Deus mentis mutandae opportunitatem iis largiturus sit*, wie *Schott* richtig übersetzt. Wer in aller Welt kann aber dem Vf. beystimmen, wenn er die Uebersetzung der Worte Joh. 17, 3: αὕτη ἐστιν ἡ αἰώνιος ζωή durch: *vita aeterna in hoc cernitur studio, ut te cognoscant* — einer Verflachung des Sinnes und Gedankens beschuldigt? Wie so das? Ohne den allein wahren Gott und Jesum Christum zu erkennen, kann Niemand des ewigen Heils theilhaftig werden; es beruht also die Erlangung dieses Heils auf dem Streben nach jener Erkenntnifs, und Rec. sieht gar nicht ein, wie ἵνα hier ἐκβατικῶς genommen werden könnte, wenn überhaupt ein Sinn herauskommen soll. Doch auch hiervon genug.

Wenn wir nun offenherzig gestehen, dafs es uns bedünken will, Hr. Dr. *Olshausen* sey nicht der Mann, der die bibl. Kritik und Philologie weiter bringen könne, so müssen wir ihm das Zeugnifs geben, dafs er sich um die deutsche Sprache desto gröfsere Verdienste erworben hat. Er ist Meister in der Prägung neuer Wörter, folglich in der Bereicherung unserer Sprache. Von vielen Beyspielen, die wir anführen könnten, nur einige: *Zerspaltenheit* S. V der Vorr. *Creatürlich* (*creatürliche* Neigung, *creatürliche* Liebe) S. 597. *Anheimgegebenheit* S. 293. *Versuchlichkeit* S. 173. *Versuchlich* S. 176. *Gottessohnschaft* ebendas. Der tiefe Comparativ: *fraglicher* S. 670. *Innerlichkeit* S. 15. *Gespenstig* S. 243. „*Die Christi's* S. 244. *Todheit* S. 245. *Gereiftheit* S. 246 (und viele neue Substantive auf *heit*; Rec. kann sie nur nicht gleich wieder finden). Begreifflich S. 248. *Die Liebeleere* S. 864 u. a. Was für Bereicherungen hat demnach unsere Sprache von der angedrohten bändereichen Fortsetzung dieses Werks noch zu erwarten, wenn Hr. *O.* auf die angegebene Weise in seinen Schöpfungen fortfährt!

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Breslau, b. Max. u. Comp.: *Drey Zeitalter der christlichen Kirche*, dargestellt *in einem dreyfachen Jahrgange kirchlicher Perikopen*. Von *Gustav Friedrich Wilhelm Suckow*, evang. Pred. und Dr. der Philosophie. 1830. 260 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Rec. hat diese Schrift mit Vergnügen gelesen. Sie ist mit Scharfsinn und Sachkenntnifs abgefafst. — In den „einleitenden Erörterungen" wird mit Berücksichtigung dessen, was in neuester Zeit über diesen Gegenstand behauptet ist, die Frage beantwortet, ob feststehende Perikopen den freygewählten Texten vorzuziehen seyen und ob die alte Perikopensammlung den Anforderungen entspreche, welche an dieselbe gemacht werden können. Der Vf. bejaht den ersten und verneint mit Recht den zweyten Theil der Frage. Er stellt dann die Grundsätze auf, die bey der Auswahl neuer Perikopen befolgt werden müsse, und liefert nach diesen gerechtfertigten Principien eine neue Auswahl, auf drey Jahrgänge berechnet, spricht sich auch (Abschnitt V) über die Art und Weise aus, wie die, durch das Osterfest herbeygeführten Aenderungen bewerkstelligt werden können. Sehr passend ist die, Abschnitt VI gegebene, übersichtliche Zusammenstellung aller ausgewählten Texte nach der Reihefolge der Jahrgänge. — Wenn nun auch Rec. dem fleifsigen und denkenden Vf. frey gesteht, dafs er hin und wieder von seinen Ansichten abweicht, so kann er doch die Schrift desselben allen Predigern zur Beachtung und Benutzung empfehlen.

Leipzig, b. Hartmann: *Formulare zu Kirchengebeten an Sonn- und Festtagen und bey verschiedenen Gelegenheiten, so wie zu amtlichen Handlungen bey den mannigfaltigsten Casualfällen, mit Berücksichtigung verschiedener Gemeinden.* Nebst einem *Anhange* von *Antiphonieen* und *Collecten* bey *besondern Fällen*. In *zwey* Theilen von M. *T. W. Hildebrand*, Archidiaconus in Zwickau. 1830. *Ir* XVI u. 327 S. *IIr* VIII u. 336 S. 8. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

Diese Sammlung scheint uns vor sehr vielen bisher erschienenen den Vorzug zu verdienen. Ist auch der richtige *Ton* des Gebetes nicht überall getroffen, so wehet doch in allen den vorliegenden Stücken ein rein-evangelischer Geist; die Gebete sind innig, herzlich und zu dem jedesmaligen Zwecke vollkommen passend. Ein Vorzug derselben bestehet auch darin, dafs sie, bis auf einige Wenige, nicht zu lang sind. Die schönsten Stellen des A. u. N. Testaments sind sorgfältig benutzt und wir können aus voller Ueberzeugung diese Gebete empfehlen.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

Nürnberg, b. Zeh: *Storia di Carlo XII* Re di Suezia *di Voltaire*. Trad. dal Francese sulle ultime edizioni di Parigi. Con note tedesche ed accenti che indicano la pronunzia. Da *F. Zeh.* 1831. 334 S. 8. (20 Ggr.)

Diese Uebersetzung ist leicht und fliefsend; die deutschen Erklärungen sind mit sparsamer Hand gespendet und hätten dieselben füglich ganz wegbleiben können; die fast durchgehends sorgfältige Accentuirung ist für den im Lesen noch Ungeübten von vielfältigem Nutzen. An einzelnen Stellen haben sich störende Druckfehler eingeschlichen. Die äufsere Ausstattung ist elegant.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1831.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *Die christliche Lehre vom heil. Abendmahl nach dem Grundtext des N. T.* Mit einem *Abriss der Geschichte dieser Lehre.* Ein Versuch von Dr. David Schulz. *Zweyte* verbesserte Aufl. 1831. XXXII u. 352 S. gr. 8. (1 Rthlr. 15 Ggr.)

Die Wichtigkeit des hier abgehandelten Gegenstandes, so wie die für Wissenschaft und Kirche höchst angemessene gründliche und lichtvolle Behandlung desselben in vorliegender zuerst vor sieben Jahren erschienenen Schrift liefs gleich Anfangs eine weite Verbreitung derselben erwarten. Insbesondere aber empfahl sie sich den evangelischen Geistlichen zunächst durch genaue Rücksicht auf die Verhältnisse jener und sodann durch Erhebung auf einen theologischen Standpunkt, den wir den rein biblischen nennen möchten, und welchen zu gewinnen beym lebhaften Widerstreit der Systeme überhaupt als wünschenswerth, und bey der nicht zu verkennenden Krisis des kirchlichen Lebens für den Volkslehrer als Bedürfnifs erscheinen mufste. „Fast durchgängig beyfällige Urtheile" unterstützten daher die gedachte Verbreitung dieses Werkes. Erst im vorigen Jahre erhob sich die Stimme eines Tübinger Studenten der *katholischen* Theologie in einer s. g. Würdigung der *Sch*'schen Schrift gegen dieselbe, unter dem zum Theil erlogenen Aushängeschilde: „Eine von der Tübinger katholisch - theologischen Facultät gekrönte Preisschrift." In dem Vorworte zu vorliegender neuen Auflage ist „dieser gleich anmafsende und unreife Jüngling" gebührendermafsen abgefertigt, und der Jubel der katholischen Litt. Zeit. (Oct. 1830) als ganz in der Ordnung dargestellt. Aber auch s. g. Evangelische stimmten in diesen Jubel ein, indem das homiletische Correspondenzblatt (1830. Nr. 49) in jener nur unwürdigen (ultramontanischen) Würdigung eine *triumphirende* Widerlegung der vorliegenden Abendmahlslehre erblickt und auch *Lindner* in s. Lehre vom Abendmahl (Leipzig 1831) die *Sch*'sche Arbeit herabzusetzen sich quält. *Lindner's* Schrift erklärt *Sch.* selbst (Vorw. S. XIX) für eine „weitschweifige und sehr oberflächliche Darstellung", und sagt mit Recht: der langen Rede kurzer Sinn sey: *Man geht zum Abendmahl*, und — *die begangenen Sünden sind abgethan.* Um den lutherischen Katechismussatz, der auf die Frage, Was nützt denn solch Essen und Trinken? folgt: *Das zeigen uns diese Worte: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden*, dreht sich die ganze übrigens unlutherische (symbolische) Ansicht vom Abendmahl des Hn. *Lindner*. Es fehlt nur noch die Einstimmung der Evang. Kirch. Zeit. in jenen katholischen Jubel, welche auch bey einiger Consequenz nicht ausbleiben kann, wenn nicht Politik davon abräth, weil hier die Agende mit ihrem Hauptformulare für die Abendmahlsfeyer ins Spiel kommt.

Doch unsere Leser erwarten gewifs als die Hauptaufgabe für gegenwärtige Anzeige eine Darstellung des Verhältnisses dieser *zweyten* Aufl. zur *ersten*, bereits Vielen so lieb gewordenen: Wir versuchen sie in einfacher Kürze, mit Ein- und Anfügung einiger kritischen Bemerkungen. — Bey der genausten Vergleichung beider Ausgg. hat Rec. die Aussage des Vfs vollkommen bestätigt gefunden (Vorw. S. IX): „An nicht wenigen Stellen ist nach gröfserer Deutlichkeit, festerer Begründung, Beseitigung möglicher Mifsverständnisse gestrebt, begründete Einwendungen und Ausstellungen sind dankbar benutzt worden." Schon in der Einleitung S. 1 sind die n. t. Ausdrücke für den Gegensatz zwischen Geist und Materie u. s. w. mit einigen vermehrt; auch wird die Bemerkung eingeschaltet: „Ob wir uns die Gemeinschaft vermittelt denken durch eine verdünnte Materie (Aether), oder durch allmählige Verkörperung des Geistigen, die Sache selbst wird dadurch um nichts deutlicher." S. 4. 5 zwey Bibelstellen und die Verweisung auf die Lehre vom Glauben; S. 23 sind die harten Erklärungen Luthers über die s. g. Vernunft durch eine besondere Anm. im rechten Lichte dargestellt, S. 24 zur Erläuterung von 1 Kor. I, 30 die Worte beygefügt: „Er (Christus) ist der Menschheit die vollendete Offenbarung des Göttlichen." Ferner wird S. 28 besonders hervorgehoben, dafs nichts thörichter, als mit dem Glauben die Wissenschaft ersetzen und die Forschung unnütz machen zu wollen; S. 29 dafs die innere wie die äufsere Offenbarung unter Gottes Beystande dem Menschen zugekommen; dafs Geheimnisse, Offenbarungen und Wunder, einmal zu Parteybesitzthümern geworden, jeder Theil hartnäckig fest zu halten und vorzugsweise herauszustellen pflegt. S. 31 wird der Satz durch das einzige Wörtchen „Vieles" bestimmter und richtiger; und bald darauf findet sich eine kleine Erweiterung. (Aber S. 21 hätte Rec. zur Erklärung des διανοίᾳ die St. Mark. XII, 33 nicht übergangen, wo σύνεσις vorkommt. Auch wäre S. 25 rücksichtlich des durchaus geleugneten Uebervernünftigen in der Offenbarung

rung weitere Erklärung zu wünschen.) — Im ersten Abschnitte findet sich blofs ganz am Schlusse S. 58 ein näher bezeichnender Zusatz. Im zweyten Abschn. hat nur die bekannte Note über die Himmelfahrt S. 63 f. einige Zusätze und Veränderung erfahren. Reich an Bestätigungen der Erklärung des Vfs über diese zweyte Aufl. aber ist der dritte Abschnitt, die „vorläufige Erklärung einiger für die Abendmahlslehre wichtigen Ausdrücke." Es ist nicht möglich, hier alle Abweichungen von der ersten Aufl. namhaft zu machen, überdiefs betrifft Mehreres blofs das Stilistische. Wir erlauben uns nur hinzuweisen auf die Ableitung des (jetzt auch überhaupt und im Einzelnen genauer erklärten) *σῶμα* von *σώζω* gegen *Bretschneider* S. 83, auf die neuen Noten S. 86. 87. 90. 92 — auch auf die nähern Bestimmungen von *σάρξ*, die neue Note das. S. 97 (über Annäherung von *σάρξ* und *σῶμα*), die theilweise genauern Angaben unter *αἷμα*. Unter *τοῦτό ἐστι* fanden wir nichts Neues von Bedeutung, aufser am Ende die Beygabe noch einiger Stellen S. 135. Auch im vierten Abschnitte sind mehrere Zusätze und Veränderungen, s. bes. S. 140. 141. 142. 145. 146. S. 162 Not. (einige merkwürdige Stellen aus Ignatius und Theodoret), S. 164. Dafs im fünften Abschn. bey Erklärung und Vergleichung der vom Abendmahl handelnden Stellen des N. T. allerley zur Verbesserung geschehen sey, läfst sich von dem immer vorwärts dringenden tüchtigen Exegeten im Voraus erwarten. M. s. bes. S. 186 f. 217 (die einzige ausdrückliche Bezugnahme auf eine andere Abendmahlslehre, nämlich von *Schulthefs*). S. 221. 241. 256. 258. 259. 262. 267 (wo die fünfte Eigenthümlichkeit des Matth. und Mark. ganz neu). S. 269. 272. Im sechsten Abschn. sind der Abweichungen wenig, z. B. S. 277, wo es heifst: „*Er* (Christus) giebt sich uns fort und fort zu geniefsen: *Wir* sollen ihn, sein Leben, in das unsrige aufnehmen, ganz mit ihm Eins werden." Und damit steht in enger Verbindung, dafs der Vf. rücksichtlich des Verdienstes Christi unsererseits hauptsächlich auf *redliche Gesinnung und ernste Bestrebung* dringt (S. 292).

So grofs nun hienach in der eigentlichen Abhandlung die Anzahl einzelner Zusätze und Veränderungen vorliegender neuer Auflage ist, so wenig betreffen sie doch das Wesentliche, welches unverändert beybehalten ist. Oeftere und gröfsere Erweiterungen hätte vielleicht Mancher mit dem Rec. gewünscht, z. B. einen besondern Excurs über den Versöhnungstod Christi, der mit dem behandelten Gegenstande in so enger Verbindung steht, und worüber zwar nach dem Resultate die Ansicht des Vfs nicht verhalten, aber nirgends eigentlich begründet wird: die vollständige und gewohntermafsen lichtvolle und gründliche Behandlung dieses wichtigen Lehrstücks der Schrift durch unsern Vf. würde gewifs manchem, der in jetziger Zeit der Verwirrung treuer Führer bedarf, sehr willkommen gewesen seyn. Doch der Vf. wollte bey wiederholter Durchsicht (leider!) nur was ohne grofse Erweiterung verbessert werden konnte, wirklich verbessern (S. IX des Vorw.) Danken aber müssen wir, dafs die mancherley exegetischen Bemerkungen uns nicht vorenthalten, sondern sogar vermehrt sind, welche z. B. *Winer* (Gramm. 3. Aufl. S. 4) auch „feine Beobachtungen" nennt, aber „an unrechter Stelle" findet, da exegetisch durch sie nichts aufgeklärt werde!? (Wie Vieles wird von diesem hier nicht begründeten Tadel mit Grund in jener Grammatik und andern dort hoch gepriesenen Büchern betroffen!) — Erwünscht ist auch der Wiederabdruck des Vorworts zur ersten Aufl. und des Königl. Aufrufes die Union betreffend vom J. 1817, da beide Stücke so Vielen unserer Zeit nicht genug vorgehalten werden können.

Die Hauptveränderung aber bey dieser neuen Auflage besteht darin, dafs die frühere Beylage über das Ev. Matth. jetzt ganz weggelassen ist unter dem Versprechen, den Gegenstand sobald als möglich in einer besondern Schrift ausführlicher zu behandeln. Es mufs diefs jedem Wahrheitsfreunde, auch wer bisher der dort ausgesprochenen Meinung nicht beypflichten konnte, nur angenehm seyn. Denn allein durch vollständige Begründung und bestimmte Bezugnahme auf alle gemachten Einwendungen und deren totale Widerlegung scheint hier allgemeinere Beystimmung erreicht werden zu können. Sollte aber dazu nicht auch die vollständige Behandlung des Ursprungs und Verhältnisses der Evangelienbücher erforderlich seyn? — freilich eine mühevolle, schwierige Aufgabe, aber in ihrer glücklichen Lösung unendlich folgenreich! Alles Bisherige befriedigt so wenig! — Statt des weggelassenen Stücks giebt der Vf. nun eine „kurze Geschichte der Abendmahlslehre" (S. 297—346), wobey Hr. Dr. *v. Cölln* mitwirkte. Sehr richtig ist diese geschichtliche Zugabe als ein Beytrag zur gröfsern Vollständigkeit und damit auch allgemeinern Brauchbarkeit der biblischen Entwickelung erkannt. Doch scheint dem Rec. dabey im Verhältnifs zu den ausgewählten historischen Daten zu viel Raisonnement zu herrschen. Letzteres wünschen wir keineswegs entfernt, jene aber jedenfalls vermehrt, vornehmlich auch in Hinsicht auf die neuste Zeit. Bey einer dritten Auflage würde die Erweiterung dieser Beygabe zu einer zweyten Abtheilung der ganzen Schrift gewifs den Beyfall der Sachkundigen erhalten, indem dann auch neue Ausmittelungen und Aufklärungen manches bisher Dunkeln Platz finden dürften. Ueberhaupt möchte dann die Erhebung des jetzigen „Versuches" zu einem Handbuche über die christliche Lehre vom h. Abendmahl das Erwünschteste seyn, worin auch die eigentlich dogmatische und die liturgische Behandlung nicht fehlte. In Allem aber können wir ausgewählte Bezugnahme auf die Literatur des Gegenstandes nur für unerläfslich erklären, so bestimmt auch der Vf. jetzt, wie in der ersten Aufl., versichert dieselbe *absichtlich* unterlassen zu haben. Ferner reicht die übrigens treffliche, jetzt zugleich hie und da berichtigte und vervollständigte, „Uebersicht des Inhalts" nicht

nicht aus zur bequemen Benutzung des trefflichen Buches, und kann nicht zugleich den Mangel aller Register (insbesondere der erklärten Stellen) ersetzen. Die Anführungszeichen bey biblischen Stellen und überhaupt Worten Anderer sind im Anfang beybehalten, später aber gestrichen: die Weglassung wird nicht selten störend, zumal wo die betreffenden Worte nicht gesperrt sind.

Das Aeufsere dieser zweyten Aufl. ist lobenswerth, aber leider mit Druckfehlern überfüllt; und gerade hierauf müssen wir um so nachdrücklicher aufmerksam machen, da schon die erste Aufl. derselbe Tadel traf und aus Leipzig überhaupt seit *Schäfer's* Zurücktreten correcte Drucke seltener zu kommen scheinen: die ganz neuerlichst laut erhobene Klage *Passow's* steht nicht allein da! — Manches, was wohl dem Corrector zur Verbesserung überlassen werden konnte, ist aus der ersten Aufl. unverbessert herübergekommen, und von unzähligen neuen Fehlern vermehrt. Die Unzahl von Unrichtigkeiten in Accenten, Spiritus u. s. w. übergehen wir gröfstentheils, deuten auch blofs an, dafs der Corrector bey dem häufigen V. (d. h. Vers) lange Zeit in der ganz ungehörigen Meinung gestanden zu haben scheint, es sey die Kapitelzahl: denn an sehr vielen Stellen steht ein (oft recht grofses und auch störendes) Comma dahinter: am besten wäre überhaupt die Abkürzung: Vs. — Zu verbessern ist z. B. S. 76 Z. 17. man st. nun S. 78 Z. 6 v. u. Das st. Dafs S. 89 Z. 8. (auch 126, 2.) *Μωϋσέως* st. *Μοϋσέως* S. 94 Z. 22. Schr. 39 st. 30. S. 98 Z. 12. *θεοῦ* st. *θεῦ* S. 99 Z. 18. *ὀφειλέται* st. *ὀρφ.* (auf dieser S. wimmelt es von Accent- und andern Fehlern!) S. 100 Z. 13. *ἐληλυθώς* st. *—τώς* Z. 14. *ἐφανερώθη* st. *ἐφανηρώθη* (auf dieser Seite ebenso!) S. 104 Z. 18. *καυχήσηται* st. *—σεται* S. 108. Z. 14. *ἀντικατέστητε* st. *—ίστητε* S. 110 Z. 18, schr. XXVII, st. XVII, S. 121 Z. 19. fehlt *τὴν* vor *καλὴν* S. 124 Z. 5 v. u. schr. *κλήματα* st. *πλήμ.* S. 26 Z. 18. schr. Einsicht st. Einheit S. 30 Z. 12. fehlt *das* vor: Glanzlicht, S. 44 Z. 8 v. u. schr. 28 st. 27. S. 61 Z. 7 v. u. schr. 15 st. 14. S. 75 Z. 3 v. u. schr. V. (d. h. Vers) st. XV. S. 126 Z. 4 v. u. *προφητῶν* st. *—ήτων* S. 127 Z. 9. streiche *τὸ* S. 135 Z. 9. schr. *μεταστρέφεσθαι* st. *πετραστρ.* S. 140 Z. 12. Davidide st. Davide S. 167 Z. 3. *ᾔδει* st. *ἤδει* S. 190 Z. 13. *πίστεώς* st. *πιστέως* Z. 28. *φύσεως* S. 200 Z. 9 v. u. *θυσιάτωσαν* st. *θυσάτ.* S. 211 Z. 16. *ταύτῃ* st. *ταυτῇ* S. 229 Z. 19 ist *υἱοῖς* vor *ὑμῶν* ausgefallen. S. 230 Z. 3 v. u. schr. *παλαιᾶς* st. *—αῖας* (auch fehlt noch *ἐμῷ* nach *ἐν τῷ*) S. 239 Z. 12. Zu st. Zr S. 240 Z. 9 v. u. Mahles st. Mehles S. 241 Z. 5. *δοκιμαζέτω* st. *—άζετω* S. 244 Z. 10 *ψωμίον* st. *ψώμιον* S. 247 Z. 7. Christus st. — um Z. 2 v. u. (auch S. 250 Z. 7 v. u.) Rehdig. st. Rhedig. S. 248 Z. 11 v. u. schr. 26 st. 27. S. 251 Z. 11. schr. XIII, st. VIII, S. 262 Z. 12. *συζητήσεως* st. *συξητ.* S. 266 Z. 10. lassen st. lasen S. 271 Z. 8. *ἀνθρώπου* st. *ἀθρώπου* S. 289 Z. 13 ist der Punkt störend. S. 294 Z. 24. schr. 23. st. 21. S. 6 Z. 2. mannigfaltigem u. s. w. Auch in dem königl. Aufrufe fehlt S. 351 Z. 6 v. u. *alle* zwischen *ohne* und *unlautere Nebenabsichten* — ob absichtlich? —

PÄDAGOGIK.

MARBURG, b. Garthe: *J. Jacotot's Lehrmethode des Universalunterrichts.* Aus dem Französischen von Dr. *Wilh. Braubach.* *Erster* Band: Muttersprache.

Auch unter dem Titel:

Der Universalunterricht von *J. Jacotot.* Aus dem Französ. übers. und mit erläuternden und kritischen Zugaben versehen von Dr. *W. Br.* Nebst einem Anhange, enthaltend des Herzogs von *Levis* Brief an *Jacotot; Jacotot's* Antw. und Gegenbem. des Herzogs und Bericht über den Universalunterricht der Gesellschaft der Methoden zu Paris abgestattet von *B. Froussart.* XVI u. 348 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 Ggr.)

Hr. *Jacotot*, wie der Uebersetzer und Herausgeber sagt: „ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, ein wissenschaftlich gebildeter und tiefer Kenner des menschlichen Geistes, der in der juristischen, militairischen, pädagogischen und akademischen Laufbahn bedeutende Stellen bekleidet hat", ist der Erfinder einer neuen Unterrichtsmethode, die er mit dem vielversprechenden Namen: des *Universalunterrichts* bezeichnet, weil er Lesen, Schreiben, Denken und geistig Schaffen mit einander verbindet, und dadurch den gewöhnlichen, ihm zu lange dauernden Weg der Geistesbildung abkürzen, und in Zeit von *einem Jahre* erreichen will, wozu man bisher gern sieben bedurfte. Ganz absehend von dem Meteorartigen dieser neuen Methode, von den Phrasen, mit welchen sie ihr Erfinder anpreiset und den verächtlichen Blicken, welche er auf die bisherige Weise der Erziehung und Bildung wirft, wenden wir zuerst auf die Principien, auf welche er seine unfehlbare Manier stützt, unsere Aufmerksamkeit.

Sein höchster theoretischer Grundsatz ist der: „Alle Menschen haben gleichen Verstand"; ein Satz, dem die Erfahrung auch in der praktischen Einschränkung, die ihm der Uebersetzer giebt, widerspricht: „Was der Mensch ernstlich will, das kann er" und „Was irgend Einer kann, das kann jeder Mensch, wenn er nur ernstlich will." Damit verbindet er den Grundsatz: „Alles ist in Allem", wodurch er sagen will: dafs durch Beobachten und Vergleichen alles Wissen und Können erlangt werde, und woraus die Gewohnheit folgt „*Ein Buch zu studiren und daraus alle Andern zu beziehen.*" Wenn wir nun das halb Wahre und Unbestimmte in diesen Grundsätzen, das der sehr verständige Brief des Herzogs *v. Levis* (im Anhange) richtig und gründlich angiebt, ganz bey Seite lassen, so finden wir in der zuletzt bemerkten Gewohnheit den Schlüssel zur Methode des Universalunterrichts.

Der Lehrer nimmt nämlich ein Buch: gleich viel Welches?, also auch ohne Rücksicht auf Alter, Fassungskraft und bisherige Bildungsstufe der Kinder. Er läfst die erste Seite aufschlagen, nennt das *erste* Wort, läfst es wiederholen, fügt das *zweyte* hin-

hinzu, läfst nochmals wiederholen, und so fort, bis der erste Satz beendigt ist; dann wird das Gelesene und Auswendiggelernte geschrieben. An einem Worte lernt der Zögling das andere kennen und behalten. Mit dem Auswendiglernen werden Denkübungen verknüpft, die ebenfalls blofs im Angeben des Beobachteten und Vergleichen untereinander bestehen, und so entwickeln sich die Uebungen in schriftlichen Aufsätzen, und in improvisirten Vorträgen. Nach einem Jahre kann das Kind den Telemach, der in dem Werke als Beyspiel gewählt ist, auswendig und die darin vorkommenden Gedanken, Empfindungen, Zustände, Natur und Lebensansichten geben die Form, in die jeder beliebige neue Stoff gegossen werden kann. Wer sollte glauben, dafs aus dem:

Calypso,
Calypso ne
Calypso ne pouvait
Calypso ne pouvait se
Calypso ne pouvait se consoler
Calypso ne pouvait se consoler du
Calypso ne pouvait se consoler du depart
Calypso ne pouvait se consoler du depart d'Ulysse,

nach Verlauf eines Jahres Arbeiten hervorgehen, durch welche die Leistungen „ausgezeichneter Literatoren" (*ipsissima verba*) sind übertroffen worden. In der That, da möchte man nur alle Schulen schliefsen, und nach Frankreich oder Belgien reisen, um das Heil des Unterrichts von dort her zu holen, woher die neuen Moden und Constitutionen kommen.

Doch nach der in dem vorliegenden Werke gegebene Anleitung läfst sich die Methode in ihrer Wirksamkeit nicht kennen lernen, und auch der von Hn. *Froussart* abgestattete Bericht über eine Schule in *Löwen* läfst so viel zu wünschen übrig, dafs man schlechterdings seine Zweifel nicht gelöst sieht. Hr. *Fr.* sagt: „Unter den 30—40 Mädchen der Anstalt der Dem. Marcelis waren Einige seit 14 Tagen in derselben, andere seit einigen Monaten, und die Aeltesten nur seit 18 Monaten. Das jüngste war 9½ und das älteste Mädchen nicht ganz 17 Jahr alt. Ich gab ihnen zu schriftlichen Aufsätzen folgende Themata: *das Schlachtfeld, die Rückkehr aus der Verbannung, der Tod des Gottesleugners, eine Mücke, die fliegt.* In einer Viertelstunde waren Alle fertig. Unter den 10 oder 12 Mädchen, welche die erste Klasse bilden und 10 bis 18 Monate unterrichtet geworden sind, haben mehrere Arbeiten geliefert, *welche die schönen Stellen unserer besten Schriftsteller nicht verunstalten würden!* Eines der Mädchen improvisirte fünf Minuten lang über den Tod des Gottesleugners, ohne zu stocken, ohne zu stottern, ohne sich zu wiederholen, mit der furchtsamen Bescheidenheit ihres Alters und Geschlechts, aber mit einer Richtigkeit, einem gewählten Ausdruck und einem dem Gegenstande angemessenen Tone, dafs der gübteste Mann sie hätte beneiden können. Wenn bey dieser Schilderung, dafern sie ganz genau ist, und *Alle* leisten, was bey uns auch wohl ein geistreiches Mädchen von 16 Jahren zu leisten vermag, wirklich unsere Bewunderung erregt wird, so können wir uns doch der Fragen nicht erwehren: „Wo waren denn diese Mädchen *vorher* gewesen? Hatten sie vor dem 15ten Jahre (denn nur 1½ Jahr waren sie in der Anstalt) gar keinen Unterricht, oder welchen hatten sie? Wird nicht manches der Methode gut geschrieben, was in andern unbekannten Umständen seinen Grund hat? Und überhaupt, ist die Bildung nicht blofs eine *formelle*, die Methode nicht ein blofser Mechanismus? Besteht die ganze Thätigkeit des Menschengeistes in Beobachten und Vergleichen? Ist Nachbilden schon Schaffen? Kann eine blofse Aneignung des Fremden zu einem Entwickeln des Eignen führen?" Ueber Alles diefs würde ein gründlicher deutscher Pädagog, der eine *Jacotot*'sche Anstalt besuchte, am Besten Auskunft ertheilen können. Indessen scheint die Methode doch auch in ihrem Geburtslande kein sonderliches Glück zu machen, da die Französische Regierung jetzt Gelehrte nach Deutschland zu senden für gut erachtet, um das Deutsche Erziehungswesen kennen zu lernen. Uebrigens möge nach der Erinnerung des Uebersetzers, dem wir es Dank wissen, bey Beurtheilung dieses neuen pädagogischen Lichtes einseitige Befangenheit vermieden werden!

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Atala.* Von *Chateaubriant.* Mit grammatikalischen Erläuterungen und Hinweisungen auf die Sprachlehren von *Hirzel*, *Mozin* und *Sanguin*, und einem Wörterbuche. 1831. IV u. 189 S. 12. (9 Ggr.)

Ein correcter und wohlfeiler Abdruck der beliebten Erzählung *Atala* ist in jeder Hinsicht einer günstigen Aufnahme würdig. Die Zweckmäfsigkeit und Bündigkeit der beygegebenen grammatikalischen Bemerkungen beweist, dafs der ungenannte Herausgeber ein Mann vom Fach und mit den Bedürfnissen der Lernenden vertraut ist. Das Wörterbuch hätte mit mehr Sorgfalt bearbeitet werden können; der Anfänger wird z. B. beym Lesen der Stelle S. 33: „*On célèbre les jeux funèbres, la course, la balle, les osselets*" über die im Wörterbuche sich findende Bedeutung des Zeitwortes *célébrer* weniger ungewifs seyn, als über die des Wortes *osselet*, welches er im Wörterbuche vergeblich sucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Hildburghausen u. New-York, Druck und Verlag des bibliographischen Instituts: *Kirchen- und Pastoralbibel* oder *die ganze heilige Schrift alten und neuen Testamentes* nach der deutschen Uebersetzung Dr. *Martin Luther's*. Prachtausgabe mit funfzig Kupfern und Karten. 1831. Imperial-Quart. *Erste* und *Zweyte* Lieferung. (20 gGr. Subscriptions-Preis.)

2) *Ebendas.*: *Haus- und Familienbibel* oder die *ganze heilige Schrift* u. s. w. Beste Prachtausgabe mit sechs und dreyfsig Kupfern. *Zweyte* Auflage. 1831. Gröfstes Royal-Octav. *Erste* bis *Vierte* Lieferung. (2 Rthlr. S. Pr.)

3) *Ebendas.*: *Haus- und Familienbibel* oder die *ganze heilige Schrift* u. s. w. Wohlfeilste Prachtausgabe mit vier und zwanzig Kupfern. 1831. Gröfstes Royal-Octav. *Erste* bis *Vierte* Lieferung. (1 Rthlr. 8 gGr. S. Pr.)

4) *Ebendas.*: *Die Bibel* oder die *ganze heilige Schrift* u. s. w. Prachtausgabe für Confirmanden. Mit 12 Kpfrn. und 1 Karte von Palästina. 1830. u. 1831. Grofs Royal-Octav. 1.—3. 6. u. 8te Liefer. (20 gGr. S. Pr.)

Ein so bedeutendes Unternehmen, wie die Herausgabe vorstehender Prachtwerke, verdienet schon an sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen, weil es zu den nicht häufigen Erscheinungen unter uns gehört; verdienet sie in noch höherem Grade, weil es die würdige Ausstattung eines der herrlichsten Denkmäler deutschen Fleifses und deutscher Wissenschaft, auf das wir mit vollem Rechte stolz seyn dürfen, bezweckt, einer Schrift, die mehr, als jede andere zur Ausbildung des jetzt herrschenden, deutschen Sprachidioms beygetragen hat, und welche, was allerdings die Hauptsache bleibt, für jeden evangelischen Christen das Buch der Bücher seyn soll. Wir zweifeln auch nicht, dafs es die verdiente Aufmerksamkeit finden werde; ob aber auch die allgemeine Theilnahme, zu welcher die Unternehmer das *evangelische Deutschland* auffordern, und ohne welche es bey seinem grofsen Kostenaufwande wohl schwerlich vollendet werden dürfte: steht noch zu erwarten. Sollten indessen die Unternehmer ihre desfallsigen Erwartungen nicht hinlänglich befriedigt sehen; so werden sie die Schuld davon nicht allein dem evangelischen Deutschland, sondern vielleicht noch mehr sich selbst zuzuschreiben haben. Sie müssen nämlich doch wissen, dafs dieses Deutschland reichlicher als jeder andere Theil der Erde bereits mit Bibeln in seiner Muttersprache ausgestattet ist, dafs seine meisten Kirchen und Geistliche viel zu unbemittelt sind, um für eine Bibel, wie die unter Nr. 1 aufgeführte, 10 Rthlr. sächsisch, (24 Lieferungen zu 10 Gr. sächs.), ohne Einband bezahlen zu können. Zudem wissen wir nicht recht, wo diese Ausgabe gebraucht werden soll. Zum häuslichen Gebrauche der Geistlichen, so wie auf der Kanzel und vor dem Altare ist sie zu grofs und schwer, also zu unbequem; um aber ungebraucht auf dem Altare zu ruhen und etwa nur von denen, die das Gotteshaus besehen (nicht besuchen), als ein Prachtwerk angeschaut zu werden, gewifs, wie gesagt, für die meisten Kirchenärarien zu theuer. Dafs die lutherischen Originalausgaben ungefähr dasselbe Format haben, ist kein Grund, um nicht ein passenderes vorzuziehen: denn wir glauben, dafs die meisten Geistlichen mit uns von einer solchen Anhänglichkeit an das Alterthümliche frey sind. Wir würden also den Unternehmern diese den meisten Aufwand fordernde Ausgabe geradezu oder doch wenigstens die überflüssige Zugabe der 50 *prachtvollen* Kupfer widerrathen, oder noch lieber statt derselben eine Ausgabe in gewöhnlichem Quart mit denselben grofsen Lettern, die allerdings für ältere Personen eine wahre Wohlthat sind, angerathen haben. Ueberhaupt aber sind wir der Meinung, dafs die reichliche Ausstattung mit Kupfern dem erwarteten Abgange dieser Bibelausgaben empfindlichen Eintrag thun wird. Denn wenn auch nicht schlecht, so erheben sich doch diese Bilder auch mit wenigen Ausnahmen nicht über das Gewöhnliche, dürfen auf wahren Kunstwerth keinen Anspruch machen, lassen also den wirklich Gebildeten unbefriedigt. Es wäre leicht, recht auffallende Verzeichnungen an mehreren Bildern nachzuweisen, auch wesentliche Ausstellungen an der getroffenen Wahl mancher dargestellten Gegenstände, wie an der weiblichen Kleidung, die öfters modern ist, zu machen; allein das würde uns zu weit führen, und betrifft zudem eine Nebensache, die wir hier ganz übergangen haben würden, wenn nicht der Umstaud Berücksichtigung verdiente, dafs durch diese Kupfer der an sich billige Preis der verschiedenen Ausgaben selbst für das *gebildete* Deutschland, welches bekanntlich einem grofsen Theile nach weit unbemittelter, als die gebildete Klasse anderer Länder ist, unnöthig vertheuert worden wäre. Denn nun kostet die Ausgabe

gabe Nr. 2. 6 Rthlr.; Nr. 3. 4 Rthlr.; Nr. 4. 2½ Rthlr., zum *Subscriptionspreise*, und der Ladenpreis aller 4 Ausgaben, der mit dem Erscheinen der letzten Lieferung eintreten soll, wird um ¼ höher seyn. Auch das ist noch ein billiger Preis; aber die Unternehmer werden ihn, wie wir glauben, nur halten können, wenn sie einen ungewöhnlich starken Absatz finden, und der wäre ihnen jeden Falls sicherer gewesen, wenn sie die Kupfer weggelassen, oder sich auf ein schönes Titelkupfer vor dem alten und neuen Testamente, etwa Moses und Christus, und eine Karte von Palästina beschränkt hätten. Jetzt möchte es ihnen schwer werden, die Concurrenz mit andern Bibelausgaben auszuhalten, zumal sie in der Ankündigung „*Geist des Unternehmens*", überschrieben, wo fromme, schön klingende Worte mit recht anmaſsenden und verletzenden ein widerliches Gemisch bilden, sämmtliche Verleger von Bibelwerken vor ganz Deutschland gleichsam geächtet haben. Denn da heiſst es wörtlich: „*Seit einem Jahrhundert* ist auch *nicht eine Bibelausgabe* in Deutschland erschienen, welche den Anforderungen des *gebildeten* Bibelfreundes genügt. — In den meisten Familien finden sich vielmehr noch *Bibeln*, die in typographischer Hinsicht vom bescheidenen Hauskalender übertroffen werden, und Bibeln sieht man noch in den Händen selbst der vornehmeren Jugend, aus deren Beschaffenheit Unkundige nichts weniger errathen dürften, als daſs diese grauen Blätter mit ihren abgenutzten und schmutzigen Lettern das heiligste Kleinod der Christenheit, das köstlichste Geschenk des Himmels bilden." Jeder sieht, daſs der letzte, bittere Vorwurf eines der wohlthätigsten und verdientesten Institute Deutschlands, die *Cansteinische Bibel - Anstalt in Halle*, vornehmlich treffen soll, und das verdient um so mehr eine ernste Rüge, da dieses Institut eben durch seine beyspiellos wohlfeilen Bibeln, bey deren Verkaufe jeder, auch der kleinste Gewinn unberücksichtiget bleibt, die Verbreitung des göttlichen Wortes unter den ärmeren und ärmsten Klassen allein möglich gemacht, dabey aber auch immer Bibeln auf gutem Papiere, mit scharfen und deutlichen Lettern, den Bemittelteren dargeboten hat. Es ist doch wohl eine Bibel auf dem schlechtesten Papiere und mit den abgenutztesten Lettern (viele Cansteinische Bibelausgaben haben aber leidlich gutes Papier und scharfe, reinliche Lettern) ohne Vergleich wünschenswerther für den Armen, der sie sich kaufen kann, oder dem sie die Bibelgesellschaften aus ihren beschränkten Fonds anschaffen können, als eine typographisch noch so schön ausgestattete, auf dem besten Papiere gedruckte, und noch oben ein mit prachtvollen Kupfern geschmückte, wenn er sie gar nicht, oder für seine zahlreiche Familie vielleicht kaum Ein Mal bezahlen kann. Denn wir zweifeln, daſs die „löblichen Bibelgesellschaften" von dem Anerbieten des bibliographischen Instituts, ihnen bey Bestellungen von Partieen bedeutende Vortheile zu bewilligen, Gebrauch machen werden. Mit uns werden sie der Meinung seyn, es sey rathsamer für das ihnen zu Gebote stehende Geld möglichst viele Bibeln zu kaufen, als eine geringere Zahl von äuſserlich besserer Beschaffenheit: da jene den Hauptzweck ihrer Wirksamkeit zuletzt eben so gut und sicher erreichbar machen, als diese, und auf das elegante Aeuſsere überhaupt nicht ein so ungemessener Werth zu legen ist, als das bibliograph. Institut in seiner Ankündigung andeutet. Welche Uebertreibung ist es aber auch, daſs *seit hundert Jahren* in Deutschland nicht *eine Bibelausgabe* erschienen sey, welche den Anforderungen des *gebildeten* Bibelfreundes genüge. Wir können uns nicht denken, daſs dem, der diese Behauptung vor ganz Deutschland so dreist auszusprechen wagt, die würdig und geschmackvoll ausgestatteten Bibelausgaben nicht zu Gesichte gekommen seyn sollten, welche in der neuesten Zeit unter andern zu Berlin und Leipzig, namentlich auch für Confirmanden, erschienen sind, und vor uns liegen zwey Bibelausgaben der *Cansteinischen Bibelanstalt*: die eine in groſs 8, CLXX Auflage, vom Jahre 1829, auf sehr weiſsem und feinem Schreibpapiere, mit scharfen Lettern, (von der Gröſse, wie die obigen Ausgaben Nr. 2 u. 3, nur von etwas anderer, aber keinesweges unangenehmer Form) reinlich, schwarz und correkt gedruckt; und eine andere in 4. *Sechste* Auflage, vom Jahre 1830, auf einem sehr weiſsen, feinen und ziemlich starken Druckpapiere und mit Lettern gedruckt, die der Ausgabe Nr. 1 an Gröſse wie an Schönheit ganz gleich kommen. Der Druck der Hallischen Bibel ist aber schwärzer und korrekter als der der Hildburghausenschen. Erstere kostet 1 Rthlr. 17 gGr. letztere 1 Rthlr. 12 gGr. Daher dürfen die Herausgeber der mehrerwähnten vier Bibelausgaben nicht, wie sie meinen, *ohne Anmaſsung* ihr Unternehmen als ein, *das dringendste und heiligste Bedürfniſs der Zeit befriedigendes* verkündigen. Es war, ehe sie an ihr Unternehmen dachten, schon von mehr als Einer Seite auf völlig zufriedenstellende Weise für alle wahrhaft Gebildeten, vielleicht nur nicht für die Verbildeten, befriedigt, und wenn wir ihnen auch von ganzem Herzen wünschen, daſs ihre Bibeln über unser Erwarten Absatz finden mögen: so können wir doch unser Miſsfallen über die angewandten, verwerflichen Mittel, durch welche sie ihnen denselben zu verschaffen suchen, nicht zurückhalten. Sie empfehlen sich und ihr Unternehmen dadurch für wahr nicht; sondern reizen nur Andere, das Mangelhafte und Unstatthafte, was sich auch in ihren Bibelausgaben findet, mehr hervorzuheben, als bey einem bescheidenen Auftreten von ihrer Seite der Fall seyn würde. So wird man an der Ausgabe Nr. 1. den stellenweise blassen Druck tadeln, so wird man sagen, daſs die Schnörkeleyen des groſsen Anfangsbuchstabens jedes Kapitels, nebst der mit gröſsern Lettern gedruckten ersten Zeile den guten Geschmack nicht angenehm ansprechen; daſs die Parallelstellen, die in den Ausgaben Nr. 1. 2. 3. numerirt am Rande stehen,

ben, mit so kleinen Lettern gesetzt seyen, dafs nur ein gutes Auge sie ohne Anstrengung, ein schwaches aber gar nicht ohne Brille lesen könne, besonders da der mittlere Steg so schmal gehalten sey, dafs die Parallelstellen in einem starken Bande dem Auge nicht zugänglich bleiben dürften; dafs ferner, wo die Parallelstellen sich häufen und, wiegleich im ersten Kapitel des 1. Buches Moses, v. 26 und 27. die zum letzten Verse gehörigen Stellen theilweise dem v. 26. gegenüberstehen, der schnelle und sichere Ueberblick erschweret werde, es demnach aus mehrfachen Rücksichten besser gewesen wäre, nach der eingeführten Sitte, wie die *Halleschen* und *Baseler* Bibelausgaben, die Parallelstellen hinter jeden Vers zu setzen; dafs in der Ausgabe Nr. 4., wo die Parallelstellen nicht am Rande stehen, die Papiermasse zu kurz geformt sey und bey häufigem Gebrauche, der zu erwarten steht, leicht brechen werde, auch der Druck nicht überall rein und egal; dafs es gegen die Correktheit des Druckes einen starken Verdacht erwecke, wenn man, wie in der Ausgabe Nr. 1., sogleich in den drey ersten Kapiteln zwey Druckfehler finde, nämlich c. II, 5. allerley Kraut, *dafs*, für *das*, und c. III, 3. *das*, für *dafs* ihr nicht sterbet. So ist uns bey flüchtiger Ansicht auch in der Ausgabe Nr. 4 ein Druckfehler aufgestofsen: 2. B. Moses 32, 30. versohnen, statt versöhnen. Das sind freylich keine sinnentstellenden Druckfehler, aber in den meisten Halleschen Ausgaben kommen selbst solche geringe Versehen gar nicht, oder doch weit seltener vor, wenigstens haben wir in den obengenannten keine gefunden. Doch wir müssen einen Grundsatz anführen, durch dessen strenge Beobachtung die Herausgeber ihren Bibeln einen ganz eigenthümlichen Vorzug vor allen neuern gegeben zu haben behaupten. Wir lesen darüber Folgendes: „Nachdem wir uns durch *Vergleichen* der besten alten Bibelausgaben mit fast sämmtlichen neueren überzeugt, wie leichtsinnig und frevelhaft man in den meisten der letzteren die Kernsprache des in seiner kraftvollen Eigenthümlichkeit höchst geistreichen *Luther* verhunzt und verwüstet hat, mit welchem empörenden Vorwitz die unheilige, täppische Hand unwissender, unbekannter Correctoren am herrlichen Gewande meisterte, in das der grofse Reformator das göttliche Wort, mit der gewissenhaftesten Scheu vor dessen Entstellung, kleidete — ward auf den einstimmigen Wunsch der von uns befragten Sachkenner eine neue, kritische *Revision des Textes* unsre erste Sorge. Es ist gelungen, zwey ausgezeichnete Theologen, die im Gebiete der biblischen Literatur mit Ruhm genannt werden und zugleich tiefe Kenner der deutschen Sprache sind, für die Besorgung unsrer Bibelausgaben zu gewinnen. *Ihrer* Sorgfalt wird es das Publicum verdanken, dafs es den lutherischen *Text unverfälscht* und *unverkümmert* endlich einmal *wieder erhalte*. Zur Grundlage dienen den Revisoren die *Original - Editionen Luther's* selbst; (vorzüglich die Wittenberger Ausgabe von 1545: von *Luther's letzter Revision*;) das alterthümliche, prachtvolle Gewand seiner Sprache wird in seiner herrlichen Eigenthümlichkeit wieder erscheinen, und nur da, wo eine *Form* in der *Wortbeugung* offenbar *gegen* die jetzt bewährten *grammatischen Gesetze* anstöfst und *deshalb Mifsverstand* veranlassen könnte, wird eine schonende Berichtigung zugelassen." Es können im Obigen nur die deutschen Bibeln getadelt werden, welche sich für *nach der Uebersetzung Dr. Martin Luther's* veranstaltete ausgeben, nicht aber die anderen, welche sich, wie die von *Augusti* und *de Wette*, als neue Uebersetzungen ankündigen und natürlich gar nicht an den lutherischen Buchstaben gebunden sind. Unter jenen nun sind die Ausgaben der *Cansteinischen Bibelanstalt* zu *Halle* die verbreitetsten, und die andern, mit sehr wenigen Ausnahmen, blofs wörtliche Abdrücke derselben. Der in obigen Worten ausgesprochene Tadel trifft also wiederum zunächst und vorzüglich diese Ausgaben. Sollte man aber nicht denken, wenn man dergleichen Ausfälle gegen die Cansteinischen Bibelausgaben nach Luther's Verdeutschung liest, es wäre diese durch jene etwa *à la Bahrdt* mit frivolem Sinne gänzlich entstellt und verhunzt worden? Wissen denn wohl die *unbenannten* Herren, welche so harte und lieblose Beschuldigungen in jeden *gebildeten* Deutschen verletzenden Ausdrücken auszusprechen wagen, wen sie eigentlich damit angreifen? „Nicht unwissende und unbekannte Correctoren", sondern die von ganz Deutschland und der ganzen gelehrten Welt wegen ihrer vielseitigen, gründlichen Gelehrsamkeit, ihrer unsterblichen Verdienste und ihres musterhaft frommen Sinnes, hochgefeyerten, nach einer langen, segensreichen Wirksamkeit immer noch zu früh vollendeten Directoren der *Franckeschen Stiftungen* in *Halle*, *Knapp* und *Niemeyer*. Sie waren es, auf deren Veranlassung, unter deren Augen und eigner Mitwirkung die Cansteinischen Bibelausgaben die allbekannten Abweichungen von den lutherischen Originalausgaben erhielten, welche hier als leichtsinnige und frevelhafte Verhunzungen und Verwüstungen der kraftvollen lutherischen Eigenthümlichkeit angeklagt werden. Jene Männer glaubten sich unstreitig zu den vorgenommenen Veränderungen dadurch berechtiget, dafs Luther selbst bey jeder neuen Ausgabe, die er erlebte, sehr bedeutende vorgenommen hatte, und auch unfehlbar an der von 1545 neue vorgenommen haben würde, wenn er noch eine spätere erlebt hätte; sie sahen, dafs Luther, so viel er es immer konnte, bey seiner Verdeutschung diejenigen Wörter und Wortformen gewählt hatte, welche dem Volke die geläufigsten und verständlichsten waren, und glaubten daher in seinem Geiste zu handeln, wenn sie seinem Beyspiele folgten, und veraltete, unverständlich gewordene Ausdrücke und Formen mit verständlichen und jetzt gebräuchlichen vertauschten; sie hielten diefs um so mehr für ihre Pflicht, weil sie der an den Kämmerer aus Mohrenland

land gerichteten Frage des Philippus (Ap. Gesch. 8, 30.) eingedenk waren und wohl wufsten, wie viel es ohnehin noch in den Schulen, wo die Cansteinischen Bibeln fast ausschliefslich auch jetzt noch im Gebrauche sind, zu erklären gebe, um der Jugend das Wort Gottes verständlich zu machen, wenn man den Lehrer auch der oft viele Zeit raubenden, unnöthigen Mühe überhöbe, seine Schüler auf die Bedeutung veralteter Wörter und Sprachformen hinzuleiten; und wir unserer Seits hätten gewünscht, dafs sie hierin eher mehr als weniger gethan haben möchten, nämlich dafs sie auch an mehreren Stellen, als es wirklich geschehen, den ganz verfehlten Sinn der Lutherischen Uebersetzung richtig neben den Worten Luther's angegeben hätten. Denn was soll man dazu sagen, wenn man in den Subscriptionsbedingungen des bibliographischen Instituts liest, dafs unser grofser Luther uns zuerst das *lautere* und *unverfälschte Gotteswort* gegeben habe? Soll das soviel heifsen, als er habe nicht absichtlich seinen Sinn entstellt, so ist das ein Verdienst, das sich kein redlicher Mann als solches anrechnet, und das aufser ihm auch alle späteren Bearbeiter seiner Uebersetzung sich erwarben; soll es aber so viel heifsen, dafs er wirklich den Sinn des Originals überall richtig wiedergegeben habe, so ist das eine Behauptung, die man nur dem Unkundigsten verzeihen kann. Jeder Kenner des Hebräischen und Griechischen weifs, dafs Luther besonders in nicht wenigen Stellen der poetischen Theile des A. T. und der Neutestam. Briefe falsch übersetzt hat; weifs aber auch, dafs derselbe nichts desto weniger sich durch seine Verdeutschung ein unsterbliches Verdienst erworben hat, und dafs sie im Ganzen immer noch nicht übertroffen, sondern nur theilweise verbessert, dieser Verbesserung auch noch im höheren Grade fähig und bedürftig ist, ohne dafs deshalb ihre Eigenthümlichkeit nothwendig aufgeopfert zu werden braucht. Mag es demnach immer der *einstimmige Wunsch* der von dem bibl. Institute befragten *Sachkenner* gewesen seyn, den *Text einer kritischen Revision* zu unterwerfen, sie werden sich darunter wohl etwas ganz anderes gedacht haben, als was die beiden ungenannten Theologen, von denen so viel Rühmliches in obigen Worten gesagt wird, geleistet haben; und diese sowohl als jene Sachkenner haben, das sind wir fest überzeugt, gewifs mit tiefempfundenem Unwillen die angeführten Worte über den „Geist des Unternehmens" gelesen. Damit aber dem evangelischen Deutschland kund werde, was die lutherischen Bibelübersetzungen durch die kritische Revision der neuen Ausgaben gewonnen haben, von welchen Verunstaltungen sie gesäubert worden sind, wollen wir die Abweichungen der *Cansteinischen* und *Hildburghausischen Bibeln* in einigen Kapiteln anführen.

	Canstein. B. *Ausgabe in 4. 1830.*	*Hildburgh. B.* *Ausgabe in 4. 1831.*
	1. B. Mos. Kap. 1.	
v. 2.	wüste	wüst
v. 4.	schied	scheidete
v. 5.	nannte	nennete
v. 9.	besondere Oerter	sondere Oerter
v. 12.	Bäume, ein jeglicher	Bäume, ein jegliches
v. 15.	seyen Lichter	seyn Lichter
v. 16.	grofses Licht — kleines Licht	grofs Licht — klein Licht
v. 24.	Gewürme und Thiere	Gewürm und Thier
v. 26.	kriechet	kreucht
v. 27.	Ein Männlein u. Fräul.	ein Männlein u. ein Fräulein

in der Hildb. Confirmanden-Bibel fehlt das *ein* vor Fräulein.

	Kap. 2.	
v. 6.	von der *Erde*	von der *Erden.* (NB. die Conf. Bib. hat *Erde.*)
v. 8.	gegen *den* Morgen	gegen *dem* Morgen
v. 11.	fliefset	fleufst
v. 15.	setzte	satzte
v. 19.	Zwey Mal die Mehrheit: *Thiere.*	Ein Mal *Thier* und ein Mal *Thiere*
v. 20.	gefunden	funden
v. 21.	Stäte	Stätte
v. 25.	nackend	nacket

	Kap. 3.	
v. 5.	rühret es	rühret's
v. 6.	dafs *es ein* lustiger Baum	fehlt *es*
v. 7.	Schürzen	Schürtze
v. 8.	geworden	worden
v. 10.	fürchtete	furchte
v. 11.	*ge*gessen von dem Baum	gessen von dem Bau*me*

NB. v. 22. liest die Hildb. Bibel auch: von dem *Baum.*

v. 14.	Bauch	Bauche
v. 18.	Dornen und Disteln	Dorn und Disteln.

Das sind die, natürlich theilweise wiederkehrenden, Abweichungen beider Ausgaben.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Hildburghausen u. New-York, Druck und Verlag des bibliographischen Instituts: *Kirchen- und Pastoralbibel* oder *die ganze heilige Schrift alten und neuen Testamentes* nach der deutschen Uebersetzung Dr. *Martin Luther's* u. s. w.

2) *Ebendas.: Haus- und Familienbibel* oder die *ganze heilige Schrift* u. s. w.

3) *Ebendas.: Haus- und Familienbibel* oder die *ganze heilige Schrift* u. s. w.

4) *Ebendas.: Die Bibel* oder die *ganze heilige Schrift* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir wollen nun aus andern Kapiteln noch einzelne Abweichungen ausheben, so dass wir, wie im Obigen die Lesart der Cansteinischen Bibel voranstellen. 1. B. Mose 9, 10. was für Thiere — waserley Thiere; v. 24. lesen beide *zum Brunnen;* v. 42. aber die Hildb. *zum Brunn;* v. 58. riefen *die* Rebecca — *der* Rebecca. Kap. 25, 18. haben leider beide Ausgaben die ganz unverständliche und falsche Uebersetzung: er fiel aber vor allen seinen Brüdern. Die Hildb. Bibel liest: bracht, untergangen, misshandelt, zubracht u. s. w. im Particip; aber c. 3, 13. doch *ge*than und c. 31, 51. sogar auf*ge*richtet. Die Canst. Bibel hat überall die letztere Form. Kap. 27, 3. fange — fahe; v. 5. jagte — jagete; v. 46. verdriesst — verdreusst. Kap. 28, 2. ziehe — zeuch; v. 12. stand — stund; v. 14. Geschlechter — Geschlech*te;* v. 15. geredet — geredt; v. 17. hier — hie. Kap. 29, 30. förder — fürder. Kap. 30, 26. weisst — weissest; hüten dei*ne* Schafe — dei*ner* Schafe; v. 32. fleckigte — fleckete; v. 35. aber haben beide die Form sprenglichte; v. 35. liest die Hildb. Ausg.: die bun*ten* und fleckte*ten* Ziegen; v. 35. aber die sprenglich*te* und bunte Böcke und alle fleckete und bunte Ziegen; die Cansteinische Ausg. flectirt in beiden Stellen gleichmässig nach der jetzt üblichen Weise. Kap. 31, 30. sehnest dich so *sehr* — so *fast;* v. 31. du fordertest es von meiner Hand — ohne *es*, in der Confirm. Bibel; in den übrigen Ausgaben fehlt es nicht. Kap. 32, 22. liest die Canst. 8. Ausg. *die* Furt; die 4. Ausg. und die Hildb. *den* Furt. Kap. 35, 3. mei*ner* Trübsal — mei*nes* Trübsals; aber Kap. 42, 21. liest auch die Hildb. Ausg. die*se* Trübsal. Wir wollen es nun den Lesern überlassen zu beurtheilen, mit welchem Rechte die Unternehmer der Hildb. Ausgaben von einer *kritischen Revision* des *Textes* reden können, die denselben einen Vorzug vor den gewöhnlichen gäbe; und was es mit der Anklage auf sich habe, dass in den letzteren „die Kernsprache des in seiner kraftvollen Eigenthümlichkeit höchst geistreichen *Luther* verhunzt und verwüstet sey." Wir meinen unserer Seits, dass jene Anklage vor einer nüchternen Kritik in nichts zerfalle und dass es eben so dem vermeintlichen Verdienst ergehe, welches die Unternehmer sich um die Revision des lutherischen Originaltextes wollen erworben haben. Denn nichts war leichter, als ein paar Dutzend veraltete Formen und Ausdrücke mit den jetzt an deren Stelle in den gewöhnlichen Ausgaben gesetzten wieder zu vertauschen; das Schwerere aber, eine Art Consequenz und Gleichmässigkeit dabey zu beobachten, und zu zeigen, sucht man, wie wir einzelne Beyspiele hievon angeführt haben, vergebens; ja die einzelnen Ausgaben stimmen nicht einmal selbst mit einander vollkommen überein. Rec. hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, um Spuren von der Sorgfalt der beiden ausgezeichneten Theologen zu finden, denen die kritische Revision übertragen seyn soll; was er aber bis jetzt gefunden, dazu bedurfte es solcher Männer nicht, das konnten „unwissende und unbekannte Correctoren" ganz wohl verrichten. Denn nicht einmal die *Interpunction* ist, wie es die Herausgeber versprechen, überall „nach den ausgemachten *Grundsätzen unserer Zeit* gestaltet", sondern theils fehlerhaft, theils weniger genau als in den Cansteinischen Bibeln, und nur in seltenen Fällen der dieser letzteren vorzuziehen; die Orthographie unterscheidet sich in beiden gar nicht. Wir wollen auch jene Behauptung durch mehrere Beyspiele rechtfertigen. 1. B. Mose Kap 1. v. 4. schliesst die C. A. den Vers mit einem *Komma*, die H. A. mit einem *Punktum*. Ersteres ist richtiger, weil v. 5. kein Subject hat, sondern sich auf das Subject des letzten Satzes v. 4. *Gott* unmittelbar bezieht; v. 7. hat die C. A. in gr. 8. ein , vor den Worten: *von dem Wasser*, die Hildb. u. C. A. in 4. haben es nicht, was richtig ist; v. 11. haben die C. A. ein ; vor den Worten: *und Bäume*, die H. A. ein ,. Das Erstere hebt die beiden Satztheile als solche deutlicher hervor; v. 16. fehlt in der H. A. Nr. 1. das , vor den Worten: das den Tag regiere, die andern haben es. Kap. 3, 1. schliesst in der C. A. der Vers mit einem ?, in der H. A. mit einem *Punkt*. Es ist aber eine Frage der Schlange an das Weib; v. 7. fehlt in der H. A. Nr. 1. das , vor *dass*. Kap. 4, 8. haben die H. A. und die C. A. in 4. ein , vor dem Worte erhob, die C. A. in gr. 8. hat minder richtig ein ;. Kap. 31, 4. haben wie Kap. 1, 4. die H. A. am Ende des Verses ein *Punktum*, statt eines

nes *Kommas*, was sich richtig in den C. A. findet. Doch genug dieser anscheinenden Kleinigkeiten. Sie sind nur angeführt, um zu beweisen, dafs die H. A. auch in solchen Dingen noch manches zu wünschen übrig lassen, und ihre Revisoren oder Correctoren wohl hätten umsichtiger und sorgfältiger ihr Werk betreiben können. Eine Eigenthümlichkeit der H. Bibeln ist noch, dafs die *Kapitelüberschriften* darin fehlen, wie in den Luther'schen Originalausgaben. Das ist allerdings besser, als dafs man noch immer, wie in den Canstein'schen Ausgaben, die alten Ueberschriften unberichtiget stehen läfst, welche bekanntlich oft genug den Inhalt falsch oder unvollständig angeben. Das beste wäre freylich, diese Ueberschriften, wie auch schon in einzelnen Ausgaben geschehen ist, einer unbefangenen Revision zu unterwerfen; indessen geben wir zu, dafs diefs immer noch seine Schwierigkeiten hat, weil nicht blofs verschiedene *exegetische*, sondern noch mehr abweichende *dogmatische* Ansichten dabey ins Spiel kommen, und schwache Gemüther irre werden könnten, wenn sie stellenweise den Inhalt des göttlichen Wortes ganz anders angegeben fänden, als in ihren älteren Bibeln.

PHILOSOPHIE.

Mainz, b. Kupferberg: *Universalphilosophische Prolegomena*, oder: *encyclopädische Grundzüge der gesammten Philosophie.* Von Dr. *Joseph Hillebrand.* 1830. 168 S. 8. (15 gGr.)

Wir haben bey Gelegenheit der Anzeige eines frühern Werks von unserm Vf. (Lehrbuch der theoret. Philosophie und philosophischen Propädeutik A. L. Z. 1827. Nr. 48.) angemerkt, dafs ein verständiger Eklekticismus als eine natürliche und grade nicht unheilsame Erscheinung auf dem Gebiet der Philosophie betrachtet werden kann, wenn die dogmatischen Systeme derselben nach verschiednen Richtungen auseinanderfallen, obwohl dann durch ihn nicht eigentlich geleistet wird, was die Systeme von sich verlangen und geleistet zu haben wähnen. Dieselbe Bemerkung hat sich uns bey vorliegender Schrift aufgedrungen, und es ist in ihr ein Bemühn zur Würdigung und Ausgleichung verschiedenartiger Ansichten kenntlich, die wohlthut und nicht wohlthut, je nachdem der Leser mehr oder weniger fodert, Neigung oder Abneigung gegen gewisse Systeme gewonnen hat. Wenn zu Anfange die Philosophie bezeichnet wird als: „der Vernunftgedanke in seiner selbstständigen freyen Selbstbewegung", oder als „das objektive Denken in seiner eignen Selbstvermittelung zum Wissen"; wenn ferner das Nichts eine „wesentliche Eigenschaft des Seyns, in sofern sich dieses nothwendig in Bestimmungen seiner selbst, somit in einzelnen Dingen (Existenzen) darstellen will", genannt wird; so erinnert dieses leicht an ein neueres System und dessen Selbstbewegung der Begriffe, an das Umschlagen in ihr Anderes, das Nichts, woraus die ganze Welt sammt der Philosophie ihren Ursprung nimmt; nur wollen manche der übrigen Aeufserungen, welche früheren philosophischen Vorstellungsweisen, sogar bis *Kant* zurück, sich annähern, hiemit nicht ganz übereinstimmen, und gewähren dadurch das Bild eines gewissen Schwankens, einer Art von Friedensvermittlung, welche vom Treiben der objektiven sich selbst bewegenden Begriffe schwerlich gebilligt werden möchte. Eines in Vielem und Vieles in Einem, Seyn im Werden und Werden im Seyn, ist der Wahlspruch pantheistischer Lehrgebäude, die in verschiednen Formen und Umhüllungen bis auf unsre Zeiten hervortreten, und man sieht nicht recht, wie der Vf., der gleichfalls jenen Wahlspruch zu dem seinigen macht, dennoch einem Theismus anhängen und ihn daraus entwickeln will.

Das Wesen des Daseyns nämlich liegt „in der Einheit der Selbstgestaltungen des in sich identischen Seyns, in diesem Hindurchgehen desselben durch seinen eignen unendlichen Selbstbestimmungsprocefs, worin es, bey aller Verschiedenheit der einzelnen und damit endlichen Selbstbildungen, sich selbst gleich und einig bleibt" (S. 77.) Hiemit stimmt zusammen, wenn es heifst: „denkende Wesenheit und Natur sind nothwendige Seiten des Daseyns und ursprüngliche Correlate.... Beide sind Bestimmungen des Identischen, sie sind durch ihre gegenseitige Negation, d. h. dadurch, dafs sie sich unter einander ausschliefsen." (S. 91.) Nun aber wird auch gesprochen von dem Absoluten, der „reinen Idee des *Seyns* schlechthin, dessen einzig möglicher Begriff dieser ist, dafs es in sich selbst und durch sich selbst *unmittelbar* vollkommnes Seyn ist, ein Seyn der Einheit ohne die dem Daseyn nothwendige Form der Selbstbestimmung", (mithin ein Seyn ohne Daseyn, und nach obigem kein Wesen des Daseyns) es heifst in dieser Beziehung der überdaseynliche Ausgleichungspunkt für das Daseyn, somit für das Denken, und kann von diesem, weil das Denken nur in und mit der Daseynlichkeit ist, nicht in und an sich selbst begriffen werden. (S. 78.) Inzwischen ist hiemit nicht die Möglichkeit verneint, „auf einem andern Wege, als dem der Wissenschaft, über jenes Urwesen Erkenntnifs zu erlangen. Nur wird diese Erkenntnifs nie objektive Gültigkeit und Gewifsheit annehmen können, als welche allein im Elemente des reinen begreifenden Denkens zu vermitteln ist." (S. 83.) (Also Erkenntnifs ohne Wissenschaft, ohne objektive Gewifsheit, also ohne Philosophie, ohne objektives Denken in seiner eignen Selbstvermittelung?) „Der menschliche Geist ist nicht blofs in der Form des Denkens thätig, sondern auch in der *ganzen Unmittelbarkeit seines Seyns.* (Wie kann diefs seyn, da der menschliche Geist nur ein Moment des in sich identischen Seyns im Hindurchgehen desselben durch seinen eignen unendlichen Selbstbestimmungsprocefs ist, ein Correlat der Natur?) Von diesem Standpunkt aus nimmt die intellektuelle Richtung (nicht in Form des Denkens) gleichsam (?) die Natur eines *innersten Sinnes* an, und damit die Form eigentlicher unmittelba-

telba-

telbarer, rein ursprünglicher Anschauung. (Diese würde also höher liegen als das objektive Denken, und doch blofs subjektiv seyn.) Diese, aus der Fülle der daseynlichen Realität und Wesenheit hervortretend, ist eine Quelle der Offenbarung der innersten und realsten Beziehungen im Daseyn, (mehr also als das objektive Denken) so wie des ewigen Verhältnisses derselben zum Absoluten. Jene Anschauungen, in Gedanken übergegangen, (Gedanken also beziehen sich auf Anschauungen?) bilden die *Ideen der Vernunft.* Diese sind also tief aus dem innersten Wesen unsers Geistes stammende, jeder sich verständig ausbildenden Erfahrung vorangehender *Ueberzeugungen*, z. B. vom Wahren, Guten, und Schönen, von der geistigen Freyheit, Unsterblichkeit, und den nothwendigen Beziehungen derselben auf das Absolute. Der blofs wissenschaftliche Begriff des Absoluten nimmt nun nach dieser unmittelbaren Vernunftanschauung eine andre Form an, in welcher er als *Idee des göttlichen d. h. eines das Daseyn nach den Interessen und Zwecken des Geistes begründenden und erhaltenden Wesens* erscheint." (S. 84.) Von der Idee des Göttlichen kann „weder gesagt werden, dafs es Geist oder Vernunft, noch dafs es Natur sey. (Also ein reines *Weder — Noch.*) Indem es das Absolute ist, mufs es in seiner reinen Wesenheit über Geist und Natur erhaben seyn, wiewohl es den wahren Interessen des Geistes gemäfs das Daseyn bedingt..... Indem nun das Absolute weder Geist noch Natur ist, ist es das wahrhaft ursprünglich und ohne Vielheit Einige und Vollkommene, das reine Unbegreifliche, der Gegenstand des *Glaubens.*" (S. 85.) — Der Vf. nennt diese Ansicht, von Plato zuerst wissenschaftlich zu begründen versucht, in der neuesten Zeit von Kant gleichsam wider Absicht und Willen in die Philosophie eingeführt, von Jacobi mit der gröfsten Entschiedenheit behauptet, aber nicht, wie von diesem geschah, auf dem Grunde blofsen Glaubens und subjektiver Ahndung aufgebauet. Worauf denn? Der *Glaube* wird ja genannt, wird dem objektiven Denken abgesprochen, in's subjektive Anschauen versetzt, woraus mithin eine subjektive Ueberzeugung erwächst! Die Anhänger der objektiven Selbstbewegungslehre der Begriffe würden eben die Subjektivität der ganzen Untersuchung ihr zum Vorwurf machen, weil sie sich des Besitzes einer objectiv begreiflichen Erkenntnifs des Glaubensinhaltes rühmen. Hier scheint Eklekticismus unvereinbare Ansichten mit einander vereinigen zu wollen, wiewohl dem Vf. nicht verargt werden soll, dafs er ein Gebiet des Glaubens und des Unbegreiflichen für die Philosophie gelten läfst, welches manche Philosophen leugnen, indem sie die unbegreiflichsten und wunderlichsten theosophischen Reden führen. Er bestimmt daher auch das gläubige Gottesbewufstseyn, als wahre Religion, und als deren eigenthümliche und wesentliche Grundlage das *Nichtwissen* über göttliche Dinge.

Aehnliche von andern Formen der Identitätslehre abweichende Aeufserungen des Vfs finden sich im Werke zerstreut, ohne dafs man recht sieht, wie der Vf. dazu gekommen, so z. B. dafs das menschliche Leben keine blofse Potenzverschiedenheit im Daseynlichen sey, sondern eine eigenthümlich wesenhafte, die jene gewissermafsen in sich darstelle, dafs nicht eine höhere Entwickelung des Daseyns aus einem Unvollkommneren zum Vollkommneren gesetzt sey, sondern die Selbstvollziehung des Daseyns nach seiner Wesenheit u. s. w. Gleichergestalt hat uns die Differenz, welche der Vf. zwischen seiner Lehre und dem Spinozismus — von welchem die neueren Philosophen so gern sich unterscheiden — angiebt, nicht recht hervorspringen wollen. Nach Spinoza (S. 91.) „besteht das Seyn nur in seiner absoluten, *einer* Ursubstanz und hat die Natur (eigentlich Ausdehnung) und Denken blofs zu ihren Attributen. Unsrer Erklärung gemäfs ist das Seyn nur *in* beiden; es ist von ihnen nicht substantiell gesondert, sondern selbst substantiell *durch* ihre Substantialität. (Wenn Rec. diefs recht auffafste, wird ja Spinoza es zugeben können.) Diese ursprüngliche Einheit und Verschiedenheit beider Momente, der subjektivdenkenden Realität (des Geistes) und der Natur als nothwendige Gestaltung des Uridentischen, wird in der menschlichen Existenz gleichsam (?) dadurch anschaulich gemacht, dafs dieselbe beides eben in unmittelbarer Existenz darstellt. Die wahre substanzielle Bedeutung des Menschen ist daher die reale Einheit, nicht Identität, des Denkens und der Natur als bestimmte Offenbarung des Uridentischen nach seiner ursprünglichen Einheit. Daher ist es dem Menschen gegeben, in sich die Idee des Uridentischen zu denken und sie mehr oder weniger an sich und den Dingen darzustellen, worin eigentlich das Wesen seiner Freyheit (vielmehr nothwendige Gestaltung des Uridentischen) besteht. Oder: im Menschen ist das Daseyn mit seiner wesentlichen Urbestimmung, *nur in jenen beiden Momenten substantiell zu seyn* (unendliches Seyn im endlichen Werden, beide ewig in und mit einander, absolut Eins, nach Spinoza) in bestimmter Selbstwirklichkeitsposition sich selbst offenbar worden." — *PP.*

Bonn, b. Habicht: *Die Moralphilosophie* dargestellt von Dr. *P. J. Elvenich.* — *Erster* Band. 1830. XVI u. 310 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Das Moralprincip des Vfs ist dasselbe, welches sein ihm unvergefslicher Lehrer G. Hermes aufgestellt, das Princip der Menschenwürde, dafs nämlich die Würde des Menschen, die eigentliche Menschheit in uns und in andern, oder bestimmte: dafs die Darstellung, Ausbildung und immer gröfsere Erhöhung dieser Würde um ihrer selbst willen der einzige und höchste Zweck sey, auf dessen Realisation nach dem Ausspruch der moralischen Vernunft unser ganzes Leben hinströmen soll. (Vorr. S. XI.) Diefs wird deducirt aus dem unmittelbaren Be-

Bewufstseyn, welches uns ein Vermögen bezeugt, wodurch der Genufs des Angenehmen und die Abhaltung des Unangenehmen zum Zweck gesetzt wird, aber auch ein anderes Vermögen, wodurch abgesehen vom Angenehmen und Unangenehmen, die Förderung der Menschenwürde, der eigentlichen Menschheit im Menschen, zum Zweck gesetzt wird; jenes heifst Sinnlichkeit, dieses praktische Vernunft. Die Würde im Menschen ist der Inbegriff der höchsten ihm vor allen übrigen Erdenwesen und auch den Thieren auszeichnenden Kräfte oder Fähigkeiten in seiner Natur. Diese Kräfte lassen sich reduciren auf Intelligenz und Freyheit (Selbstmacht, Unabhängigkeit von der Sinnlichkeit) nebst der Fähigkeit für Mitleiden und Wohlwollen, oder dem Vermögen für Theilnahme und Liebe. Hieraus lassen sich Foderungen an den freyen Willen als Gebote des Sollens ableiten, deren Nichtbefolgung die Strafe der Selbstverwerfung nach sich zieht. Daraus erwächst die Pflicht. Es giebt aber über die reine Darstellung und Erhaltung der Menschenwürde hinaus noch eine mögliche Vervollkommnung oder Erhöhung derselben, die nirgends eine absolute Grenze findet, und in dieser Beziehung ist die praktische Vernunft nicht blofs pflichtdiktirend, sondern auch rathend. Es giebt ein über die Pflicht hinausgehendes Gute oder sittlich Bessere, Vollkommnere. (Der Vf. setzt dieses in die immer grösere Leichtigkeit und Energie, sich von der Bestimmung durch die sinnlichen Reize unabhängig zu behaupten und heroischer Aufopferungen zu Gunsten andrer fähig zu seyn. Er hält die entgegengesetzte Lehre, dafs der Mensch nie und in keinem einzigen Falle auch nur das Mindeste über seine Pflicht hinaus leisten könne, für geeignet die Sittlichkeit zu hemmen, weil diese Lehre durch ihre Austerität fast allen Muth niederschlagen und das Herz des Menschen mit unaussprechlicher Aengstlichkeit erfüllen mufs. Diese Bemerkung ist richtig, allein auf der andern Seite müfste auch der Abweg einer übertriebenen Ascese gemieden werden.) Freyheit, das Vermögen seinen Willen selbst zu bestimmen, ist Bestimmung aller Moralität, nur einem intelligenten Wesen eigen. Vernünftiges Wollen ist frey, das sinnliche unfrey, doch kann das letztere moralisch böse seyn, nämlich wegen des Versäumnisses der möglichen Abwendung eines Herrschaftaktes der Sinnlichkeit, oder eines Nichtgebrauchs der Freyheit, wo ihr Gebrauch möglich war. Die relative oder beschränkte menschliche Willensfreyheit ist zu bezeichnen als positive Schwäche, wenigstens von Natur aus, unser Wille hat demnach eine angeborne überwiegende Stimmung oder einen natürlichen Hang zum Bösen, welche sittliche Verfassung von der Vernunft nur als im Wege der Abstammung entstanden, scheint begriffen werden zu können. Es giebt drey Arten der Gesinnung: Tugend, Untugend, Laster. Letztres ist conträres Gegentheil der Tugend, die Untugend als deren contradiktorisches Gegentheil ist die unstete schwankende Gesinnung. Die Umbildung des Willens zur Tugend ist moralische Bildung. Die auf der Gesinnung des Willens beruhende den ganzen Wandel des Menschen umfassende Art seines Wollens und Handelns ist eine Maxime, und das sittliche Ideal ist gegeben in der Idee der vollendeten Tugend.

Ein Anhang enthält die Kritik einiger von Andern aufgestellten Moralprincipien. Der Vf. theilt sie in drey Klassen. 1) Diejenigen, welche auf einer Verwechselung der Erkenntnifsquelle des Sittlichen oder auch des über Sittlichkeit sprechenden Vermögens im Menschen mit einem allgemeinen praktischen Grundsatze beruhen, wie das Handeln nach der Vernunft, moralisches Gefühl, Erziehung, Gewohnheit, allgemeine Uebereinstimmung; 2) diejenigen, welche versteckt oder offenbar blofse Principien der Sinnlichkeit sind, eigne Glückseligkeit, körperliche Lust, oder geistige, Wohlwollen gegen Andre; 3) diejenigen, welche zwar als allgemeine praktische Sätze der Vernunft betrachtet werden mögen, aber zum höchsten Moralprincip untauglich sind, weil sie entweder an dem Fehler der *petitio* leiden, oder die Natur eines blofsen Criteriums der Moralität haben, oder aus andern Gründen, wie die Sätze: Thue das Gute, strebe nach Vollkommenheit, erfülle deine Bestimmung, thue das Beyfallwürdige, beobachte das Mittlere zwischen dem Zuviel und Zuwenig, handle nach einer Maxime, die als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann u. s. w. — Scharfsinn und Fleifs sind in dieser Zusammenstellung nicht zu verkennen.

Das Princip des Vfs übrigens ist gewifs ein richtiges, sobald man in der Moralphilosophie nicht dem Eudaimonismus huldigen will, und es steht in naher Beziehung zu den Grundsätzen der Ehre, nach denen die Handlungen der bessern Menschen sich richten, in welche manchmal sogar stellvertretend für eigentliche Sittlichkeit werden. Was aber in jedem Fall des Menschen würdig sey, bedarf so gut einer Erklärung, als was vernünftig sey, oder vollkommen, oder beyfallswürdig, und wenn wir uns berufen auf ein unmittelbares Bewufstseyn desselben, so ist dieses ja ein moralisches Gefühl. Von dieser Seite scheint die Ueberlegenheit des Princips über andre aufgestellte Principien nicht so grofs, als der Vf. anzunehmen scheint, und man könnte dasselbe von ihm sagen, was Aristoteles vom wahren Vergnügen sagt: „über die rechte Würde entscheidet das Gefühl des guten edlen Menschen."

PP.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

RECHTSWISSENSCHAFTEN.

Marienwerder, b. Baumann: *Ist die Hypothek, nach Preufsischem Rechte, ein accessorisches, oder ein selbstständiges dingliches Recht? und kann der Hypothekenschuldner über den locus ohne Einwilligung der postlocirten Gläubiger verfügen, wenn der dort eingetragene Gläubiger der Hypothek entsagt, ohne dafs er die Forderung aufgiebt?* Ein Beytrag zur Erkenntnifs der Natur der Hypothekenrechte nach Preufsischem Rechte, von ****. 1831. 31 S. (4 Ggr.)

Es ist nicht zu verkennen, wie der eigenthümliche Grundsatz des Preufs. Landrechts, dafs eine Hypothek an Grundstücken überall nicht anders als durch die Eintragung der Forderung im Hypothekenbuche entstehen, und allein durch deren Löschung aufgehoben werden könne, womit offenbar nur gröfsere Sicherheit des Realcredits bezweckt war, in der Preufs. Gesetzgebung allmählich dahin geführt hat, dafs die rechtliche Natur der Hypothek als eines blofs accessorischen Rechts immer mehr in den Hintergrund getreten ist. In dem Landrechte selbst ist das Daseyn einer rechtsgültigen Forderung, ebensowohl für die Begründung als für die Fortdauer des dinglichen Rechts, noch auf das entschiedenste als wesentliche Bedingung anerkannt. Denn wie nach Allg. Ld. R. I. 20. §. 12 jede für einen in sich ungültigen Anspruch, gleichviel ob durch Pfand oder Hypothek, bestellte Sicherheit ohne Wirkung seyn soll, so bestimmt §. 415 a. a. O. auch insbesondere noch in Betreff der Hypothek, dafs deren Gültigkeit an und für sich von der Gültigkeit des Anspruchs abhänge, und der §. 416 und §. 422, dafs der Schuldner wegen der gegen die Forderung erhobenen Einwendungen nicht blofs der Eintragung im Hypothekenbuche widersprechen, sondern auch, selbst wenn dieselbe bereits geschehen wäre, diese Einwendungen immer noch geltend machen, und falls er sie im Hypothekenbuche hat vermerken lassen, sogar gegen Dritte die Gültigkeit des Hypothekenrechts bestreiten könne. Eben so ist aber auch im §. 55, welcher zu den das Pfandrecht überhaupt betreffenden Bestimmungen gehört, ausdrücklich erklärt, dafs es überall erlösche, sobald der Anspruch, für welchen die Sicherheit bestellt worden, getilgt oder erloschen ist; und übereinstimmend damit heifst es im §. 520, dafs so weit der Anspruch, für welchen die Hypothek bestellt worden, getilgt wird, der Regel nach auch das *dingliche* Recht des Gläubigers erlösche, und daher die Löschung im Hypothekenbuche gefordert werden könne, deren Unterlassung nach §. 522 ff. und Anh. §. 53 dem Schuldner, nicht im Verhältnifs zu seinem Gläubiger, sondern nur gegen Dritte schaden soll, welche auf den Glauben des Hypothekenbuchs das darin auf den Namen des Gläubigers noch vermerkte Hypothekenrecht redlicherweise an sich gebracht haben: es bestimmt sogar der §. 526 ff., dafs selbst wenn die Löschung einer eingetragenen Post wirklich, aber zur Ungebühr, d. h. ohne vorgängige Tilgung der Schuld oder ohne Zustimmung des Gläubigers, erfolgt wäre, der Gläubiger zwar denjenigen dritten Personen nachstehen müsse, welche erst nach der Zeit dieser ungebührlichen Löschung entweder ein neues Hypothekenrecht, oder durch Cession u. s. w. eine der älteren postlocirten Forderungen erworben haben, dafs derselbe aber sein durch die Eintragung gewonnenes *dingliches* Recht selbst damit noch nicht verloren haben solle, kraft dessen er somit, was auch ausdrücklich anerkannt ist, theils den übrigen hypothekarischen, wie den blofs chirographarischen Gläubigern vorgeht, theils auch, was zwar nicht gesagt ist, aber aus der Fortdauer des dinglichen Rechts folgt, sein Pfandrecht gegen den späteren Eigenthümer wie gegen den ursprünglichen Schuldner geltend machen kann. Ueberall wird hier, was die Beziehungen des Schuldners zum Gläubiger und des letzteren zur Sache betrifft, ein wahres noch bey Kräften bestehendes Schuldverhältnifs als das dingliche Recht bedingend und bewahrend anerkannt, und nur für solche, welche in gutem Glauben und auf Grund des Hypothekenbuchs in die Rechte des ursprünglichen Gläubigers eingetreten sind, soll die Schuldforderung, wenn sie und in welcher Art sie im Hypothekenbuche vermerkt ist, als noch fortdauernd gelten, die durch das Zeugnifs dieser öffentlichen Urkunde begründete Präsumtion also mehr wirken als die wahre Lage der Sache, und zu Gunsten dieser Dritten das zweifelhafte Schuldverhältnifs als unstreitig, das bereits aufgehobene als noch vorhanden, und daher auch das dingliche Recht, obgleich es sein wesentliches Substrat entbehrt, als vollkommen wirksam fingirt werden. Anders, wenn auch ähnlich, stellt sich dagegen die Sache in dem §. 52 des Anhangs, und in dessen Declaration vom 3ten April 1824. Nach dem ersteren sollen Hypothekenrechte durch die blofse Vereinigung ihres Eigenthums mit dem Eigenthume des verpflichteten Grundstücks in einer Person nicht aufgehoben werden, so lange nicht die, vom Antrage des Besitzers ab-

abhängende, Löschung hinzukommt, und daher der Besitzer bis dahin ein solches ungelösch . Hypothekenrecht gültig an einen anderen abtreten können; nach der letzteren aber soll sogar der Eigenthümer eines Grundstücks, welcher eine Hypothekenschuld ausgezahlt, aber deren Löschung nicht veranlasst hat, alle Rechte eines Cessionars dieser Hypothek geniessen, mag ihm bey der Auszahlung eine förmliche Cession ertheilt seyn, oder nur eine Quittung, welche dann so ausgelegt werden soll, als ob darin eine ausdrückliche Cession enthalten wäre. Offenbar ist hier jene Fiction von der Fortdauer des persönlichen und dinglichen Rechts, welche sich nur auf das äussere Factum stützt, dass in dem öffentlichen Grundbuche dieses Recht noch verzeichnet steht, weiter ausgedehnt, als in den obigen Fällen; nämlich einestheils nicht bloss zu Gunsten dritter in gutem Glauben befindlichen Personen (denn es wäre ja möglich, dass der Eigenthümer des Grundstücks, welcher auf eine jener Arten das Hypothekenrecht erworben hat, es niemals einem Dritten zu überlassen entschlossen wäre, aber auch die Löschung niemals veranlasste), sondern zum Besten der ursprünglichen Contrahenten selbst, welchen das wahre Sachverhältniss, d. h. die durch die Confusion oder Zahlung *ipso iure* erfolgte Tilgung der Schuldforderung, vollständig bekannt ist, und welche dennoch auch gegen Dritte, namentlich gegen die postlocirten Gläubiger, das ursprüngliche Rechtsverhältniss als fortdauernd vertheidigen dürfen; anderntheils nicht allein in Betreff des dinglichen, vielmehr auch hinsichtlich des persönlichen Elements, in wie fern die schon getilgte Schuld eben so als noch fortbestehend betrachtet wird als das durch diese Tilgung eigentlich aufgehobene Realrecht; endlich auch (um der Fiction, dass die Quittung als Cession gelten solle, welche sonst bey persönlichen wie dinglichen Rechten immer ausdrückliche Erklärung fordert, nicht zu erwähnen) in so fern, als hier in dem einen wie andern Fall der Schuldner für seinen eignen Gläubiger gilt, der Eigenthümer an seiner eignen Sache ein besonderes dingliches Recht hat. Indess für mehrere Fälle, welche unter die Kategorie des §. 52 gehören, enthält schon das Röm. Recht, wie auch der Vf. S. 16 nachweiset, ähnliche Fictionen von der Coexistenz des hypothekarischen Rechts und des Eigenthums in einer und derselben Person; für den Rechtsverkehr gewähren diese Bestimmungen bedeutende Vortheile, da der Eigenthümer immer sicher ist, seinen Grundbesitz zur Begründung und Befestigung seines Credits benutzen zu können, der erste Gläubiger dagegen die Gewissheit hat, dass ihm ohne vollständige Befriedigung und vor der Verfallzeit niemals weder sein Recht an der Sache selbst, noch seine Priorität entzogen werden könne; auch ist nicht in Abrede zu stellen, dass auf dem Wege juristischer Fiction sich auch diese Vorschriften mit der eigentlichen Natur der Hypothek, als eines accessorischen dinglich-persönlichen Rechts, vereinigen lassen. Das wesentliche Erforderniss jedes Pfandrechts, dass es eine Forderung zum Substrat habe, ist aber in jenen Gesetzen weder mit ausdrücklichen Worten noch deren wahrem Sinne nach aufgehoben. Die Declaration spricht ausdrücklich davon, dass die im Hypothekenbuche eingetragene *Forderung* nicht gelöscht sey und deshalb als noch vorhanden, d. h. sowohl an und für sich, was das persönliche Recht auf eine bestimmte Leistung betrifft, als hinsichtlich der durch die Eintragung für diese begründeten dinglichen Sicherstellung als fortdauernd gelten solle; wenn aber in dem angef. §. 52 nur von dem Zusammenfallen des *Eigenthums der Hypothek* mit dem Eigenthum des verpflichteten Grundstücks, nicht ausdrücklich von einer *Confusion des Forderungsrechts* mit der ihm entsprechenden Schuld die Rede ist, so kann diess an und für sich schon nichts entscheiden, da jene Coexistenz des Eigenthums und der Hypothek überall nur durch Confusion der obligatorischen Rechte und Verbindlichkeiten möglich wird, auch der Begriff eines Hypothekenrechts, dessen Fortdauer hier näher bestimmt werden soll, schon das Daseyn einer Forderung voraussetzt, und obenein lässt sich, wie es vom Vf. S. 12 ff. geschehen ist, vollständig nachweisen, dass der Fall, welcher jene nachträgliche Verordnung veranlasst hat, und das Gutachten der Gesetz-Commission, welches zum Gesetz erhoben worden ist, sich gerade auf die Frage bezogen, ob eingetragene *Schuldforderungen* bloss dadurch, dass das *ius crediti* auf den Schuldner d. h. den Eigenthümer des verpfändeten Grundstücks transferirt worden, in dinglicher wie in persönlicher Beziehung erlöschen? Das innere Wesen des Hypothekenrechts ist daher auch jetzt noch immer dasselbe, wie es vom Landrecht in Uebereinstimmung mit der Natur der Sache und dem Röm. Rechte aufgefasst worden ist, wenn man gleich bey jenen Fictionen und der darauf basirten Gesetzgebung den Umstand, dass die Hypothek in Preussen zu einem äusserlich erkennbaren Rechte geworden ist, mehr als deren wesentliche Erfordernisse, und das bis zur Löschung fortdauernde äussere Daseyn mehr als die innere Bedingung ihrer Existenz berücksichtigt hat.

Um so mehr verdient es die allgemeinste Beachtung, dass das Preuss. Justiz Ministerium in einem an das Oberlandesgericht zu M*** unterm 13. May d. J. erlassenen Rescripte die entgegengesetzte Ansicht aufgestellt hat, es sey durch den §. 52 des Anh. das Hypothekenrecht als ein selbstständiges, von dem Daseyn einer gültigen Forderung völlig unabhängiges Recht anerkannt worden; und wie man dem Vf. Dank wissen muss, dass er den Rechtsfall und die dadurch veranlassten Verhandlungen, welche zu jenem Rescripte geführt haben, zur öffentlichen Kenntniss gebracht, und zugleich in den dem Rescripte hinzugefügten Noten und Schlussbemerkungen die wissenschaftliche Prüfung jener Ansicht, welche für das gesammte Hypothekenwesen eine Lebensfrage in wahrem Sinne des Worts betrifft,

trifft, eröffnet hat, so konnte Ref. nicht umhin, durch Anzeige des vorliegenden Schriftchens die Aufmerksamkeit der Praktiker und Theoretiker Preufsens auf diese so unendlich wichtige Streitfrage zu richten. Die Veranlassung jenes Rescripts ist in der Kürze folgende. Es hatte jemand für eine aus einem Kaufgeschäft herrührende Forderung von 1761 Rthlr. eine Hypothek an zwey ihm gehörigen Grundstücken W** und D** zugleich bestellt, und nachher jedes dieser Grundstücke noch anderweitig verpfändet; später verzichtete der erste Gläubiger, ohne indefs für jene Forderung befriedigt zu werden, auf die Hypothek an dem einen Grundstücke W**, und der Schuldner, unter dem Vorgeben, dafs er die gegen seine Frau übernommene Verbindlichkeit sie in die Wittwenkasse einzukaufen nicht erfüllt, und sich mit ihr über eine Abfindung von 1761 Rthlr. geeinigt habe, cedirte der Frau die durch jenen Verzicht auf dem Gute W** eröffnete erste Hypothek. Der Antrag der Frau, auf diesem Gute an der Stelle des früheren Gläubigers mit ihrer Forderung von 1761 Rthlr. eingetragen zu werden, wurde von dem Hypothekengericht abgewiesen, weil der Schuldner die Hypothek, welche er seiner Frau abgetreten, selbst noch nicht erworben hätte, auch die auf beide Grundstücke postintabulirten Gläubiger in Nachtheil kämen, wenn statt der Summe von 1761 Rthlr. auf beiden Grundstücken zugleich, nun eine gleiche Summe auf jedes derselben zur ersten Hypothek eingetragen würde; und das Oberlandesgericht zu M***, von derselben Ansicht ausgehend, wies die Beschwerde über jene Entscheidung zurück, überliefs jedoch der Frau entweder den freywilligen Consens der nachstehenden Gläubiger beyzubringen, oder im Wege Rechtens diesen Consens zu erstreiten. Das Justiz Ministerium aber entschied auf eingebrachte Beschwerde unterm 24. May d. J., dafs, da durch jene Verzichtleistung des ersten Gläubigers eine Vereinigung des Gläubigers und Schuldners eingetreten, und der letztere dadurch Eigenthümer der Hypothek geworden sey, ihm auch nach §. 52 des Anh. die weitere Disposition darüber zustehe, und dafs, da die postintabulirten Gläubiger weder jenem Verzicht zu widersprechen, noch die Löschung der verzichteten Hypothek zu fordern befugt wären, ihnen auch ein Recht in den durch etwanige Löschung erledigten *locus* einzurücken nicht gebühre, und daher die von der Frau des Schuldners nachgesuchte Eintragung unbedenklich erfolgen könne. Das Oberlandesgericht stellte nun zwar in einem neuen Berichte vor, wie die Befugnifs des Schuldners zu jener Disposition so zweifelhaft sey, dafs dieselbe nur durch Urtel und Recht entschieden werden könne: denn der Schuldner habe weder durch Zahlung noch in andrer Weise die Forderung selbst erworben, wofür das Gut W** mit verpfändet gewesen, indem von dem Gläubiger der persönliche Anspruch und die Hypothek an dem Gute D** vorbehalten, und nur auf das dingliche Recht am Gute W** allein verzichtet sey; es könne auch ein Hypothekenrecht, als blofs accessorisches Recht, ohne das Hauptrecht nicht erworben werden; überdiefs müsse den nachstehenden Gläubigern, wenn sie auch weder dem Verzichte widersprechen noch die Löschung fordern dürften, doch gegen die vom Schuldner beabsichtigte Disposition ein Widerspruchsrecht zustehen, weil in Folge derselben an der Stelle, wo bisher nur auf beiden Grundstücken zusammen eine Schuld von 1761 Rthlr. eingetragen wäre, auf jedem derselben eine solche Summe stehen würde, und somit ihre Sicherheit geschmälert wäre. Das Justiz Ministerium bestätigte jedoch durch das Rescript vom 13. May 1831 die frühere Entscheidung, nur mit der Maafsgabe, dafs den postlocirten Gläubigern, welche der Eintragung widersprechen zu können glaubten, der Weg Rechtens nachzulassen sey; und zwar einestheils aus dem Grunde, weil jeder der späteren Gläubiger dadurch, dafs jene ältere ihm vorgehende Forderung aufser auf dem ihm verpfändeten Gute auch noch auf dem andern eingetragen gewesen, zwar gröfsere Sicherheit, keiner aber auf die Beybehaltung dieser Sicherheit ein Recht gehabt hätte, anderntheils um deshalb, weil die hier durch Verzicht erfolgte Erledigung des *locus*, eben so als wenn die Forderung durch Zahlung getilgt wäre, nicht zu Gunsten der nachstehenden Gläubiger, welche nur erst bey wirklich erfolgter Löschung aufrückten, das Einrücken selbst aber nicht fordern könnten, sondern nur zu Gunsten des Schuldners erfolgt sey, und diesem daher auch die freye Disposition über den erledigten *locus* um so mehr zugestanden werden müsse, als allerdings der §. 52 des Anh. die Hypothek als ein selbstständiges Recht anerkannt habe.

In wie fern der vorliegende Rechtsfall überall durch ein Ministerial-Rescript entschieden werden konnte, und nicht vielmehr, nach dem Antrage des Oberlandesgerichts zu M**, eine Erledigung durch ein förmliches richterliches Erkenntnifs erforderte, läfst Ref. als einen für die Rechtstheorie völlig unerheblichen Punkt billig auf sich beruhen; eben so glaubt er auf die Nebenfrage, ob das Interesse der postlocirten Gläubiger bey der beabsichtigten Disposition in der Art berührt sey, dafs ihnen ein Widerspruchsrecht gebühre, der Kürze wegen nicht weiter eingehen zu können und bemerkt nur, dafs er den in dem Berichte und von dem Vf. für diese Annahme beygebrachten Gründen (s. S. 9 ff. und S. 19) den Vorzug zu geben kein Bedenken trägt. Was aber die Hauptfrage betrifft, ob überhaupt jene Disposition rechtlicher Weise möglich sey, so wird diese, wenn man von der Ansicht ausgeht, dafs die Hypothek nur ein accessorisches Recht sey, und überall nur in Verbindung mit einer Forderung Gegenstand rechtlicher Geschäfte seyn könne, unbedingt verneint werden müssen; denn der Schuldner kann, da die Forderung des ersten Gläubigers noch in ihrem ursprünglichen Umfange fortbesteht, und weder Zahlung noch Confusion eingetreten ist, als Besitzer des Forderungsrechts nicht einmal fingirt wer-

werden; die Cession einer Hypothek ist aber nach Allg. Ld. R. I. 20. §. 511 nur in so weit möglich, als über die eingetragene Forderung eine Verfügung zulässig ist, und kann nach Hyp. Ordn. §. 203 nicht anders als durch Aushändigung des mit der Registratur über die geschehene Cession versehenen Instruments erfolgen, welches sich hier noch in den Händen des ursprünglichen Gläubigers befindet, und dessen Auslieferung derselbe, da er noch nicht befriedigt ist, zu verweigern unbedingt berechtigt ist. Selbst aber wenn man die Ansicht des Rescripts, dafs die Hypothek ein selbstständiges Recht geworden sey, theilt, würde die Zulässigkeit jenes Rechtsgeschäfts immer noch zweifelhaft bleiben, da der erste Gläubiger nicht das Hypothekenrecht an den Schuldner abgetreten, sondern *pure* darauf verzichtet hat, und nur der Zahlung der Schuld, nicht aber der Entsagung auf die Hypothek in der Decl. v. J. 1824 die Wirkung einer Cession beygelegt ist, der Eigenthümer somit gar nicht im Stande ist sich als Cessionarius zu legitimiren, in welcher Qualität ihm doch allein ein Recht zur weiteren Verleihung dieser Hypothek zustehen könnte. Jene Ansicht ist übrigens, wie Ref. oben zu zeigen gesucht hat, weder in dem §. 52 des Anh. ausgesprochen, noch mit den Vorschriften des Landrechts irgend vereinbar. Es würde auch, wenn man die Hypothek in solcher Weise von dem Daseyn einer Forderung trennen wollte, der Begriff derselben ein wesentlich anderer werden, indem sie dann nichts wäre als das Recht unter gewissen Umständen die Sache eines Dritten zu verkaufen. Nicht weniger müfste man, da die Hypothek nicht, wie z. B. der Niefsbrauch, an die Person des ersten Erwerbers gebunden ist, in diesem Falle auch dem Gläubiger das Recht zusprechen, unter Vorbehalt der Forderung die Hypothek einem Dritten unentgeldlich oder gegen Entgeld zu überlassen, und es würde somit das Pfandrecht nicht blofs Gegenstand des Handels werden, sondern auch der Schuldner, wie er persönlich für die von ihm contrahirte Schuld verhaftet bleibt, mit seinem Grundstücke für eine ihm völlig unbekannte und fremde Schuld einstehen müssen. Auch würden die postlocirten Gläubiger, wie schon der Bericht des Ob. Land. Ger. bemerkt und der Vf. weiter ausführt (S. 7 und 20 ff.), nicht die geringste Sicherheit mehr haben: denn wenn der Schuldner die erste Post auf seine sämmtlichen Güter eintragen liefse, so brauchte er nur für ein einzelnes Grundstück oder einen Theil des Guts den Verzicht des Gläubigers auf die Hypothek allein, entweder nachträglich zu bewirken oder im voraus sich auszubedingen, und könnte dann auf diesen einen Theil seines Gut seine gleiche Summe aufnehmen, als ursprünglich auf dem ganze Gute haftete, immer auch noch auf dem andern Theile eingetragen steht; die Summe, welche den nach dem ersten Gläubiger eingetragenen Creditoren vorgeht, könnte auf solche Weise verdoppelt und verdreyfacht werden, ohne dafs diese, wie wesentlich auch ihr Interesse betheiligt, und ihre Sicherheit gefährdet ist, widersprechen dürften, ohne dafs sie es auch nur erführen, da eine Cession so wenig den postlocirten Gläubigern angezeigt als im Hypothekenbuche eingetragen zu werden braucht. Noch manche andre Nachtheile für den Verkehr würden, wie der Vf. S. 27 ff. zeigt (nur darin geht er zu weit, dafs er meint, es könne, sobald die Hypothek als besonderes selbstständiges Recht gelte, der Eigenthümer vorläufig auf seinen eignen Namen beliebige Hypotheken constituiren, um sie nachher zu verkaufen; kann denn etwa jemand sich an seinem eignen Grundstück einen Niefsbrauch oder ein andres dingliches Recht bestellen?), die nothwendige Folge jener Ansicht seyn, und es unterliegt keinem Zweifel, dafs hiernach aus dem Hypothekenwesen etwas ganz anderes würde, als es bisher gewesen, dafs diefs Institut gewissermafsen für untergegangen gelten müfste. Um so weniger ist zu wünschen, dafs die in jenem Ministerial Rescripte ausgesprochene Ansicht in den Preufsischen Gerichtshöfen Eingang finde, oder gar gesetzlich anerkannt werde; wohl aber darf man hoffen, dafs der vom Vf. am Schlusse ausgesprochene Wunsch, „es möchte seine Schrift eine gründliche und ausführliche wissenschaftliche Untersuchung und Darstellung der Natur und Wesenheit der Hypothek veranlassen" recht bald in Erfüllung gehe.

Ls.

SCHÖNE LITERATUR.

Braunschweig, b. Vieweg: *Altenglische Sagen und Märchen nach alten Volksbüchern.* Herausgegeben von *William J. Thoms.* Deutsch und mit Zusätzen von *R. O. Spazier.* — *Erstes* Bändchen. 1830. XXIV u. 294 S. 8.

Im May 1827 begann *W. J. Thoms* seine „*Early Prose Romances, a Collection of Ancient English Fictions* zu London bey *Pickering* in kleinen Heften erscheinen zu lassen. Diese alten Sagen fanden nur wenig Beyfall in England, was wohl vorzüglich darin seinen Grund hat, dafs manche nicht echt national sind, andere aber, längst in poetische Formen (Ballade und Drama) geprägt und allgemein bekannt, in dem anspruchslosen Gewande dem verwöhnten und nach dem Neuen haschenden Publicum nicht zusagen. Vorliegendes Bändchen enthält: 1) Robert, der Teufel. 2) das Leben Virgils. 3) Bruder Rusch. 4) Robin Hood. Wir können diese Geschichten als eine unterhaltende und theilweise belehrende Lectüre empfehlen. Die Uebersetzung ist schlicht und einfach, wie der Original - Text. Die Zusätze sind nicht der Rede werth. Druck und Papier sehr schön.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1831.

MEDICIN.

Leipzig, b. L. Vofs: *De glandularum secernentium structura penitiori earumque prima formatione in homine atque animalibus.* Commentatio anatomica scripsit *Johannes Mueller*, Med. et Chir. Doctor, Medicinae in universitate Literarum Bonnensi Professor. 1830. 131 S. Fol. Cum tabulis aeri incisis XVII. (18 Rthlr.)

Vor mehr als hundert Jahren haben *Marcellus Malpighi* und *Friedrich Ruysch* entgegengesetzte Behauptungen über den Bau der Drüsen aufgestellt. Ersterer fand nach seinen Untersuchungen, dafs namentlich in den secernirenden Drüsen die letzten Verzweigungen der Ausführungsgänge sich in hohle Zellen endigen; aus gleichen mit Blutgefäfsnetzen umgebenen Bläschen glaubte er auch die Drüsen ohne Ausführungsgänge bestehend. *Ruysch* verwarf diese Meinung, gestattete unmittelbare Uebergänge der Blutgefäfse in die Ausführungsgänge und hielt die Körnchen der Drüsen für verflochtene Gefäfse. Die Sache blieb unentschieden bis auf die neueste Zeit, welche *Malpighi's* auf vielfache vergleichend-anatomische Untersuchungen gestützte Ansicht zu bestätigen schien, während noch der grofse *Bichat* sehr schwankend in seiner Ansicht über den innern Bau der Drüsen blieb. *Fr. Meckel* erklärte sich bereits 1815 für *Malpighi's* Ansicht und die späteren Untersuchungen von *Rathke, Huschke* und *E. H. Weber* in Leipzig sprachen immer mehr zu Gunsten für dieselbe. Indefs fehlte es noch an einer durchgreifenden Arbeit über den innern Bau der Drüsen durch alle Thierklassen und durch die verschiedenen Stufen der Entwickelung; diese Arbeit hat nun *Johannes Müller*, dem die vergleichende Anatomie und Physiologie so viel verdankt, geliefert und durch dieselbe ist es aufser Zweifel gesetzt, dafs *Malpighi's* Ansicht, *was die secernirenden Drüsen betrifft*, richtig, die von *Ruysch* vorgetragene dagegen ganz verwerflich ist. Wenn man bedenkt, dafs der Verfasser zu einer solchen Arbeit nicht blofs Thiere in ihrem entwickelten Zustand aus allen Klassen und den meisten Ordnungen einer anatomischen Untersuchung unterwerfen mufste, sondern dafs er in die frühesten Zustände der Bildung, in die ersten Perioden des Fötus herabsteigen mufste, dafs er einfaches und zusammengesetztes Mikroskop nicht aus der Hand legen durfte und dafs er Injectionen aller Art, sogar mit Hülfe der Luftpumpe versuchen mufste; wenn man ferner bedenkt, dafs derselbe so wenig Vorarbeiten fand, welche ihm von Nutzen seyn konnten, und dafs selbst über die wenigen eine Kritik statt finden mufste, welche nur durch wiederholte Untersuchungen sich geltend machen konnte, so wird man in der That die Schwierigkeiten nicht geringe finden; doch hat sie der Vf. auf eine Weise gelöst, dafs jeder, der die Freude kennt, welche mit dem unmittelbaren Beobachten der Natur verknüpft ist und der mit dem Werth der dadurch gewonnenen Resultate vertraut ist, mit dem Rec. die Auswahl, die Sinnigkeit der Methoden, die Einfachheit und Klarheit der Darstellung, verbunden mit dem Umfang und der gründlichen Durchführung im Einzelnen bewundern wird. Da dieses Werk den gröfsten Theil der positiven Physiologie umfafst oder doch für denselben Aufschlufs giebt, da es eine der wichtigsten Erscheinungen in unserer Literatur ist, so soll auch, dem Zwecke des Instituts gemäfs, eine ausführliche Recension geliefert werden.

Was erstlich den Vorwurf betrifft, mit welchem sich das Werk beschäftigt, so bedarf dieser einiger Erklärung. Der Vf. wollte blofs die mit einem Ausführungsgange versehenen Drüsen behandeln; ausgeschlossen sind deshalb die Blut- oder Gefäfsdrüsen, als: die Milz, die Nebennieren, die Schild- und Thymusdrüse, die Choroidealdrüse der Fische, die Placenta, eben so wie die Gekrös- und andern Saugaderdrüsen. Der Bau der Lungen, obwohl sie der Vf. ebenfalls zu den secernirenden Drüsen rechnet, wird nicht betrachtet, da er durch neuere Untersuchungen so wohl bekannt ist. Ueberall ist die Entwickelungsgeschichte der Drüsen mit berücksichtigt und nur bey den samenbereitenden Drüsen nicht, weil dieselbe in einem besondern Werke des Vfs, in seiner Entwickelungsgeschichte der Genitalien, die fast gleichzeitig erschien, abgehandelt wurde.

Nachdem der Vf. in der Einleitung eine kritische Geschichte der bisherigen Leistungen gegeben hat, aus welcher hervorgeht, dafs fast alles, was bisher geleistet wurde, fast blofs durch *Deutsche* geschehen ist, geht er auf die Beurtheilung der Hülfsmittel über, welche die Zergliederungskunst bey der Untersuchung des innern Baues der Drüsen in Anwendung brachte. Die Einspritzung der Blutgefäfse, auf welche in neueren Zeiten besonders *Döllinger* viel Werth gelegt, verwirft der Vf., dagegen hat ihm, wie auch *Webern*, die Anfüllung der Ausführungsgänge mit Quecksilber oft Nutzen geleistet, eben so die Einspritzung mit reinem oder gefärbtem Wasser,

sehr selten die Wachsinjection. Vorzüglich gut hat sich, namentlich bey den Nieren der höheren Thiere die Anwendung der Luftpumpe nach der Methode von *Huschke* bewährt. Vortreffliche Dienste leistete ihm das Einblasen von Luft in gewissen Fällen. Was die mikroskopischen Untersuchungen betrifft, so konnten zusammengesetzte Mikroskope, da man es meist hier mit undurchsichtigen Gegenständen zu thun hat, wenig oder nicht in Anwendung kommen; dagegen fand der Vf. ein aus drey Linsen bestehendes Handmikroskop von *Baumann* in Stuttgart gefertigt, vortrefflich, welches 8 mal im Durchmesser vergröſserte. Der Vf. spricht hier sehr richtig von der Unsicherheit der Angaben der Optiker bey ihren Vergröſserungen, welche von ihnen immer weit stärker angegeben werden. Rec. hatte dieſs ebenfalls an Fraunhofer'schen Instrumenten, wie der Vf., zu bemerken Gelegenheit. Vivisectionen konnten nur in einem Fall zu Aufschlüssen benutzt werden; sie treten daher als Hülfsmittel ganz zurück; als höchst wichtig müssen natürlich Untersuchungen an Embryonen angesehen werden.

Wir folgen nun dem Vf. in seine Specialuntersuchungen und Corollarien, welche in 15 Büchern abgehandelt sind. *Erstes* Buch. *Bau und Entwickelung der einfachen Hautdrüsen.* Als Typus für die Bildung der Hautdrüsen in den Amphibien wurde der Salamander gewählt; die groſsen hinter dem Ohre liegenden Drüsen bestehen aus einzelnen, nicht gleichgroſsen, flaschenförmigen Säckchen mit engem Ausführungsgang. Die Beschreibung der Hautdrüsen im Menschen wurde nach *Weber* gegeben, die der Fische nach eigenen Untersuchungen im *Torpedo marmorata* und im *Squalus catulus*, welche wohl etwas genauer und umständlicher hätten seyn sollen; es ist dabey auf *Blainville* verwiesen, aber *Monro's* ausführliche Beschreibungen und Abbildungen hat der Vf., der sonst seine Vorgänger so genau anführt, zu citiren vergessen. Ein eigener kurzer Paragraph ist den Drüsen der Schleimhäute gewidmet. Im folgenden zeigt der Vf. die allmähligen Entwickelungen von den einfachen Bälgen zu aggregirten, wie den Meibom'schen, Peyerschen Drüsen und endlich zu den conglomerirten, — den Vorhautdrüsen und Cowperschen Drüsen, der Magendrüse des Bibers u. s. w. — *Zweytes* Buch. *Drüsen des Darmkanals.* Die Zungendrüsen des Menschen werden nach *Weber* beschrieben; bey den Schildkröten und Sauriern tritt der Vf. *Cuvier* bey, wonach die zottenartigen Verlängerungen oder Warzen auf der Zunge für Ausführungsgänge der drüsigen Substanz genommen werden, während sie neuerlich *Meckel* für Empfindungswerkzeuge hält, wie die Warzen überall, für welche letztere auch Rec. sie nach seinen Untersuchungen halten muſs, um so mehr, da in den meisten Fällen besondere Ausführungsgänge nachgewiesen werden können. Der Bau der Drüsen des Mundes, des Magens und übrigen Darmkanals bey Vögeln und Säugethieren wird nach *Weber*, *Nitzsch*, *Everhard Home*, *Cuvier* und *Rudolphi*, so wie nach eigenen Beobachtungen beschrieben und durch Abbildungen erläutert. — *Drittes* Buch. *Ueber die gewissen Thieren eigenthümlichen secernirenden Drüsen.* Ueber die am hintern Körperende liegenden, einen scharfen Saft absondernden Organen bey vielen Käfern und mehreren Hymenopteren giebt der Vf. Abbildung und Beschreibung wieder nach *Leon Dufour*, *Ramdohr*, *Swammerdam*, die der Spinngefäſse in den Raupen nach *Treviranus*, das Giftorgan des Skorpions nach eigenen Untersuchungen. Eine genauere Beschreibung hätten offenbar die merkwürdigen absondernden Drüsen der Mollusken verdient; deren der Vf. nur mit wenig Worten gedenkt, namentlich die der Aplysien, die merkwürdige von *Cuvier* und *Meckel* beschriebene Drüse der Doris (die der Vf. nicht aufführt), der Kalksack der Schnecken; doch wollen wir es Hn. *M.*, der hier so viel zu untersuchen hatte, nicht zum Vorwurf machen. Die von *Cuvier* bey den Acephalen erwähnte, den Byssus bereitende Drüse, fand der Vf. bey der Tridacna gigas nicht, obwohl eine Menge Byssus vom Fuſs ausgieng. Die Moschusdrüse des Crocodils, die Wangendrüsen mehrerer Wiederkäuer, Fledermäuse, des Murmelthiers, die Schläfendrüse des Elephanten, die Rückendrüse von Dicotyles, die Bürzeldrüsen der Vögel, die Afterdrüsen und Vorhautdrüsen gewisser Säugethiere, die Schenkeldrüsen der Eidechsen, die Giftdrüse des Schnabelthiers, die Nageldrüsen mehrerer Wiederkäuer beschreibt der Vf. nach *Cuvier*, *Tiedemann*, *Camper*, *Rudolphi*, *Pallas*, *Brandt*, *Ratzeburg* und *Meckel;* fast überall aber hat der Vf. selbst nachgesehen und nach eigener Anschauung gesprochen. Die von *Geoffroy St. Hilaire* beschriebene Seitendrüse der Spitzmäuse konnte er in einem sehr kleinen, einheimischen Thiere dieser Gattung nicht finden. — *Viertes* Buch. *Accessorische Geschlechtsdrüsen.* Hieher gehören zuerst bey den weiblichen Geschlechtsorganen die Anhänge bey den wirbellosen Thieren, welche den Eyüberzug u. s. w. hergeben und aus einfachen oder ästigen Blasen bestehen; bey den Wirbelthieren die drüsigen Eyleiter der Knorpelfische. Für die drüsigen, aus einfachen oder ästigen Blinddärmen bestehenden Anhänge an den männlichen Geschlechtsorganen verweist der Vf. auf *Swammerdam*, *Succow*, *Leon-Dufour* und *Cuvier*, was die wirbellosen Thiere betrifft. Bey den Amphibien kommen solche Anhänge vor, wie *Rathke* zeigte; neue Untersuchungen stellte der Vf. am Acholotel an. Reich sind des Vfs neue Untersuchungen über den Bau der accessorischen Drüsen an den Geschlechtsorganen der Säugethiere; überall weist er nach, daſs ihre Grundform verbundene Blinddärmchen sind. — *Fünftes* Buch. *Bau der Brustdrüsen.* Der Bau der Brustdrüsen ist von zweyerley Art. 1) Beym Menschen und bey den höheren Säugethieren sind die letzten der Milchgänge kleine Bläschen, welche beerenförmig an den feinsten Milchgängen hängen und durch sehr zartes Zellgewebe verbunden sind. Diese Structur wird

durch

durch vortreffliche Beschreibungen und Abbildungen erläutert; der Vf. stellte seine Beobachtungen vorzüglich an säugenden Igeln und Kaninchen an. 2) Die zweyte Form ist viel einfacher; bey den Cetaceen und dem Schnabelthier nämlich bestehen die Brustdrüsen nach *Baer* und *Meckel* aus einfachen oder ästigen Blinddärmchen; am einfachsten ist der Bau beym Schnabelthier. — *Sechstes* Buch. *Nebendrüsen der Sinnesorgane.* Die Meibom'schen Drüsen untersuchte der Vf. genauer beym Hund und beym Kalb; sie bestehen hier aus einfachen Blindsäckchen; zusammengesetzter sind sie nach *Weber's* Untersuchungen beym Menschen. Die Harder'sche Drüse bey Vögeln läſst sich vorzüglich schön bey der Gans mit Quecksilber füllen; sie besteht hier aus traubigen Bläschen. Auf ähnliche Weise gelingt es den Bau dieser Drüse beym Hasen darzustellen. Die innere Structur der Thränendrüse bey den Amphibien untersuchte der Vf. vorzüglich bey Testudo Mydas; sie besteht hier aus büschelförmigen, secernirenden Gefäſsen, welche reihenweise am Ausführungsgang sitzen; eine vortreffliche Abbildung erläutert diesen wundersamen Bau. Aus einer Menge traubenförmig verbundener Bläschen besteht, wie gelungene Quecksilberanfüllungen zeigen, die Thränendrüse bey den Vögeln, namentlich bey der Gans. Die Injection der Thränendrüse beym Kalbe gelang dem Vf. nicht; er untersuchte sie daher, um sie bey Säugethieren zu beschreiben, am Embryo vom Schaf. Die Endzweige des Ausführungsganges schwellen hier zu länglichen Blasen an. Die äuſsere Form der Nasendrüse bey Säugethieren und Vögeln ist vorzüglich durch *Jacobson* und *Nitzsch* bekannt. Ihr innerer Bau bey der Gans kommt ganz mit den Speicheldrüsen überein. Die Nasendrüse in den Schlangen, welche früher von allen Anatomen, selbst von *Meckel* übersehen wurde, lehrte der Vf. schon früher kennen. — *Siebentes* Buch. *Bau der Speicheldrüsen.* Der Bau der Speichelgefäſse wird wieder nach *Ramdohr* und *Leon-Dufour* gegeben. In den Cephalopoden gelang es die Bildung der Speicheldrüsen aus Zellen und blinden Kanälen nachzuweisen, nicht so bey *Helix* und *Limax*, wohl aber bey *Murex tritonis* unter den Gasteropoden. Was die Amphibien betrifft, so hat der Vf. vortreffliche und ausführliche Untersuchungen vorzüglich über die Giftdrüsen der Schlangen angestellt, die sich auf die innere Structur beziehen, da bereits *Tiedemann*, *Rudolphi* und *Meckel* den äuſsern Bau fast vollständig kennen lehrten. Nach diesen Untersuchungen bestehen die Giftdrüsen: 1) entweder aus verzweigten, zu Blättern vereinigten Bälgen, welche am gemeinschaftlichen Ausführungsgang hängen, wie bey *Trigonocephalus*, 2) oder aus Röhren, inwendig mit zelligen Wänden, welche in den gemeinschaftlichen Ausführungsgang münden, am andern Ende aber ohne sich zu verzweigen und dünner zu werden, blind oder geschlossen sind, wie bey *Naja*, 3) oder aus Läppchen, die sich in kleine Bündel zertheilen, wie bey *Vipera Redi*. Dieser letztere Bau ist dem Rec. aus der Beschreibung nicht recht klar geworden, woran vielleicht die lateinischen Ausdrücke mit Schuld seyn mögen. Die einfachen Speicheldrüsen der Schlangen sind im Bau von den Giftdrüsen sehr verschieden. Während die Giftdrüsen in eigenen fibrösen Hüllen eingeschlossen, von viel weicherer Textur sind und in Blätter, Zweige oder Röhren zerfallen, sind die einfachen äuſserlich und inwendig weniger getrennt, und haben ein mehr parenchymatöses und körniges Ansehen, doch nur ein solches Ansehen, denn die mikroskopische Untersuchung weist deutlich nach, daſs sie aus sehr kleinen Zellen bestehen. — Bey den Vögeln fand der Vf. eine dreyfache Anordnung des innern Baues in den Speicheldrüsen. Sie bestehen nämlich: 1) entweder aus einfachen, unzerästelten Bälgen oder Röhren, 2) oder aus einzelnen verzweigten Gängen mit zelligen Wänden, 3) oder aus ästigen Gängen, mit schwammigen Anhängen, welche um einen mittleren Kanal stehen. — Ueber die Speicheldrüsen bey den Säugethieren theilt der Vf. vorzüglich vortreffliche Untersuchungen an Embryonen mit, welche sich an die schönen Beobachtungen von *Rathke* und *Weber* anschlieſsen. Beym Embryo des Kalbs theilt sich der Ausführungsgang der Parotis in Zweige, welche zuweilen wieder verästelt in kleinen Bläschen endigen, oder anders ausgedrückt: gestielte Bläschen sitzen an den Zweigen des Ausführungsgangs. — Schwieriger ist es, den innern Bau bey erwachsenen Säugethieren zu untersuchen; nur der Hamster eignet sich vortrefflich hiezu; hier wird es deutlich, daſs die letzten Theile der Speicheldrüsen keineswegs Körner sind, sondern daſs Trauben von Bläschen an den Ausführungsgängen sitzen. — Daſs auch beym Menschen die Speichelkanäle zuletzt blind endigen, dieſs beweisen *Webers* schöne Untersuchungen, welche der Vf. hier wiedergiebt. Rec. kann nicht umhin, hier eine Beobachtung mitzutheilen, welche er vor zwey Jahren an einem frischen, etwa 7 wöchentlichen menschlichen Embryo, der noch innerhalb der Gebärmutter untersucht wurde, machte. Hier entsprang nämlich ein zarter Faden nach hinten vom Mundwinkel und stieg bogenförmig, aber, was merkwürdig ist, sehr weit hinter und über das Auge in die Höhe; noch hinten an der convexen Seite des etwas bogenförmig aufsteigenden Fadens traten kleine Zweige, aber in geringer Zahl heraus, die sich deutlich in rundliche Bläschen endigten; dieſs war offenbar der erste Ursprung der Parotis und mit den Abbildungen der Kalbsparotis von *Müller* und *Weber* hatte diese Bildung die gröſste Aehnlichkeit, nur daſs die Bläschen mehr rundlich, die Ausführungsgänge verhältniſsmäſsig zu den Bläschen viel zarter waren. *Achtes* Buch. *Structur der Bauchspeicheldrüse.* Die Pförtneranhänge bey den Fischen hatte man in der letzten Zeit sehr allgemein als dem Pancreas der höheren Thiere analog angenommen, zumal da man hier so deutliche Uebergänge in ein wirkliches parenchymatöses Pancreas nachweisen konnte.

konnte. Diese Uebergänge werden vom Vf. durch eine Zusammenstellung eigener und fremder Abbildungen sehr schön nachgewiesen. Die bey vielen Fischen einfachen Blinddärme spalten sich bey *Gadus;* noch mehr büschelförmig zerspalten zeigen sie sich im Thunfisch; beym Schwertfisch werden die fein zerästelten Blinddärmchen und Säckchen durch Zellgewebe vereinigt und bekommen eine gemeinschaftliche Hautbekleidung; beym Stör treten sie ganz zu einer parenchymatösen Masse zusammen und ein wahres gelapptes, drüsiges Pancreas haben Rochen und Haifische. Auch der Aal hat ein solches, was der Vf. nicht bemerkt, was aber aus *Meckel's* Untersuchungen hervorgeht, welche Rec. aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Die Untersuchung von Embryonen des *Bufo obstetricans* zeigte, dafs hier das Pancreas aus einzelnen gestielten, zu Haufen vereinigten Bläschen besteht. Der Vf. giebt auch eine Beschreibung und Abbildung der Structur des Pancreas im *Proteus*, was um so mehr Beachtung verdient, als *Meckel* im 4ten Bande seiner vergleichenden Anatomie vom Pancreas der Batrachier sagt: „meistens findet sich, höchstens mit Ausnahme von *Proteus*, hinter dem Magen eine ansehnliche, längliche Bauchspeicheldrüse", wornach man vermuthen mufs, dafs *Meckel* keine Bauchspeicheldrüse beym *Proteus* gefunden hat. Rec. kann leider aus eigener Erfahrung diesen Zweifel nicht mit Bestimmtheit lösen; unter zwey längere Zeit in Weingeist aufbewahrten Exemplaren fand er nur einmal unter der Milz, hinter dem Magen eine kleine, von vorne nach hinten sehr längliche, drüsige Masse von gelblicher Farbe, hinter der Stelle wo die Gallgänge in den Darm treten, die er für ein Pancreas hielt. Rec. weifs ebenfalls nicht, ob *Rusconi* eine Bauchspeicheldrüse beschrieb. Der Bau des Pancreas bey Vögeln und Säugethieren wurde sowohl an erwachsenen Thieren, als an Embryonen untersucht und *E. H. Weber's* und *Rathke's* Angaben konnten dadurch bestätigt werden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SPRACHKUNDE.

Stuttgart, b. Hoffmann: *Elementarbuch der französischen Sprache* von *C. H. Esenwein*, Präceptor am K. Gymnasium zu Stuttgart. 1831. X u. 212 S. 8. (12 Ggr.)

Der Zweck dieses Büchleins ist, den Schüler das Französische richtig lesen, die Redetheile und Formen der Sprache kennen und dieselben anwenden zu lehren; der Unterricht soll mehr in Beyspielen als in Regeln gegeben und der Lernende gezwungen werden, das Gelernte sogleich selbstthätig anzuwenden. In dieser Weise wird allerdings der Unterricht lebendig und eindringlich, wenn der Lehrer das Talent hat, den Lernenden von Stufe zu Stufe zu führen, seinen Eifer stets rege zu erhalten und der mechanischen Richtung ähnlicher Methoden durch Geist und Leben entgegen zu arbeiten. Es ist sehr erfreulich, die durch *Jacotot* gegebenen Anregungen bey Behandlung des Sprachunterrichts so schnell und erfolgreich bey uns benutzt und verbreitet zu sehen. Die Art, wie Hr. *E.* sein Elementarbuch angelegt hat und die Notizen, welche er in der Vorrede über den Gebrauch desselben giebt, beweist, dafs er den, *Jacotot's* Methode charakterisirenden Spruch „*diu in principiis versari*" wohl verstanden hat.

REISEBESCHREIBUNG.

1) Stuttgart, b. Löflund u. S.: *Wanderungen in den Schwarzwald* von *Friedrich Ludwig Bührlen.*

Auch unter dem Titel:

Bilder aus dem Schwarzwald von *F. L. B. Zweytes* Bändchen. 1831. 338 S. 8. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

2) Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Reiseskizzen* von Hofr. Dr. *Bernh. Meyer.* 1831. 140 S. 8.

Mit wahrem Vergnügen haben wir Hn. *Bührlen* auf seinen Wanderungen durch die Thäler und Wälder, auf die Höhen und in die freundlichen Ortschaften des würtembergischen Landes im Geiste begleitet. Ein ungemein wohlthuendes Gefühl, wie es sich denn wohl unserer bemächtigt haben würde, wenn wir die Reise in der Wirklichkeit gemacht hätten, ist die Frucht dieser Lektüre gewesen. Sollte das nicht bey jeder gedruckten Reisebeschreibung gewünscht werden? Gewifs würden dann viele derselben von ihrer Trockenheit verlieren, lebendige Anschauung würde an die Stelle der todten Nomenklatur von den durchreisten Städten, Dörfern und ihren einzelnen Merkwürdigkeiten treten, und das Volksleben in den verschiedenen Klassen würde sich sichtbar vor uns gestalten, umgeben von dem Grün der angebauten Felder, dem heitern Blau der belebten Ströme und Flüsse! — Aber nicht Jedermann versteht recht zu reisen, darum fehlt es uns noch an rechten Reisebeschreibungen.

Nr. 2 läfst die eben gerühmten Eigenschaften bald mehr bald weniger vermissen. Doch sollen diese Reiseblätter nur Skizzen seyn und wir dürfen deshalb keine zu grofsen Forderungen an dieselben machen. Die Reise geht übrigens in und durch das Holstein'sche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

MEDICIN.

Leipzig, b. L. Voss: *De glandularum secernentium structura penitiori earumque prima formatione in homine atque animalibus* — — scripsit *Johannes Mueller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Neuntes Buch. *Bau der Leber.* Der Vf. beginnt mit den Würmern; offenbar hätten aber die ganz übergangenen Strahlthiere, namentlich die Seesterne mit ihren ästigen Blinddärmen, als deutlichen Repräsentanten der Leber, eine Stelle verdient, um so mehr, als hierdurch der Bau mancher Würmer z. B. der Planarien und Distomen erst recht deutlich wird. In beiden letzteren Gattungen, wo der Darmkanal sich gefäßsartig zerästelt, die Aeste selbst aber blind geendigt sind, scheint das vorgebildet, was wir vorübergehend in den Wirbelthieren bemerken, wo die erste Bildung der Leber durch Ausstülpungen aus dem Darmkanal erfolgt. Der Vf. giebt Abbildungen von *Aphrodite* und *Planaria torva* nach *Baer*, von ausgebildeten Thieren. Nach den Untersuchungen des Rec. bietet die Entwickelungsweise der Planarien vieles Merkwürdige in diesem Bezuge an; betrachtet man eben ausgekrochene, sehr junge Planarien unter etwas starker Vergrösserung z. B. bey 24 maliger Vergrösserung im Durchmesser, so sieht man, wie die Verzweigungen des Darmkanals aus sehr enggehäuften Trauben von kleinen runden Bläschen bestehen, die eine grosse Aehnlichkeit mit der Abbildung haben, welche der Vf. von der durch Luft aufgeblasenen Leber der Schnecken giebt. — Unter den Gallgefäsen der Insecten versteht der Vf. mit Recht nicht die bisher allgemein als solche betrachteten zahlreichen Gefäse, welche jetzt besser als Harngefäse nach dem Vorgang von *Meckel*, *Rengger*, *Wurzer* betrachtet und mit dem Namen der Malpighischen Gefäse belegt werden, sondern andere, höher liegende, oft an Bau ganz ähnliche, oder die verschieden geformten blindsackigen Verlängerungen des Magens, welche besonders bey den Käfern gefunden werden. Die Hauptverschiedenheiten in der Anordnung dieser Anhänge werden übersichtlich besonders nach *Ramdohr* und *Leon Dufour* zusammengestellt, einige durch Abbildungen erläutert. Die gallbereitenden Organe der Arachniden und Crustaceen werden, was den innern Bau betrifft, durch viele neue, eigene Untersuchungen beleuchtet; besonders ausführlich und genau handelt der Vf. von der Leber der *Squilla*, welche so sehr von der des Flusskrebses abweicht; vortreffliche Abbildungen erläutern die Beschreibung. Die Leber der Squillen macht den Uebergang von der Zusammensetzung der Leber aus ästigen Blinddärmen bey dem Krebse, zu der Structur aus traubigen Bläschen, welche im Allgemeinen den Mollusken zukommt. Bey *Helix* und *Limax* gelang es dem Vf. sich den Bau durch Einblasen von Luft in die Gallgänge sehr deutlich zu machen; dasselbe geschah mit der Leber des *Octopus*, als Repräsentanten der Cephalopoden. Aus Mangel an Fischembryonen konnte die Structur bey der untersten Wirbelthierklasse nur wenig beleuchtet werden, mehr dagegen die der Amphibien. Besonders Interesse gewährt die mit Abbildungen erläuterte Beschreibung des Kreislaufs des Bluts, wie er in der Leber junger Tritonlarven beobachtet wurde, was jedoch der Vf. schon früher in *Meckel's* Archiv mitgetheilt hatte. Er bediente sich hierzu seines Handmikroskops unter Beleuchtung des Sonnenlichts; doch gelingt es nach des Rec. angestellten Beobachtungen auch unter dem zusammengesetzten Mikroskop bey schwacher Vergrösserung, nur muss man sehr kleine Tritonlarven nehmen. Man sieht hier wie das Blut in zarten, häufig anastomosirenden Strömchen von Kügelchen zwischen den zartesten Läppchen oder Körnern der Leber kreist und dieselben umspühlt. Deutlich besteht, nach des Vfs Untersuchungen an Larven, die Leber aller Batrachier aus länglichen, in der Mitte durchscheinenden Blinddärmchen, die einen Kanal im Innern enthalten, der an der Spitze blind geendigt ist. Durch zahlreiche Untersuchungen und instructive Abbildungen bestätigt Hr. *M.* die Entwickelungsweise der Leber bey den Vögeln, wie sie *Baer* angab. Nicht minder wichtig und genau ist dasjenige was der Vf. über Bau und Entwickelung der Leber bey Säugethieren und beym Menschen mittheilt, so wie über die Vertheilung der Blutgefäse in diesem Organ. Aus allen Wahrnehmungen ergiebt sich, dass die Annahme von unmittelbarem Uebergange der Blutgefäse in die Gallgefäse ein physiologisches Unding ist. Die Enden der Gallgefäse bestehen im Gegentheil immer entweder aus traubigen Bläschen oder aus blindgeendigten, am Ende etwas angeschwollenen Schläuchen, welche stets einen bey weitem grösseren Durchmesser haben, als die kleinsten Blutgefäse. *Zehntes* Buch. *Bau der Nieren.* Kurz werden die problematischen Organe bey den wirbello-

losen Thieren erwähnt, welche als harnbereitende Organe oder den Nieren analog betrachtet werden. Der Bau der Nieren bey den Fischen hat bereits *Rathke* kennen gelehrt. Die Untersuchungen dieses Naturforschers wiederholte und vervielfachte *Müller*; es ergiebt sich daraus, dafs die Substanz der Nieren sowohl bey Knochen - als bey Knorpelfischen aus mehr oder weniger langen, bald geraden, bald gewundenen Kanälen mit blindem Ende zusammengesetzt ist, welche an den Zweigen der Ureteren sitzen. Ausführliche Untersuchungen über den Bau und die Entwickelungsverschiedenheiten der Nieren bey den Amphibien führt der Vf. durch alle Ordnungen durch und reiht sie an die schönen Beobachtungen von *Huschke* an. Dasselbe gilt von der Structur der Nieren bey den Vögeln. Sehr vollständig ist das, was der Vf. über den Bau der Nieren bey Säugethieren und beym Menschen giebt; die Bahn öffneten die verdienstvollen Arbeiten von *Schumlansky*; dagegen hat *Eisenhardt* durch die unglückliche Methode, plattenförmige Abschnitte der Nieren dem Mikroskop zu unterwerfen, vieles Unrichtige hereingebracht und Wahres mit Falschem durchmengt; in neueren Zeiten wurde *Huschke's* glückliche Idee, die Luftpumpe anzuwenden, ein vortreffliches Mittel die innere Textur der Nieren zu erkennen. Was *Huschke* angefangen, vollendete der Vf. durch Anstellung vieler eigener Beobachtungen. Aus allen Untersuchungen über den Bau der Nieren ergeben sich hauptsächlich folgende allgemeine Resultate: Die secernirenden Gefäfse der Nieren sind bey allen Thieren bald gerade, bald gewundene Röhren von fast gleichem Durchmesser, aber mit blinden Enden. Bey allen Thieren entstehen diese Röhren zuerst aus gestielten Bläschen; die Stiele selbst wachsen mehr und mehr; diefs beweist die Entwickelungsgeschichte der Wirbelthiere; das Verhältnifs und die Lage dieser Nierenröhrchen zu den Ausführungsgängen ist in den verschiedenen Klassen und Ordnungen verschieden. Diese harnführenden Gefäfse sind im Durchmesser weit gröfser als die feinsten Blutgefäfse und nie besteht eine directe Verbindung zwischen beiden (also ganz wie bey der Leber); die Blutgefäfse sind vielmehr netzförmig zwischen die Harngänge ausgebreitet. Aufser diesen Blutgefäfsnetzen treten gröfsere Arterienzweige zu eigenthümlichen, zugerundeten, inwendig ausgehöhlten, blasigen, in der Rindensubstanz zerstreuten Körpern zusammen, wodurch zwischen den Harnkanälen kleine Blutbehältnisse gebildet werden, in welchen das aus den Arterien zugeführte Blut nicht länger verweilen und sich sammeln kann. Diese Körper sind nur mit den Blutgefäfsen verbunden, auch keineswegs Drüsen, sondern von den drüsigen Ausführungsgängen sehr verschieden; sie scheinen in den Nieren der meisten Thiere vorzukommen und sind bisher bey Fröschen, Kröten, Schilkröten, Vögeln, Säugethieren, ja selbst bey Menschen beobachtet worden; dagegen hat sie der Vf. bey Crocodilen, Schlangen und Fischen nicht gefunden. *Eilftes* Buch. *Bau der Hoden.* Die verschiedenen Formen der Hoden bey den Insecten sind unter allgemeine Haupttypen gestellt und zwar mit Ausnahme des Skorpions, alle nach fremden Beobachtern, nämlich nach *Swammerdam, Leon Dufour* und *Succow*; zwanzig eben daher genommene Figuren dienen zur Erläuterung; auch hier zeigt sich, dafs die Secretion innerhalb häutiger Röhren, Schläuche, Kapseln u. s. w. geschieht. Bey den Schnecken zeigen sich, wie schon *Treviranus* dargethan, die Hoden zuletzt aus traubigen Bläschen gebildet; bey den Cephalopoden besteht der Hoden aus länglichen, ästigen Schläuchen. Was der Bau der Hoden bey den Fischen betrifft, so werden hier *Rathke's* und *Treviranus* Untersuchungen bestätigt, aber vervielfältigt und mit neuen Thatsachen bereichert; die Hoden werden aus gespaltenen, eng aneinander liegenden, gleich starken Blinddärmen zusammengesetzt, welche in den Samengang münden. Sehr wichtig sind die Bemerkungen des Vfs über die Hoden der Rochen und Haifische; hier finden sich nämlich drüsige Organe von zweyerley Art, wovon die einen, bisher allgemein als Hoden beschriebenen, aus Kügelchen, nicht aus gewundenen Samengängen; die andern, bisher für Nebenhoden gehaltenen, aus geschlängelten Kanälen bestehen, die aber vom Vf. nicht für Nebenhoden, sondern für eigenthümliche Drüsen erklärt werden, da sie auf keine Weise mit den kugeligen Testikeln verbunden sind. Es bleibt wohl nach des Vfs Ansicht zweifelhaft, welches von beiden für Hoden gelten mufs; diefs können nun weitere Untersuchungen lehren. So viel ist aber gewifs, dafs bey Fischen und Fröschen ein Nebenhode fehlt und bey den übrigen Amphibien und Vögel noch zweifelhaft ist. Der Bau der Hoden in den Fröschen hat sehr grofse Aehnlichkeit mit dem der Sepien, wie bereits *Swammerdam* gezeigt hat. Die geraden Röhrchen in den Fröschen verlängern sich bey den übrigen Amphibien und stellen gewundene Kanäle dar. Mit wenig Worten spricht der Vf. von den Hoden der Vögel, deren Bau in seiner besondern, oben erwähnten Schrift weiter entwickelt ist; ein deutlicher Nebenhode fehlt nach seinen Untersuchungen, und was dafür gehalten wurde, ist das Rudiment des Wolffischen Körpers. Die Hoden bey den Säugethieren und beym Menschen zeigen sich als weitere Entwickelungen des Amphibienbaus; sie bestehen aus sehr langen, gewundenen, nicht ästigen Kanälen von gleichem Durchmesser. *Zwölftes* Buch. *Uebersicht aller bisherigen Beobachtungen.* Hier zieht nun der Vf. allgemeine Resultate aus seinen Untersuchungen, von welchen wir die wichtigsten mittheilen wollen: Alle secernirenden Drüsen sind einem und demselben Bildungsgesetz unterworfen; es besteht kein Unterschied zwischen den secernirenden Organen der wirbellosen und Wirbelthiere, sondern man kann überall einen Uebergang von der einfachen Röhren- und Balgform zur con-

conglomerirten Drüse nachweisen; alle solche Drüsen bieten inwendig eine sehr grofse absondernde Fläche dar, ihre Bildung ist aber sehr verschieden an Form und geht immer darauf hinaus, dafs sie in einen möglichst kleinen Raum zusammengedrängt wird. Die unrichtige Ansicht von den sogenannten *Acinis* und der fälschlich präsumirte Uebergang von Blutgefäfsen in die secernirenden Gefäfse werden hier völlig widerlegt, wie Rec. bereits oben auseinandergesetzt hat. Sehr werthvoll sind ferner die mikrometrischen Messungen der feinsten Blutgefäfse und secernirenden Kanäle meist vom Vf. selbst angestellt, zum Theil auch nach *E. H. Weber;* die Tabelle wurde schon früher in *Meckel's* Archiv mitgetheilt. Die Messungen sind mit einem Schraubenmikrometer von *Fraunhofer* angestellt, das die Unterschiede sehr empfindlich bis auf $\frac{1}{85,000}$ Zoll. angiebt. Man mufs hierbey über die Feinheit und Genauigkeit staunen, zumal wenn man bedenkt, dafs diefs alles die neueste Zeit geschaffen hat. Die jetzt in München verfertigten Mikroskope mit Schraubenmikrometern geben $\frac{1}{100,000}$ Zoll an und *Ehrenberg* besitzt einen Glasmikrometer von *Dollond,* wo auf noch nicht einer halben Linie Raum sich zweyhundert nebeneinander gezogene Linien befinden. Ein weiteres Resultat ist, dafs sich sehr viele Verschiedenheit in der Structur der Drüsen findet, ohne dafs eine Art der Structur irgend einer bestimmten Drüse eigenthümlich wäre; den verschiedenartigsten Drüsen kann im Gegentheil dieselbe Structur zukommen, während bey den Drüsen derselben Art viele Verschiedenheit im innern Bau gefunden werden kann. Ferner ergiebt sich, dafs zwar die Drüsen in der Thierreihe bis zum Menschen immer mehr ausgebildet werden, aber nicht auf gleiche Weise; ja in jeder Klasse findet man sehr einfache Drüsen, wenn diese Drüsen zuerst in der Klasse auftreten. Merkwürdig ist die Erfahrung, dafs die Substanz der Kanäle, oder das drüsige Gewebe immer weifs oder weifslich-grau ist, so sehr auch die *Secreta* der Drüsen an Farbe von einander abweichen. Es giebt also keine vollkommene Aehnlichkeit zwischen der Drüsensubstanz und dem *Secretum,* wie einige Schriftsteller behaupteten. — Die Elementartheile der Drüsen, nämlich die Zellen, Bläschen, Schläuche, Bälge, Röhren u. s. w. bestehen immer nur aus einer einzigen und einfachen Haut, nur der Ausführungsgang besteht bisweilen aus mehreren, meist aus zwey Häuten. — Was die Nerven der Drüsen betrifft, so werden sie gewöhnlich als wenig zahlreich und nicht tief in die Substanz tretend angegeben. Bey der Untersuchung der Nieren des Pferdes aber fand der Vf. die aus dem *plexus renalis* in die Substanz der Nieren tretenden Nerven nicht nur an Zahl, sondern auch an Gröfse ausgezeichnet; sie begleiten Arterien und Venen fast regelmäfsig und bilden über den gröfseren Zweigen zarte Geflechte. Diefs sind die höchst wichtigen Resultate, im Kurzen widergegeben, welche aus des Vfs mühevollen Untersuchungen hervorgehen. Wir erwähnen noch kurz den Inhalt der folgenden Bücher. Im *dreyzehnten* giebt der Vf. ein natürliches System der secernirenden Drüsen nach anatomischen Characteren, wie sich solche selbst aus den Untersuchungen herausstellen. Im *vierzehnten* Buche folgen Corollarien über die Entwickelung und erste Bildung der Drüsen in den Embryonen der Thiere, im *funfzehnten* und letzten physiologische Corollarien über Secretion überhaupt, welche wir nicht ausziehen können.

Ehe wir von diesem vortrefflichen Werke scheiden, müssen wir noch der beygegebenen meist vom Vf. gezeichneten, von *Schröter* gestochenen 17 Tafeln gedenken, auf welchen in 234 Figuren die Structur der Drüsen erläutert wird; sie sind alle sehr sauber und genau und zum grofsen Theil nach Originalien gefertigt. Nachdem wir dem Vf. das gebührende Lob gespendet, müssen wir ein Gleiches dem Verleger thun, der um so mehr unsern Dank verdient, als ohne ihn viele treffliche und reich ausgestattete medicinische und naturhistorische, namentlich anatomisch-physiologische Werke, welche in neuerer Zeit aus seinem Verlage hervorgingen, wahrscheinlich nicht ans Tageslicht gekommen wären. Der allerdings verhältnifsmäfsig sehr hohe Preis mufs erklärlich werden, wenn man erwägt, dafs in Deutschland zwar vortreffliche und gründliche Werke geschrieben, sehr selten aber gekauft werden.

—gn—

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Samuel Hahnemann Pseudomessias medicus* κατ' ἐξοχὴν *der Verdünner,* oder *kritische Ab- und Ausschwemmung des medicinischen Augiasstalles, Organon der Heilkunst und homöopathische Heilkunst* genannt, für Aerzte und gebildete Nichtärzte von *Fr. Alex. Simon* jun., Dr., prakt. Arzte in Hamburg. Mit dem Motto: dem Narrenkönig gehört die Welt. 1830. VIII und 303 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Da die Homöopathen sich nicht damit begnügt haben, ihre Lehre in Schriften von wissenschaftlichem Anstriche der Kritik vorzulegen, sondern gute Gründe hatten, sich mit Erläuterungen und Empfehlungen dieser Lehre auch an das grofse Publicum zu wenden, und zum Theil ehrlich genug waren, zu gestehen, dafs es der Beyfall gebildeter Aerzte gar nicht ist, nach dem sie streben: so müfste man eben so wenig die Leichtgläubigkeit der Menge, als die Gefährlichkeit des homöopathischen *Far niente* am Krankenbette, kennen, wenn man Belehrungen des Volkes über die Homöopathie für überflüssig erklären wollte. Vielmehr scheint es dem Rec., als wenn jetzt, nachdem die neue Lehre schon so oft vor dem *ärzt-*

ärztlichen Tribunale *ad absurdum* geführt worden ist, kaum noch etwas Anderes zu thun nöthig sey, als sie auch den Nichtärzten im rechten Lichte zu zeigen. Indeſs glauben wir, daſs dieſs letztere am Zweckmäſsigsten in Schriften geschehen kann, die ausschlieſslich für Nichtärzte entworfen sind, und können uns dabey wohl auf den Erfahrungssatz stützen, daſs bisher noch keine für Aerzte und Nichtärzte *zugleich* bestimmte medicinische Schriften (die *Unzer*'schen und *Gruner*'schen nicht ausgenommen) den *doppelten* Zweck gleichmäſsig erreicht haben, eine Erscheinung, die nicht einmal befremdend genannt werden kann. Während wir daher eine gute, die Nichtigkeit der Homöopathie auf angemessene Weise darthuende, Volks-Schrift für eine sehr ersprieſsliche und dankenswerthe Arbeit halten würden (vielleicht wäre zu derselben keine Feder geschickter, als die des Verfassers des „Panegyrikus der heutigen Medicin"): sind wir der Ueberzeugung, daſs alle Schriften, welche die Homöopathie wissenschaftlich widerlegen, aber sie auch zugleich dem Volke in ihrer ganzen Blöſse darzustellen versuchen, im günstigsten Falle eine von beiden Klassen der Leser ganz, weit eher aber beide nur halb befriedigen werden.

Von dieser Ueberzeugung vermag die vorliegende Schrift uns nicht zurückzuführen. Wir halten den bereits vortheilhaft bekannten Vf. für einen Schriftsteller, dem Gelehrsamkeit, Beobachtungsgabe, Schärfe des Urtheils und Gewandtheit im Ausdrucke allen möglichen Beruf zu wissenschaftlichen Erörterungen geben, und der vielleicht auch nicht geringeren zum Volks-Schriftsteller besitzt, aber einem solchen doppelten Berufe in einem und demselben Werke mit gleichem Erfolge zu entsprechen, ist auch Hn. *S.* unmöglich gewesen. Zwar könnte wohl viele Nichtärzte der durchs ganze Buch fortlaufende, meistens sehr stark und bisweilen echt witzig (z. B. S. 186) ausgedrückte Spott ansprechen und zum aufmerksamen Lesen des Ganzen einladen, aber schwerlich bey vielen Lesern wird diese Aufmerksamkeit lange wach bleiben bey so vielen nur den Arzt angehenden und nur ihm ganz verständlichen Untersuchungen, ja wir möchten wohl glauben, daſs die meisten, auch viele recht verständige und gebildete, Nichtärzte schon durch den Anblick so vieler aus griechischen und römischen Schriftstellern angeführter Stellen (obgleich diesen die deutsche Uebersetzung beygefügt ist) vom Lesen des Buches abgeschreckt werden dürften. Dagegen kann dasselbe Aerzten, welche etwa noch in Versuchung kommen könnten, die Grundsätze der Homöopathie *bona fide* zu den ihrigen zu machen, mit Recht empfohlen werden, und diese Klasse von Lesern hat auch wohl Hr. *S.* vorzüglich im Auge gehabt. Gründlich und augenscheinlich ist auch hier die Ungründlichkeit und der Mangel an Wahrhaftigkeit eines Mannes dargethan, dessen frühere Leistungen theilweise es doppelt bedauernswerth machen, daſs er sich in neuerer Zeit zu der Rolle eines medicinischen Messias, die er doch wirklich gegenwärtig spielt, herablassen konnte, und gern wird der Leser manchen in dieser Schrift vorkommenden nicht bloſs starken, auch wohl unedlen, Ausdruck, manches Beyspiel u. dgl. (z. B. S. 75 u. 118) mindestens entschuldigen, wenn er erwägt, daſs es der gerechteste Unwille nicht bloſs über Unwahrheiten und Albernheiten, sondern über offenbaren Lug und Trug ist, der das Buch dictirt hat, und daſs Hr. *S.* in keiner einzigen Stelle der Schrift sich Spott und Hohn auf Kosten der *Wahrheit* erlaubt hat. — Werfen wir aber jetzt einen Blick auf den innern Haushalt eines Buches, in welchem der „βασιλεὺς ἀγυρτῶν" (S. 108), der seine Verachtung gegen alle rationellen Aerzte unumwunden ausspricht, überall echt homöopathisch behandelt worden ist.

Auf eine *Vorrede*, in welcher der Vf. versichert, daſs er, wie *Sachs*, anfänglich in der Homöopathie nur eine Satire auf die jetzige Medicin erblickt habe, folgen *Notizen zu einer künftigen Biographie Samuel Hahnemann's, des Verdünners* (S. 1). Sie enthalten die berüchtigte Geschichte des *Alkali Pneum*, erwähnen des vorgeblichen Schutzmittels gegen den Scharlach, und schildern mit *Jörg's* Worten *H's* Treiben zu Leipzig. Einer homöopathischen Klinik wird als Inschrift empfohlen: „*Sanitati crumenaeque diluendae*" — *Einige Bemerkungen zu den Vorerinnerungen der drey Ausgaben des Organons* (S. 8.) Die Unverschämtheit der *H*'schen Behauptung, daſs er in neueren Zeiten *der Einzige* gewesen sey, „welcher eine *ernstliche, redliche* Revision" der Arzney-Wissenschaft angestellt hat, findet hier eine derbe Züchtigung, und wir wollen bey dieser Gelegenheit eine kleine Probe von dem *Tone* geben, in welchem Hr. *S.* seine Schrift gehalten hat: „Nein, Samuel", — heiſst es S. 11 — „sprich von Allem, häufe Citatenwust auf Citatenwust, reibe und dünne, so viel und so lange Du willst, aber sprich nicht von Ernst und Redlichkeit! Sieh, ich will Alles geduldig ertragen, Alles glauben, sey es auch noch so albern, noch so bedlamitisch, und will mir gleich dem Dulder Odysseus zurufen: τέτλαθι δή, κραδίη, καὶ κύντερον ἄλλο πότ' ἔτλης! aber laſs Ernst und Redlichkeit aus dem Spiele, denn das sind Dinge, mit denen Dein Organon nie etwas zu schaffen gehabt hat." —

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

MEDICIN.

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Samuel Hahnemann Pseudomessias medicus κατ᾽ ἐξοχὴν der Verdünner* — von *Fr. Alex. Simon* jun. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Kritische Ab- und Ausschwemmung der Einleitung zum Texte des Organons. (S. 17.) Wie schon öfter geschehen ist: so wird auch von Hn. *S.* bewiesen, dafs *H.* bey Anführung fremder Beobachtungen und Behauptungen, durch welche er seiner Lehre Eingang zu verschaffen bemüht war, im höchsten Grade oberflächlich und leichtsinnig, ja selbst unredlich und lügenhaft zu Werke gegangen ist. So ist z. B. nirgends in den Hippokratischen Schriften die Rede davon, dafs die Cholera durch *Veratrum album* geheilt worden sey, und doch hat *H.* sich in dieser Hinsicht auf eine bestimmte Stelle im Hippokrates berufen. Solche falsche Citate können auch bey *H.* nicht wohl unabsichtlich entstanden seyn, denn sie kommen nicht blofs sehr häufig vor, sondern sind auch in den verschiedenen Ausgaben des Organons gröfstentheils unverbessert geblieben, und von zahlreichen anderweitigen Beweisen der Absicht zu täuschen, begleitet. An mehreren Beyspielen zeigt der Vf., wie *Hahnemann* ganz vereinzelt stehende ärztliche Beobachtungen zu allgemeinen Schlufs-Folgerungen gemifsbraucht, die Aussprüche berühmter Aerzte aus dem Zusammenhange herausgerissen und den unverkennbaren Sinn solcher Aussprüche durch Weglassung einzelner entscheidender Worte und Sätze zu Gunsten seiner Hypothese verdreht hat, wie es namentlich auch mit dem Hippokratischen Ausspruche: „διὰ τὸ ἐμέειν ἔμετος παύεται" geschehen ist (S. 54.). Während übrigens nach *H.* die allein seligmachende Wahrheit des „*Similia similibus!*" schon von einigen Aelteren *geahnet* worden ist: hat der Erfinder der Homöopathie wohlweislich verschwiegen, dafs *Paracelsus* jenen Grundsatz bereits mit klaren Worten ausgesprochen hat. *H.* hat, um das Erstere zu beweisen, älteren und neueren Schriftstellern auf die eben angegebne Weise alle mögliche Gewalt angethan, und dabey doch eine Stelle aus einem Briefe des *Demokritus* an den *Hippokrates* übersehen, die gar nicht erst hätte verdreht oder verstümmelt werden dürfen, um homöopathisch zu klingen (S. 26.). Die merkwürdigen, schon von *Jörg* angeführten Worte des *Paracelsus*, unter denen sogar das: „*Similia similibus curantur*" vorkommt, und die sich daher freylich nicht füglich als eine *Ahnung* der Homöopathie aufführen liefsen, finden sich in *Paracelsi Opp. omnia. Genev.* 1658. Fol. p. 196. — *Epikritik des überstandenen Citatenwustes.* (S. 67.) Wer bey der Anführung fremder Schriftsteller zu Werke geht, wie *Hahnemann*, der — so schliefst Hr. *S.*, und es läfst sich wohl gegen die Bündigkeit des Schlusses nicht viel einwenden — kann auch bey Mittheilung eigener Beobachtungen auf Glauben und Vertrauen wenig Anspruch machen. — *Text des Organons nebst kritischer Ab- und Ausschwemmung desselben* (S. 76.). In diesem längsten Abschnitte des Werkes, der — mit Ausnahme eines *Epiloges* von wenigen Seiten — bis an das Ende desselben reicht, und in welchem, aufser dem „Organon", auch auf die „reine Arzneymittel-Lehre" gelegentlich der Blick des Vfs gerichtet ist, werden nun die bekannten, zum Theil wahrhaft albernen, auch sich selbst häufig widersprechenden, dabey aber widerwärtig anmafsenden, ja die Erfahrung aller Zeiten frech verwerfenden Behauptungen *H's*, nach denen die Arzney-Wissenschaft bis zu seinem Auftreten ein reines Hirn-Gespinnst gewesen ist, die Aerzte Zeit und Mühe in unfruchtbaren Speculationen über das Wesen der Krankheiten verloren, und die Krankheits-Erscheinungen, welche allein die Cur leiten müssen, nicht zu benutzen verstanden haben; ferner der Unterschied dieser Erscheinungen von den sogenannten Arzney-Symptomen, der eigentlich die Angel ausmacht, um welche die Homöopathie sich dreht, wenn von dieser die ewig denkwürdige Lehre von der nach Mafsgabe der *Kleinheit* der Arzney-Gaben *wachsenden* Wirkung derselben trennen dürften, die Angriffe *H's* auf die Gesetze des gesunden Menschen-Verstandes uns die Ergebnisse der ältesten, wie der alltäglichsten, Beobachtungen in Betreff der Heilkraft der Natur, der Krisen und der Gröfse der Arzney-Gaben, kurz alle die verschrobenen und ungereimten Behauptungen, welche das „Organon d. H.K." ausmachen und der „reinen Arzneymittel-Lehre" zum Grunde liegen, einer Prüfung unterworfen, die bey aller Schonungslosigkeit doch zu einem Verdammungs-Urtheile der *H.'schen* Lehre, ohne Ausnahme auch nur *eines* ihr eigenthümlichen Satzes, führen konnte, ohne dafs, wie gesagt, irgendwo Recht und Wahrheit verletzt worden wären. Wir können nach unserer Ueberzeugung diesem unbedingten Urtheile und der Behauptung, dafs eine Einverleibung der homöopathischen Medicin in die rationelle so wenig wünschens-

werth

werth ist, als irgendwo die Verschwisterung des Irrthums und der Lüge mit der Wahrheit, auch nur unbedingt beystimmen, obwohl der Versuch jener Vereinigung bekanntlich selbst von einsichtsvollen Aerzten gemacht worden ist. Was aber die homöopathische Diätetik anbelangt: so ist sie zwar allerdings im Einzelnen eben so wunderlich und zum Theil sinnlos, als die *Hahnemann'sche* Arzneykrämerey: dennoch können *gelungene* homöopathische Curen — abgesehen von der Heilkraft der Natur, auf deren Rechnung sie freylich hauptsächlich gesetzt werden müssen — wohl nur dadurch erklärt werden, dafs Homöopathen im Allgemeinen bey ihren Kranken mehr Rücksicht auf die Diät nehmen, als leider ein grofser Theil der rationellen Aerzte unserer Zeit zu nehmen gewohnt ist (ein Fehler, der bey Heilungen chronischer Uebel oft genug fühlbar wird), und dafs die oft bis zum Lächerlichen strengen, aber mit marktschreyerischer Zuversicht ertheilten, diätetischen Vorschriften der Ersteren treulich befolgt werden, während die Kranken Verordnungen, welche weniger streng sind, aber jener marktschreyerischen Zuthat entbehren, gern überhören, zumal wenn der Arzt selbst nicht eben sehr grofses Gewicht auf sie zu legen scheint. Uebrigens versteht es sich von selbst, dafs, um der Diätetik ihren ganzen früheren Einflufs auf die Praxis wieder zu geben, es nicht der Homöopathie bedurft hätte; *„le remède était pire, que le mal."* So wie aber die Sachen stehen, könnte die Homöopathie in der eben genannten Beziehung doch wohl, nicht der rationellen Medicin, aber manchen rationellen Aerzten, nützlich werden.

Zu welchen Thorheiten die homöopathische Praxis schon in unzähligen Fällen geführt hat, ist bekannt; noch vor wenigen Monaten versuchte in Schlesien ein Homöopath eine Lungen-Entzündung durch eine Arzney zu heilen, an welche *mit dem linken Nasenloche zu riechen* der Patient angewiesen wurde. Niemand darf behaupten, dafs an Albernheiten dieser Art *Hahnemann* unschuldig sey, denn es ist offenbar *sein* Geist, der in denselben webt, derselbe Geist, der das „Organon der H. K." und die „reine Arzneymittel-Lehre" erdacht hat. Dessen ungeachtet halten wir dafür, dafs es von jetzt an Zeit sey, diese beiden Werke nicht weiter durch neue Widerlegungen der Vergessenheit zu entreifsen, der das Aberwitzige, wenn es auch in die Sprachen aller Welt-Theile übersetzt würde, am Ende doch nicht entgehen kann, und dafs die rationelle Arzney-Wissenschaft nach den die Homöopathie betreffenden Leistungen eines *Heinroth*, *Jörg*, *Sachs*, *Mückisch* und des Vfs genug und fast mehr als zu viel thut, wenn sie von Zeit zu Zeit auf *neue* literarische Erzeugnisse jener Schule einen prüfenden Blick wirft. — Die Verlags-Handlung hat die gute Schrift in jeder Hinsicht auch gut ausgestattet.

C. L. Klose.

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Skizzenbuch* von *Franz Kugler*. 1830. IV u. 168 S. gr. 8. Mit Kupfern und vielen Musikbeylagen. (2 Rthlr.)

Ein Buch von ausgezeichnetem Werthe. Jeder ist jetzt mifstrauisch, wenn er eine neue Gedichtsammlung in die Hand nimmt. Wer kann den Gedanken unterdrücken: wirst Du jetzt Sachen in Göthe'scher oder Uhland'scher oder Heine'scher Manier zu lesen bekommen? Der Schaar der geistlichen Poeten wollen wir gar nicht erwähnen; über Schiller's Manier ist man beruhigt. Sie greift wenig mehr ein und Ludwig von Baiern ist noch der einzige, der sie in gröfserem Umfang repräsentirt. Auch Göthe's frühere Lyrik ist nicht mehr so wirksam, sondern mehr die spätere des West-östlichen Divans und die Reflexionsweise der zahmen Xenien, welche auch Gewöhnlicheres in einer zierlichen Form erscheinen läfst. Uhland hat die Naturliebe und süfse Sentimentalität des Minnegesangs mit der Ballade des tieferen Volksliedes in der höchsten Formbestimmtheit, wie sie durch Göthe geworden ist, zu vereinigen gewufst. Feste Anschauung der Natur, Heiterkeit und Laune eines gesunden Gemüthes und doch auch wieder ein namenloser, in alles Menschliche eingreifender Schmerz schmelzen wunderbar in seiner Poesie zusammen. Bey Heine ist die Vergangenheit aus dem Andenken weggespült; kein Band der Gegenwart reicht in sie hinüber; der Dichter in *seinem* Leben ist sich die Welt. Was er von der Natur und Geschichte in den Kreis seines Fühlens und Denkens zieht, ist nicht sowohl Erinnerung, als nur das krampfhafte Erfassen eines Stoffs, den er im trüben Feuer seines melancholischen Humors verbrennen läfst. Ein Glück, so viel ist klar, hat er verloren und über diese unendliche Lücke seines Herzens grämt er sich eben sowohl herb und wehmüthig, als er auch durch Ironie und Witz die Last des Schmerzes von sich wegzuspotten und gewaltsam fortzulachen sucht. Zuweilen scheint ihm die Welt noch einmal Freundliches zu bieten; aber bald ereilt es der Fluch der Nichtigkeit und der Dichter ist mit seinem leeren, zerrissenen Inneren wieder allein. — Dadurch nun, dafs Göthe eine Neigung zur Anerkenntnifs und zum liebevollen Genufs des Bestehenden erregt; dadurch, dafs Uhland den Schimmer der vergangenen romantischen Zeit, ihre Burgen und Könige, Ritter und Sänger, Frauen und Kämpfer mit dem sehnsüchtigen Streben der jungen Zeit so magisch zu verknüpfen versteht; dadurch endlich, dafs Heine den Tantalischen Verdrufs eines wundenreichen, friedenlosen Sinnes nackt und bitter darlegt und durch einen Anflug von Wehmuth, durch den gedämpften Preis eines Herrlichen seinem Grimm zuweilen eine Folie unterlegt — dadurch sind diese Drey in unserer Lyrik so überherrschend geworden, dafs eine Menge der lebenden Dichter nur wie Nebenflüsse zu Hauptströmen sich zu ihnen verhalten.

Eben

Eben so sehr regt sich aber auch der Trieb, eine Lyrik zu schaffen, welche die skeptische Ironie, die elegische Süfse und die plastische Befriedigung in sich zusammenfasse und das weiterschreitende Weben des Zeitgeistes offenbare. Zu diesen Dichtern Hn. *Kugler* zu zählen tragen wir kein Bedenken. Es ist wahr, wir haben unter seinen Gedichten gar manche gefunden, welche mit grofser Bestimmtheit auf Lieder von Göthe, Uhland, Heine zurückgeführt werden können. Allein zugleich mischt sich etwas so Eigenes hinein, dafs sie auch wieder ihren selbstständigen Werth behalten, wozu besonders das Gedicht von Ikarus S. 71 als Beleg dienen kann, was einerseits an den Erlenkönig, andererseits an den Fischer von Goethe erinnert und am Ende doch etwas ganz Anderes ist. Diese *Eigenheit* der Empfindung und Anschauung ist durchgängig. Besonders ist der Abdruck der *Natur* so treu, dafs gar nichts daran auszusetzen bleibt. Waldeslust, Blüthenpracht, Himmelblau, Wolkeneilen, Wasserrauschen, Blumengrüfsen, sind hier nicht blos, wie jetzt so oft, todte Surrogate, womit die Dichter das Publicum stimmen wollen, an ihre geheuchelte Poesie zu glauben. Hier ist wirkliche *Liebe* der Natur, welche ihr nachdringt bis in ihre Heimlichkeit und all' ihren Reichthum mit einer gewissen Demuth sorglich hegt und pflegt. — Eben so treu und poetisch ist die Auffassung des Mittelalters, von dessen Leben der Vf. manche Gestalt zurückgerufen hat. Unter den hiehergehörigen Liedern haben wir besonders bedauert, dafs die Scenen eines Todtentanzes nicht weiter mitgetheilt sind, da der Vf. den humoristisch-epigrammatisch-dramatischen Ton, welchen der Gegenstand fordert, ganz in seiner Gewalt zu haben scheint. Wir geben am besten eine Probe; S. 42:

Student.

Ein simples Glas will gar nichts sagen,
Nichts für den Schmack und für's Behagen!
Eins läuft so verloren im Magen umher,
Als ob ich allein in der Kneipe wär'!
Die Quantität erst lehr' Euch schmecken,
Mögt dann Qualität an Fingern ablecken.
Aber Leute, was seid ihr denn heut so trist?
Sitzt ihr doch alle wie auf dem Mist!
Wahrhaftig, seit der Brandfuchs gekommen,
Hat alle Fidelität ein End genommen.
Wie der Kerl glasaugig hereinstiert,
Als sey er schon trefflich illuminirt,
Und an sein'm Glas ist's nicht zu spüren!
Gesell, willst ein Lanzenbrechen entriren?

Tod.

Sechs Gläser vor! Fürcht mich halt nicht.

Student.

Zwölf nach, vermaladeites Kalkgesicht.

Eine andere in unseren Tagen nicht genug anzuerkennende Seite dieser Gedichte ist die *Wahrheit* derjenigen Empfindungen, welche unmittelbar das eigene Herz des Dichters zum Inhalt haben und welche bald als kleine Xenienartige Einfälle, bald als Triolette, bald als Sonette und Lieder hervortreten. Der innere Umfang dieser Lieder ist nicht gerade grofs, allein sie sind desto intensiver und selbst die kleinsten sind von einer Reinheit durchdrungen, welcher man anfühlt, wie ihr Leid und ihre Freude des Dichters Busen bewegt haben. Es unterscheidet ihn von so vielen Poeten unserer Tage vortheilhaft, dafs er sich keine falsche Ueberschwänglichkeit anlügt, mit keiner gemachten Verzweiflung kokettirt, mit keiner faden declamatorischen Frömmigkeit sich beruhigt, genug, dafs er ein Herz zeigt, zu welchem er mit dem Homerischen Spruche sagen kann:

Dulde nun aus, mein Herz, noch Härteres hast du erduldet!

Einen besonderen Kreis der Sammlung machen die Gedichte aus, welche der *Feyer der Kunst* gewidmet sind, wie S. 92 das *Memento mori*, S. 95, zu Schinkel's Geburtstag, S. 99, das Lied der Künstler u. a. Sie haben die grofse Schwierigkeit solcher Gegenstände, im Aussprechen der Begeisterung nicht zu erkälten und zu langweilen, mit Geschick und Humor überwunden. Denn nichts ist misslicher, als die Gefühle einer Gesellschaft, eines gemeinsamen Ganzen so zu äufsern, dafs Jeder, der ihm angehört, seine Empfindung und Meinung darin anerkennen müsse und das Gedicht dennoch trotz seiner Allgemeinheit nicht in die Trivialität der Gemeinplätze verfalle. Hier hat der Vf. auch von einem Maler *Reineck*, einem Mitglied des Berliner Architekten-Vereines, Mehres mitgetheilt, was mit Wohlgefallen aufgenommen zu werden verdient.

Aber nicht blos, dafs diefs Skizzenbuch mit geringer Ausnahme fast lauter gelungene Gedichte giebt, so bietet es auch eine Menge sehr ansprechender *musikalischer* Compositionen zu Liedern von *Uhland*, *Müller*, *Brentano*, *Heine*, *Adalbert von Chamisso*, Graf *von Schlippenbach* u. A. Mehre eigene Lieder des Vfs waren auch, so viel wir wissen, schon vor ihrem Druck durch ihr volksthümliches Wesen viel verbreitet und gesungen z. B. S. 12 das von der Rudelsburg:

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn.
Ihre Dächer sind gefallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin u. s. w.

Indem wir nun derjenigen Lesewelt, welche für Poesie sich interessirt, die frischen und zarten Gedichte, wie die melodiereichen Compositionen mit der gröfsten Freude empfehlen und, dafs wir sie durch unser Lob nicht betrügen, mit gutem Gewissen versichern, können wir nicht umhin, schliefslich noch die schöne Ausstattung des Buches in Anschlag zu bringen. Reimer's Verlag steht in dieser Hinsicht keineswegs im besten Ruf,

aber dies Buch macht ihm durch gutes Papier und eleganten Druck Ehre. Haben wir den Vf. schon als Dichter und Componisten kennen gelernt, so zeigt er sich hier auch noch als Zeichner und Kupferstecher. Auf den Seiten des Umschlags scheint der Wanderer er selbst zu seyn. Das Titelblatt ist symbolisch im älteren Deutschen Stil. Das zweyte Blatt ist in der nämlichen Weise eine allegorische Arabeske: aus einem Blumenkelch steigt Nymphenhaft eine schöne Mädchengestalt auf; links auf einem Gezweig, wo unter jungen Blüthen Vögel nisten, sitzt ein Hornbläser, dessen Gesicht von verschlagener Tücke nicht frey ist; rechts kriecht auf einem Dornenzweig, wo eine Spinne ihr Netz angehäkelt hat, ein Dolchbewaffnetes mit kurzem Hemd umkleidetes Todtengerippe heran, was den Kelch der Blume mit beiden Armen packt. — Das dritte Blatt ist eine einfache Landschaft, die Rudelsburg. Das vierte wieder eine Arabeske: Liliengewinde; inmitten ein Armleuchterartiger Springquell mit glitzernden Wassern; links ein greiser Ritter, das Schwert über beide Knieen gelegt, mit dem linken Arm das bärtige Kinn stützend, wehmüthig in die hinter ihm liegende Vergangenheit blickend; rechts ein junges Mädchen in leicht phantastischem Gewande, mit herabwallendem Haar, eine Zither haltend und mit sehnsüchtig trüben Augen in die Zukunft schauend. Das fünfte Blatt ist Maria's Verkündigung nach dem bekannten Relief im Bamberger Dom. Das sechste der colossale Kopf Friedrichs Barbarossa zu einer Romanze. Das siebente eine phantastische Darstellung zu Uhland's Ballade: des Sängers Fluch, als weitere Folge nach der gräfslichen That aufgefafst. Der Fluch ist erfüllt. Eine oberhalb mit dürrem Gestrüpp bewachsene Säule ragt aus wallendem Nebel hervor. Am Knauf als Ornament eine Schlange, deren Kopf einem Raubvogel ähnlich, als Erinnerung an die erloschene Königspracht. Der alte Sänger mit flatterndem Haar und weithin flottendem Gewande, mit verzweifelnd fluchendem, prophetisch zu schauendem Antlitz, schwebt geisterhaft an der Säule hin und trägt den Sohn im Arm, wie er, das Schwert im Busen, hinzustürzen im Begriff ist. —

Karl Rosenkranz.

GERA, in d. Heinsius. Buchh.: *Erzählungen* von *A. von Schaden.* 1831. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Die erste der zwey Erzählungen dieses Bändchens enthält unter dem Titel: „die Vielgeprüfte" die traurigen Schicksale eines Frauenzimmers, welches in der Wirklichkeit unser inniges Mitleid in Anspruch nehmen würde. Auf dem Felde der Erfindung aber verlangen wir Interessanteres als verlorne Aeltern, Verlobte, Männer und Kinder, zumal wenn uns nicht viel mehr gegeben wird als die nur wenig geschmückte Aufzählung dieser Unglücksfälle. Auf diese Leidensgeschichte folgt als Nr. 2 eine launige Erzählung: „Der Doppelgänger" eine Reihe von komischen Scenen und Verwechselungen, wozu eine grofse Aehnlichkeit zweyer Menschen Veranlassung giebt. Sie wird sich im Publikum wahrscheinlich eines gröfsern Beyfalls zu erfreuen haben als Nr. 1 und wohl mit Recht, doch erheben sich beide nicht über das Gewöhnliche.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

STUTTGART, b. Hoffmann: *Nouveautés de la Littérature française.* 1830 u. 1831. 1re — 17me livraison. 8. (à 4 gGr.)

Der Buchhändler Hr. Karl Hoffmann, der Deutschland mit einer zweckmäfsigen, von Mozin und Courtin besorgten Auswahl und Sammlung der bessern neuern französischen Schriftwerke versieht, hat seit dem Eintreten der wichtigen politischen Ereignisse in Frankreich auch den Gedanken gefafst, eine Sammlung der neuesten, sich auszeichnenden, französischen Schriften zu besorgen, um sowohl durch Wohlfeilheit als gefällige Ausstattung die allgemeinere Verbreitung derselben zu befördern. Der Gedanke ist löblich und die Ausführung nicht minder. Noch im verflossenen Jahre sind 18 Lieferungen erschienen, welche vor uns liegen. Sie enthalten folgende Schriften. 1) *L'Insurrection, poème dédié aux Parisiens. Par Barthélemy et Méry.* Angehängt ist *La Tricolore*; auch die Noten fehlen nicht. 2) *Une Semaine de l'histoire de Paris. Dédié aux Parisiens. Par M. le Baron de L*** L***.* 3) *Journal de St. Cloud à Cherboury, ou Récit de ce qui s'est passé à la suite du roi Charles X, du 26 juillet au 16 aout 1830. Par M. Théodore Anne, Ex-Garde-du-Corps de la compagnie de Noailles.* 4) *La France en 1829 et 1830. Par Lady Morgan; traduit de l'anglais par Mlle A. Sobry.* — Da es sich hier nicht darum handelt den Werth dieser Schriften zu beurtheilen, was schon anderweitig geschehen ist, sondern nur auf diese Sammlung aufmerksam zu machen: so genügt die Versicherung, dafs die vorliegenden Lieferungen bey billigem Preise (jede Lieferung enthält *circa* 96 S.) geschmackvoll und bequem im Format, sehr correkt, scharf und rein und dem Auge wohlthätig im Druck auf gutem, weifsem Papier sind und daher sehr empfohlen zu werden verdienen. Bleibt nur die Auswahl immer umsichtig, so wird der Verleger sich nicht getäuscht sehen. *Sch.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Briefe aus Paris und Frankreich* im Jahre 1830 von *Friedrich v. Raumer*. — *Erster* Theil. X u. 290 S. *Zweyter* Theil. VIII u. 334 S. 1831. 12. (3 Rthlr.)

Man hat in den vereinigten Staaten von Nordamerika die Sätze der freyen Gleichheit und gleichen Freyheit der Menschen in *der* Art durchgefochten, dafs sich dort jeder seiner Fähigkeit oder Beschäftigung nach noch so winzige Mensch als runde, für sich bestehende Persönlichkeit fühlt, wodurch natürlich die Gesellschaft sich nach der sittlichen Seite in Atome auflöst, und fast nur die sinnlichen Beziehungen Kraft behalten d. h. die, wo der Egoismus des Atoms interessirt ist, und diese Beziehungen ordnen sich dann in zwey Hauptrichtungen — nämlich 1) *in die Richtung des politischen Interesses*, weil von den politischen Bewegungen und Formen eben die Anerkennung der Individuen in ihrer atomistischen Freyheit abhängt; und 2) *in die Richtung des pecuniären Interesses*, weil sich in Geldsummen so ziemlich jeder sinnliche Genufs ausdrücken und durch sie gewinnen läfst, und weil bey dem Mangel aller anderen gesellschaftlichen Differenzen die sinnlichen Mittel, über welche der Einzelne gebietet, ihn allein hoch oder tief in den Augen der Menschen stellen. Politik und das Streben *to make money* sind die beiden Blutigel, welche in jenem Staate alle sittlichen Kräfte aufsaugen, man kann sagen: mit mathematischer Nothwendigkeit absorbiren — und es ist demnach auch nicht im Mindesten zu verwundern, wenn überall, wo ein ähnlicher gesellschaftlicher Zustand wie im freyen Nordamerika hereinbricht, sich auch eine gleiche Auszehrung aller anderen Interessen als der der Politik und des Geldmachens wiederfindet. So zeigt sich uns in vorliegenden Briefen Frankreich; zwar die letztere Seite, die industrielle, tritt fast gar nicht hervor, aber nicht weil sie fehlte, sondern weil der Reisende seiner Stellung, seiner Absicht, seinem Character nach Kaufleute und Fabrikanten nicht sucht, in handwerkerische Kreise nicht herabsteigt, weil Papierspeculationen und Ackerverbesserungsmethoden ihm fern liegen und alles das nur in seiner höheren statistischen Beziehung einen Werth in seinen Augen haben kann; dagegen ist er bey der reichsten und mannichfaltigsten individuellen Bildung, bey dem frischesten und erwecktesten Interesse für tausend andere Dinge in Gottes schöner Welt nicht im Stande, so langweilig und krankhaft es ihm selbst auch oft vorkömmt, sich der Einwirkung jener französischen Auszehrungsfieber zu erwehren, und ob er nun durch die Kirche oder das Theater, durch die Geschichte oder die gewöhnliche Gesellschaft in seinen Brief hereintritt — alle Thüren führen unwillkürlich wieder zu dem Salon der Politik.

In der That ist in diesen Briefen Alles, was die Reise selbst betrifft, Nebensache, so treffende einzelne Bemerkungen, so herrlich anschauliche Schilderungen man auch über alle Reisebriefe zerstreut antrifft; die Politik ist das Hauptthema und selbst Musik und Theater, Kunst und Wissenschaft, so beharrlich diese Themata auch immer wieder aufgenommen sind, bilden gewissermafsen nur, oft überdiefs vermittelnde oder einleitende, Intermezzi's.

Es wird bey allen *wahren* Briefen, d. h. bey allen die wirklich in der Absicht blofs Briefe seyn zu sollen, geschrieben und erst später gesammelt und gedruckt worden sind, viel darauf ankommen sich der Grundansicht des Vfs, zu welcher die Data natürlich nur zerstreut vorhanden sind, zu versichern; in diesem Fall aber ist es doppelt nothwendig; denn von dieser Grundansicht hängt es ab, ob man die Briefe als Krankheitsbericht oder selbst als krankhafte Aeufserung zu nehmen hat. Der Vf. der uns vorliegenden Briefe aber hält in denselben durchaus denselben Ton aus, der auch seine früheren Werke durchdringt, und den wir, wenn es darauf ankömmt ihn mit wenigen Worten zu characterisiren (obgleich diefs immer eine mifsliche Sache ist), als *eine Opposition gegen geistlos Formelles* und als eine *freudige Anerkennung alles substantiel Lebendigen* bezeichnen können. Von eigner Krankhaftigkeit kann hier also durchaus nicht die Rede seyn, und zum Belege dafs dieses krankhaft politische Element, was uns in diesen Briefen auf jeder Seite begegnet, nur ein äusserlich umgebendes, die Briefe also selbst ein Kranken*bericht* sind, heben wir noch folgende Stellen theils wörtlich aus, theils verweisen wir auf sie als solche, welche des Vfs Ansicht besonders deutlich bezeichnen:

S. 8. Ich kann nun einmal den Ernst in Holzschuhen nicht leiden; der echte Ernst geht vielmehr barfufs, damit das Gefühl schärfer werde, und hüllt sich keineswegs in Pedanterey, um menschliche Schwäche zuzudecken u. s. w.

S. 75. Wenn alles in Sprache, Gedanken, Gefühlen ganz regelrecht, klar, verständlich, handgreiflich wird, ver-

verschwindet alles Geheimnifsvolle, Bezugreiche, Wunderbare und man ist, wenn nicht in kalter Philisterey sefshaft, doch gewifs in das Gebiet der blofsen Prosa hineingerathen u. s. w.

Auf die Stelle S. 76 u. 79, wo von akademischer Philisterey die Rede ist, verweisen wir blofs, da sie zu ausführlicher Mittheilung zu lang ist; aus eben diesem Grunde citiren wir auch eine Stelle über Catholicismus und neumodischen Puritanismus blofs mit der Seitenzahl 203 und 204 des ersten Bandes.

Wichtigere, weit ausgreifendere Aussprüche, die hieher zunächst gezogen werden müssen, finden sich im zweyten Bande; so z. B. S. 41 unten, wo von dem geistig Todten des Jacobinismus und Napoleonismus die Rede ist und S. 72:

S. 72. Werden etwa gewisse Coterieen wahrhaft geheiligt, weil die heiligsten Gegenstände daselbst unaufhörlich zur Schau ausgelegt, zurechtgeschnitten, anprobirt, gebürstet, gewaschen, gerollt und geplätiet werden. *Alles hat seine Zeit, und Heucheley und Ziererey ist nun einmal meiner Natur ganz und gar zuwider, mag Kunst oder Staat, Wissenschaft oder Geselligkeit mit diesem süfslichen Gift überzogen werden, um besser hinterschlucken oder besser ausspucken zu können.*

Wenn diese Stelle besonders nach der negativen Seite hin bedeutend, so ist es eine andere S. 117 nicht minder nach der positiven, und als Zusammenfassung dessen, was allen diesen angeführten Stellen, deren Geist übrigens der des ganzen Buches ist und sich auf jeder Seite von neuem abdrückt, zu Grunde liegt, mögen vor allen folgende S. 328 sich findende Aussprüche gelten:

Niemals wird ein blofses Wort alle Räthsel der Welt lösen, oder ein einseitig aufgefafster Begriff jedes Verhältnifs regeln und überall entscheiden können. Gäbe es dergleichen Wunder thuende Abracadabra, dann wäre Wissenschaft, Kunst, Religion, Herrschaft u. s. w. etwas kinderleichtes; weil es aber dafür keine faulen Rechenknechte giebt, ist jeder Versuch, sie dennoch abergläubig anzuwenden, allemal vom Uebel. Gefährliche Begriffe solcher Art sind in verschiedenen Richtungen: Classicität, Rechtgläubigkeit, Volkssouveränität, Legitimität u. s. w. Je willkürlicher man ihren Inhalt bestimmt, je schärfer man sie zur Anwendung bringt, je unbesonnener man ihnen vertraut — desto irriger und nachtheiliger! Das Wahre und Heilsame, was zweifelsohne in jenen Gedanken liegt, entweicht durch die falschen Erweiterungen und Uebertreibungen, und unter edlem Namen wird unerwartet das Entgegengesetzte geltend gemacht. Von der geistigen Freyheit und bezaubernden Individualität des echt Classischen ist dann nicht mehr die Rede, sondern von dem langweiligen Unisono einer pedantischen Schule u. s. w.

Möge der Vf. dem Rec. verzeihen, dafs er so weitläuftig dessen geistige Persönlichkeit hier in Betrachtung zieht, was unanständig oder böswillig erscheinen könnte, wenn die Absicht zu Grunde läge, durch eine blofs scheinbare Vertheidigung ihn dennoch einer gewissen krankhaften Ansicht zu zeihen; allein es liegt in der That hauptsächlich und allein die Absicht zu Grunde, *einmal*, die Briefe (deren Inhalt, wie der aller wahren Briefe, schwer zu registriren ist) dem Publicum zu charakterisiren, und *sodann*, keinen Zweifel aufkommen zu lassen an des Rec. eigner Einstimmung in die Richtungen des Vfs und selbst in die Art, wie diese Richtungen *im Ganzen* zu Worte kommen; während es nun, wo wir uns zu dem Detail der Briefe wenden, nicht an sehr vielen Einzelnheiten mangelt, wo Rec. anderer Ueberzeugung ist, und in Beziehung auf welche er gern unumwunden, und doch ohne jener allgemeinen Harmonie zu nahe zu treten, seine Meinung äufsern möchte.

Zuvörderst kann nicht unbemerkt bleiben, dafs die negative Richtung des Vfs, nämlich die Opposition gegen geistlos Formelles, durchaus die *überwiegende* ist; — natürlich! denn da die französische oder überhaupt liberale und servile Politik, Hauptthema, diese aber nach beiden Polen hin, ein Abstraktes, Unlebendiges ist, müssen sich auch die Briefe mehr in der Opposition als in der Anerkennung verhalten; noch mehr aber wird die anerkennende Seite geschwächt dadurch, dafs fast alle als lebendig geltende Elemente dem Vf. in Deutschland liegen; — alles in Frankreich Hochgestellte ist also vereinzelt von der Malibran und Taglioni an bis zu Cousin, von den Seinegegenden bis zum Conservatoire.

Nach zwey Seiten hin aber geht diese überwiegende Opposition oft über ihre Grenzen bald indem Erscheinungen als durch geistlos Formelles motivirt angesprochen werden, die in der That noch einen rechten Kern gesunden Lebens zeigen, bald wieder indem, wenigstens augenblicklich Erscheinungen als Aeufserungen tüchtigen Lebens gefafst werden, die in letzter Instanz eben jener americanischen Phtisis gliedweise angehören, und diesem geistigen Absterben zuführen.

Als Beleg für die Grenzüberschreitung erster Art führen wir unter anderen eine Stelle an S. 26 des ersten Bandes:

Noch blüht Frankreich trotz seiner Revolution und hoffentlich auch fernerhin trotz der Congregation; geht aber die schöne pyrenäische Halbinsel nicht unter der Firma von Ordnung, Gehorsam, Legitimität, Katholicismus u. s. w. einem Zustande entgegen gleich dem der Moldau und Walachey, wo die Schweine die ausdrucksvollsten Physiognomieen haben und der Hauptausfuhrartikel sind, weil immer noch überflüssig viel Schweinerey im Lande bleibt.

Vergleicht man die Blüthe Frankreichs mit dem Ruin der pyrenäischen Halbinsel, so ergiebt sich folgendes Facit: in Frankreich sind alle eigenthümlichen moralischen Verbände aufser dem allgemeinen des Staates und den willkürlichen der Freymaurer u. s. w. (zu welchen willkürlichen Verbänden man *jetzt* auch die verschiedenen christlichen Kirchen in Frankreich zählen mufs) aufgelöst, und jenes Eingewachsenseyn des Einzelnen in *solche* geistige Gesammtwüchse, wie *wirkliche, lebensvolle* Stände und Corporationen, hat ein Ende; Frankreichs Bildung ist also um alle die Blüthen, die von solchen sittlichen

lichen Verbänden hervorgetrieben werden ärmer, dagegen ist es in eben dem Grade reicher an Menschen, die weder durch die angeborne Natur noch durch Erziehung und Erlebnisse kräftig genug sind, trotz des Mangels jener sittlichen Grundstämme, sinnig und tief ihren Charakter, ihre Einsicht und Haltung zu bilden, reicher also an dem, was eigentlich das Gemeine ausmacht. Jene sittlichen Verbände sind zertrümmert worden, um welchen Preis? — um den Preis *der Blüthe*, welche der Vf. *trotz der Revolution* findet, welche aber, man mag sie betrachten, von welcher Seite man will, *eine wesentlich sinnliche Blüthe* bleibt. Oder wiegt etwa das höhere Produkt des Landes, das schönere Angebautseyn des Feldes den Verlust des eigenthümlichen Adels- und Bauernlebens auf, wie es die Spanier jetzt noch haben, und wie es vernichtet gewesen wäre, wenn die Cortesconstitution zwanzig Jahre politischer Umwandlung hätte hervorrufen können? Wahrhaftig, der Herr hat nicht Wohlgefallen an der Kraft des Rosses noch an Jemands Bein, sondern an des Menschen Gemüth, und ein tüchtig gestaltetes Volkswesen (was wenigstens die Grundelemente der Cultur bewahrt) ist mehr werth als alle Progressen der Industrie und Civilisation im Gefolge der französischen Revolution zusammen genommen. Wenn die Spanier edel genug sind, den Glauben des Menschen nicht als eine Sache willkürlicher Wahl des Individuums, sondern als ein dieser Wahl entrücktes und von allgemeinen geistigen Beständen für den Einzelnen gegebenes anzusehen, und überhaupt von dem Individuum verlangen, dafs es selbst unter Leiden und Lasten bey seinen sittlichen Verbänden verharre, und die Liebe, die es zu diesen, wenn sie im Zustande schönen Gedeihens und Lebens sind, von selbst haben *mufs*, durch die *Treue* in Zeiten der Krankheit bethätige; wenn die Spanier lieber den äufseren Flor des Landes, ja! selbst jene mechanische Ordnung politischer Administration zu Grunde gehen lassen, als um den Preis ihrer gesellschaftlich eingelebten Gliederung die Glückseligkeiten *der* Civilisation aufnehmen, die überall im Geleite der modernen Staatsbildung sind — wenn die Spanier diefs thuen, zeigen sie eben, dafs sie das blühendere, poetischere, geistig lebendigere Volk sind, dafs ihr Geist noch die Kraft einer künftigen Blüthentreibung enthält, welche, wenn erst beide Richtungen ihre volle Entwickelung erlangt haben werden, ganz sicher auch als die sinnlich erspriesslichere im Ganzen erscheinen wird.

Als Beleg für die Grenzüberschreitung der zweyten Art können alle die Stellen dienen, wo die Frische und der Muth, mit welchem die Pariser Karl's X Regierung stürzten, als etwas substantiel Lebendiges begrüfst werden. Dieser *aufopfernde* Muth eines frischen Angriffes ist allerdings etwas Herrliches; aber es kann auch eben der letzte Einsatz eines verödeten Gemüthes seyn, wie man ihn denn so oft bey Menschen ohne angeborne Sinnigkeit als das Resultat eines reichen, mannichfach bewegten Lebens bey übrigens vorhandener Verödung antrifft; ein Zustand, den man *sonst* fast als den regelmäfsigen Seelenzustand bejahrter Officiere präsumirte. Dafs in jenem Muthe der Pariser aber nur Kraft der Opposition, nicht das Hervorbrechen ganz neuer Keime, die sich Bahn machen wollen, zu sehen ist, giebt in den späteren Briefen halb und halb der Vf. selbst zu. Dafs die so gepriesene Mäfsigung so vollkommen nicht war, wie Zeitungen und Flugschriften sie darstellen, belegt der neun und sechzigste Brief, in welchem wir die Bekanntschaft eines pariser Advocaten und in ihm eines wahren Prototyp's französischer gebildeter und muthiger Canaille machen; von diesem wird berichtet S. 256 des zweyten Bandes:

> Er bestätigte das Lob der Tapferkeit und Mäfsigung der Pariser für die beiden ersten Tage, erzählte aber vom dritten: ich habe gesehen, dafs man Schweizer, die knieend um ihr Leben baten, *unter Scherzen* umbrachte, dafs man fast nackt Ausgezogene und schwer Verwundete spottend auf die Barricaden warf, um diese zu erhöhen. Schrien die Unglücklichen vor Schmerz, wurden sie getödtet u. s. w.

Auch andere Stimmen über solche Ueberschreitungen menschlichen Mafses sind laut geworden, welche hier zu sammeln nicht der Ort ist; — die Hauptmäfsigung wird also darin bestanden haben, dafs nicht viel *gestohlen* worden ist — und diefs Lob ist denn, wenn man die Selbstseligkeit über ihre Civilisation, in die sie sich vorher hineindeclamirt hatten, als zurückhaltendes Moment in Anschlag bringt, wenn man bedenkt, dafs *die* Leute, die am meisten beym Einreifsen des Stehlens zu verlieren hatten, und die von ihnen abhängigen Arbeiter einen Haupttheil der Kampfmasse bildeten, dafs in dieser Masse überall und aller Orte Leute von besserer Erziehung waren, so grofs nicht, so wie andererseits, wenn auch einige Millionen Franken gestohlen worden wären, das Unglück nicht so unendlich gewesen wäre, und das ewige Rühmen und Preisen dieser Art Honnettetät in französischen Zeitungen wahrhaftig klingt, als wundere man sich selbst über diesen Heroismus gegen die Lockungen des Goldes.

Wie man, wenn man der Crisis so nahe zusah, wie der Vf. in anfängliche Begeisterung für diese frische That gerathen konnte, ist begreiflich; bey ruhigerer Betrachtung des Resultates aber, welches nur eine in anderes Leder gebundene neue Auflage des früheren atomistisch-mechanischen Staates ist, welchen Karl X eben die beste Absicht hatte, *zu Grunde zu richten*, — bey ruhiger Betrachtung dieses Resultates erscheint das Ganze nur als die unselige Bravour eines decidirten Duellanten, der sein Leben daran setzt, um im glücklichen Fall eine einengende Schranke in seinem Gegner los zu werden.

Wenn wir nicht im Stande sind, solchen Einzelnheiten, wie die Ansichten über Spanien, und die

die zuerst gefafsten über die Pariser Umwälzung beyzupflichten, so ist das am Ende bey der Uebereinstimmung im Ganzen etwas nicht zu sehr erhebliches. Mehr leid aber hat es Rec. gethan, bey aller Opposition gegen *schlechten Liberalismus*, welche sich besonders, um einzelne Stellen anzuführen, im ersten Bande S. 54. 55. 89. 90. 103 und vorzugsweise S. 126, im zweyten Bande aber S. 38. 306 und vorzugsweise S. 65 und 125 ausspricht, doch die liberale Richtung, d. h. das was man in unserer Zeit darunter versteht (denn in letzter Instanz mufs jeder Mensch, der nicht unter die Kategorie der Perückenstöcke gehört, liberal, d. h. im schönen Sinne des Wortes, und in Verhältnifs zu unserer Zeit im *anderen* Sinne des Wortes, liberal seyn), doch die liberale Richtung also im Ganzen als die richtige anerkannt und dadurch zwischendurch gar manchem auch das Wort geredet zu sehen, was, wenn es einzeln stände, ganz löblich und preiswürdig wäre, in dem Zusammenhang unserer Zeitverhältnisse aber nur eine einleitende Stufe oder ein begleitendes Attribut eben jener in Amerika, nun freylich auch in Frankreich, zu voller Geltung gekommenen Freyheit ist. Mit dieser Freyheit hielt bisher Rec. für den *historisch* Gebildeten eine Vermittelung, ja! ein blofses anerkennendes Vertragen für ein Ding der Unmöglichkeit, und früheren oder späteren entscheidenden Kampf damit auf Leben und Tod überhaupt hielt er für die einzige Verständigungsweise; denn die Erfahrung hat noch allemal gezeigt, dafs der Reiz jener atomistisch freyen Stellung auf Leute, die ihrer Bildung und Lage nach nie in tieferem Sinne mit sich fertig werden können, so unwiderstehlich wirkt, dafs sie alle alten sittlichen Bande des Dienstes, Vertrages und der Dankbarkeit vergessen; noch nie hat ein Europäer, wenn er nicht durch in Europa angebrachte Bindemittel gesorgt hatte, im freyen Nordamerika seinen Diener oder Gehülfen, den er mitnahm, als solchen in europäischer Weise erhalten können, und keine Regierung wird im Stande seyn, ihre Unterthanen in dem früheren Sinne als Unterthanen, die Gliederung und Grundverhältnisse ihrer Völker in althergebrachter Weise zu erhalten, wenn nicht ein Abschliefsen gegen *diese* liberale Atmosphäre, welche Atmosphäre mit Verhältnifsverdrehung und Volksverführung identisch ist, statt findet; dieses Abschliefsen aber constituirt eine ewige Spannung und einen zuletzt untergrabend wirkenden Zustand, sofern es nicht in einer *Ertödtung* eben dessen besteht, gegen welches man abgeschlossen seyn will.

Zudem, was wir über die Hauptseite, über die politische Seite dieser Briefe zu sagen haben, ist nur noch weniges hinzuzufügen. Für die Erkenntnifs des factischen Standes der Meinung und Ansicht der Hauptparteyen in Frankreich bis zu der jetzt s. g. letzten Revolution sind diese Briefe eines hochgebildeten Deutschen von unschätzbarem Werthe, und wir zeichnen noch besonders folgende Stellen als in dieser Hinsicht höchst interessant aus: im ersten Bande S. 93. 94. 178. 183. 211. 228, im zweyten S. 7. 27. 77. Hr. *von Haller*, der doch wohl in der Stelle des 2ten Bandes S. 17 und anderwärts gemeint ist, ist allerdings dadurch treffend politisch charakterisirt, dafs von ihm gesagt wird, er fasse den Begriff des Rechts so beschränkt auf, dafs nur das *Privatrecht* Platz finde, während die Jacobiner das Privatrecht ganz vernichteten, um für ihr *Staatsrecht* doppelten Raum zu gewinnen. Wie unendlich viel hat aber diese consequente Geltendmachung des Haller'schen Gegensatzes gegen die modernliberale Richtung, wenn diese Consequenz gleich, wie der Vf. richtig sagt, für ihren Inhaber subjectiv zu einer bornirten Begeisterung und also zu *einer Art Wahnsinn* führt, — wie unendlich viel hat sie doch gewirkt, um noch gesunde Köpfe in der wahren Mitte zu halten! obgleich diese wahre Mitte nicht etwas ist, was durch Neutralisation der Extreme gewonnen wird, sondern ein durch und durch von beiden Extremen verschiedenes.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

1) Stuttgart, b. Hoffmann: *Fata Morgana*, Novelle von *Friedrich* de la Motte *Fouqué*. 1830. 107 S. 8.

2) Liegnitz, b. Kuhlmey: *Die Schriftstellerin und der Schutzpatron*. Zwey Erzählungen von *Henriette Hanke*, geb. *Arndt*. 1831. 332 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Die Novelle Nr. 1 spielt theils in Halle in einem ehrsamen Bürgerhause, theils in Italien. Die Zeit, in der die geschilderte Begebenheit vorgeht, ist das Jahr 1785, und die Idee, die sich durch das Ganze zieht, scheint die nothwendige Rückkehr des zu dem Phantastisch-Idealen abschweifenden Geistes zur edlen Wirklichkeit zu seyn. Die Manier des Vfs ist bekannt. Einzelnes haben wir nicht ohne Theilnahme gelesen.

In der ersten Erzählung aus Nr. 2 nimmt die selbst geachtete Verfasserin mit Recht und unter gehöriger Einschränkung die weiblichen Schriftstellerinnen in Schutz. Eben der letztern halber sollte sie selbst aber weniger fruchtbar seyn, um recht anziehend zu bleiben. Die zweyte Erzählung ist ein drolliger Schwank.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

Leipzig, b. Brockhaus: *Briefe aus Paris und Frankreich* im Jahre 1830 von *Friedrich von Raumer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Einen politischen Satz, den der zweyte Band enthält, und welcher unser Vaterland betrifft, vergönne uns der geneigte Leser noch etwas weitläuftiger zu besprechen; er findet sich S. 323:

> Karlsruhe ist wohl zu gleichartig und regelmäfsig gebaut; doch machte es auf mich einen sehr angenehmen Eindruck. Reinlichkeit, zierliche Anlagen, eine Oper wie in keiner französischen Landstadt, diefs und vieles Andere wies auf die Vortheile hin, welche für Bildung und Wohlseyn aus der Mehrherrschaft in Deutschland entstanden sind und noch entstehen. *Allerdings geht die allgemeine Richtung auf Vernichten der kleineren Staaten*, und sie haben ihre Schattenseite; folgt denn aber daraus, dafs man sie, wie Medea ihre Kinder, behufs einer Verjüngung, lebendig in die politischen Braupfannen werfen soll?

Welche Richtung? fragt man hier billig. Sind denn im Jahre 1831 die Vorstellungen von dem *was Recht* ist, noch so frivol, wie zur Zeit des Deputationshauptschlusses? Allerdings jene in Frankreich alles durchödende liberale Richtung, diese geht auf Vernichtung alles individuel berechtigten, diese kennt ihrer mechanischen Zweckmäfsigkeit gegenüber das nicht, was Recht heifst; aber in Deutschland sind doch wohl nur die Apostel jener liberalen Richtung diejenigen, die es verkennen, dafs Deutschland seinen ganzen geistigen Reichthum, die Mannichfaltigkeit seiner Staats- und gesellschaftlichen Bildung, dafs es überhaupt Alles das Herrliche, was es hat, eben jenem Nebeneinanderbestehen einer Reihe von Staaten verdankt? Und haben diese Staaten, die zum Theil noch Asyle und Anhalte früherer deutscher Verhältnisse, und schon deshalb für unsere jetzige Bildung wichtig sind, haben diese Staaten nicht fast alle in der Zeit als es wirklich galt dem Vaterlande sein höchstes Gut, seine Selbstständigkeit wieder zu gewinnen, haben sie nicht die äufsersten Anstrengungen, und die kleinsten Staaten in Verhältnifs zu ihren Hülfsmitteln, zu ihrem äufseren Gewinn gerade die gröfsten Anstrengungen gemacht? sich zu den gröfsten Opfern verstanden? Uns scheint in der That diese Richtung gegen die kleinen Staaten, wie sie im Geleite der ersten französischen Revolution war, in dem Grade vorüber, dafs niemand ohne in den Augen der ganzen Nation Frevel auf sich zu laden, diese Staaten in ihrem Recht anzutasten wagen darf.

Leider gehört Rec. in Beziehung auf das Thema, was nächst der Politik in vorliegenden Briefen am meisten räumlich hervortritt, in Beziehung auf Theater und Musik zu denjenigen, die sich wo ihnen etwas Ansprechendes begegnet, über dessen unmittelbaren Eindruck zu freuen, aber nicht kunstgerecht über den Eindruck zu urtheilen wissen; wir überlassen also diese ganze Partie gern anderen Zeitblättern, da selbst das historische Referiren über dergleichen nur die Sache eines Mannes vom Fache oder eines dem gleichzuachtenden Dilettanten ist.

Um so besser weifs Rec. Rechenschaft zu geben von der Freude über solche Briefe, die innige und mit der Politik zunächst gar nicht zusammenhängende Verhältnisse behandeln, wie z. B. Familienverhältnisse. Ihnen allen liegt jene kräftige Grundansicht unter, dafs diese Verhältnisse nur dann menschlicher Mangelhaftigkeit entrückt, und auch für den einzelnen zu etwas sittlich haltenden, hohen und herrlichen werden, wenn er sie in steter Beziehung zu der göttlichen Ordnung fafst, und wenn er in Anschauung dieser Ordnung und in dem allgemeineren Ueberblick in einander verketteter Sünden und Strafen einerseits, wie Freuden und Gnaden andererseits wie ihn die Historie bildet, Trost sowohl als Heilung und Hülfe findet, wenn Erwartungen getäuscht, Absichten verfehlt, Unfälle erlebt, Störungen erlitten werden. Diese ohne pathetische Salbung und doch das Rechte und Innige treffende Briefstellen, oder Briefe, wie z. B. der drey und dreyfsigste: *über die Erwählung eines Berufes*, sodann der Neun und dreyfsigste: *über akademische Studien*, und einige andere enthalten Goldkörner, welche Goldkörner bleiben auch ohne Beziehung zu irgend einer bestimmten Zeit. Solche, besonders einzeln und oft ganz unerwartet sich findenden Stellen, welche Familien- und Gemüthsverhältnisse im Gegensatz der bunten, störenden und oft bis in die eigne Brust herein höhnenden Aufsenwelt und deren Interessen festhalten, gehören unserer Ueberzeugung nach zu den dankenswerthesten und schönsten im ganzen Buche.

Was in diesen von des Verfassers gelehrten Studien vorkommt ist ganz als Nebensache gehalten, und wird in dieser Beziehung auf einen weiter zu erwartenden Bericht verwiesen, auf welchen wir denn auch unsere Leser vertrösten.

Noch sind diesen Briefen auch einige gröfsere Abhandlungen eingereiht; eine dergleichen z. B. 160 des ersten Bandes, mit der Ueberschrift: *Religion und Kirche in Frankreich während der Revolution.* Eine zweyte in demselben Bande S. 265: *Die Philosophie in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts* nach *Damiron essai sur l'histoire de la philosophie en France au dix neuvième siècle.* 2 voll. 2te edition revue et augmentée. Eine dritte in demselben Bande: *Ueber die in Frankreich mit der Verwaltung verbundene Rechtspflege* nach *Macarel's* Werk *sur les tribunaux administratifs.* Auch gehört dahin ein in einem Briefe des 2ten Bandes gegebener Ueberblick *über die neuere Theatergesetzgebung* in Frankreich S. 187 u. ff.

Diese Abhandlungen sind wohl theils Auszüge mit zufällig hinzugekommenen Notizen bereichert, theils Zusammenstellungen von dergleichen sehr schätzbaren Notizen, wie sie eben durch Nachsuchen und Gelegenheit auf der Reise sich boten. Sie sind dankenswerth ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder durchgehende Gründlichkeit zu machen.

Heinrich Leo.

BIBLISCHE LITERATUR.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Wörterbuch des Neuen Testaments* zur Erklärung der vorzüglichsten Beweisstellen der christl. Glaubens- und Sittenlehre von *Friedrich August Scheele,* Superint. zu Calbe an der Saale. 1831. 318 S. 8.

Die Ortsschule des Vfs wird von mehrern Jünglingen besucht, welche Schullehrer werden wollen, und sich zur Aufnahme in das Seminar vorbereiten. Diesen ertheilt Hr. *S.* besondern Unterricht, geht mit ihnen die, in der Schule erörterten, Lehrsätze des Katechismus noch einmal katechetisch durch, und dringt dann darauf, dafs der Katechismus (d. h. das von dem Vf. geschriebene, uns unbekannte Lehrbuch) nebst den vorzüglichsten Beweisstellen, besonders aus dem N. T., memorirt werde. Recht gut, dafs die *Bibelstellen* auswendig gelernt werden; aber das Memoriren des *Lehrbuchs* kann Rec. nicht billigen. Diefs bildet mechanische Lehrer, welche leicht das Buchstabenwerk ihres Compendiums treiben, und des Geistes, der lebendig macht, ermangeln. Bey dem hier insbesondere für seine Seminarpräparanden bestimmten erklärenden Verzeichnisse der einer Erklärung bedürftigen Wörter in den Beweisstellen *aus dem N. T.* hat der Vf. *Teller's* Wörterb. und *Dinter's* Schriften vornehmlich benutzt. Nicht billigen kann Rec., dafs sich der Vf. blofs auf das *Neue* T. beschränkt hat, da ja in jedem Katechismusunterrichte viele treffliche Stellen aus dem *Alten* T. behandelt werden müssen, in denen ebenfalls Manches einer Erklärung Bedürftige vorkommt. Dann wäre es unstreitig besser gewesen, wenn sich Hr. *S.* ganz nach dem Muster *Dinter's*, in dessen *Auszuge aus dem Dresdener Katechism. mit hinzugefügten Spruchererklärungen* gerichtet hätte. Da wird unter jedem, wörtlich abgedruckten, Beweisspruche das zum Verstehen desselben Nöthige beygebracht, und der Lehrling hat, was er eben braucht, beysammen. In dem vorliegenden Wörterbuche sind die Materien, wie das Alphabet es erfordert, zerstückelt und das Zusammengehörende mufs erst zusammengesucht werden. Davon abgesehen ist das hier Gegebene aber auch wenig übersichtlich und geordnet, auch nicht überall deutlich, bestimmt und ganz richtig. Den grofsen Vortheil, welchen die alphabetische Darstellung darbot, alles auf genau bestimmte Hauptpunkte zu reduciren und diese lichtvoll hinzustellen, hat der Vf. nicht, wie zu wünschen wäre, benutzt. So heifst es unter: *Himmelreich:* „Zeitalter des Messias, die christliche Kirche, die Lehre Jesu, Wohlthaten derselben, der glückliche Zustand, den die Juden unter dem Messias erwarteten." Wie diese unter einander geworfenen Bedeutungen, ihre volle Richtigkeit einstweilen zugestanden, zusammenhängen, wie z. B. *die Lehre Jesu* das *Himmelreich* heifsen könne, erfährt der Leser nicht. Unter „*Hölle*" heifst es: „Grab, der Zustand der Todten im Grabe, das Todtenreich. Matth. 16, 18. *Die Pforten der Hölle* u. s. w. = meine Gemeinde soll nie aufhören, nie aussterben, sie ist unvergänglich." Richtig; aber wie dieser Sinn in jenen Worten liegen könne, wird nicht gesagt. Ueberhaupt fehlt es an solchen Nachweisungen, die *Dinter* mit wenigen Worten zu geben verstand, hier an sehr vielen Stellen, und wer sich in diesem Buche Rath holt, erfährt sehr oft nur das *Was*, aber nicht auch das *Wie* und *Warum?* So lesen wir S. 164, das Wort *Kelch* heifse *Schicksal, Leiden*, und der Sinn der Worte: „*überhebe mich dieses Kelchs*" sey: „*überhebe mich der Leiden, dafs sie bald und glücklich vorüber gehen.*" Diefs ist, wie vieles Andere, wörtlich aus *Dinter* entlehnt; aber den Grund der Bedeutung hätte *Dinter* in einem, zu diesem Behufe geschriebenen Wörterbuche gewifs angegeben. In dem Artikel: „*Himmel*" finden sich mehrere Unrichtigkeiten. *Gott selbst* soll Luc. 15, 18. Joh. 3, 27. Hebr. 12, 28 so genannt werden. Das ist allerdings von vielen Exegeten behauptet worden, aber mit Unrecht. Der Himmel wird als die Wohnung Gottes nach einer bekannten Redefigur da genannt, wo *dem Sinne nach* von Gott die Rede ist. Aber *Sinn* und *Bedeutung* ist zweyerley; das *Weltall* soll Apostelgesch. 7, 49 mit dem Ausdrucke *Himmel* bezeichnet werden. Nicht doch, zum Weltall gehört ja auch die *Erde*, und diese wird a. a. O. ausdrücklich mit genannt, „der Himmel ist mein Stuhl, *und die Erde meiner Füfse Schemel.*" Was unter „*Heilig*" gesagt wird, ist zwar wohl meistens richtig; da aber der Vf. nicht von der Grundbedeutung ausgehet, und die Bedeutungen nicht so darstellt, wie eine aus der andern folgt, so ist auch aus diesem Artikel wenig zu lernen, zumal da die Nachweisung des Grundes hier ebenfalls fehlt. „*Heilig*", heifst es unter andern, „ist eine *Benennung der Christen* 1 Petr. 2, 9." Aber *warum* werden denn die Christen also genannt? *Hand* soll nach S. 141

Matth.

Matth. 6, 3 *Handlung* bedeuten. Unmöglich. Richtig giebt der Vf. den Sinn der Stelle so an: Befleifsige dich einer stillen Wohlthätigkeit; aber wie kann denn dieser Sinn in den Worten liegen, wenn *Hand* so viel heifst, als *Handlung?* *Dinters* kurze Note zu der Stelle heifst: „Selbst die, welche am nächsten um dich sind (linke Hand). Sprichwörtlich: thue es so im Stillen, so ohne Rücksicht auf Ruhm als es nur möglich ist." Das versteht wer über den Sinn der Stelle Belehrung braucht, gewifs. Ueber *Geist* wird S. 101 ff. eine Seelenlehre *in nuce* gegeben, die man hier nicht erwartet. Sie ist übrigens deutlich abgefafst und in der Hauptsache richtig. Nur hätte S. 106 nicht gesagt werden sollen, die Vernunft und die Sinnlichkeit seyen einander *immer* entgegen. Denn was die, in ihren Schranken bleibenden, sinnlichen Neigungen fordern, billigt auch die Vernunft; aufserdem wäre es ja unvernünftig und sündlich, wenn der Hungernde essen und der Durstende trinken will. Mehrere Stellen des N. T., in welchen das Wort *Geist* vorkommt, sind hier unrichtig erklärt, wie Joh. 6, 68. Röm. 5, 5. Eph. 5, 9, wo unter *Geist* die christliche Lehre zu verstehen seyn soll. Auch Röm. 8, 2, denn da ist zwar von dem Christenthum die Rede; aber dieses heifst nicht *Geist*, sondern *das Gesetz des Geistes.* Viele Ausdrücke sind (freylich nur kurz und mangelhaft) erklärt, die schwerlich einer Erklärung bedürfen, z. B. S. 146 *helfen = erretten*, S. 16 *Arbeit*, *eure Arbeit = euer Bemühen*, S. 100 *gehen = leben, handeln, sich verhalten*, S. 147 *herkommen = abstammen*, S. 146 *heimstellen = überlassen.* Dafs der Vf. nur die Bedeutungen einzelner Wörter angiebt, die in den angezogenen Stellen Statt finden, kann leicht zu dem Irrthume verleiten, als seyen diese Bedeutungen die einzigen. Ueber *Heimsuchen* z. B. wird S. 146 gesagt, es heifse, *sich eines annehmen, ihn beglücken, segnen*, was allerdings in der dort besprochenen Stelle Hebr. 2, 6 der Fall ist; dafs das Wort aber auch in der ganz entgegengesetzten Bedeutung vorkommt, ist nicht angegeben. Woher die Bemerkung gleich S. 1, dafs *Abba* ein *hebräisches* Wort sey und „lieber, guter Vater" bedeute? — Je wichtiger das Geschäft der Bildung tüchtiger Volksschullehrer ist, desto weniger glaubte Rec. sein unparteyisches Urtheil über vorliegenden Beytrag dazu zurückhalten zu dürfen, wobey er übrigens dem rühmlichen Eifer des Vfs, sich um jenen wichtigen Gegenstand verdient zu machen, mit Vergnügen alle Achtung und Gerechtigkeit widerfahren läfst.

PHILOSOPHIE.

Lemgo, in d. Meyer. Hofbuchh.: *Handbuch der Philosophie* (der Logik, Metaphysik, Moral und Rechtsphilosophie) von *Johann Püllenberg.* 1829. 430 S. 8. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

Der Vf. wollte laut der Vorrede seinen Zuhörern ein Buch in die Hände geben, worin die ganze theoretische und praktische Philosophie kurz und vollständig, deutlich und gründlich dargestellt, der forschende Geist geleitet, zurecht gewiesen, vor Abwegen gewarnt, gegen die Verachtung sowohl als gegen die übertriebene Schätzung der Vernunftwissenschaften bewahrt, und zur wahren Wissenschaft, zum festen Glauben, zur echten Weisheit und Tugend hingeführt werde. Nächstdem, glaubt er, könnte auch Andern ein Buch willkommen seyn, in welchem dasjenige System aufgestellt ist, welches mit den von der gemeinschaftlichen gesunden Vernunft anerkannten, und durch die ganze Offenbarung bethätigten Lehren übereinstimmt. Gegen den erstgenannten Zweck ist nichts einzuwenden, gegen die darauf folgende Hoffnung eben so wenig, nur dafs die Erfüllung der letztern auf gewissen Voraussetzungen beruht, welche nach der bisherigen philosophischen Erfahrung keineswegs entschieden seyn möchten. Unser Vf. nämlich sagt: „Obgleich der Philosoph nicht an die gesunde Menschenvernunft überhaupt als den hinreichenden Grund seiner Behauptungen appelliren darf; so darf er doch auch nicht einem solchen Systeme huldigen, welches die gesunde Menschenvernunft aufhebt, indem er hiedurch eine ungesunde kranke Vernunft verrathen würde; er ist also genöthigt, einen solchen Weg einzuschlagen, worauf eine aus so deutlich erkannten, völlig begründeten und zusammenhängenden Sätzen bestehende Wissenschaft gestaltet wird, dafs die Kenntnisse der gemeinschaftlichen gesunden Menschenvernunft dadurch befördert, befestigt, und in eine wahrhaft wissenschaftliche Kenntnifs verwandelt werden. So erlaubt sich auch der Philosoph, der ja eine Wissenschaft aus Vernunftprincipien construiren will, nicht, seine Beweise aus der Offenbarung zu nehmen: aber, wenn er sich in ein System verirrt, welches den Aussprüchen Gottes, der Urvernunft, der ewigen Wahrheit, widerspricht; so orientirt er sich, fest überzeugt, dafs er sich auf einem Irrwege befindet, da die menschliche Vernunft nicht der göttlichen widerstreiten kann und darf, er verläfst seinen bisherigen Weg, sinnet auf andere haltbare Grundsätze, bis er eine Wissenschaft gestaltet, die in sich selbst feststeht, und mit der von der ganzen Geschichte bezeugten Offenbarung Gottes harmonirt." Sehr gut und vortrefflich, wenn nur nicht die Philosophie den Anspruch machte, es solle sich die gesunde Menschenvernunft und die Offenbarung an ihr orientiren; und wäre nicht hiefür durch die Aussagen beider letzteren eine wiederkehrende Veranlassung vorhanden, so möchten schwerlich Systeme der Philosophie aufgestellt worden seyn. Die Schlichtung dieser gegenseitigen Ansprüche gebiert eben Uneinigkeit; gesunde Vernunft, Offenbarungslehren, philosophische Speculation, stehen in mannichfaltigem Streit unter einander. Es lautet ganz gut, wenn man ruft: „Die Vernunft ist überall Vernunft, die Vernunftgesetze sind in jedem Menschen Vernunftgesetze, wonach wir denken, erkennen, handeln sollen"; oder „Jesus Christus ist

es,

es, dem wir alle Weisheit, alle Kraft, allen Trost, alle Hoffnung zu verdanken haben, dem wir den festesten Glauben und die bereitwilligste Folgsamkeit schwören." Dennoch streitet Menschenvernunft gegen Menschenvernunft, Glaube gegen Glauben; hier sollte Philosophie helfen, aber auch ihre Systeme sind uneins. Wäre der Streit so leicht zu schlichten, oder auch Uebereinstimmung der Philosophen so allmählig vorzubereiten, wie der Vf. anzunehmen scheint, die Schlichtung und Uebereinstimmung wären längst vorhanden.

Ohne in das Einzelne näher einzugehen, welches bey den enggedruckten Seiten zu grofser Ausführlichkeit nöthigen würde, genüge hier eine Andeutung des allgemeinen Charakters vorliegender Schrift. Sie hat ziemlich scholastische Gestalt, welches ihr in unsrer neuesten Zeit mehr Gunst erwerben möchte, als in einer früheren, sie liefert z. B. eine Ontologie und verschiedene Beweise des Daseyns Gottes, sie verfährt dabey mit Scharfsinn und Umsicht. In der Literatur (S. 20—24) sind viele neuere Werke ganz unerwähnt geblieben, unter anderen kommt der Name *Fichte* gar nicht vor, dagegen erfährt man von verschiedenen philosophischen Schriftstellern, die minder bekannt sind, z. B. *Licuwetz*, *Suter*, *Contzen*, *Storchenau* u. s. w. Ganz besonders aber sind die Werke von *Stattler* namhaft gemacht, und es wird auf sie in den einzelnen Paragraphen vorzüglich Rücksicht genommen und verwiesen. Nebenbey geniefsen auch die Wiener Jahrbücher, die Literaturzeitung von Mastiaux und andere katholische Zeitschriften besonderer Erwähnung und Würdigung. Schon hieraus wird der Gesichtskreis, welchen sich der Vf. gezogen, und die Art und Weise seiner Behandlung erkennbar.

Inzwischen gehört der Vf. nicht zu den Antirationalisten. Er sagt: „wir erklären unsre Vernunft nicht für in jeder Hinsicht trügerisch (da wir, wenn wir dieses thäten, selbst dann der Vernunft nicht trauen dürften, wenn sie die höhere Offenbarung erkennt); wir erkennen die Vernunft als ein wichtiges Geschenk Gottes an, durch dessen richtigen Gebrauch wir die zum Glauben an die Offenbarung schon vorläufig nothwendigen Kenntnisse erlangen; wir stellen hiedurch die Vernunft nicht frey, die Gott gebunden hat; wir geben nur, der Wahrheit gemäfs, jedem, was ihm gebührt, und dringen durch fleifsiges Forschen in den Vernunft- und Offenbarungslehren immer tiefer ein in das Reich der Wahrheit. Die Vernunft wird nicht als über die Offenbarung erhaben gepriesen und andrerseits nicht als Unvernunft ausgeschimpft" u. s. w. (S. 257). Von einer besondern Autorität, wodurch der Vernunftgebrauch und die Auslegung der Offenbarung geleitet wird, ist Nichts erwähnt, die Kirche wird als eine Gesellschaft von Menschen unmittelbar zur Beförderung ihrer Sittlichkeit durch die gemeinsame Religion, bezeichnet, sie kann Nichts bestimmen, was dem Staatswohl zuwider ist, der Staat Nichts, was der Kirche, dem Gewissen der Mitglieder der Kirche zuwider ist, die Kirche kann mit einer Kirchenstrafe belegen und wo es nothwendig ist, von ihrer Gemeinschaft ausschliefsen — weiteres über ihre Verfassung und Gewissensleitung ist nicht beygefügt. Der Vf. ist ferner kein Pantheist, sondern sagt: der Pantheismus kleide sich in mancherley Gewand, täusche dadurch wohl Manchen, und erscheine dann als ein für die Vernunft nicht empörendes, ja mit der Religion und Sittlichkeit vereinbares System. Die Hauptveranlassung zu demselben sey gewesen, man wollte etwas begreifen, was doch uns endlichen Wesen unbegreiflich, aber an sich nicht widersprechend ist, nämlich *wie* Gott der Grund des Daseyns anderer Dinge seyn könne. Man glaubte nun, Alles am Besten begreifen zu können, wenn man annähme, es gebe nur Eine Substanz, alles übrige, unser Ich und die Welt seyen nur in dieser Substanz die Modificationen, keine wahre Substanz. Die selbstständige Substanz, aufser der es keine andere Substanz gebe, könne aber wohl noch mehrere Modificationen haben, als sich durch unser Ich und die Welt äufsern; daher sey denn Eins Alles und Alles Eins. — Bey dieser Aeufserung, so wie bey der darauf folgenden Widerlegung ist mehr die Form des Pantheismus in's Auge gefafst, wie er bey Spinoza erscheint, nämlich unendliches Seyn und Werden in Gleichsetzung, wovon die eleatische Form abweicht, welche alles Werden leugnet. Zu beiden Formen hat aber allerdings das Trachten nach Begreiflichkeit eines unbegreiflichen Werdens der Dinge Gelegenheit gegeben, obwohl das Letztere nach keiner dieser Formen oder irgend einer andern wirklich begriffen wird. PP.

SPRACHKUNDE.

MEISSEN, b. Gödsche: *Beautés litteraires*, oder Neues französisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung für das Alter von 14 bis 20 Jahren. Zum Gebrauch in Schulen und beym Privatunterrichte, von *C. Saigey*. 1830. VI u. 362 S. 8. (21 Ggr.)

Eine grofse Mannichfaltigkeit und eine ziemlich gute Auswahl von Lesestücken empfiehlt dieses Büchlein der lernbegierigen Jugend. Wir hätten gewünscht, der Herausg. hätte die deutsche Erklärung der Wörter am Ende, und nicht unmittelbar neben dem Texte gegeben, da diese Einrichtung der Trägheit der Jugend stets eine willkommene Hülfe ist und somit die Haupttendenz aller solcher Uebungsbücher, jungen Leuten recht viele Wörter und Redensarten der fremden Sprache in den Kopf zu bringen, wenigstens theilweise verloren geht. Die Correctheit des Druckes verdient alles Lob.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Lehnhold: *Frid. Godoh. Schoenii de personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentatio.* 1831. 166 S. gr. 8. (16 gGr.)

So sehr auch die dramatische Kunst der Griechen Gegenstand mannichfaltiger und zum Theil sehr ehrenwerther Untersuchungen gewesen ist, so ist doch eine Seite des Theaterwesens noch auffallend wenig beleuchtet, und fast nur in Einzelnheiten, in zerstreuten, beyläufig niedergelegten Notizen oder oberflächlichen Andeutungen berührt werden. Ueber die architektonische Einrichtung des griechischen Theaters besitzen wir Darstellungen, mit denen man vor der Hand ausreichen kann; auf die Kunst der Decoration dagegen, auf den Apparat scenischer Kostümirung, überhaupt auf die Art, wie die Bühne sich bey Aufführung von Dramen im Aeufsern dem Zuschauer darstellte, hat noch niemand sein Auge im Ganzen und Grofsen gerichtet. Die trocken zusammenstoppelnde Aufzählung der einzelnen Apparatstücke bey *Pollux* im IV. Buche giebt nichts weniger, als ein anschauliches und zusammenhängendes Bild; aber sie giebt ein Fundament, auf welchem eine tüchtige Forschung, die aber hier vorzugsweise durch ausgebreitete und vielseitige Erudition bedingt wird, weiter bauen und gewifs ein verhältnifsmäfsig befriedigendes Ganze wird construiren können. Gar keine Erwähnung verdienen hier die Antiquare der frühern Jahrhunderte: (aufser den vom Vf. des vorliegenden Buches S. 5 namhaft gemachten stehen noch einige im VIII. Bande des *Gronov'schen Thesaurus*:) denn ihre Weisheit geht über die unverarbeiteten Notizen des *Pollux* nicht hinaus; von Neuern finden nur *Genelli* und *Böttiger* hier eine Stelle als solche, die auf dem Felde zu arbeiten begonnen haben. Aber die ungründliche, unter dem Schein des Geistreichen oberflächliche Manier *Genellis* in seinem *Theater zu Athen* hat es durchaus an den unerläfslichen Vorstudien, so wie an einer festen, durch nüchterne Kritik geregelten Methode mangeln lassen; Wahrheit und Bewährung liegen ihr wenig am Herzen; *cavalièrement* greift sie aus der Luft, wo sie keinen durch Vorgänger geebneten Boden findet; angeregt ist Manches, abgeschlossen und begründet Weniges. *Böttiger* dagegen, befähigt vor Vielen zur Lösung der Aufgabe, hat sich leider an ein Paar monographischen Darstellungen, zu denen er in seiner archäologischen Betriebsamkeit Anlafs fand, genügen lassen.

An diese Vorläufer schliefst sich der Vf. der gegenwärtigen Schrift, ein Schüler des früh vollendeten *Reisig*, an, jedoch in weit ausgedehnterm Umfange, als der Titel gerade anzunehmen berechtigt, und überhaupt in einer Weise, die für die Erschöpfung des interessanten Gegenstandes wie für die schriftstellerische Thätigkeit des Vfs gleich viel hoffen läfst. Den Mittheilungen des Vfs (S. 3. 4.) zu Folge haben wir eigentlich in der vorliegenden *Commentatio* nur einen Theil des von ihm verfolgten Planes ausgeführt. Die Arbeit, wie sie sich zumeist auf *ein* Drama des Alterthums, die *Bacchen* des *Euripides*, bezieht, ging von der Beschäftigung mit demselben auch ursprünglich aus. Auch kann man für eine vollständige und allseitige Bearbeitung, wie sie im Plane des Vfs lag, das gedachte Stück vor andern geeignet nennen, sofern neben den erheblichen Schwierigkeiten für Kritik auch das künstlerische Interesse in Anschlag gebracht wird, welches die im Ganzen musterhafte dramatische Oekonomie, so wie die üppige Frische und Lebendigkeit der Schilderungen, und die von dem Stoffe auf den Dichter selbst übergegangene Begeisterung bacchischer Trunkenheit gewährt. Denn darauf dringt der Vf. vorzugsweise, und stellt es als das Ziel seines Ringens heraus, dafs nicht über der noch so genügenden Reinigung *und selbst Erklärung des Einzelnen* die Einheit des Ganzen und seine grofsartige Bedeutsamkeit hintangesetzt werde. Um aber zu solcher Auffassung den rechten Standpunkt zu gewinnen, mufste ihn die Euripideische Bacchusfabel mit ihrem aus einem so vielseitig ausgebreiteten Mythenkreise und so eigenthümlichen Cultus entlehnten Stoffe veranlassen, seine Studien und Untersuchungen auf einen weitern Kreis, als diefs bey Bearbeitung griechischer Dramen gerade üblich ist, auszudehnen: wobey manche Anregung, die ihm durch *Welcker's* Arbeiten ward, nicht zu verkennen ist. Worauf in dieser Beziehung sein Ziel ging, fafst er selbst so zusammen: *quaestiones de argumenti rationibus tum historicis tum mythologicis, de scena scenicoque apparatu, de temporibus, de auctoris arte in rebus fingendis et adumbrandis, postremo de comparatione aliorum poetarum in eadem materia versatorum.* Dafs ihm bey solcher Ausdehnung des Planes das Material über den Kopf wuchs, nimmt Rec. nicht Wunder, und es war zweckmäfsig, dafs der Vf., die Durchführung des Ganzen einer günstigen Zukunft aufsparend, einstweilen gab, was sich vol-

vollendet geben liefs. Auch für diese Beschränkung des Planes auf die Darstellung der gesammten *Kostümirung* darf die Wahl der Bacchen eine glückliche heifsen. Der rauschende Dionysosdienst mit seinem entschieden vorherrschenden Charakter der Sinnlichkeit mufste einen so glänzenden Reichthum, so üppige Fülle der scenischen Ausstattung entfalten (woran es denn der schmuckefüchtige Dichter auch nicht hat fehlen lassen), dafs darum mit der gelungenen Veranschaulichung der scenischen Aufführung des *einen* Stückes zugleich Grundlagen für eine *allgemeine Skeuographie* der griechischen Tragödie gegeben seyn mufsten. Die Bearbeitung einer solchen hat sich aber der Vf. entweder schon als Aufgabe gestellt oder dürfte sich mit Rücksicht auf die wesentliche Lücke, die dadurch ausgefüllt würde, noch dazu entschliefsen; am dankenswerthesten mit Einschlufs auch der Komödie. Dazu kömmt aber noch der grofse Reichthum an Ueberlieferungen aus dem Alterthume, da der vor allen andern Culten enthusiastisch geübte und weit verzweigte Dionysosdienst nicht nur Schriftstellern jeder Gattung zahllose Veranlassung zu Verherrlichungen, Erwähnungen und Berührungen gegeben hat, sondern auch Hauptobject der bildenden Kunst der Griechen gewesen ist. Gerade diese Seite des Gegenstandes ist auch von dem Vf. mit Einsicht gewürdigt und mit durchgängiger Sachkenntnifs berücksichtigt worden. Wenden wir uns aber von der allgemeinen Anerkennung einer nicht alltäglichen Belesenheit, scharfsinniger Combination und strenger Kritik, und der Gabe lebhafter Anschauung sowohl als Veranschaulichung, die dem Vf. von keiner Seite versagt werden wird, zunächst zur Charakteristik seiner Methode. Allem Uebrigen vorangeschickt mufs die Bemerkung werden, dafs sein Augenmerk, wie es nach dem Stande der Dinge am meisten Noth that, durchweg mehr auf Ermittelung des Thatbestandes gerichtet war, auf vollständige Zusammenstellung des Positiven, historisch Gegebenen und dessen Verarbeitung zu einem Gesammtbilde, denn auf Ergründung der den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegenden Idee. Den Grund, auf dem die Untersuchung fortschreitet, bildet, wie billig, immer das, was aus dem Euripideischen Drama selbst vorliegt oder sich herausfinden läfst; damit werden alsdann zusammengestellt theils die allgemeinen Berichte über theatralische Kostümirung, anderntheils die Erscheinungen, in welchen andere Schriftsteller und die Meister der plastischen Kunst dieselbe Person oder dasselbe Stück ihres Aeufsern auftreten lassen, und daraus die Erörterung des bacchischen, des königlichen und jedes andern Personals für die Euripideische Scene nach Kostüm, Haltung und Geberde abgesondert. Aus der schon angedeuteten Celebrität Dionysischer Stoffe, und in Erwägung dafs gerade das Euripideische Drama das Vorbild für mehr als eine Nachahmung in Sprache und Bild geworden ist, läfst sich ermessen, welche Menge von anderweitigen Darstellungen, bey Dichtern, mythologischen und sonstigen Schriftstellern, endlich in Kunstwerken, mit steter Hinweisung auf das Aehnliche oder Unterscheidende, zum Vergleich benutzt worden ist. Was aber besonders von Kunstwerken, deren umfassende Kenntnifs überhaupt nur wenigen Begünstigten verstattet ist, übersehen oder nicht gekannt, kurz unberücksichtigt geblieben ist, darf dem Vf. nicht allzuhoch angerechnet werden, da *Halle*, nach den Anfangsworten der Empfängnifs- und Geburtsort der Schrift, zur Erwerbung eines vollständigen Apparats archäologischer Hülfsmittel vorzugsweise ungeeignet heifsen kann. Dazu ist Rec. im Gegentheil eher geneigt, in dem wirklich grofsen *Fleifse* des Vfs, der bey so knaupligen Gegenständen doppelt anerkennenswerth ist, ein Uebermafs zu finden, und eine, wie ihn dünkt, unabweisbare Ausstellung daran zu knüpfen. Der Vf. hat sich von dem für Monographieen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, schwer zu vermeidenden Fehler nicht frey zu halten vermocht, durch allzuängstliche Genauigkeit im Nachweisen, durch mitunter wirklich luxuriöse Anhäufung von Notizen und Belegen, und durch eine Umständlichkeit der Argumentation und Begründung, die nichts hinzuzusetzen übrig läfst, den gleichmäfsigen Flufs der Darstellung zu stören und einer abgerundeten, übersichtlichen Gestaltung des Ganzen Eintrag zu thun. *Welcker's* Worte über das Postulat solcher verdriefslichen Schwerfälligkeit, im *Nachtrag z. Trilogie* S. 96. 97., sind fürwahr beherzigenswerth. Wir verkennen nicht das zu Grunde liegende an sich unbestreitbar löbliche Streben, den vorliegenden Schatz reicher Materialien in gröfster Vollständigkeit zu verarbeiten, mit besonnener Abwägung aller einzelnen Momente Schritt für Schritt bis zur höchsten Evidenz vorzudringen, und für den Leser die möglichste Veranschaulichung und Ueberzeugung zu bewirken: aber — μηδὲν ἄγαν! Der Vf. hat etwas Aehnliches selbst gefühlt, wie die desfallsige Entschuldigung S. 8. zeigt. Es ist eine weise Kunstregel alter Redekunst, dafs es zweckmäfsig sey, auch manches nicht zu sagen, was sich sagen liefse, eben sowohl in materieller wie in formeller Beziehung. Wer sich durch gewisse, wenn auch sonst noch so gediegene Monographieen über elegische und über epische, auch komische Poesie der Griechen durchgearbeitet hat, und orientirt ist in der Literatur antiker Literaturgeschichte, wird Beyspiele für das erste wie für das letzte in Bereitschaft haben. Mag es auch, zumal dem jüngern Schriftsteller und dem Inhaber voller Adversarienspeicher, einigen Kampf kosten, dem Reiz erschöpfender Ausführungen, die die Nagelprobe aushalten, zu widerstehen: die Selbstüberwindung mufs geübt werden, und sie lohnt sich. Uebrigens trifft der Vorwurf mehr die zweyte Hälfte der Schrift, welche dem Chorpersonal gewidmet ist, und ist da zum Theil von der Art der Anordnung abhängig, auf welche später noch die Rede kommen wird. — In naher Verbindung damit steht eine ganz verwandte Neigung des Vfs, die aber eben so wenig ihm allein oder vorzugsweise zur Last gelegt werden

den soll, sondern die er gemein hat mit Hunderten, und die seit den Zeiten der Holländer fast das Ansehen eines Privilegiums philologischer Monographien erhalten hat. Es betrifft diefs die ganz gelegentlich angeknüpfte, aber gleichwohl nicht selten Seiten lang ausgesponnene Erörterung von allerhand von der Hauptsache selbst näher oder weiter abliegenden Fragen, auf die eben nur beyläufig im Verlauf der Darstellung die Rede kömmt. Dergleichen kann interessant, lehrreich, wichtig seyn: warum aber damit den natürlichen Gang der Untersuchung unterbrechen, die Rede buntscheckig überladen, und, wie diefs in namhaften kritischen Leistungen, die vielleicht dem Vf. nahe genug lag zum Vorbilde zu nehmen, der Fall, den Leser durch wahrhaft labyrinthische Irrgänge führen, noch dazu ohne den Ariadnischen Faden von Ueberschriften oder Kapitelangaben? Was ist vollends zu sagen, wenn man sich auf die Kunst der gegenseitigen Einverleibung und Ineinanderschachtelung des Heterogensten gar noch etwas Grofses zu Gute thut? Warum werden nicht längere Ausführungen der Art in besondere, räumlich ausgeschiedene Excurse verwiesen? sind sie aber geringern Umfangs, in Noten unter den Text? Rec. weifs sehr wohl, mit welchem Gewicht man gegen Textesnoten die Instanz vorzubringen pflegt, dafs sie nicht im antiken Geiste und Gewohnheit seyen. Ein bekannter deutscher Uebersetzer des Herodotus würde zwar diefs nicht einmal zugeben; ihn verdrossen die unzähligen Parenthesen, die jetzt die Lesung des Historikers erschwerten; ganz gewifs, meinte er, wären die ursprünglich nichts anderes als Noten mit α) β) γ) gewesen — denn warum hätte Herodot in einer so einfachen Sache nicht auch so gescheit seyn sollen, wie wir jetzt — und, gedacht, gethan, nahm flugs die Parenthesen oben heraus und setzte sie unten als Noten wieder an. Doch Scherz bey Seite; *Wyttenbach* hatte Recht, wenn er sich scheute, zu einem Kunstwerke, wie die *Vita Ruhnkenii* Noten zu machen: aber eine künstlerische *Darstellung* und eine gelehrte *Forschung* ist auch zweyerley. Macht man aber geltend, dafs ja auch jede *Untersuchung, Forschung*, in gewissem Sinne ein Kunstwerk seyn solle; wohl, wodurch wird Rundung der Darstellung mehr erreicht, wenn das Ungehörige und Fremdartige hineingezogen oder wenn es über Bord geworfen wird und ein getrenntes Gebiet für sich einnimmt? — Uebrigens mufs dem Vf. zum Lobe nachgesagt werden, dafs keine der mannichfaltigen Erörterungen, die dem Buche einverwebt sind, so fremdartig ist, dafs sie nicht in einem Zusammenhange mit der Haupttendenz stände; Mythologie und Cultus, Theaterwesen und Sittengeschichte der Alten sind die Kategorien, worunter die behandelten Gegenstände, die man in dem reichhaltigen Index vollständig aufgeführt finden kann, insgesammt fallen.

Die äufsere Einrichtung des Buches ist die, dafs die scenische Ausstattung der einzelnen Personen des Euripideischen Drama in XII einzelnen Kapiteln durchgenommen wird. Vorausgeschickt ist jedesmal eine innere Charakteristik der Person, weil dem Innern zu entsprechen eben die Aufgabe und die Bedeutung des Aeufsern war. Die Tendenz der griechischen Bühne, die äufsere und innere Persönlichkeit, namentlich in der physiognomischen Bildung, dergestalt in Uebereinstimmung zu bringen, dafs durch jene dem Zuschauer diese augenblicklich erkennbar wurde, ersieht man aus der Maskenbeschreibung, die uns *Pollux* gegeben hat. Ferner sind einzelne Situationen des Drama, so weit sie ein Moment zur Bestimmung der scenischen Kostümirung enthalten, zu Hülfe genommen. So, um uns zu deutlicherer Ausweisung der Darstellungsmethode an ein Einzelnes anzuschliessen, gründet der Vf. seine Untersuchung über das Aeufsere des *Bacchos* mit Recht darauf, dafs ihn Euripides in doppeltem Charakter auftreten läfst, zuerst als fingirten Diener des Gottes *Dionysos*, als Thiasosführer des Chores, lydischen Ursprungs, welcher im Kampfe gegen menschliche Willkür und Anmafsung das Göttliche vertritt und seine eigentliche Natur nur durchschimmern läfst; dann aber gegen das Ende des Stückes als *Dionysos* selbst, im vollen Glanze seiner Göttlichkeit erscheinend. Diese vermenschlichte Göttlichkeit mufste sich in Kostüm, Haltung und besonders im Gesichtsausdruck würdig und angemessen zeigen. Die Bestimmung des letztern ist sehr erleichtert durch die Schilderungen, die einzelne Stellen der Tragödie selbst davon machen, vorzüglich V. 232 ff., so wie durch die reiche Zahl anderer Darstellungen in Sprache und Bildung, welche wenig von einander abzuweichen pflegen. Nicht aber wurde eine eben solche Grundlage durch das Drama selbst für die Untersuchung über den Kopfschmuck geboten, dessen doch *Dionysos* nach sicherer Vermuthung nicht entbehren durfte. Hier wird mit einem vielleicht zu grofsen Aufwande von Zeugnissen und Gründen dargethan, dafs das Haupt des Gottes von einer üppigen Lockenfülle umflogen, mit einem Diadem, einer kostbaren Mitra, umwunden und mit Epheu bekränzt war: eine Ausstattung, welche der Vf. durch die Zusammenstellung mit einer Maske auf einem Basrelief bey *Zoëga* (*Ant. Basr. Roms* Taf. 24.) eben so wahrscheinlich als anschaulich gemacht hat. Denn wir müssen es eine sehr glückliche Auslegung nennen, welche S. 16 f. gemacht wird, dafs dort die Maske des *Dionysos*, wie ihn die tragische Bühne vorstellte, abgebildet sey. Auf dieselbe Maske des tragischen *Dionysos* und zwar gerade auf die des Euripideischen, wird nach *Jacobs* Vorgange ein Epigramm des *Kallimachus* (in *Brunck's Anal.* 1, 467.) gedeutet: jedoch giebt dasselbe aufser der heiligen Hauptumlockung (ἱερὸς πλόκαμος) keine nähern Kennzeichen an. Uebrigens scheint der Vf. nach S. 20 zweifelhaft gewesen zu seyn, ob neben dem Diadem noch eine Epheubekränzung oder überhaupt eine Hauptbekränzung stattgefunden habe, wiewohl er sich zur Bejahung der Frage hinneigt. Uns dünkt der

der Zweifel unstatthaft. Hauptbekränzung und Hauptbinde werden ganz gewöhnlich als zusammengehörige Sachen erwähnt, wie *Eurip. El.* 163. *Ennius Alex. fr.* 3. *volans de coelo cum corona et taeniis. Pindar. Isthm.* IV, (V,) 69. *Bkh.* λάμβανέ οἱ στέφανον, φέρε δ' εὔμαλλον μίτραν. Helden und Siegern wurden Kränze mit Tänien zugeworfen, *Pausan.* IV, 16, 4. *Nep. Alcib. c.* 6. Endlich zeigen unzählige Stellen und bildliche Darstellungen, dafs der den Alten so beliebte Ehrenschmuck des Hauptes gewöhnlich in einem von einer Binde umschlungenen oder auf andere Weise damit vereinigten Kranze bestand, so dafs oft, wo ταινία oder μίτρα allein, zugleich an ein στεφάνωμα zu denken ist und umgekehrt: *Theocrit.* II, 121. *Plin. N. H.* XXI, 3. *Thucyd.* IV, 121. *Serv. z. Aen.* V, 269., die Stellen bey *Ruhnken* zu *Tim.* S. 246. So ist *Herakles* der Sieger im *Mus. Pio-Clem.* VI. *tab.* 132. geschmückt, so *Terpsichore* auf einem Herculanischen Gemälde, *Pitt. d' Ercol. tom.* II. *tav.* 5., so vor Allen viele bacchische Personen, wie der Vf. selbst hie und da angiebt und denselben Schmuck S. 144. den chorischen Personen zutheilt, ja *Bacchus* selbst bey *Liban.* IV, S. 189. *Rsk.*, und in der Dionysosmaske im *Mus. Napol.*, welche *Zoëga* bey *Creuzer Symb.* III, 498 beschreibt.

Die theatralische *Bekleidung* des Bacchos wird im III. Kapitel aufgestellt, mit Voranschickung oder Einflechtung dessen, was im Allgemeinen das Tragödencostüm angeht. *Aeschylus*, wie er den Glanz und die Würde der Bühne überhaupt durch reichere Ausschmückung erhöhte, so hatte er auch — *personae pallaeque repertor honestae* — ein angemessenes Kostüm eingeführt, eine στολή, weit und tief herabwallend, prachtvoll und würdig, wie es Heroen und Heroinen geziemend war, πρόσφορον ἥρωσίν τε καὶ ἡρωίσιν ἐσθῆσθαι *Philostr. vit. Apoll.* VI, 11. p. 244. Darauf deuten auch *Schol. Dionys. Thr.* b. *Villois. T.* II, p. 178. mit den Worten: βουλόμενοι τὰ σώματα δεικνύειν ἡρωικὰ ἐμβάδας ἐφόρουν καὶ ἱμάτια ποδήρη. Daher führt der Tragödenanzug den Auszeichnungsnamen στολή, auch σωμάτιον; doch irrt sich der Vf., wenn er glaubt, dafs dieses Kostüm in *Antiphanes* Versen bey *Pollux* VII, 59. gemeint sey, die er so schreiben zu müssen glaubt:

> ταῖσδ' ἐν στολαῖς αὐταῖσι τετραγῳδημέναις
> σκελέαις τε καὶ τιάραις.

Wir lassen den ersten Vers dahingestellt seyn, wo sich noch dieses und jenes vorschlagen läfst; den metrischen Fehler im zweyten aber trage man kein Bedenken durch Streichung des τε καὶ (τε rührt ohnediefs blofs vom Vf. her) zu beseitigen. Denn *Jungermann's Cod. Pal.* (*Antw.*) hat σκελέαι σκάραις, der *Voss.* σκέλεαι σκάραις, worin σκελέαις, τιάραις unmittelbar gegeben ist. Die Zusammenstellung aber mit σκελέαις und τιάραις zeigt, dafs von einem barbarisch-asiatischen Anzuge, der in einer bestimmten Tragödie vorkam (τετραγῳδημέναις), die Rede sey. Es will uns jedoch, indem wir S. 22. die Ausdrücke *stolae vestitus* und *eadem vestis talaris* lesen, bedünken, als habe der Vf. στολή hier als ein einzelnes Kleid gefafst, da es doch Kostüm im Ganzen ist. Demnach ist στολὴ τραγῳδοῦ bey *Lucian* und ἡ τῆς στολῆς ἐμπρέπεια καὶ σεμνότης bey *Athenaeus*, endlich die στολή des *Dionysos* bey *Clem. Alex.* mifsverstanden. Hauptsächlich in sofern eine Bekleidung in mannichfaltigem Glanze strahlend, faltenreich und lang herabwallend war, bediente man sich des Ausdrucks στολή als eines dafür eigenthümlichen. — Der Schmuck der Heroen nun bestand in einer *Tunica talaris* und einem *Pallium*, beides prachtvoll und dem ganzen Glanze des Theaters entsprechend. Als *Tunica* war für die tragische Bühne das ποικίλον festgesetzt und allen Heroen gemeinsam. Lächerlich wäre es jedoch hiernach anzunehmen, dafs Gestalt, Farbe und Ausschmückung der ποικίλα in allen Stücken und für alle Personen dieselbe gewesen sey, und mit Recht dringt der Vf. darauf, bey *Euripides* eine Verschiedenheit der *Tunica* nach Stand, Alter und Würde bey den einzelnen Personen zu statuiren. Gemeinsam war wohl das Bunte, was schon im Namen liegt und vom Vf. weiter nachgewiesen wird, und das Weite; aber Besonderheiten je nach den verschiedenen Tragödien und den darin erscheinenden Personen mochten sich am meisten in der gröfsern oder geringern Mannichfaltigkeit und Pracht der Farben zeigen. Ein Barbar war bey Weitem bunter als ein Hellene; der nicht hellenische Ursprung des *Paris* wird in *Eurip. Iph. Aul.* 73. eben dadurch kenntlich, dafs er ἀνθηρὸς μὲν εἱμάτων στολῇ, χρυσῷ τε λαμπρὸς, βαρβάρῳ χλιδήματι erschien. An dem Glanz der Kleidung war ferner jugendliches oder höheres Alter unterscheidbar, wie aus *Alcest.* 1053 hervorgeht, wo die aus dem Hades von Herakles zurückgeführte Gattin des *Admetos* ὡς νέα ἐσθῆτι καὶ κόσμῳ πρέπει. Ueberhaupt ist der Natur der Sache nach unzweifelhaft, dafs wenn auch die Namen für einzelne Stücke des Tragödenanzuges festgesetzte waren, darum doch nicht Form und Gestalt derselben eine stehende war.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Lehnhold: *Frid. Godoh. Schoenii de personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentatio* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ποικίλον wird auch die dem Bacchos eigenthümliche Tunica genannt, so wie viele Stücke des scenischen Apparats überhaupt ihre Stelle ebenfalls in dem besondern Apparat des Bacchos haben, was mit dem Vf. als eine Hindeutung auf den engen Zusammenhang des Dionysischen Cultes mit dem Theaterwesen anzusehen ist. Von den Dionysischen ποικίλαις und ἀνθινοῖς spricht auch *Welcker z. Theogn.* p. XXXIX. Ueber dem Poikilon oder vielleicht der ganz ähnlichen *Bassara* (denn auch diese war Gewand des *Dionysos*) trug der Gott einen glänzenden *Krokotos*, wie in des Ptolemäus Philadelphos Festaufzuge bey *Athen.* V, 198. *c.*; gegürtet war er mit einem prachtvollen Gürtel, der nach der Manier der tragischen Bühne breit und nach weiblicher Schmückungsart bey den Achseln durch, über die Brust gelegt war, daher μασχαλιστήρ genannt, nicht aber *Schulterband*, wie es *Welcker Nachtr. z. Aesch. Tril.* S. 109. Anm. 29. fälschlich erklärt. Darüber hing eine zierliche, buntgefleckte und wie der Vf. S. 85 wahrscheinlich macht, wohl auch mit Gold und Edelsteinen durchwebte *Nebris*, quer von einer der beiden Schultern nach der entgegengesetzten Seite zu übergelegt. Prächtig waren auch seine Kothurne; goldene giebt ihm *Lucian*. Man sieht auf den ersten Blick, dafs dieser ganze Aufzug des Bacchos mehr weiblich ist als männlich, ganz angemessen der Idee des Gottes selbst. In ähnlicher Weise brachte ihn auch *Aeschylus* in der *Lycurgee* auf die Bühne, jedoch mit Modificationen, welche überzeugend darthun, wie sehr selbst in diesen Aeufserlichkeiten die Sinnesweise und Geistesrichtung jedes der beiden Dichter charakteristisch hervortritt. Ueber den Aeschylischen *Dionysos* und sein Kostüm hat *Welcker in der Trilog.* S. 318 ff. gehandelt und in der angeführten Stelle des Nachtrags, woselbst auch der nach jenem Vorbilde ausgestattete *Agathon* in den *Thesmophoriazusen* seine Berücksichtigung gefunden hat. Der Aeschylische Dionysos ist zwar auch nicht der bärtige, indische, sondern der jugendlich blühende, üppig-schöne Gott, aber weniger zum Weiblichen sich hinneigend als der Euripideische, mehr asiatisch und mystisch, nicht ohne Andeutung des kriegerischen Elementes, welches mit seinen Mythen verwachsen ist. Von dem Aufzuge des Euripideischen giebt eine sehr anschauliche Vorstellung die vom Vf. S. 84 in Vergleich gezogene Beschreibung des *Libanius*, oder die Schilderung, welche *Zoëga* von einer bildlichen Darstellung des Gottes macht, wo er jung, schön, in zarter Fülle, mit Weinlaub und Trauben bekränzt, bekleidet mit einer *Tunica talaris* (dem zierlichen, faltenreichen Poikilon), mit einer Theaterchlamys (dem Krokotos), eine Nebris von der linken Schulter zur rechten Seite, einen breiten weiblichen Gürtel unter der Brust und einen Thyrsos in der rechten Hand erscheint. Bey *Passeri* in den *Pictur. Etrusc. in Vas. T.* I. p. 13. ist auf der einen Seite einer Vase *Dionysos* dargestellt, wie er mit seinem orgiastischen Gefolge eben zum erstenmal nach Theben einzieht, vergl. *Creuzer Symb.* III, 500. Wir wissen nicht, ob der Vf. diese Darstellung aus Nichtkenntnifs unerwähnt gelassen hat oder absichtlich: sie ist aber nicht nach *Euripides*, sondern nach *Nonnus B.* XLIV.

Durch diese ganze Darstellung des Dionysischen Kostüms, welche wir hier nur sehr summarisch mit einigen Erweiterungen und Erinnerungen gegeben haben, erhält das, was *O. Müller Handbuch d. Archaeol. d. Kunst* S. 510 ff. kurz darüber erörtert, theils weitere Begründung, theils beträchtliche Vervollständigung, so wie auch für andere Theile der Kostümlehre die vorliegenden Untersuchungen zur Vergleichung mit den gleichen Partien des Müller'schen Werkes nicht undienlich seyn werden. In derselben Art, wie Bacchos, ist das übrige Personal der Tragödie behandelt, der übermüthige *Pentheus* Kap. IV, der weise Seher *Tiresias*, der greise *Kadmos* (Kap. VI.), die untergeordneten Boten- und Dienerrollen Kap. VII; kürzer die *Agaue* mit ihrem Gefolge (Kap. V.), weil der Theil ihres Kostüms, der Dionysisch ist, später vollständiger beschrieben wird. Vielleicht am meisten gelungen und an Aufklärungen reich sind die Abschnitte über das Königskostüm, über den Aufzug des Sehers und über die scenische Erscheinung der untergeordneten Personen. In das Einzelne weiter einzugehen gestattet der Ort nicht; daher nur Eins. Bey den königlichen Insignien, Scepter, Purpurgewand und Diadem, hat der Vf. gefühlt, dafs des Plutarchus Autorität (S. 40.) für das *Diadem* einigem Zweifel unterliegen kann. Ganz recht in gewisser Hinsicht. Denn nicht eben so, wie das Scepter,

Scepter, wird jenes von den Tragikern als Zeichen der königlichen Herrschaft genannt, und es ist das von den Schriftstellern aus der macedonischen und römischen Zeit so oft erwähnte Diadem (Stellen b. d. *Interpp. z. Diodor. I*, 47. S. 57. *Wess.*) kein hellenisches Königsinsigne, sondern ein persisches, welches sich *Alexander* nach *Diodor* XVII, 77. S. 220 zuerst umlegte, eine blaue, weiss durchwirkte, überall gleich breite Hauptbinde, welche um die Tiare des Königs geschlungen wurde: *Xenoph. Cyrop.* VIII, 3, 14. *Curt.* III, 3, 19. *Spanh. de praest. numism.* VIII. S. 466. Ein solches Diadem nebst der Tiare trug *Darius* in *Aeschylus* Persern, nach *V.* 660. Ein solches auch war es, was der vom Vf. S. 41. genannte *Demetrius* als Zeichen der königlichen Würde annahm; daher diese Notiz nicht zum Erweis eines gleichen Schmucks der griechischen Theaterkönige dienen kann. Eben dieses persische Diadem ist zu denken, wenn alte Grammatiker bey *Casaub. z. Sueton. Caes.* 79 es als Ehrenzeichen der macedonischen d. h. nachalexandrischen Könige, um die Kausia gelegt, anführen; es ist bey diesen, doch ohne *Kausia*, gewöhnlich auf macedonischen Münzen zu sehen. Ob nun Plutarch dieses von den Persern herübergekommene Diadem, oder die gewöhnliche hellenische Hauptbinde, welche denselben Namen führt, verstanden habe, indem er von den Bühnenkönigen spricht, ist nicht zu erkennen; gewifs aber ist, dafs *Demosthenes*, aus dem er seine Notiz entlehnt, nichts davon erwähnt. Der Vf. aber hat jene Scheidung nicht gemacht. Nämlich eine Hauptbinde als Ehrenschmuck der Könige hatte allerdings auch die griechische Bühne, und vielleicht eine ganz ähnliche; nur sind Name und Insigne nicht in dem Sinne zu fassen, dafs diefs Diadem, wie das persische, das charakteristische Merkmal der Königswürde gewesen wäre. Vielmehr fand diefs in Folge des beliebten Gebrauchs von Hauptbinden überhaupt statt, was bey den Alten eine Sitte von vielfacher Bedeutung und der allgemeinsten Anwendung war. Denn es galt als Schmuck- und Ehrenzeichen jeglicher Art, als Symbol der Freude, der Festlichkeit, der Hoheit und Würde, der Heiligkeit, priesterlichen Auszeichnung und religiösen Verehrung, wie der Vf. selbst an mehrern Stellen nachweist, vergl. S. 56 ff. 100. 103. 138 ff., dazu *Schol. zu Pind. Nem.* XI, 37. *Hesych.* und *Fest. v. taenia.*

Gewissermafsen eine zweyte Abtheilung der Schrift bilden die Untersuchungen über den Chor der Bacchantinnen, dessen Ausstattung, und über die des Bacchischen Thiasos im Allgemeinen, von Kap. VIII—XII. Ausgegangen wird auch hier von dem innern Charakter der Rolle, die Euripides den Bacchantinnen zugetheilt hat, und diefs in Vergleich gestellt mit dem Wesen und Personal der Dionysischen Thiasi überhaupt. Zuvörderst wird eine Scheidung zwischen den chorischen Mänaden und dem Thiasos der thebischen Frauen gemacht, ein Unterschied, der seinem innern Wesen nach im letzten Kapitel noch näher bestimmt wird. Jene, asiatischen Ursprungs, sind die beständigen Begleiterinnen des Gottes auf seinen Zügen, und zeigen auf der Bühne den Dionysischen Festsinn in gemäfsigter Ekstase; diese feyern auf dem Kithäron ein Taumelfest von leidenschaftlich heftigem, viel wilderm Charakter und erscheinen nur in sehr geringer Zahl, ohne Handlung, auf dem Theater, nur die nämlich von ihnen, welche den Zug der *Agaue* bilden (vgl. S. 48.). Wenn es nun an sich nicht zu tadeln ist, dafs hier für den Euripideischen Thiasos aus den Schilderungen anderer Bacchusaufzüge belehrende Aufklärung geschöpft ist, so war es doch in solcher Ausdehnung mit nichten nöthig. Es tritt hier besonders die im Eingange der Rec. gerügte weitausholende, lang durchführende Behandlungsweise ein, indem z. B. der Vf. S. 69 sich die Frage gestellt, warum ein weiblicher und kein männlicher oder gemischter Thiasos gewählt worden sey, und diese nunmehr mit grofser Umständlichkeit und nicht ohne verschiedene Subtilitäten beantwortet hat. Die Hauptsache aber ist diese, dafs die Frage an und für sich unpassend seyn dürfte, da sie mit dem eigentlichen Zwecke des Vfs wenig oder gar nicht in Verbindung steht. Besonders allzu subtil argumentirt erscheint S. 72 ff., dafs *Euripides* bey seinem Chore sich mit bestimmter und den Zuschauern deutlicher Absicht an das Personal der funfzehn Gerären angeschlossen haben soll, welche am Feste des limnäischen *Dionysos* zu Athen dessen Dienst verrichteten. Will denn der Vf. etwa die Funfzehn-Zahl des Chores die längst fixirt war, von der Zahl jener Priesterinnen abhängig machen? Fast scheint es so. Auch die würdigere, gemessenere Haltung, mit der der Dichter die chorischen Bacchantinnen in Gegensatz zu den thebischen Frauen stellt, ist dem Vf. ein Argument. Um aber zur Widerlegung das Schlagendste anzuführen, so mangelt es ja gänzlich an den leisesten Andeutungen im Stücke selbst, welche doch nicht unterblieben wären, wenn der Dichter damit die Erinnerung an vaterländische Institute hätte erwecken wollen. — Die elegische Episode über den Mangel umfassender und eindringlicher Forschungen über das ganze Wesen der *dramatischen Chöre* ist allerdings nicht ohne Grund. In dem von dem Vf. S. 74—76 Beygebrachten läfst sich aber nicht eben etwas Neues bemerken. Dafs *Sophocles*, wie *Suidas* und der *Biograph* berichten, den Chor von zwölf Personen auf funfzehn vermehrt habe, steht gar nicht im Widerspruch mit dem Aeschylischen Gebrauch der letzten Zahl. Wie in andern Stücken konnte die Neuerung des jüngern Dichters sofort von den ältern angenommen und in dessen spätern Tragödieen nachgeahmt werden. Für die Zeit der *Orestie*, für die die Funfzehn-Zahl durch *Hermann* unwidersprechlich nachgewiesen worden, würde jene Annahme passen, da jene Trilogie *nach Ol.* 77, 4. (dem ersten

ersten Auftreten des Sophocles fällt.) Man könnte sogar auf solcher Grundlage fortbauen, und diejenigen Aeschylischen Stücke, für die sich ein funfzehnzähliger Chor wahrscheinlich machen läfst, durch das Grenzjahr *Ol.* 77, 4 chronologisch bestimmen, (nicht auch umgekehrt die mit der Zwölfzahl vor jenes Jahr setzen, da dem Dichter, wenn er es nach den mythischen Verhältnissen passend fand, frey stehen mufste, zur alten Zahl zurückzukehren.) Viel wird freylich dadurch nicht gewonnen. — Gegen die von manchen beliebte Vierzehnzahl bedurfte es jetzt kaum noch einer Demonstration. Unabweislich aufgedrungen würde den tragischen Dichtern jene Zahl nur durch irgend eine Vereinbarung mythischer Personen in der unabänderlich feststehenden Zahl 14 seyn. Eine solche aber ist nicht bekannt. Die misglückte Construction einer Aufstellung des vierzehnzähligen Chores für die *Supplices* des *Euripides* ist durch die vom Vf. S. 76 citirte Abhandlung von *M. Axt* vollkommen beseitigt; doch war noch *vor Reisig,* dessen Andeutung *Enarr. Oed. Col.* p. CLX. von *Axt* ausgeführt worden, *Elmsley* zu nennen im *Class. Journ.* Nr. XVII. p. 56, was dem Vf. entgangen ist. Die S. 76 vorgeschlagene Veränderung des *δεκατέσσαρες* (*ιδ´*) beym Scholiasten des *Dionysius Thrax* (nicht bey diesem selbst, wie der Vf. sagt) in *Villoisons* oder *Bekk. Anecd.* II, 746, 29. in *ιέ* (denn *τέ* ist wohl offenbar Druckfehler), und zwar wegen der Nähe des *κδ´* vom komischen Chore, ist uns nicht wahrscheinlich. Bleibt doch auch dann immer noch die von dem Vf. nicht berücksichtigte zweyte Beweisstelle für die Vierzehnzahl in der *Vit. Aesch. Robortell.* (*Aesch.* T. VIII, p. 162. *Butl.*) Es scheint aber die Angabe auf einer sonst richtigen Beobachtung zu beruhen, und nur schief ausgedrückt zu seyn, auf der Beobachtung nämlich des in gewissem Sinne unleugbaren Vorherrschens der Siebenzahl in den tragischen Chorgesängen, welches sich auf die Theilung des Chores in die zwey *ἡμιχόρια* gründet, aufserhalb deren dann noch der jedesmalige Chorführer stand. Aus der Unterscheidung des Gesammtchorführers und der zwey Hemichorienführer dürfte sich auch die von dem Vf. S. 75 aufgeworfene Frage der Verwunderung beantworten lassen, was denn für eine Veranlassung gedacht werden könne, warum der *qui primus in his quippiam novavit* (es war kein Grund, gegen unverdächtige Zeugnisse den Namen des *Sophokles* zu umgeben) die Erweiterung der Chorzahl zu 15 Personen vorgenommen habe? Die Sichtung und Erklärung der betreffenden Ausdrücke *χορηγός, κορυφαῖος, μεσόχορος* u. s. w. liegt aber noch sehr im Argen; *Boeckhs* flüchtige Bemerkungen *Gr. tr. pr.* p. 68. 69 reichen wenig aus. — Endlich versteht Rec. schlechterdings nicht, wie eine Aufstellung des vierzehnzähligen Chores (dergleichen *Hermann Praef. Suppl.* versuchte) den Athenern schon deshalb hätte verwerflich erscheinen müssen, weil sie an das berüchtigte *σποράδην* des *Aeschylus* erinnerte. Damit hat es ja eine ganz und gar verschiedene Bewandtnifs, und wird der Vf. bey näherer Ansicht die kleine Uebereilung sicher sogleich zurücknehmen, so wie er sich selbst nach den bisherigen Darlegungen nicht verhehlen wird, dafs das VIII. Kapitel *de choricarum personarum partibus et numero* das schwächste im Buche seyn dürfte.

Im Folgenden hat der Vf., um die scenische Erscheinung des eigentlichen Bacchischen gründlich darzuthun, von S. 76 — 100 eine umfassende Erörterung des bacchischen Apparats im Allgemeinen eingefügt, jedoch mit Uebergehung oder nur kürzerer Erwähnung der Stücke, von welchen auf der Euripideischen Bühne kein Gebrauch gemacht worden. — Da nun der Anwendung dieser allgemeinen Resultate auf die besondere Aufführung der Euripideischen Tragödie schliefslich noch ein besonderes Kapitel gewidmet worden ist, aufserdem aber das Kostüm des Bacchus selbst mit seiner analogen Natur schon früher abgesondert behandelt war, so fehlt es nicht an einigen Wiederholungen oder Zerstückelungen des Gleichartigen, die sich durch eine andere Anordnung des Stoffes wohl hätten vermeiden lassen. Es verbreitet sich aber die Untersuchung, für welche *Nonnus* IX, 113 bis 131. zu Grunde gelegt ist, über die *Nebris*, den Thyrsos und Narthex, die Dionysischen Hauptbekränzungen und den Kopfputz überhaupt, die Schlangen, das mystische Fäfschen, Phialen, Kraterophorien, Fackeln, endlich von musikalischen Instrumenten das Tympanum und die Flöte. Mehr als sonst ist auch darauf hingewiesen, welchen Verhältnissen des Cultus die verschiedenen Stücke jenes Apparates ihren Ursprung verdanken, und welche Bedeutung ihrer Anwendung zu Grunde lag. Die über alle jene Gegenstände hier niedergelegten Sammlungen machen sich durch die mannichfache Aufklärung, die sie bieten, gewifs einer bereitwilligen Aufnahme werth. Die Bewältigung aber des gröfsern, allgemeinern Gebietes mufste sofort auf den Standpunkt führen, von welchem aus die Uebersicht über das Besondere weit leichter, klarer und sicherer gewonnen wird. Dieses Besondere selbst, die Kenntnifs des *scenisch-dionysischen* Aufzuges giebt das letzte Kapitel, nach vorangestellter Charakteristik des weiblichen bacchischen Personals bey Euripides, für welches die Zusammenstellung mit antiken Kunstwerken grofse Anschaulichkeit gewährt. Ein wichtiges Moment für die Bestimmung dieses Aufzuges entwickelt der Vf. aus der verschiedenen Zeichnung des Chors und der thebischen Mänaden, welche der Dichter in Betreff der beiderseitigen Ekstase giebt, und findet es mit Recht der bey Weitem feyerlichern, würdevollern und fast priesterlichen Haltung und Geberdung der Chormänaden gemäfs, dafs sich der Ausdruck Dionysischer Lust auch in den Gesichtszügen, im Tragen des Haars und dem ganzen Kopfschmuck, so wie in der übrigen Tracht nur gemäfsigt und veredelt kundgethan habe, wie es dem geweihten Thia-

Thiasos des Gottes selber geziemend war. Demnach wird ihnen Epheu oder anderes Dionysisches Gewächs als Bekränzung zugewiesen, und als Hauptbinde die *Mitra*, doch nicht die barbarische, sondern ein heiliges Stemma, eine Art *Infula*. Auch durch die hier eingeflochtene Untersuchung über die *Mitra*, von S. 135 — 144, erhält die kurze Bestimmung bey *O. Müller Hdb. d. Arch.* S. 429. beträchtliche Erweiterung. In der Hand hatten die Chorpersonen das Tympanum, was sie nach dem Takte der Flötenmusik und den Bewegungen des Tanzes schlugen. Ihr Gewand war die *Bassara*, über welche, so wie über das von *Dionysius Perieg.* und *Longus* erwähnte *ζῶμα* befriedigend von S. 146 bis 155 gehandelt wird. Endlich erschienen sie wahrscheinlich barfuſs auf der Bühne, *λευκόποδες Βάκχαι Eurip. Cycl.* 72.

Es konnte nicht fehlen, daſs bey Untersuchungen dieser Art sich verschiedentliche Gelegenheit zu Besserungsversuchen verderbter Stellen darbot, und in dieser Beziehung muſs dem Vf. das Zeugniſs gegeben werden, daſs er sich im Urtheil über grammatische Dinge und in Handhabung der Kritik mit Sicherheit und Geschick bewegt. Einzelnheiten auszustellen, wo Meinung gegen Meinung steht, kann nicht dieses Orts seyn. Doch findet sich auch absolut Falsches. Bey *Nonnus* IX, 120. schreibt der Vf. S. 77. ohne Weiteres *πρώτη χαμπύλον ἄνθος ἀναθρέψασα κορύμβων | ἄπλοχον ἀμπελόεντι κόμην μιτρώσατο δεσμῷ*, und erklärt *ἀναδρέψασα* der *Gräfischen* Ausgabe für einen Druckfehler. Rec. hat ältere nicht zur Hand, wettet aber zehn gegen eins, daſs in ihnen nichts anderes zu finden ist, wie denn auch im dortigen Zusammenhange nichts passender seyn kann, als der Begriff des *Abpflückens; ἀναθρέψασα* würde zu corrigiren seyn. Ob es nicht lieber *ἀποδρέψασα* heiſsen solle, ist eine andere Frage. — S. 84 wird hartnäckig geleugnet, daſs *στέφειν* irgend einen andern Grundbegriff haben, als *coronare*. Vorsichtiger würde der Vf. geurtheilt haben, hätte er sich der bekannten Untersuchung in *Buttmann's Lexilogus* erinnert, wonach der Begriff des Gehäuften, Dichtgedrängten als ursprünglicher unzweifelhaft ist.

(*Der Beschluſs folgt.*)

GESCHICHTE.

Basel, b. Schweighauser: *Erzählungen aus der Schweizergeschichte nach den Chroniken* von *Rudolf Hanhart.* — *Zweyter* Theil. 1829. VIII u. 522 S. *Dritter* Theil. 1829. X u. 460 S. gr. 8. (Pr. für alle 3 Theile 4 Rthlr. 12 gGr.)

Bey der Anzeige des ersten Bandes in diesen Blättern A. L. Z. 1831. Erg. Bl. Nr. 54. S. 431. haben wir den Zweck des Werkes und das Verhältniſs angedeutet, in welchem es zu dem Abrisse der Schweizerhistorie desselben Vfs stehet. Kaum war es erschienen als es in die Kantonschule zu Trogen im Appenzeller-Lande als Lesebuch eingeführt wurde. Diese Wahl ist äuſserst zweckmäſsig; die beiden vorliegenden Bände rechtfertigen sie vollkommen, da auch in denselben die edle Absicht verfolgt wird, durch genaue Kenntniſs der Thaten und Sitten der Altvordern und ihrer Kämpfe für Selbstständigkeit und ihrer sich selbst vergessende Hingebung für das Gemeinwohl die Nachkommen zu bewegen, das theuer erkaufte Glück zu bewahren und zu festigen durch freudige Darbringung aller Opfer, die unsere Zeit vorzugsweise verlangt. Möge das wahrhaft vaterländische Unternehmen mit dazu beytragen, den Geist der Unruhe, der Unzufriedenheit und der Selbstsucht zu beschwichtigen, der sich jetzt fast in allen Theilen der Schweiz regt! Der *zweyte* Band beginnt mit dem Jahre 1298 und führt die Geschichte bis zum Jahre 1490, mit Benutzung der Chroniken von *Bullinger, Leo Judä, Tschatlan, Stettler, Petermann Etterlin,* und nach Anleitung von *Sprecher's Pallas Rhaetica, Haffner's* solothurnischem Schauplatze, den Briefen des *Poggio* und *Ulrich's* Sammlung jüdischer Geschichten. Der *dritte* Band erzählt die merkwürdigsten Begebenheiten vom Anfang des Schwabenkrieges bis zum und einschlieſslich des borromäischen oder goldenen Bundes der sieben katholischen Orte. Dabey wurden benutzt die Chroniken von *Valerius Anshelm, Bullinger, Rhan, Stettler, Stumpf, Bilibald Pirckheimer's Historia belli Suitensis, Wursteisen, Reimer's* Leben Georgs von Frundsberg, *Ulrich Zwingli's* Schriften, *Keſsler's* Sabbatha, die *Miscellanea Tigurina,* Aloisius von *Orelli von Orell* in Zürich und „der alten, löblichen, mannlichen Eidgenossen beständige Vereinigung und Bündnussen, geschehen zu Luzern den 4. Octbr. 1586. Gedruckt zu München 1588." Der letzte Abschnitt S. 445 ist auch als Ende der alten Eidgenoſsschaft bezeichnet. Bis dahin, sagt der Vf., begleiten uns die schweizerischen Chroniken. Alsdann, nämlich vom Jahre 1586 ab, verliert sich alles in Kantonsgeschichte; die Eidgenossenschaft verschwindet. Die Gemeinden werden nicht mehr berathen. Es sind die Geschlechter in den Thälern und in den Gebirgen, welche über Unterthanen, hie und da (o, der Schmach!) über Leibeigene gebieten, deren Väter für sie gestritten. Rücksichtlich dessen, was in diesen Zeiten des Verfalls und Untergangs der Eidgenossen geschehen, verweiset Hr. Prof. *Hanhart* auf die Schriften des Rathsherrn *Ludwig* (nicht *Gerold*) *Meyer von Knonau,* auf *Zschokke's* Denkwürdigkeiten und Geschichte des Kampfs und Uebergangs der Waldkantone und endlich auch des Obristen *Wieland's* eidsgenössische Kriegesgeschichten. Nicht ohne gerechten vaterländischen Stolz erinnert die Vorrede an die Groſsthaten der neuern Schweizer bey Dettingen, Frauenfeld, Andelfingen, an der Schindellegi, in Unterwalden, bey Neueneck und Laupen, in Spanien und Polen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Lehnhold: *Frid. Godoh. Schoenii de personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentatio* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Als nicht gelungen muss der Vorschlag S. 18 gelten, den letzten Vers eines Epigramms des *Kallimachus* (*Anal.* I, 467) so zu schreiben: οἱ δὲ λέγουσιν ἱερὸς ὁ πλόκαμος, εὔκομον εἶαρ ἐμοί. Für eine Emendation beym *Kallimachus* ist die Verlängerung des ος viel zu bedenklich, außerdem der Gedanke matt und das Ganze ohne Pointe. Es ist dort aber überhaupt gar keine Emendation nöthig. Der Vf. begreift die Jacobsische Erklärung (*Anth. Pal.* I, S. 289) der Vulgate τοὐμὸν ὄνειαρ ἐμοί nicht: *quae mihi notissima sunt Euripidis in Bacchis verba* und tadelt die Vergleichung des, wie ihm scheint, ganz fremdartigen ἃ μέγα Βαττιάδαο σοφοῦ περίπυστον ὄνειαρ, ἦ ῥ' ἐτεὸν κεράων, οὐδ' ἐλέφαντος ἔης (*Anal.* III, 270). Die Stelle ist aber vollkommen passend zum Erweise der Form ὄνειαρ für ὄνειρον; von ὄνειαρ im gangbaren Sinne, woran der Vf. gedacht haben muss, ist gar nicht die Rede, wie ja eben die Note in *Anth. Gr.* Band XII, S. 181 beweist, und zu unserm Epigramm selbst Bd VII, S. 280. Die Redensart τὸ ἐμὸν ὄνειρον ἐμοὶ λέγεις ist aber proverbial, was dem Vf. nicht entgangen wäre, hätte er nicht die Stelle S. 259 ebend. bey Seite liegen lassen. Eines schlagenderen Argumentes aber bedarf es nicht, als dass dieselbe Wendung bey demselben Dichter wiederkehrt: Οἶδ' ὅτι μοι πλούτου κενεαὶ χέρες· ἀλλά, Μένιππε, μὴ λέγε, πρὸς Χαρίτων, τοὐμὸν ὄνειρον ἐμοί. (*Anal.* I, 462) — Ein seltsames Versehen ist dem Vf. S. 33 bey Behandlung eines Epigramms des *Addaeus* (*Anal.* II, 242) begegnet, in dessen einen Pentameter auf einmal Dorismus hineingebracht wird, während das ganze Epigramm in ionischem Dialecte ist: εἵματα καὶ σκηνᾶς ἐμβάδε πανομένας. Ohne Zweifel verleitete dazu *Scaliger's* σκηνᾶς πενθομένας. Auch hier wundern wir uns über die Verwerfung des Jacobsischen Urtheils über εἵματα, welches Wort uns allerdings inept scheint. Mag man immerhin mit dem Vf. τὰ Βάκχου εἵματα *histrionum tragicorum habitum* erklären, so wäre es doch ein in doppelter Rücksicht abgeschmackter Gedanke, nachdem vom Euripides gesagt war: *in Arethusa liegst du begraben*, nun fortzufahren: *eigentlich aber sehe ich nicht dieses für dein Grabmahl* (oder *Denkmal*, nach des Vfs Sinne) *an*, *sondern vielmehr die Kleider und Schuhe der Bühne*; eine lächerliche Umschreibung des Theaters. Ueberhaupt aber ist die ganze Wendung durchaus gezwungen, und das von *Jacobs* z. *Anth. Gr.* Bd IX S. 237 verglichene Epigramm des *Diodorus* (*Anal.* II, 187) passt gar nicht. Dort ist der Gedanke ganz anders eingeleitet mit den ausdrücklichen Worten: *miss nicht* (μὴ μέτρει) *des Themistokles Namen nach seinem Grabmal*, *sondern nach Salamis* u. s. w. Wir erkennen gar nicht den Gegensatz zwischen *diesem* Grabmal und einem *andern* als Spitze des Epigramms, sondern vermuthen als Sinn des Dichters Folgendes: *Deinen Tod betrachte ich als den Untergang der Tragödie, dein Grab ist zugleich das Grab des Bühnengottes selbst*, und schreiben demnach:

σὸν δ' οὐ τοῦτον ἐγὼ τίθεμαι τάφον, ἀλλὰ τὰ Βάκχου σήματα,

was auch Scaligern einfiel. Denn der Cod. Vat. hat ἤματα, Pal. ἤματα. Das Nächste, καὶ σκηνὰς ἔμβαλε πειθομένας, wovon *Brunck's* κ. σκ. σῇ ὀπὶ πειθ. und *Jacob's* κ. σκ. αἷς μέγα πένθος ἔβας viel zu weit abliegt, führt auf einen Vorschlag, wie etwa:

σήμαθ', ἃ καὶ σκηνὰς ἔμβαλε πένθεϊ σάς,

oder wenn man lieber will, ἀλλὰ τὸ Βάκχου σῆμα, τὸ καὶ —. An dem metonymischen σῆμα für θάνατος wird man keinen Anstoss nehmen. Etwas mehr Energie könnte freylich dem Gedanken nicht schaden.

Die Latinität des Vfs verdient um so ausdrücklicheres Lob, mit je sichererm Bewusstseyn sie sich vom germanisirenden Schlendrian entfernt hält, und je unverständiger sie (bey Gelegenheit eines vom Vf. geschriebenen Programmes) irgendwo getadelt worden ist. Proprietas in der Wahl der Worte, Angemessenheit der Wortstellung, lateinischen Satzbau und ein kräftiges individuelles Gepräge wird man selten vermissen; Incorrectheiten im Einzelnen hätten um so mehr vermieden werden sollen, je kleiner ihre Zahl ist. Dahin gehört das fatale *et ipse* z. B. S. 19. was neuerdings oft genug zur Sprache gekommen ist; die grundhässliche Stellung des *quoque*, die man gleichwohl in hundert Noten findet, wie *dixit quoque Kühnoelius de hac re:* so beym Vf. S. 72 *ita credibile quoque est*, statt *hoc*, *illud quoque*, wenn man einmal nicht *etiam*, welches auf einen ganzen Satz gehen kann, setzen will, oder hier *ita in Bacchas quoque Euripidem credibile est* etc.; *credibile quoque est* bezöge sich nothwendig auf einen Gegensatz wie *probabile est* oder dgl. Rücksichtlich der lediglich poetischen Formen *servüsse* S. 16, *praeteriit* S. 19 u. s. w.

u. s. w. statt *servisse* (oder schwerfälliger *servitisse*, Quintil. I, 6, 17) scheint *Heinrich's* schon vor 15 Jahren zu den Cicer. Redenfragm. S. 101 gegebene Andeutung sich noch immer nicht den gebührenden Eingang verschafft zu haben. Anderes übergehen wir, können jedoch das altväterische *Bacchabus* auf dem Titel nicht ohne Rüge vorbeylassen, zu welcher Form nicht der mindeste Anlafs vorlag. Ein anderes wäre es, wenn Euripides auch ein Stück *Bacchi* gedichtet hätte; so aber müfste Bacchabus auf Römer zu Ciceros Zeit ganz denselben Eindruck machen, als wenn wir bey unsern Altvordern lesen: *von denen Bacchantinnen*.

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin, in d. Vereins-Buchh.: *Giovanni Rosini's Nonne von Monza*. Fortsetzung der Verlobten von Alessandro Manzoni, übersetzt von *Dan. Lefsmann*. 1830. *Zwey* Bände. 8. (2 Rthlr. 12 Ggr.)

Unter den vielen, seitdem Manzoni die Bahn gebrochen, in Italien nach diesem Vorbilde emporgeschossenen Romanen nimmt der hier anzuzeigende unstreitig den ersten Rang ein, und schliefst sich auch seinem Inhalte nach an die *Verlobten* Manzonis an, ohne darum gerade eine Fortsetzung derselben zu seyn, wie es dem Uebersetzer auf dem Titel auszudrücken beliebt hat. Die Leser des Manzonischen Romans werden sich daraus wohl der interessanten Episode einer Nonne in Monza erinnern, welche aus vornehmen Geschlechte stammend, der Habsucht und dem Stolze ihrer Verwandten aufgeopfert, durch die arglistigsten Künste der Schmeicheley, der Ueberredung und verlarvten Gewalt, endlich dahin gebracht wird, mit widerstrebendem Herzen, wenngleich scheinbar freywillig, den Schleyer zu nehmen, und welche sich mit einem in der Nähe ihres Klosters wohnenden Jüngling in eine verbrecherische Verbindung einläfst. Die Schicksale dieses Liebespaares, Gertruds und Egidio's, bilden den Stoff des vorliegenden Romans. Er beginnt mit der Flucht aus dem Kloster und endigt mit der Bufse des nach Mailand zurückgebrachten unglücklichen Mädchens; so dafs Anfang und Ende dieses Romans uns auf den Schauplatz der Verlobten führen, und nothwendig an viele Personen und Verhältnisse jenes früheren Werkes erinnern. Der Vf. hat in einer Einleitung eine gedrängte Darstellung der früheren Schicksale der Nonne gegeben, und dadurch die Leser seines Werks, auch wenn sie die Verlobten nicht gelesen haben sollten, einigermafsen in den Stand gesetzt sein Werk zu verstehen. Der Uebersetzer, und das ist der erste Vorwurf, den wir ihm machen müssen, hat unbegreiflicher Weise diese Einleitung weggelassen und dadurch dem Leser wie dem Vf. einen schlimmen Dienst geleistet. Noch viel mehr zu tadeln aber ist es, dafs er nicht durch einige Anmerkungen dafür gesorgt hat, die vielen dem deutschen Leser unverständlichen Umstände und Anspielungen in diesem Romane zu erklären. Die Absicht des Vfs war nämlich offenbar sich nur der Geschichte jenes Liebespaares, welches er auf seiner Flucht von Monza nach Florenz führt, als einer Veranlassung zu bedienen, um seine Leser mit dem politischen und gesellschaftlichen Zustande von Florenz, mit den Sitten aller Stände, mit dem Zustande der Künste und Wissenschaften in Toskana um das Jahr 1630, nicht ohne stolze Seitenblicke auf das damals noch rohe und ungebildete Mailand, bekannt zu machen. Zu diesem Ende hat er den Egidio mit Talenten und mit einer Feinheit des Betragens ausgestattet, welche ihm leicht den Zutritt zu den gebildetsten Zirkeln von Florenz eröffnen und dem Vf. Gelegenheit geben in oft etwas zu gedehnten Gesprächen den damaligen und früheren Ruhm Toskanas in Künsten und Wissenschaften vor den Augen seiner Leser erglänzen zu lassen. Unleugbar hat er hier nicht selten das poetische Interesse dem historischen und dem patriotischen allzusehr nachgesetzt, und es wimmelt daher in diesem Buche von Anspielungen und Beziehungen, welche in dem Munde der damaligen Gebildeten zwar sehr natürlich sind, aber um verstanden zu werden einen Leser voraussetzen, welcher mit der Geschichte und Literatur Toskanas ziemlich genau vertraut ist. Da diefs nun aber doch ohne Zweifel nur bey sehr wenigen deutschen Lesern der Fall seyn kann, und nichts mehr ermüdet und mehr Ueberdrufs erzeugt als etwas Unverstandenes und Unverständliches zu lesen, was noch obenein Anspruch auf Geist und Witz macht, so hätte der Uebersetzer durchaus in solchen Fällen dem Leser mit einigen Erläuterungen zu Hülfe kommen müssen, statt dafs er sich begnügt hat von den Anmerkungen des Originals, welche ohnehin für Deutsche meist ohne Nutzen sind, nur einige wenige aufzunehmen. Können wir ja doch selbst bey den jetzt so beliebten englischen Romanen solcher kleinen Nachhülfen nicht entrathen, obgleich die nahe Verwandtschaft der Deutschen mit jenen Insulanern, durch Abstammung, Sprache, Religion und Lebensansicht überhaupt vermittelt, es uns viel leichter macht ihr Leben zu begreifen, ihre Sprache zu verstehen und ihre Gefühle zu theilen, als uns in die Zustände, Ansichten und Leidenschaften eines Volkes zu versetzen, welches, wie die Italiäner, durch Sprache, Charakter und Religion so unendlich von uns verschieden ist. — Die Fabel des Romans ist im Ganzen höchst einfach. Die Flucht der Liebenden über Bologna nach Florenz, wo sie eine Freystätte und die Mittel zu finden hoffen, Gertrudens erzwungene Gelübde zu lösen und sich zu ehelichen, ihr Aufenthalt in Florenz, die Entdeckung ihrer wahren Verhältnisse, ihre Verhaftung und ihr Untergang bilden den einfachen Faden der Geschichte. Sehr zu loben aber ist die Kunst, womit der Vf., auch wenn er sich ganz in Darstellung des Florentinischen Lebens zu verlieren scheint, unsre Theilnahme für das Liebespaar doch immer zu erhalten und aufs neue zu steigern weifs;

wie

wie er uns die Nemesis schildert, die von dem ersten Augenblick ihrer Flucht aus dem Kloster sich an ihre Fersen heftet und sie heimlich nur um so furchtbarer quält, je mehr ihr öffentliches Leben in Florenz eine heitere und friedliche Gestalt zu gewinnen scheint; wie das Bewusstseyn der Schuld ihnen das gleichgültigste Ereigniss zur Folter macht; wie Egidio, aus dem Sinnentaumel erwachend, erkennt, dass seine Liebe nur Selbsttäuschung gewesen, und in neuer Liebe für das schönste und gebildetste Weib in Florenz entbrannt der unglücklichen Gertrud alle Qualen der Eifersucht bereitet; wie sie endlich in ihrer Verzweiflung zu Zaubermitteln ihre Zuflucht nehmen will, um den Geliebten zurückzurufen, und eben dadurch die Entdeckung und die Verhaftung beider herbeyführt. Auf dem Wege nach Mailand findet Egidio in dem Versuche die Geliebte zu befreyen seinen Untergang; sie selbst aber endet ihr Leben in Reue und Busse in einem Kloster. Der Befangenheit vieler katholischen Schriftsteller und den Rücksichten, denen auch die besten unter ihnen nicht selten zu viel nachgeben, muss man es zugute halten, dass der Vf. die Verbrechen Egidio's seinen Lesern dadurch begreiflicher zu machen geglaubt hat, dass er annimmt, dieser sey schon in früher Jugend von den Grundsätzen des Protestantismus angesteckt worden: als ob es nicht die Erfahrung aller Zeiten wäre, dass Neuerer in der Religion sich stets, wie diess ja auch im höchsten Masse von den früheren Protestanten gilt, durch die strengste Sittlichkeit vor den Mitgliedern derjenigen Kirche auszeichnen, die sie bekämpfen. Der Vf. hat offenbar den in Italien nur zu häufigen Unglauben mit den Ansichten des Protestantismus verwechselt.

Wer, wie Rec. gethan, dieses Werk von Anfang bis zu Ende mit grosser Theilnahme gelesen und mit der Uebersetzung verglichen hat, den muss es schmerzen, diese Uebersetzung in vieler Hinsicht so mangelhaft nennen zu müssen. Nicht als ob es dem Uebersetzer an Kenntniss der Sprache und an Talent fehlte; er schreibt vielmehr im Ganzen leicht und fliessend, seine Arbeit liest sich meist angenehm genug, und wenn es auch hie und da nicht an Verstössen und Versehen fehlt, welche eine grössere Aufmerksamkeit leicht vermieden hätte, so sind diese doch weder so zahlreich noch so auffallend, dass sie den Leser bedeutend stören sollten. Um so strenger aber verdient es gerügt zu werden, dass der Uebersetzer mit der Fähigkeit etwas besseres zu leisten, absichtlich etwas so mittelmässiges, zum Theil ganz verwerfliches geleistet hat. Seine Methode ist es, welche durchaus nicht zu billigen ist. Wenn er sich begnügt hätte, wie er selbst im Vorworte sagt: „einige beschreibende Episoden, die man in Reisewerken eben so ausführlich antrifft", oder einige „geschichtliche Andeutungen" welche nach ihm „in zu wissenschaftlichem Tone vorgetragen werden" wegzulassen, so möchte das noch allenfalls zu entschuldigen seyn; wie es z. B. wohl gebilligt werden mag, dass er die etwas zu lange Beschreibung des Lustschlosses Pratolino fast ganz gestrichen hat, wenn er denn nur das Uebrige auch wirklich übersetzt hätte. Allein das ist keinesweges der Fall, und er hat die unter gewissen Bedingungen allenfalls zuständige Erlaubniss sein Original abzukürzen so ungebührlich gemissbraucht, dass er namentlich ein ganzes Capitel, das 18te, worin die Prellereyen der damaligen Wucherer geschildert werden, ausgelassen, und ausserdem an unzähligen Stellen Geschichte und Dialog so sehr in's kürzere gezogen, dass seine Uebersetzung nicht viel über ⅔ des Originals enthält, 2 Bände nämlich statt 3. Nicht immer hat ihn bey dieser Methode nur die Absicht geleitet durch eine gedrängtere Erzählung diess Werk dem deutschen Leser gleichsam mundrechter zu machen, sondern er bedient sich ihrer auch ganz besonders um Ausdrücke, Redensarten, Anspielungen, die er entweder nicht verstanden hat, oder wo er zu irren fürchtete, zu umgehen, wodurch eine Menge nationaler Eigenthümlichkeiten und mit ihnen die ganze Farbe des Stils verwischt wird. Wir haben also hier eigentlich keine Uebersetzung sondern eine fast überall vergröbernde und entstellende Nacherzählung, mit einem Worte, eine gewöhnliche Fabrikarbeit vor uns. Die Gedichte sind zum Theil nicht ungeschickt, leicht und fliessend, wenn auch freylich oft allzufrey, ohne Rücksicht auf das ursprüngliche Versmaass, übertragen; nur den improvisirten Wettgesang im 2ten Bande müssen wir für gänzlich verunglückt erklären, theils weil das Grundgesetz solcher Gesänge, dass nämlich die erwiedernde Strophe jedesmal den Endreim der vorhergehenden aufnehmen müsse, durchaus nicht beachtet worden; theils weil der Gegensatz des roheren und zarteren Tones beider Sänger bey weitem nicht genug hervorgehoben ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: Dr. *Aug. Ludw. Hoppenstedt's*, weil. Abts zu Loccum und Consistorial-Vicedirectors zu Hannover, *Leben und Wirken*. Dargestellt von dessen Schwiegersohne, *A. W. Knauer*, Stadtprediger zu Celle. Nebst einem Tagebuche des Verewigten über die Kriegsbegebenheiten in und um Harburg in den Jahren 1813 u. 1814. 1831. 126 S. 8. (12 Ggr.)

Einen empfindlichern und grössern Verlust in Bezug auf Kirchen- und Schulwesen mag der Hannoversche Staat wohl seit längerer Zeit nicht leicht erlitten haben, als durch den unerwarteten Tod des Mannes, dessen Biographie uns in dem vorliegenden Werkchen auf eine ebenso anspruchslose als anziehende Weise dargeboten wird. *August Ludwig Hoppenstedt* wurde am 22. März 1763 zu Grossen Schwülper im Hannöverschen, wo sein Vater, durch seine Schrift: „Jesus und seine Zeitgenossen" rühmlichst bekannt, als Prediger stand, geboren; er besuchte von 1774 bis 1778 die Domschule zu Halberstadt und bis 1780 das Lyceum zu Hannover, begab sich 1782 auf

auf die Universität in Göttingen, wo er an *Koppe* einen Freund und Gönner fand. Als dieser 1784 als Oberconsistorialrath nach Gotha berufen wurde, begleitete er denselben dahin, und ebenfalls nach Hannover zurück, als jener dorthin zurückberufen wurde. Nach fast drey Jahren des damaligen Aufenthalts zu Hannover erhielt er von der Landesregierung 1788 den Auftrag, mehrere deutsche Länder zu bereisen, um das Schulwesen derselben zur Benutzung für sein Vaterland und insonderheit für das Schullehrer-Seminarium zu Hannover, kennen zu lernen; er kehrte 1789 zurück und begann seine Laufbahn im Staatsdienste als erster Inspector jenes Seminars. Im J. 1792 ward er daneben Hofcaplan an der Schlofskirche und Mitarbeiter im königlichen Consistorio, 1796 Superintendent zu Stolzenau, 1805 Generalsuperintendent in Harburg, 1815 Generalsuperintendent und Constistorialrath zu Celle, daneben 1820 zum Coadjutor des Stifts Loccum erwählt, und 1825 als Repräsentant der Geistlichkeit in die allgemeine Ständeversammlung berufen, 1830 als Abt zu Loccum introducirt, und zugleich zum Vicedirector des Königlichen Consistoriums ernannt, aber schon am 25. April desselben Jahres zu einem höhern Wirkungskreise durch den Tod abgerufen. Dieses ist der kurze Abrifs seines äufsern Lebens; über sein inneres, sein Wirken und Schaffen, seine hohen und unsterblichen Verdienste um das Kirchen-, Schul- und Armenwesen, möge das vorliegende Werkchen selbst nachgelesen werden, da es keinen Auszug erlaubt. Nur eine allgemeine Charakteristik des Verewigten möge hier aus demselben ausgehoben werden, um auch denen, die ihn nicht persönlich kannten, ein Bild von ihm zu geben. Als Theolog und Geistlicher gehörte *H.* weniger zu denen, die durch eine ausgebreitete Gelehrsamkeit glänzen, als vielmehr zu den durch und durch praktischen Männern, die in jeder Wissenschaft den fruchtbaren Totalüberblick und die Hauptsachen von dem Nebenwerke unterscheiden, um sich jene zu ihrem Zwecke vorzüglich anzueignen und einen kräftigen nützlichen Gebrauch davon zu machen. Als Dogmatiker huldigte er nie einem ausschliefslichen Systeme, und war daher auch in seinen Vorträgen fern von allem Polemischen. Er pflegte wohl zu sagen: es komme nicht so sehr darauf an, *was* ein Mensch glaube, sondern *wie* er es glaube. Uebrigens neigte er sich mehr dem sogenannten Supernaturalismus zu, als dem Rationalismus. In seinen Predigten durchdrang sich Moral und Dogmatik im gehörigen Bunde; indessen hatte und liebte er bey aller Geistesklarheit eine Gefühlsreligion, die sich aber vom eigentlichen Mysticismus fern hielt. Als Pädagog dachte und wirkte er auch in demselben Geiste. Aeltere und neuere Erfahrungen und Systeme im Schul- und Erziehungswesen wufste er auf eine glückliche Weise zu vereinigen. Das *Können* stellte er auch hier weit über das *Wissen*. In der Behandlung der Jugend war die Strenge mit der Milde bey ihm aufs Schönste gepaart. Erst zum Gehorsam und dann zur Liebe suchte er den Menschen zu bilden, und schon in dem ersten Lebensjahre, das war seine Ansicht, müsse das Kind zum Gehorsam mit aller Consequenz angehalten werden. An der Weise vieler der neuesten Schulleute gar zu sehr zu sokratisiren, hatte er kein Gefallen. Am bewundernswürdigsten war er in administrativen Geschäften. Dazu schien er ganz gemacht. Dieser unerschöpfliche Reichthum an Ideen, an neuen Plänen und Entwürfen, wodurch das Mangelhafte verbessert, oder etwas ganz Neues an die Stelle gesetzt werden sollte; diese Vorsicht und Umsicht dabey, nichts zu übereilen oder ungeprüft in's Werk zu richten; diese Lebendigkeit und dieses Interesse, auch Andere mit für eine gute Sache zu gewinnen, die Hülfsmittel allenthalben herbey zu ziehen und die Kräfte Anderer mit zu benutzen, wo ihr Beystand ihm erspriefslich schien; diese Aufmerksamkeit und Ausdauer endlich, mit der er den rechten Zeitpunkt zum Vollbringen abzuwarten wufste, neben der grofsen Bereitwilligkeit, sich auch wieder von Andern gebrauchen zu lassen und die Hand zu bieten zu einem von ihm als nöthig und heilsam erkannten guten Zwecke und dabey kein Opfer seiner Seits zu scheuen — wer hätte davon nicht, wenn er in Geschäftsverbindungen der Art mit ihm stand, die häufigsten vielseitigsten Proben gehabt! Was über alle diese Gegenstände sein Biograph erzählt hat, ist die buchstäblichste Wahrheit; auch Rec., dem die Freude geworden ist, mit ihm in Verbindung gestanden zu haben, kann solches durchaus bezeugen. Er bedauert es nur, dafs der Vf. über einen Punkt in *Hoppenstedt's* Darstellung hinweggegangen ist — nämlich über sein literarisches Wirken. Aufser einzelnen Predigten und einzelnen Abhandlungen im Hannöverschen Magazin und in *Salfeld's* Beyträgen zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, und in dessen Vierteljährigen Nachrichten von Kirchen- und Schulsachen, gab *H.* heraus: „Ueber den verstorbenen Consistorialrath und Hofprediger *Koppe*, ein biographisches Fragment." Hannover 1791. — „Lieder für Volksschulen." 1793. und 4te stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1814. „Fabeln und Erzählungen; ein Anhang zu den Liedern für Volksschulen." 1803. „Praktische Anweisung zum Gebrauch der Lieder für Volksschulen." 1803, nebst Bemerkungen zu dieser Anweisung. 1803. „Predigten in den Jahren der feindlichen Unterdrückung von 1805 bis 1813 zu Harburg gehalten." Bd. I. 1818. „in den Jahren der Befreyung und Wiederunterjochung 1813 und 1814." Bd. III. „nach der erfolgten gänzlichen Befreyung 1814 und 1815 zu Harburg gehalten." 1819. — „Der Kinderfreund; ein Lesebuch zum Gebrauche in Stadt- und Landschulen von *v. Rochow;* aufs neue durchgesehen und vermehrt." 1819. Auch setzte er seit 1820 die Salfeldschen vierteljährigen Nachrichten bis an seinen Tod fort.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

LITERATUR.

1) Mainz, b. Kupferberg: *Aesthetica literaria antiqua classica*, sive antiquorum scriptorum — de arte literaria praecepta et placita, collecta, ordine systematico disposita adnotationibusque passim instructa a (ab) *Iosepho Hillebrand*. 1828. XII u. 484 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

2) Münster, b. Coppenrath: *De Historicis Graecis testimonia veterum scriptorum praecipua*. Scholarum in usum et collegit et ad verbum descripta edidit *Guil. Henr. Grauert*. 1829. VI u. 104 S. 8. (12 gGr.)

Wenn wir die Erscheinungen der heutigen Philologie betrachten und mit dem Treiben der früheren Alterthumsforscher vergleichen, so drängt sich uns fast unwillkürlich die Verwunderung auf, dafs eine so durchgängige Verschiedenheit, wie wir überall wahrnehmen, in Gehalt, Tendenz und Anschauung eingetreten sey. Man dürfte wohl auf den ersten Blick meinen, zwey gesonderte Disciplinen zu erblicken, indem das ursprüngliche Gebäude, zwar nach engen Mafsen, aber behaglich im Sinne des Bedürfnisses angelegt, und von den nachbarlichen Grenzen sorgfältig abgeschieden, allmählig von den Späteren verlassen ist, welche sich weitläuftige lockere Wohnungen nach bedeutsamen Grundrissen aufzuführen bemüheten und Ansiedelungen in der Nähe verwandter Kunstgenossen suchten. Doch wen sollte die Thatsache befremden, dafs den Jüngeren das enge Haus ihrer Ahnen unheimlich geworden, nachdem sich der Blick über alle Theile des menschlichen Wissens, ihr Wesen, ihren innigen Zusammenhang erweitert hat, und die mannichfaltigsten Leistungen die sich aus dem freysinnigen Streben ähnlich gesinnter Köpfe rasch entwickelten, eine hellere Einsicht in Leben, Gesittung und Kunst des Alterthums, in die Tiefen und Grundsätze der Kritik und Erklärung, in die Gröfse des Fachs und seine Berührungen mit der modernen Bildung selbst dem Anfänger gewähren? Kein Wunder also, wenn man in diesem Ringen, dieser Gährung der Kräfte, welche nach dem wissenschaftlichen Organismus trachten, die bisherigen Resultate bald für unstatthaft erklärt, bald einer erneuerten Prüfung unterwirft, und man die Lücken der Ueberlieferung durch die einzelnen Felder hin erspäht und entweder durch Combination oder durch den jetzigen Gewinn von Kenntnissen zu ergänzen sucht. Fürwahr ein ehrenhafter Geist, welcher sich überall als das Gepräge unserer Tage ankündigt; wenn ihn nur auch in jedem Beginnen ein gleiches Mafs guter Methodik begleitete. Aber hierin haben jene wirthschaftlichen Vorgänger nicht weniges voraus, indem sie den schmalen Bezirk, in dem sie verweilten, mit einer Sicherheit und Festigkeit, um die zwar ihre Nachfolger sie nicht beneiden, doch zum Nutzen ihrer neuen Studien noch lange nicht genug bemüht sind, beherrschten und anbauten, wofür es ihnen nicht an Uebersicht der Hülfsmittel, an einer Fülle von Erudition, an einer viel erprobten Technik mangelte. Gegenwärtig greift mancher zum Werke, bevor ihm der Umfang und die Summe der Quellen, die Natur des Stoffes und die davon abhängigen Probleme, der Gang der Darstellung und ihre Form zum klaren Bewufstseyn gekommen sind: schon der frische Muth und die Ahnungen des Ganzen neben der Lust am Forschen, wie es scheint, genügen um sich schnell auf unversuchten Bahnen zu bewegen, und in friedlichem Vernehmen mit den Schwierigkeiten, welche rechts und links zurückgelassen werden, kühn zum fernen Ziele heranzueilen. Mag immerhin auch auf diesem tumultuarischen Wege Gutes und Neues zu Tage gefördert werden, und einer oder der andere seinen gemächlichen Widersacher auf das *Hesiodische*, νήπιοι, οὐδὲ ἴσασιν ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός, verweisen: unleugbar ist für besonnene Wissenschaftlichkeit wie für gründliche Gelehrsamkeit der Schaden grofs, welcher aus unzeitiger und verflüchtigter Behandlung der wichtigsten Fragen sich ergiebt. An solche Betrachtungen, denen die Belege fortwährend zuströmen, haben uns wiederum die vorliegenden Schriften erinnert, deren Werth und Eigenthümlichkeit in der Kürze zu bezeichnen der Zweck unseres Berichtes ist.

Der Vf. von Nr. 1. Hr. Prof. *Hillebrand*, bekannt durch ein verdienstliches *Handbuch der Literar-Aesthetik*, hat in gegenwärtigem Buche, welches nach seiner eigenen Vorbemerkung (S. VI) den Stoff nach dem dort befolgten Plan entwickelt, die Lehren und gelegentlichen Aeufserungen der Alten über ihre künstlerische Form und Darstellung systematisch gesammelt. *Me huius artis studiosis* (heifst es zu Anfang der *praefatio*) *non male consulturum putabam, si omnium quae ex antiquitate nobis de ea tradita sunt placitorum habito delectu praecipua finique obtinendo aptissima colligerem et diligentiori illorum examini proponerem.* Dieses Unternehmen ist kühn und neu, und von keinem der vielen, jetzt mehr

mehr oder minder vernachlässigten Bearbeiter der antiken Rhetorik berührt. Denn (um *die Poetik* von *Jul. Caes. Scaliger* zu übergehen) die gelehrten Schriften des *G. Joh. Vossius* (*oratoriarum institutt. L. VI.* nebst manchem speciellem), die Kritiken des Schottischen Lords *Monboddo* in seinem grofsen Sprachwerk, die summarischen Grundrisse seines Freundes *Harris* in den *philological inquiries* mit ähnlichen enthalten moderne Theorieen, bald selbstständiger bald im Geiste von Zeiten und Schulen verfafst, und nur beyläufig durch Stellen des Alterthums unterstützt. *Wideburg's praecepta rhetorica* die näher an des Vfs Plan grenzen, beziehen sich auf einzelne Theile der engeren Rhetorik, und erläutern solche mit spärlichen Excerpten aus Aristoteles, Cicero, Quintilian, Demetrius und Longin; Griechen waren überhaupt wenig und das Ehrenhalber benutzt, weil damals die Kenntnifs der Sprache noch in den dürftigsten Anfängen auf deutschen Schulen sich befand. Was nun bereits *Wolf* (*Prolegg. in Hom.* p. CXXV.) als wünschenswerth aussprach: *omnino vero utilissimum esset, undecunque collecta unum in locum habere, quae in libris veterum vel praecepta de arte poetica vel iudicia de poetis suis sparsim leguntur:* das hat vorliegende Sammlung sich zum Ziel gesetzt, ohne durch eine Auswahl mäfsiger Citationen beengt zu seyn. Da wir also eine neue Production auf ungepflegtem Felde gewahr werden, so treten uns sogleich drey nothwendige Fragen entgegen: welchen Zweck und Nutzen wir derselben beylegen sollen; ob der Autor seinen Stoff durchschaut und richtig begrenzt habe; wieweit endlich seine Methode sich als wahr und fruchtbar bewähre. Die erste dieser Fragen betreffend, so äufsert sich darüber der Vf. in seiner Vorrede folgendermafsen. „Er achte es im gegenwärtigen Zeitpunkte für Pflicht, der Jugend möglichst die Humanitätsstudien an das Herz zu legen; dafür aber sey nichts erspriefslicher als die Lehren aus dem Munde der Alten selber zu empfangen; nun hätten diese die Theorie der literarischen Kunst vortrefflich (*praeclarissime*) ausgebildet, und da sie den Jugendunterricht in hohem Grade fördere, so wäre der Entschlufs eine Redaktion der Art zu bereiten angemessen erschienen." Wir unserseits besorgen, dafs wenigen diese Rechtfertigung genügen werde, welche sich bequem auf Bücher von den verschiedensten Farben anwenden liefse. Vielmehr darf ein denkender Leser, wie uns dünkt, über mancherley Bedenken, welche das Recht und die Zulässigkeit von ästhetischen Combinationen der Originalstellen erschüttern, nicht sorglos hinschlüpfen, sondern vor allen Dingen eine Nachweisung über die Basis, auf der ein solches Werk ruhet, bis zur gewissesten Ueberzeugung begehren. Welche Zweifel liegen nun näher als diese: kann man aus den Alten eine völlige Kunstlehre herleiten? hat diese etwanige Doktrin einen Anspruch auf Vortrefflichkeit und hat sie ihn noch für den heutigen Standpunkt? nützt sie ferner, um den letzten Zweck einer künstlerischen Analyse zu erfüllen, wir meinen um die Formenbildung, die Individualität, die Gesetze der antiken Productionen zu verstehen und sogar eine hellere Einsicht in die wahrhaften Vorzüge und Mängel derselben zu bewirken? Der Vf. hat wunderbar genug über keines dieser Bedenken, welche doch die Prämissen seines Unternehmens in sich schliefsen und über dessen Möglichkeit allein entscheiden, mit einem Worte sich erklärt; unstreitig aber den Trugschlufs angenommen, dafs von der modernen Aesthetik, deren Daseyn niemand bezweifle, eine verwandte Kunstschöpfung im Alterthum unzertrennlich sey. Im Widerspruch mit dergleichen Hypothesen sieht sich Rec. veranlafst eine gänzliche Verschiedenheit der Ansicht aufzustellen. Die Kunstlehre der Alten ist sichtbar mangelhaft und einseitig, selbst oberflächlich, bis auf die *eine* sehr begreifliche Ausnahme, welche die Regeln für Beredsamkeit und rednerische Composition angeht; sie vermag in solcher Gestalt keinen befruchtenden Einflufs zu erregen und kein jugendliches Gemüth zur warmen Auffassung des Antiken zu beleben; sie könnte, wenn sie auch ein vollkommneres Mafs erworben hätte, niemals ein analytisches Durchschauen der Elemente und Gesichtspunkte leisten, die zum Inneren der alterthümlichen Darstellung führen. Wir wollen uns nunmehr bemühen in kurzem den Sinn dieser paradox klingenden Sätze zu begründen. Wenn wir zunächst behaupten, dafs die literarische Theorie der Griechen unvollkommen sey, so liegt hierin nicht eben ein Tadel der Nation, als ob sie unfähig gewesen die Masse des Empirischen durch Abstraktion zu fesseln, sondern auch hier erkennt man die Vortrefflichkeit ihrer künstlerischen Praxis, deren Totalität sich zwar ahnen und geniefsen, aber nicht aus erschöpfenden Normen und Principien erklären läfst, weil die Urheber jener Musterwerke weder aus Schulen und Systemen schöpften, noch irgend einer vereinzelten Richtschnur statt der umfassenden Weltbetrachtung folgten. Ihre Seele ist wie jeder weifs, die Objektivität, eine Kraft so geistiger und unergründlicher Natur, dafs man wohl ihre leuchtenden Merkmale aufzählen mag, doch die Construktion derselben zum lebendigen Ganzen aufgiebt: denn wer dürfte den Kern, um mit *Schiller* zu reden, der im schmalen Raum, im kleinsten Punkte den Baum verbirgt, zu entfalten hoffen? Nun deutet auch die Erfahrung genügend an, wie weit die Griechischen Kunstrichter hinter dem innersten Wesen ihrer Nationalliteratur zurückblieben. *Aristoteles*, jener tiefsinnige Forscher des positiven Stoffes, gewährt eine Reihe lehrreicher Beobachtungen, auf die Fülle der seltensten Belesenheit gestützt, aber die Grundzüge der Poesie und ihrer zwey Hauptgattungen, des Epos und des Dramas, sind von ihm so wenig historisch als philosophisch entwickelt worden. Was aber dem Aristoteles misslang, das wufsten die nächstfolgenden Theilnehmer einer zunftmäfsigen Methodik, ohne durch-

durchdringenden Scharfblick oder Allgemeinheit des Wissens, mit noch geringerem Erfolg zu bewirken; als man die Gesammtheit der literarischen Schöpfungen längst aus den Augen verloren hatte, und jetzt mit philosophischem Dogmatismus über Werth und Unwerth der Schriftdenkmäler räsonnirte, dann gelehrte Collektaneen zur Geschichte derselben anlegte, wiederum als ein rhetorisches Gewerbe auf Klassification des vorhandenen und dessen praktische Benutzung verwandt wurde. Auf diese Weise gedieh eine Technik, die sich im Laufe der Zeit immer kleinlicher in Regeln, Analysen und Nutzanwendungen zersplitterte, wie sie die *Aldinischen* und *Pithöischen* Rhetoren zur Schau tragen, wovon aber der wissenschaftlichen Kunstlehre kein erheblicher Gewinn zufiel. Von den Mitgliedern eines solchen Handwerks gilt die Zeichnung, welche von einigen seiner Repräsentanten der handschriftliche Commentator des Hermogenes bey *Ruhnkenius de Longino* 10. entwirft: *αὐτίκα Λογγῖνος — ἄριστος ἐπιμερίσαι λόγων ἰδέας, δημιουργῆσαι δὲ τοιούτους ἥκιστα· καὶ Διονύσιος ὁ Ἁλικαρνασεὺς καὶ Σμυρναῖος Ἀριστείδης περὶ ἰδεῶν τι καὶ τέχνης γράψαντες, βάτα κύρας, ἡ παροιμία φησί, δημιουργοὶ δὲ λόγων πολλῶν καὶ καλῶν. εἰκότως. ἡ γὰρ πρὸς θάτερον σπουδή τε καὶ ἐπιμέλεια τὸ ἕτερον ὑφαιρουμένη παρευδοκιμεῖ.* Für unseren Zweck scheint es jedoch überflüssig näher in die Einzelheiten der alten Rhetorik (denn eine Aesthetik giebt es nicht) einzugehen und ihren Bestand nach den Ansichten über Redeformen, Schreibarten, Composition und Figuren, worin wir den Gehalt und das Verdienst derselben finden, ausführlich zu zerfällen; schon das erwähnte mag darthun, dafs Griechen und Römer keine zusammenhängende, auf geistigen Wegen durchgebildete Kunstlehre besitzen konnten, und dafs ihre Vorschriften und Combinationen, nicht zu gedenken dafs sie gewöhnlich durch Subjektivität und schulgemäfse oder momentane Absichten bedingt wurden, eher den Gelehrten einen Aufschlufs über die stilistische Methodik als dem unkundigen Jüngling Normen der Humanität darzureichen geeignet sind. Auch bedarf es ja keiner mühsamen Argumentation, um die Vortheile zu würdigen, die wir durch die Freyheit des philosophischen Standpunktes und die Vergleichung von gebildeten und sogar heterogenen Literaturen vor den Alten voraus haben; und wie viel wird nicht unter so günstigen Umständen noch immer vermifst, um über die Grundlagen, geschweige den Bau und die Architektonik der ästhetischen Spekulation sich zu einigen.

Indessen, sagt man vielleicht, hindert nichts das Ziel der gegenwärtigen Unternehmung herabzustimmen und den engeren Studien der Philologie unterzuordnen, wenn nur der gesammelte Stoff klar und reichhaltig genug zur Förderung derselben ist. Wenden wir uns also zum materiellen Gehalt, den Hr. *Hillebrand* zusammengefafst hat. Zwar erweckt keine zu günstige Meinung die Art, in der er S. VII einen Einwurf vorbringt, ob nicht ein einziger Schriftsteller wie Aristoteles oder Quintilian mit gleichem Nutzen zu gebrauchen sey, und darauf erwiedert, dafs es hier vorzüglich auf Sachkenntnifs ankomme, die erst durch Verbindung mehrerer sich vervollständige, dafs kein Buch aus dem Alterthum das ganze Objekt erschöpfe, und jedes an ungeniefsbaren Spitzfindigkeiten leide. Freylich bleibt dem Geschmack des einzelnen unverwehrt, sich selber eine rhetorische Blüthenlese mit Ausscheidung alles dessen zu bilden, was durch Willkür oder Trockenheit abschrecken mag; aber der welcher die Kunsttheorie der antiken Literatur nach ihren ursprünglichen Grundsätzen zu bestimmen verheifst, ist durch einen solchen Vorsatz gebunden auch das eckige und seltsame an den gebührenden Platz zu rücken, und nichts nach Gefallen zu verschmähen, was irgend in das Verständnifs der alten Darstellung eingreift. Allein wichtiger scheint uns die Frage, ob der Vf. wirklich alle Autoren verglichen und excerpirt habe, welche die Gegenstände seines Buches erläutern helfen. Hier wünschten wir nun, dafs er als Ersatz des Registers, das man bey einem Werke dieses Umfangs und Gemisches von Materien wohl erwarten durfte, mindestens ein Stellenverzeichnifs angehängt hätte, woraus man die Anwendung des einzelnen und etwanige Lücken ersah. Soweit wir selbst den überall zerstreuten Apparat überblicken und im Gedächtnifs festhalten, finden wir einiges aus *Plato* gezogen, vieles aus *Aristoteles* und mehr als billig, wie die Sätze des Philosophen über die Tragödie (*cuius cum praeclarissima*, sagt der Vf. S. 200, *et perfectissima extet in libello de arte poetica circa tragoediam doctrina, nemini alienum videbitur, si plurima inde capita — integra fere apponamus*), dann mehreres aus *Dionysius* Rhetorik und *de compositione verborum*, *Longinus* und *Demetrius de elocutione*, von Lateinern unter etlichen, die kaum einer begehrt (wie *Martialis* und den jüngeren *Seneca*), *Horaz*, öfters *Cicero*, und zwar fast immer nur wegen der rhetorischen Schriften, vollends *Quintilian*, dessen weithin gedehnte Kapitel etwa die Hälfte der ganzen Sammlung ausmachen: mithin in der Hauptsache auf dieselben Gewährsmänner beschränkt, die *Wideburg* vor Augen hatte. Wieviel nun übergangen und zum Schaden der Forschung ignorirt sey, leuchtet ein: von *Hermogenes* nichts zu sagen, der ein und das andere Mal erwähnt ist, und seinen Genossen in der *Aldinischen* Ausgabe, deren erster Theil doch dem Vf. bekannt war, so verwundert man sich über das Stillschweigen, womit des kenntnifsreichen *Dionysius censurae* und *iudicia* zur Seite gelassen werden, obgleich gerade der Anfang der *censura de priscis scriptoribus* p. 445. (nach *ed. Weiske*, welcher Fehler auch S. 117 und 247 wiederkehrt) aufgenommen worden; ferner dafs *Menander de encomiis*, dessen Büchlein keine Seltenheit ist, nirgend einen Platz erlangt, weder zur Ausfüllung des mageren §. 46 *de lyrica poesi*, noch um, was sich fast von selber verstand, die Belege *de locis generis demon-*

monstrativi p. 304 sq. zu vermehren; wie den *Rutilius Lupus* und die kleineren Lateinischen Rhetoren und Grammatiker dasselbe Schicksal getroffen hat. Ein eifriges Quellenstudium hätte überdiess keinen unerheblichen Beytrag geliefert, wie die Commentatoren des Homer, der *Anonymus de Vita Homeri, Plutarch* in mehr als einer Beziehung, *Strabo*, die Folge der Griechischen Redekünstler seit *Dio Chrysostomus* und namentlich *Lucian*, Fragmente des *Lucilius* und *Varro* nebst dem *jüngeren Plinius* und anderen.

Wenn wir bisher den gelehrten Stoff dieses Werkes unzureichend fanden, so würden wir doch die Beurtheilung für eigensinnig halten, welche ein so weitläuftiges Unternehmen wegen seiner Lücken und Uebereilungen verwerfen wollte: nur wenigen ist gegeben die Fülle der Erudition in ihrer Gewalt zu haben, und auch ein mäfsiges Eigenthum kann unter der Obhut umsichtiger Pflege schön und fruchtbringend gedeihen. Demnach bleibt uns zum Schlufs unserer Recension die Betrachtung übrig, mit welcher Methode der Vf. wenn er auch sein Ziel nicht im richtigsten Lichte wahrgenommen, das was ihm von objektiven Mitteln zu Gebote stand verarbeitet habe. Niemand bezweifelt wohl, dafs man leichter die nöthigen Stellen einsammle als der Methode, welche das Besondere fehllos ergreift und zum Ganzen verwendet, sich bemächtige: denn der empirische Stoff in seiner äufseren Breite ist mit gesunden Augen nicht zu verkennen, der geistige Blick mufs vorangehen und seine Lebensfülle in der Ausübung wecken, schärfen und erweitern. Wer also die Formen der alterthümlichen Literatur methodisch und rein ergründen will, begiebt sich nothwendig zuerst in das Innere dieser Productionen und erschliefst aus der individuellen Physiognomie derselben eben so sehr als dem Gange ihrer geschichtlichen Ausbildung die Gesichtspunkte und Tendenzen, worauf die bedeutendsten Hervorbringungen gebaut sind. Folglich ist es die Sache des Aesthetikers, der das Alte im Geleise der alten Anschauung reproduciren soll, mit warmer Empfänglichkeit die Momente des literarischen Fortschreitens zu begleiten, in den einzelnen Erscheinungen zu beobachten, und die hiedurch gewonnenen Regeln mit den Ueberbleibseln der alten Technik zu verknüpfen. Denn die Zeugnisse der letzteren sind stumm und verdächtig, wofern es nicht dem philologischen Takt gelingt sie mit scharfer Kritik zu beleuchten, und vermöge einer solchen Prüfung das was durch die gewissesten Thatsachen sich als echt bewährt, von den Erzeugnissen einer subjektiven Lehrweise zu scheiden. So wird eine Darstellung nach Art der gegenwärtigen stets ergänzend und nachhelfend verfahren, indem alles technische sich in die Fugen unserer Wahrnehmungen schlingt und erst aus zusammenhängenden Erläuterungen seine besondere Gültigkeit, seine Tüchtigkeit zu beweisen empfängt. Doch genügt noch keineswegs die hieraus gewordene Ueberzeugung, dafs ein beständiger Commentar die Bruchstücke der antiken Rhetorik als Belege, nicht als Text in sich aufzunehmen habe. Da die Literaturen der Griechen und Römer wesentlich in Sinn, Form und Praxis von einander getrennt sind, so hat man statt *einer* mit der zweyfachen Kunstlehre beider Völker zu thun; und da die Perioden dieser doppelten Literatur ganz ungleich in Farbe, Stilistik und Grundsätzen erscheinen, so bedarf die Theorie die sich ihren Schicksalen unmittelbar anschmiegt, ebenmäfsig einer Periodisirung, worin die wechselnden Ansichten, Principien und Resultate des Kunstvermögens chronologisch zerlegt werden, damit nicht einseitige Vorstellungen sich in Normen der gesammten Literatur verwandeln. Eine Literar-Aesthetik des Alterthums darf daher wie jede reale Doktrin des Alterthums die historische Methode nicht verschmähen, und wenn sie, wie man mit Recht verlangt, die Griechen durch die Epochen des klassischen Zeitraums, der Alexandriner, der Sophistik, die Römer von der Republik bis zum Aufhören der Schriftsprache hinführt, so gewinnt die innere Literargeschichte einen Boden, einen festen Organismus, welcher den Mechanismus und das Schwanken der Geschichtforscher aufhebt und jedes alte Werk vollständig und unbefangen würdigen läfst. Aus diesem summarischen Entwurfe geht unstreitig hervor, dafs eine *aesthetica literaria antiqua* in allem Bezug mühevoll und schwieriger sey, als unser Vf. gedacht haben mag. Denn er schiebtet die vorräthigen Stellen nicht in historischer Anordnung und Gruppirung, sondern in oben bemerkter Auswahl nach den Kategorieen zusammen, welche die neuesten Compendien des Faches zu ersinnen pflegen, und erläutert sie nicht als Trümmer und Bausteine einer reichen Ideenwelt, sondern als den vollen Gehalt der literarischen Kunst, als einen rechtmäfsigen Text mit kritisch-grammatischen und sachlichen Nachweisungen, wie sie vielleicht ein Herausgeber beabsichtigt.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

LITERATUR.

1) Mainz, b. Kupferberg: *Aesthetica literaria antiqua classica* — — ab *Iosepho Hillebrand* etc.

2) Münster, b. Coppenrath: *De Historicis Graecis testimonia veterum scriptorum praecipua* — — edidit *Guil. Henr. Grauert* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was zuerst den Plan und die Vertheilung betrifft, so ist sie folgende. In einer *pars prima* schickt Hr. *H.* allgemeine Prolegomena voran, welche gleichsam die letzten Principien der Darstellung enthalten, nämlich *die Schönheit*, nach Aeufserungen *Plato's* und anderer Philosophen bis auf *Plotin* herab, dazu die Begriffe *des Erhabenen*, *des Lächerlichen*, *des Mitleids*, und überhaupt von *den Künsten.* In diesem sonderbaren Gerüst dünkt nichts anstöfsiger als der imposante Pfeiler der Schönheit, von dem wohl niemand weder früher versichert hat noch dereinst versichern wird, dafs er das Gebälk Griechischer Literatur getragen habe; vielmehr konnte *Aristoteles*, aus dessen *Poet. c.* 7 einiges unpassende hergesetzt ist, in mehreren scharfsinnigen Combinationen (wie *Poet.* 4. *Rhet.* I, 11, 23. *de partt. anim.* I, 5.) deutlich zeigen, dafs es ihm auf objektive Reproduction, gleichviel des Schönen oder Widerwärtigen ankam. Auch versteht man nicht, wie die Definitionen der Schule, zumal der Stoiker und Neuplatoniker, welche kein ästhetisches Schöne bezwecken, mit der Literatur in Berührung traten. Und was kümmern das Alterthum die Phrasen *Longin's* vom Erhabenen? was die Bestimmungen über das Lächerliche, welche nach *Cicero's* Erörterung *de Or.* II, 54 sqq. wenigstens zum Abschnitt von der Beredsamkeit zu rechnen waren, oder eine abgerissene Stelle des *Aristoteles* vom Mitleid? Wollte ferner der Vf. die Natur der menschlichen Kunst anzeigen, so konnte man dasjenige nicht vermissen, was die Entstehung derselben und ihr Verhältnifs zur Empirie betrifft, worüber namentlich die Griechen seit den Sophisten vielfache Hypothesen geben. Darauf beginnt eine *pars secunda de arte literaria*, welche zunächst die Mittel für den schönen und zweckmäfsigen Vortrag berücksichtigt. Man hätte gemeint an der Spitze die Lehre von den *genera dicendi* zu erblicken, die doch weit später §. 23 erst im Kapitel *de elocutionis varietate* sich zeigt. Der Inhalt dieser Collektaneen beläuft sich auf die Stellen vom Ausdruck im allgemeinen betrachtet (den Anfang macht *Aristot. Poet.* 6, 6, offenbar um die Humanität der Rede anzudeuten nebst ihren grammatischen Bedingungen, wofür aufser anderen *c.* 20. und manches im folgenden rathsamer war), *Plato's* Gedanken von der Etymologie, mehreres von der Eleganz und den ihr widerstrebenden Fehlern (worunter sogar das Hyperbaton), ein langes vom geschmückten Ausdruck nach *Quintilian*, der auch das meiste für die wichtige Theorie der Composition, kaum für den Anfänger hinreichend, beybringen mufs, wie sodann über die *amplificatio* und die Mannichfaltigkeit *der Tropen und Figuren* (wo man sich über den Mangel einer Unterscheidung zwischen Griechen und Römern wundert, obgleich die Differenz ihrer Metaphern schon aus Beyspielen bey *Aristoteles*, *Demetrius*, *Tryphon*, aus den Kritiken von *Dionysius*, *Longin* und anderen sichtbar wird); weiterhin von den gedachten *genera dicendi* mit den möglichen Verirrungen derselben; zuletzt von der Würde des Ausdrucks. Der gelindeste Tadel der auf ein so dunkles Chaos von Redematerialien fällt, wäre von der ungehörigen Stellung zu entnehmen, da Künste des guten Vortrags ohne das Wissen von Objekten, von Redegattungen in der Luft zu schweben scheinen. Daran reihen sich Excerpte von *den Affekten* nebst der berühmten Charakteristik der Lebensalter und ihrer Gesinnungen aus *Aristoteles* Rhetorik; überdiefs ein heterogener Zusatz von Aehnlichkeiten und Vergleichungen. Hätte sich unser Vf. mindestens der Aeufserung *Quintilians* V, 10, 17 erinnert, so konnte er nicht zweifeln, dafs dergleichen in den Abschnitt von der rednerischen Kunst zu versetzen sey; wir würden auch aus den Griechen, welche die ethische Zeichnung mit gröfster Gewandtheit behandelten, aus *Aristoteles* Ethik, dem Uebersetzer *Rutilius Lupus*, aus *Dionysius*, *Tiberius* u. s. w. einen ansehnlichen Zuwachs sorgfältiger und noch jetzt schätzbarer Beobachtungen erhalten haben. Sofort treten wir in die zweyte Sektion von *den Redegattungen*; und zwar vorläufig vom Begriff *der Poesie*, welchen *Aristoteles* (in der Poetik, denn *die Problemen* sind ganz vernachlässigt), *Plato* (sonderbarer Weise wegen des *Ion*) und *Horaz* darlegen, mit Uebergehung des *Plutarch de Pyth. orac.*, *Quaest. Symp.* u. s. w. Ferner vom *poetischen und metrischen*

schen Ausdruck, von Eintheilung *der Gedichtarten*, und insbesondere von *Tragödie* (in nackten Auszügen aus *Aristoteles*), von *Komödie* (wo *Plato's* Philebus vergessen worden), von *der lyrischen Poesie*, das Aggregat weniger und lückenhafter Stellen, und *vom Epos*: denn der Vf. folgt *Plato's* Ansicht von der Bildung der drey Hauptgattungen, welche sofern sie eine blofse Abstraktion und keine historische Deduktion ausspricht, auf einen Theoretiker literarischer Thatsachen nicht den geringsten Einflufs ausüben darf; das Epos ruht aber einzig auf der schlimmen Auffassung des *Aristoteles*; am Ende noch einiges vom *bukolischen Gedicht*; doch begehrt man mit demselben Rechte einiges von *der Fabel* und kleineren Spielarten. Gegenüber steht die Abtheilung von *der rhetorischen* oder *prosaischen Kunst*. Voran gehen die Meinungen über *die Rhetorik* als technische Institution, vorzüglich die Polemik *Plato's*; mit der Rhetorik aber haben wir im Uebergange zur Prosa nichts zu schaffen. Dann die Lehren vom *prosaischen Ausdruck*, namentlich von *Periodologie*; hierauf von den Gattungen dieses Gebiets, am weitläuftigsten von *der Beredsamkeit* (S. 277—368), einem unter beiden Nationen so reich und unendlich bearbeiteten Felde; wenn man aber die einzelnen Paragraphen durchläuft, vom Ziel und Nutzen der öffentlichen Rede, von ihrer materiellen und formalen Eintheilung, von der Methode zu erfinden, der Anordnung mittelst des Proömium, der Erzählung, der Beweisführung in ihren positiven und polemischen Gestalten, und des Epilogs, zuletzt vom rednerischen Stil, und die Vorschriften dafür beynahe durchgängig aus Römern entlehnt sieht, so sollte man glauben, dafs die Griechen völlig einerley Grundsätze mit jenen befolgt und die Römer niemals den Ciceronianischen Zuschnitt der Redekunst verlassen hätten. Auf wenigen Blättern folgen gelegentliche Nachrichten von den übrigen Gattungen, dem sogenannten *genus didacticum* (gemeint ist der philosophische Diskurs), der Geschichtschreibung, dem Dialog und der Epistel. Was dem Vf. nicht gelang unter obige Fachwerke zu bringen, hat er in zwey *Appendices* gedrängt, deren erste von *der Mnemonik und Aktion* (unleugbaren Eigenschaften der Beredsamkeit) nach Römischen Berichten handelt, die zweyte hingegen lauter Miscellaneen, vorzugsweise nach *Quintilian*, begreift: nämlich Regeln über die heilsamste *Lesung der Autoren*, stilistische Uebungen, Nachahmung, kritische Beurtheilung und extemporale Fertigkeit, zum Schlufs etliches von pädagogischem Gehalt. Ein wirklicher Gebrauch wäre hiervon in einer Einleitung über das literarische Erziehungssystem der Alten zu machen gewesen. Da wir nun am Ende des Ganzen stehen, so wollen wir dem Leser selbst die Entscheidung überlassen, ob aus dieser ungefügigen Zersplitterung oder aus des gründlich-gelehrten *Vossius institutt. oratoriae, inst. poeticae, de poet. natura ac constitutione* eine hellere Wissenschaft von der Production und Methodik des Alterthums entspringen könne.

Die dem Text beygegebenen Anmerkungen beziehen sich seltener auf Kritik, wofür die Varianten nur dann und wann aus den Hauptausgaben angeführt sind, als auf Erklärung von Einzelheiten; doch findet man auch hier gröfstentheils das Alte wiederholt (wie aus Gräfenhan's Ausg. von Aristoteles Poetik, aus Spalding's Quintilian u. a.), nicht leicht eine die Sache näher angehende Forschung angestellt (über *figurae* z. B. S. 84 hätte statt aller Weitläuftigkeit *Ruhnk. in Rutil.* p. 2 genannt werden sollen; unrichtig ist S. 51 die Lehre von φράσις und Synonymen, wie die Muthmafsung S. 293 dafs Quintilian den Dio Chrysostomus citirt hätte, halb die Observation S. 181 über ἁρμονία und μέλος, und die Nachweisung S. 247 von den Sophisten), und im wesentlichen die fraglichen Materien obenhin berührt. Wir hätten aufserdem dem Vf. gerathen des jüngeren *Ernesti* **lexica technologica** öfter in Betracht zu ziehen. Die Correktheit ist nicht musterhaft, am wenigsten in den Accenten; Fehler wie S. 4 *Mε δίδαξον*, oder 230 Φιλόρχος (Φιλόχορος) müfsten vermieden seyn.

Das Büchlein von Hn. Prof. *Grauert* läfst eine kürzere Relation zu: sein Plan ist einfacher und überschaulicher, sein Umfang beschränkt. Es vereinigt nämlich die blofsen Zeugnisse, wie der Titel aussagt, worin die Griechen ihre Historiker erwähnen oder schildern, und giebt kein Wort darüber. Die Absicht der Sammlung deutet nur ein kurzer Vorbericht an, den der Vf. an seine Zuhörer in Münster wendet. Er glaubte wahrzunehmen dafs diese keinen so vollständigen Nutzen von den Vorlesungen zögen, weil sie die meisten Citationen am Alten selber zu vergleichen weder Mufse noch Gelegenheit besäfsen, und doch sey kein unbefangenes Urtheil und Verständnifs nach aller Uebereinkunft (*quis est qui tam sit in aliqua disciplina* **plumbeus** *ut audeat infitiari* p. IV) anders als durch solche Autopsie möglich. Auch schwebte ihm das gewifs zuträgliche Vorhaben von *Brandis* vor, der die philosophischen Sätze der Alten nach den wichtigsten Stellen zu belegen gesonnen war. Daher denn die gegenwärtige, dem Vf. mühselige (*fuit enim vere labor: sed cum nihil attinet enarrare*) Composition, welche gleichwohl nicht die sämmtlichen Gewährsmänner umfafst (daran hinderte die Rücksicht auf den Buchhändler), sondern alle diejenigen übergeht, die den Studirenden entweder geläufig und zugänglich sind (wie Cicero, Livius u. s. w.) oder entbehrlich seyn könnten (wie vieles im *Suidas*), und aufserdem die Texte nur soweit sie zweckdienliches enthalten darstellt: also eine Chrestomathie in verjüngtem Mafsstabe. So hofft er unter den Jüngeren ein reges Quellenstudium, wie dem Philologen zukomme, zu befördern, ohne welches die Ge-

Geschichtprofession ein Geschwätz alter Weiber werde. Trefflich klingen diese Vorsätze (und wer verheifst nicht in unseren Tagen die lauteren Quellen zu erschliefsen und aufzufrischen?); betrachten wir nun etwas näher, welchen Zuwachs die Geschichtforschung hiedurch empfangen hat. Zwar sind wir unbekannt mit der Einrichtung und Methode, die der Vf. für seine Vorlesungen erwählt, und können also nicht ermitteln, warum er sein Werk in die Anordnung die wir vorfinden und in diese Abgrenzung gebracht (denn die Byzantiner sind mit einigen gering scheinenden Autoren ausgeschlossen); indessen darf uns nichts wehren ein zur Publicität gelangtes Schriftchen aus der Gattung der Compendien, welche die Literatur oft in kläglicher Weise heimgesucht haben, nach der einmal feststehenden Norm zu messen. Wer die Geschichte der alten Literatur oder einer besonderen Redegattung in den Berichten der Kenner und erfahrensten Sammler gleichsam sinnlich entwickelt, wird trotz aller Lücken und Unsicherheit, welche mit einer solchen Auswahl verknüpft sind, dem Untersucher und Darsteller ein erwünschtes Hülfsmittel bereiten; aber diese Verkettung stummer Zeugen ruhe in stetiger Gliederung, und sey nirgend willkürlich unterbrochen, wenn die Zeugnisse zu uns voll und unzweydeutig sprechen sollen. Wir begehren aber noch eine zweyte Pflicht, die dem wissenschaftlichen Gelehrten am Herzen liegen mufs, die Pflicht uns *die* Stellen und anderweitigen Belege in vernehmlicher Reihenfolge zu verzeichnen, woraus die Momente der literarischen Kunstwerke, zumal der erhaltenen, ihre leitenden Anschauungen, ihre politischen und sittlichen Bezüge, zum Verständnifs des künstlerischen Organismus stillschweigend begriffen werden. Beiden Leistungen verdankt man erst das Bild eines nach aufsen und innen durchgeführten Baues, wofür man jede tüchtige literarische Schöpfung zu achten hat. Was nun das erstere bey der Griechischen Historiographie angeht, mit der wir es hier zu thun haben, so weifs wohl jeder dafs *G. J. Vossius* in der Monographie *de historicis Graecis* das bedeutendste zur äufseren Charakteristik darbietet, dafs die späteren Fragmentsammler vieles vervollständigt haben, dafs auch die Vorreden oder Biographieen in den gröfseren Ausgaben nicht weniges zur festeren Kenntnifs beytragen. Demnach kann von dieser Seite her nichts sonderlich neues erwartet werden; ohnehin ist der gewöhnliche Inhalt solcher Art, dafs es keinen erheblichen Unterschied macht, ob der Zuhörer dergleichen Belehrung aus seinen Diktaten oder, was nun doch unvermeidlich, aus den vorzüglichsten Bearbeitungen schöpfen will. Hätte ferner der Vf. sich die Mühe gegeben desselben *Vossius* kleines aber wahrhaftes Quellenstudium athmendes Buch *Ars historica* durchzugehen und in Auszug zu bringen, wir würden erspriefslichere *Prolegomena* lesen als die, welche auf drey Seiten vor uns liegen, und einen gründlicheren Ueberblick des Begriffs, der Eigenschaften, des Stils und was sonst der Historie wesentlich gewonnen haben. Gleichwohl sind dort die spärlichen Stellen nicht genau zusammengefügt, das Fragment des *Sempronius Asellio* ungehörig, weil es die Römischen Annalen trifft, dagegen Ansichten wie des *Aristoteles* (*Poet.* 9), *Polybius* (z. B. I, 35. V, 33.), *Plutarch* (namentlich im Prooemium zum *Pericles*), *Hermogenes* und anderer ausgelassen. Aber der zweyte Theil der in Umrissen die innere Verfassung von Geschichtwerken analysiren sollte, wird gänzlich vermifst, und so sieht man sich auf ein zerstücktes Aggregat von Citationen über Leben, Zeit, Schriften, Autorität der Historiker beschränkt. Obgleich wir nun diese Collektanea nicht als unfleifsig verwerfen, erscheint doch ihre Anlage halb, ihr Nutzen dem Anfänger wie dem Kundigen zweifelhaft, und der Vf. hätte besser gethan sie zunehmen und reifen zu lassen. Für Rec. wäre es unter solchen Umständen überflüssig Schritt vor Schritt das einzelne durchzumustern; er begnügt sich mit wenigem. Der Aufzählung von Historikern gehen Aphorismen voran, welche nicht nur die Zurüstungen einer künftigen Geschichtschreibung bezeichnen (freylich in der unbestimmtesten Ferne gehalten, wie *Platos* jugendliches Wort von Erfindung der Buchstaben hier sich eindrängt), sondern auch Facta des früheren Ionischen Verkehrs, deren Bedeutsamkeit nicht durchaus (wie *Herod.* II, 159) hervorleuchtet. Dann folgen *Cadmus*, bey dem die S. 5 gesetzten Stellen erwähnt seyn müfsten; wunderlicher Weise *Aristaeus*; weniges von *Acusilaus* (sogar *Plat. Symp.* p. 178. *C* fehlt) und *Charon* (wo die Compilation *Aelians* mit den reineren Worten bey *Athen.* IX. p. 394. *E* zu vertauschen war); *Hecataeus* (mit unnöthigem, wogegen schon *Diog. Laert.* IX, 1. mangelt), *Hellanicus*, *Damastes*, *Pherecydes*, *Xanthus* (wo die wichtige Angabe des *Athen.* XII, 11. übergangen), endlich *Dionysius Milesius*, dem ein anderer Platz gebührt; andere Chronisten, scheint es, kennt der Vf. nicht, konnte sie aber aus *Clinton Fasti Hellen. Append.* XXI erfahren. Daran schliefsen sich *Herodotus* und dessen Nachfolger; auszuscheiden sind jedoch *Eudoxus*, *Aristoteles*, *Theophrastus* mit anderen Philosophen und Erzählern von Philosophen bis zum *Diogenes Laertius*, die *Jonsius* mit besserem Rechte in seinen Bereich zieht; um nichts mehr pafst *Hanno* oder *Eratosthenes* und *Ptolemaeus*; wiederum vermifst man eine Anzahl Historiker Alexanders und von Urhebern der *Atthides*; alles fernere wird immer dünner, wie *Suidas* allein für die Notiz vom *Plutarch* ausreicht, bis dies Summarium mit *Stephanus Byzantius* endigt.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Das Evangelium des Johannes* erläutert von *Mich. Wirth*, Prof. der

der Herm., Exegese u. Pädagogik am Königl. Baiersch. Lyceum zu Dillingen. *Erster* Theil. 1829. XII u. 484 S. *Zweyter* Theil. 1829. IV u. 501 S. 8. (Zusammen 3 Rthlr.)

2) Mainz, b. Kupferberg: *Commentar über das Evangelium nach Johannes.* Von *Heinr. Klee*, Dr. u. Prof. d. Theol. 1829. VI u. 509 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

3) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Commentar über des Apostel Paulus Sendschreiben an die Römer.* Von Dr. *Heinr. Klee*, ord. Prof. d. Theol. an d. K. Pr. Rhein-Univ. zu Bonn. 1830. IV u. 588 S. gr. 8. (2 Rthlr. 3 gGr.)

Wohl freut es uns herzlich, dafs die Bemühungen der katholischen Gelehrten sich jetzt mehr und mehr auf Erklärung des N. Ts. hinlenken, und der in vorliegenden Commentaren nicht zu verkennende Fleifs verdient hier Lob, wird auch für Katholiken gewifs allmählig zu mehrerer Befreyung von einer nicht ehrenden Knechtschaft in Glaubenssachen das Seinige beytragen, indem dabey das evangelische Licht, wenn auch noch schwach scheinend, seine erleuchtende Kraft nicht verleugnen mag. Aber freylich wären wohl Riesenschritte erforderlich, wenn wir schon jetzt die katholische Exegese auf dem Standpunkte erblicken wollten, welcher durch echtphilologische und wahrhaft theologische Gründlichkeit, so wie durch völlige Unbefangenheit und Freyheit ausgezeichnet ist, darum aber nur als das Eigenthum in Wahrheit protestantischer Gelehrten erkannt werden mufs. Wir haben schon Ursache zur Zufriedenheit, wenn wir die Förderungen exegetischer Wissenschaft unsrerseits auch von jener Seite her nicht ganz vernachlässigt und ungenutzt finden. Freylich aber scheint die Auctorität der s. g. heiligen Väter die katholischen Gelehrten unserer Zeit im Allgemeinen nur zu sehr noch gefangen zu halten, als dafs sie weit über den ziemlich niedern Standpunkt der Exegese z. B. Augustins hinauszukommen vermöchten oder wagten.

Nr. 1. will mehr für Laien wirken; daher auch die vielen Einschaltungen aus den Kvv. nur in der Uebersetzung geschehen. Was aber diese Laien wieder mit den öftern Verweisungen auf die Klassiker und mit andern gelehrten Dingen (z. B. auch mit dem kirchenväterlichen Latein in der Einleitung) anfangen sollen, läfst sich dabey nicht absehen. Lob möchte der Versuch einer Zusammenfassung des Ev. Joh. unter 22 Abschnitte und überhaupt das fleifsigere Abtheilen des Stoffes verdienen; aber nur Tadel kann die recht geflissentliche Verschliefsung gegen die Ergebnisse neuerer Forschungen treffen, da Befangenheit aller Art in sehr hohem Grade hier sichtbar wird. Ein Anhang (Th. II. S. 281 ff.) versucht die Beantwortung der Frage: Hat Jesus das letzte Passahmahl an demselben Tage mit den Juden, oder einen Tag früher gefeyert? Der letzte Theil davon wird bejaht; die ganze Beantwortung aber kann, wie der Commentar überhaupt und insbesondere die Einleitung, von einer zu laienmäfsigen Oberflächlichkeit nicht frey gesprochen werden. Zu bemerken ist noch die theilweise beyfällige Rücksichtnahme auf *Tholuck's* Commentarienausgabe.

In Nr. 2 u. 3. tritt weit mehr Fleifs und Gelehrsamkeit hervor, auch ist die Befangenheit wenigstens nicht so arg, als dort; einzelnes Gute, das aber freylich nicht allzuhäufig gefunden wird, ist für einen neuen Commentator der Benutzung nicht unwerth. Aber eine oft unnütze und zum Theil gar nicht gesichtete Stellenhäufung aus den Büchern A. und N. Ts., eine vieler Orten ganz zwecklose und hie und da sich selbst widersprechende Aneinanderreihung von Aussprüchen der Kvv., eine mit Einschaltungen einzelner antiquarischen Erläuterungen durchwebte, nur zu wortreiche Paraphrase der nicht gerade wohlgelungenen deutschen Uebersetzung des n. t. Textes (worin aber der Hauptcommentar gegeben wird) kann freylich zur wahren Förderung des Verständnisses der behandelten n. t. Bücher schwerlich geeignet seyn, so wie theilweise Anführung des Leipziger Viger vom J. 1822 noch lange keine philologische Gründlichkeit beurkundet, indem sonst die mancherley Proben eines wunderlichen Unteutsch zu dem Schlusse auf völlige Unkenntnifs der Muttersprache berechtigen müfsten. Wenn aber heutzutage selbst s. g. Gelehrte der evangelischen Kirche sich mit einem nicht unähnlichen exegetischen Verfahren gar breit machen und darin wahre Tiefe der Auslegung herauszugraben meinen, ja dazu in einer dogmatischen Exegese der s. g. Orthodoxen des 17. Jahrh. das alleinige Heil finden, so sind diese nicht minder zu beklagen, als der theilweise Beyfall, welcher ihnen von Manchem gezollt wird, mit einem sehr unrühmlichen Zeichen der Zeit in enger Verbindung steht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1831.

KUNSTGESCHICHTE.

Mainz, a. K. d. Vfs: *Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch*, genannt *Gutenberg zu Mainz*, pragmatisch aus den Quellen bearbeitet, mit mehr als dritthalb Hundert noch ungedruckten Urkunden, welche die Genealogie *Gutenberg's*, *Fust's* und *Schöffer's* in ein neues Licht stellen, von *C. A. Schaad*, b. R. D. und erstem Richter am grofsherz. hessischen Kriegsgerichte zu Mainz. *Erster* Band. 1830. XII u. 630 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 Ggr.)

In dem Vorworte dieses vom Rec. mit der gespanntesten Aufmerksamkeit ergriffenen Werkes spricht der Vf. von den in der That nie genug zu würdigenden Vortheilen, welche durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bewirkt worden sind, gedenkt sodann der Ursachen, welche ihn zu diesen mühsam-sorgfältigen Untersuchungen veranlafsten, und entschuldigt bey seinen Vorgängern den Vorwurf der Unvollständigkeit und Unvollkommenheit, welcher ganz besonders den gelehrten Bibliographen *Joh. (Gottlob) Immanuel Breitkopf* in Leipzig, ungeachtet der ihm von Hn. *von Heinecken* mitgetheilten Sammlungen treffe. Nun hatte *Br.* zwar, wie Rec., der mit Jenem mehrere Jahre hindurch in Verbindung stand, bestimmt weifs, an der Sammlung von Materialien für diesen Zweck unablässig, ja fast täglich fortgearbeitet; aber auch, wie Hr. *Sch.* sehr richtig bemerkt, aus Mangel an historischen Quellen, selbst durch manche Mittheilungen, sogar der *Prosp. Marchand*'schen Papiere unbefriedigt, nur auf technischen Gründen fortbauend, fand *Br.* seine Aufsätze, seine Resultate, niemals genügend. Daher oft Ein Bogen mehrere Male gesetzt, umbrochen, durch Zusätze und Ausstreichungen ganz umgeändert werden mufste und zuletzt doch als unbrauchbar verworfen wurde, wie diefs mit den Beyträgen zur Gesch. der Schreibekunst (als 2tem Theile des Versuchs, den Ursprung der Spielkarten zu erforschen) der Fall war, deren öffentliche Herausgabe nur mit unsäglicher Mühe erst von *J. C. F. Roch* besorgt werden konnte. Allerdings konnten nur *in Mainz* selbst für Buchdruckerkunst und deren Erfinder historische Quellen ausgemittelt werden: aber mit welchen Schwierigkeiten hatten nicht die *Würdtweine*, *Dürre*, *Fischer* u. A. zu kämpfen, ehe es ihnen gelang, nur theilweise ihren Zweck zu erreichen. Geheimnifssucht drückte ja *früher* alle Archive und Sammlungen von Urkunden, wenn auch *später* durch eigene Umwälzungen verscheucht: dagegen traten aus Unwissenheit oder Ueberlistung erfolgte Verkäufe, Umtausche und Verschleuderungen höchst wichtiger Druckdenkmale, als neue Hindernisse auf, dieses chaotische Dunkel zu erhellen und dem Ehrenmanne *Gensfleisch zum Gutenberg* das unbestreitbare Recht des Erfinders der Buchdruckerkunst zu vindiciren.

Das Werk selbst beginnt nun mit einer *Würdigung Gutenberg's* und dessen unsterblicher Verdienste, erwähnt, dafs er, obschon von Geburt ein Deutscher, dennoch der ganzen Menschheit angehöre, und man sich nach einem grofsen, dieses grofsen Mannes würdigem, Denkmale vergebens umher schaue. Denn, könne auch *G.* eines Marmors entbehren, da seine Werke die schönsten und unvergänglichsten Monumente seyen: so erfordere es doch Deutschlands Ehre, dieser längstcontrahirten Schuld, — zumal bey nächst bevorstehender 400jährigen Jubelfeyer — sich zu entlasten. Ja, was sehr zu bedauern, *Mainz* selbst habe zu Erhaltung des Namens *G.* nur Wenig beygetragen. Im J. 1804 habe sich, unter dem Vorsitze des damal. Präfecten, *Jeanbon-St.-André*, eine Gesellschaft von 40 Personen gebildet, in einer am 6. April gehaltenen ersten öffentl. Sitzung, eine goldene Medaille mit *Gutenberg's* Bildnifs, 240 Franken (= 12 Ld'or) an Werthe für die gelungenste Lobrede desselben festgesetzt, und daselbst ein grofses Monument zu errichten beschlossen. Dieser Beschlufs ward von dem Minister des Innern genehmigt, in Pariser Blättern bekannt gemacht, auch mit einem Programm des Prof. und Bibliothekar *Matthiä* begleitet, überall verbreitet, so, dafs alle Gelehrte Europas zu Preisbewerbschriften und zu Beyträgen für dieses Monument aufgefordert wurden. Es gingen auch wirklich Gelder und Preisschriften ein; allein jene (an 1500 Frcs betragend) befanden sich in den Händen eines Schatzmeisters, welcher im J. 1829 im Mainzer Zuchthause verstorben ist. Und so scheiterte dieses grofsartige Unternehmen, hatte jedoch zur Folge, dafs man die zur Verschönerung der Stadt Mainz bestimmten Zwey Millionen Frcs mit zu *G's* Andenken verwenden wollte. Es sollte nämlich der schönste Platz, wo die prachtvolle Dompropstey sonst gestanden, *G's* Namen tragen; diesen trägt er jetzt wirklich: aber noch fehlet ein Theil der dazu gehörigen Häuser mit dem Monumente. Allein so wie *G.* im Leben Hafs und Neid verfolgten, so schien es auch hier. Der inzwischen ausgebrochene Krieg und andere Gestaltungen der Verhältnisse in Mainz traten feindlich entgegen. Nur einem kleinen Vereine patriotischer Main-

Mainzer, als dermal. Eigenthümer des G'schen Hauses gelang es, diesem den alten Namen: *Hof zum Gutenberg — ad bonum montem* — wieder zu geben, es zu einem der schönsten Häuser und zum Sitze der Musen und des Vergnügens umzubilden und einiger Maſsen ein Denkmal des dankbarsten Andenkens daselbst herzustellen. Denn am 4. Octbr 1824 wurde der bisher in der Gartenmauer dieses Hauses eingesetzte, mit *Gutenberg's* Namen und Verdiensten in goldenen Buchstaben verzierte Denkstein aufgedeckt, und bald darauf am 29. Jan. 1825 von *Christian Lautern*, jetzigem Besitzer des *Hofes zum Genſsfleisch* (worin *G.* 1398 geboren wurde), ein schwarz marmorner Denkstein mit einer Inschrift in goldnen Buchstaben eingemauert. Ein ähnlicher Denkstein wurde vom Eigenthümer des *Hofes zum Humbrecht*, der Officin von *Fust* und *Schöffer* über der Eingangsthür zu einer Wendeltreppe eingemauert. Durch den Edelsinn des Mainzer Kunstvereines ist auch, nahe am Denksteine in Gutenbergs Hofe, ein sechs rheinl. Schuh hohes, nach einem auf der Strasburger Bibliothek befindlichen Gemälde, von *Joseph Scholl's* Meisterhand gefertigtes Standbild aufgestellt worden; dessen vom 4. Octbr 1827 datirte Inschrift neben andern Symbolen *G's* Verdienste aufzählt. Das Postament und ein gegen irgend welche Beschädigung angebrachtes, drey Schuh hohes, eisernes Gegitter haben die Besitzer des Hauses auf eigene Kosten errichten lassen. Ferner wurde am 13. April 1828 von *Karl Barth*, Eigenthümer des vordern Theiles des *Hofes zum Jungen*, ein Denkstein mit Lapidarschrift gesetzt, zum Andenken *Johann Genſsfleisch zum Gutenberg* (1443 — 1450) und in Verbindung mit *Joh. Fust* und *Peter Schöffer* (bis 1456).

Im folg. Abschn. handelt der Vf. von den Quellen der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, zu welchen Urkunden, Monumente, Berichte von Augenzeugen oder wohlunterrichteten Zeitgenossen mit vollem Rechte gezählt werden. Und da es dem Vf. glückte, in Verbindung mit seinem verstorbenen Sohne, bey den Zerstörungen der franz. Revolution, welche auch die Quellen der vaterländischen Geschichte in Mainz bedroheten, einen Schatz von einigen 1000 vaterl. Urkunden zu retten, unter denen einige Hunderte zu den Hauptquellen der Gesch. der Erfindung der Buchdruckerkunst gehörten: so wurde er freylich in die glückliche Lage gesetzt von denselben Gebrauch zu machen und ihrer sogar auf dem Titel seines Werkes zu erwähnen. Diese Quellen, sowohl die bisher bekannten, als die neu entdeckten werden nun von ihm unter acht Klassen gestellt, namentlich: 1) Zeugnisse von *G's* Person und seiner Erfindung, enthalten in öffentlichen Aktenstücken, die entweder von ihm selbst ausgegangen sind, oder bey denen er persönlich mitwirkte; 2) oder welche von andern Personen ausgingen; 3) ferner solcher, welche bey *G's* Erfindung mitwirkten, oder deshalb in Verbindung mit ihm standen; 4) Druckmonumente, welche des Erfinders und der Erfindung gedenken; 5) die von *Adam Gelthuſs* und *Ivo Wittig* nach *G's* Tode gefertigten Grabschriften; 6) Zeugnisse von Schriftstellern des 15 und 16ten Jahrh. *mit* Zeitbestimmung; 7) dergl. *ohne* Zeitangabe und endlich 8) Zeugnisse öffenlicher Akten, Lapidarien, Siegel u. s. w. von den zu *G's*, *Fust's* und *Schöffer's* Familien gehörigen Personen. Aus der *ersten* Klasse werden nun 8 Dokumente aufgeführt, unter welchen die unter 5 beschriebenen als neu aufgefunden, 6 aber als fehlerhaft abgedruckt, in einer genaueren Abschrift mitgetheilt werden sollen; 19 Bemerkungen über diese Quellen der ersten Klasse folgen und geben über 7 und 8 einige gründliche Zweifel an deren Echtheit zu erkennen, an welche S. 35 f. *van Praet's* und *v. Fichard's* schriftliche Mittheilungen sich anschlieſsen. Unter den Quellen der *zweyten* Klasse werden 16 Dokumente aufgeführt und wieder mit Bemerkungen und Berichtigungen begleitet; besonders werden die von Dibdin (nicht Dybdin) gegen die Echtheit von 1 u. 2 vorgebrachten Zweifel mit schlagenden Gründen widerlegt. Bey 7 wird ein Irrthum des Göttinger Prof. Köhler und ein anderer des Hn. v. Heinecken berichtigt, so wie bey 8, 9, 10 u. 11 einige Miſsverständnisse aufgeklärt werden. Nr. 12 ist als Notariatsinstrument des *Ulrich Helmasberger* eine der merkwürdigsten und authentischsten einheimischen Quellen. Bey 13 bemerkt der Vf., daſs alle Urkunden von Köhler zwar echt, die daraus gezogenen Schlüsse aber, so wie die daher zusammen gesetzten Stammtafeln keinesweges richtig seyen. Betreffend die Quellen *dritter* Klasse steht 1) *Ulr. Zell's* dem Vf. der Cronica der hilligen Stat von Coellen 1499 mitgetheilte Zeugniſs oben an; ihm folgt 2) das von *Pet. Schöffer* dem Abte *Trithem* (von welchem in der Note S. 66 einige interessante Momente aus seiner Biographie aus des Decbant *Klein's ungedruckter* Chronik von Spanheim mitgetheilt werden) über den Anfang der Erfindung mit ihrer stufenmäſsigen Vervollkommnung, und wird 3) durch die Schluſsschriften der ersten Drucke von *Pet.* und *Joh. Schöffer* bestätigt. Als Quellen *vierter* Klasse werden genannt Druckdenkmale, und zwar *A*) solche, worin *Gutenberg* als Erfinder der Kunst genannt wird, namentlich 1) die 4 Verse der lat. Schluſsschrift in *Justinian. Institutt.* von 1468 und 2) in der Dedication der ersten deutschen Uebersetzung des Livius (und zwar in *allen* 6 Auflagen derselben) an den K. Maximilian. *B*) Solche, worin die Erfindung der Stadt Mainz beygelegt und diese deſshalb gepriesen wird, wie z. B. 3) die Schluſsworte des Catholicon von 1469 und 4) die lat. Verse am Ende des ersten Theils der Rudimenta grammatica von 1468 beweisen. *C*) Solche, worin *Joh. Fust* die Erfindung zugeschrieben wird; wie 5) die Schluſsschrift des Mercur. Trismegistus von 1503; des Breviar. Mogunt. von 1509; 7) des *Trithem.* breviar. histor. Francor. von 1515; 8 und 9) das Druckprivilegium des K. Maximilian für die Auflage des Tit. Livius und die derselben Ausgabe von *Hutten* und *Erasmus* beygefügten Vorreden, so die eben daselbst angefügte Epistel *Nicol. Carbach's*; 11) die Schluſsschrift von *Prosper* Aquit. de gratia dei 1524; 12) desgl. von *Appiani* hist. roman. in-

interpr. *P. Candido* 1529 — darthun, denen noch beygefügt sind: 13) die Endschrift unter *L. Apuleii* Epit. de mundo, gedruckt durch Joannem de hiburna arce (von der Winterburg in Wien) 1497 und 14) eine handschriftl. Bemerkung auf dem einzigen noch bekannten Exempl. des missale Cracoviensis ecclesie in der Lemberger Universitätsbibliothek. Die Bemerkungen des Vfs über diese Quellen der vierten Klasse sind S. 78 ff. nachzulesen. Zur *fünften* aber gehören die auf *G's* Ableben gefertigten Grabschriften, von denen manche Eigenheit und die Bewahrungsplätze historisch mitgetheilt worden. Die erste von *Adam Gelthufs* meldet noch, dafs *G's* Gebeine in der Mainzer Kirche zum h. Franciscus sanft ruhen. Die zweyte von *Ivo Wittig* ist von 1507 datirt; eine dritte von *Demselben*, in einen Stein eingehauen und im Hofe zum Gutenberg an die innere Mauer unter die Dachtraufe angebracht, trägt irrig die Jahrz. MDVIII (anst. MDVII, in welchem Jahre *Ivo Wittig* selbst verstorben ist). Nach der Zerstörung dieses Hofes während des Schwedenkrieges 1632—35, kam dieser Stein in das Haus Schenkenberg, dann in vorigem Jahrh. in das neue Universitätsgebäude auf der grossen Bleiche, die *Bursch* (Bursa?) genannt, wurde an einer Mauer im Hofe befestiget, ist aber in den JJ. 1793—97 durch die darin einquartiert gewesenen Truppen verschwunden. Bey den Quellen der *sechsten* Klasse, den Zeugnissen aus dem 15 und 16ten Jahrh. *mit Zeitbestimmung*, sind die aus der Nähe von Mainz als *einheimische* den entfernteren vorzuziehen, und die darauf bezüglichen Stellen des Abtes *Trithem*, *Jak. Meydenbach's*, *Joh. Arn. Bergel's* und *Sebast. Münster's* in einer nicht ganz treuen deutschen Uebersetzung zu lesen. Von den Zeugnissen *entfernterer* Schriftsteller, welche *Meermann* bereits gesammelt und in 97 Numern dem 2ten Bande seines Werkes einverleibt hat, sind nur die interessantesten, namentlich 24, herausgehoben worden, zu welchen Rec. Einiges hinzuzufügen nöthig achtet. Bey *Joh. Ph. de Lignamine* (sub 1) ist in der Note *Fustus* statt *Justus* zu lesen; die *trecentae cartae* sind durch 30 *Bogen* (also wohl Quinternionen?) übersetzt. Bey *Bapt. Fulgosus* wird (S. 92. Not. 2) die edit. Mediol. de 1508 erwähnt: Rec. kennt aber nur die von 1509 und erlaubt sich, da dieser Schriftsteller unter dem Ehrennamen des *modernen Valer. Max.* bekannt ist, den vollständigen Titel hier anzufügen: „De dictis factisque memorabilibus a rerum humanarum primordio usque in praesens tempus, illis exceptis quae luculenter M. Valerius Max. edidit. Opus a *Bapt. Fulgoso* lingua vernacula conscriptum, et a *Camillo Gilino* latinitate donatum. Mediol. ap. *Jac. Ferrarium* 1509. Fol. Aus den Bemerkk. des Vfs über die Quellen dieser 6ten Klasse ist die scharfsinnige Vermuthung zu beachten, dafs hinsichtlich der einheimischen Schriftsteller *Joh. Ant. Bergel* wahrscheinlich *Johann Arnold* geheifsen, den Zunamen *Bergel*, *Bergelanus* von seinem Geburtsorte *Birgel*, nahe bey Frankfurt gelegen, angenommen, auch dafs er wohl in *Franz Behem's* auf dem Victorsberge vor Mainz errichteten Druckerey, wo auch sein Gedicht 1541 erschienen, als Corrector sich seinen Unterhalt erworben habe. Hinsichtlich der entfernteren Quellen dieser 6ten Klasse bemerkt der Vf., dafs die von ihm gewählten vier erstern Gutenberg die Erfindung mit und nach dem J. 1440 zuschreiben, 5—11, als Strasburger, Irrthümer fortpflanzen, welche gegenwärtig längst widerlegt sind. *Conr. Celtes* Zeugnifs (N. 12) sey von gröfster Wichtigkeit und zwar aus Gründen, die S. 104 aufgeführt sind, eben so unverwerflich sey Coccius Sabellicus (†1506 im 70sten Lebensjahre) Angabe, welche er höchst wahrscheinlich von den aus Deutschland nach Venedig gekommnen ersten Buchdruckern erfahren haben mochte. Gutenberg's Vor- und Zuname, ritterliches Geschlecht und Aufenthalt werden von ihm namentlich aufgeführt. Die Irrthümer von 14—22 seyen längst schon gewürdiget, von 23 bis 26 aber zu berücksichtigen, dafs sie als holländ. und niederländ. Geschichtschreiber, welchen sich *Wilh. Caxton* (seit 1472 der erste Buchdrucker zu Westminster in England) anschliefse, diese Erfindung Deutschland aneignen. Anzureihen sey noch das im Meermann wörtlich abgedruckte Zeugnifs des Pariser Buchdruckers *Badius Asentius* (richtiger doch wohl: *Jodocus Badius Ascensius!*). — Bey Aufführung der Quellen 7ter Klasse, Zeugnisse — *ohne* Zeitangabe, beschränkt sich der Vf. nur auf neun, und fügt zu jedem einzelnen seine Bemerkungen und Berichtigungen bey. Endlich zu den Quellen der *achten* Klasse gehören Zeugnisse öffentl. Akten, Lapidarien, Siegel u. s. w. über Personen, welche *G's*, *Fust's* und *Schöffer's* Familien betreffen. 1) Ein Protokoll des Mainzer Peterstiftes, welches am 14. Jan. 1468 (dem latein. Originaltexte gemäfs richtiger 1463 MCCCCLXiij) ausgestellt, bezeuget, dafs *Pet. Schöffer* aus der Stiftsbibliothek das Mscpt. von S. Thom. de Aquino lib. IVtus sententiar. erhalten habe, um mehrere Exemplare danach zu machen. 2) Das Todtenbuch der Abtey St. Victor in Paris, worin *P. Schöffer*, *Conr. Henlif* und *Joh. Fust* als Bürger von Mainz und Buchdrucker genannt werden, und beide erstere für die auf Pergament gedruckten Briefe des h. Hieronymus eine Summe von 12 Goldscudi sich ausbedungen, dieselbe auch aus den Händen des Abtes *Johann* richtig empfangen haben. 3) Des K. *Ludwigs XI* von Frankreich Ordonnanz vom 21. Apr. 1474, zufolge welcher den Klägern *P. Schöffer* und *Conr. Hanequis* (Henlif) wegen der ihnen nach dem Ableben ihres Factors, *Hermann* von Stathoen, nach dem Königl. Heimfallrechte weggenommenen Werke, von 2425 Goldthalern und 3 Sous am Werthe, auf die Empfehlung des deutschen Kaisers und des Kurfürsten von Mainz, die geforderte in jetzigem Goldwerthe 11,000 Livres betragende Summe, in Einzelnzahlungen, jährlich am 1. Octbr à 800 Livres, bezahlet werden solle. 4) Der gerichtl. Akt, worin *P. Schöffer* von seinem Schwager, *Joh. Fust* 200 Exx. der 1473 gedruckten Decretalen zum Verkauf für dessen Rechnung erhalten zu haben, in seinem und seiner Frauen Namen am 24. Jul. 1477 bekennet. — 5) *P. Schöffer's* merkwürdige Aufschrift auf einem

von

von Koburger in Nürnberg 1474 gedruckten Exempl. des Scotus in 4tum Sententiar., in folgenden Worten: Ego *P. Sch.*, impressor libror. Moguntinus recognosco, me recepisse a venerab. Magistro Joanne Henerici cantore pisiensi (in der Uebersetzung: *Johann Heinrich Sänger* zu Pisa!) tria scuta pro pretio huius libri, quod protestor manu propria. 6—15 enthalten die von Köhler, Würdtwein, Senkenberg, Kuchenbecker, Wenck, Schunck, Fichard bereits gelieferten Dokumente; 16) die Urkundensammlung der Vf., die Gensfleisch, Gutenberg u. a. verwandte Familien betreffend; 17) Lapidarien, deren sich noch einige in Mainz und dessen Nähe erhalten haben; 18) endlich, Siegel: in der Bodmann'schen Siegelsammlung befinden sich mehrere Gensfleisch'sche, die meisten jedoch von der Gensfleisch - Sorgenlocher Linie. Als Bemerkk. zu den Quellen dieser achten Klasse findet sich ad 1) dass unter den Papieren des verstorbnen Bodmann's ein Auszug aus diesem Protokoll vorhanden sey; ad 2) dass dieser Nekrolog von van Praet in Paris wirklich aufgefunden, und derselbe eine getreue (S. 128 abgedruckte) Abschrift davon besorget, eine Beschreibung desselben und sein Urtheil von demselben (französisch und von dem Vf. verdeutscht) eingesandt habe; ad 3) es sey zwar unbekannt, ob diese Königl. Ordonnanz Ludwig XI noch irgendwo existire; allein in der K. Pariser Bibl. finde sich eine 1665 von Lamare genommene Abschrift, welche von *Wolff* in die monum. typogr. aufgenommen sey; ad 4) sey von dem Original durch *Köhler* geliefert worden; ad 5) die Aufschrift P. Schöffer's auf dem Werke des jetzt in der Bibliothek des Arsenals zu Paris vorhandenen *Scotus* sey zwar kein gerichtlicher, öffentlicher Akt, gehöre indess seiner Merkwürdigkeit wegen, hierher. Ueberhaupt müssen diese fünf Quellen um so wichtiger seyn, als sie nicht nur die Familienverhältnisse von Fust und Schöffer aufhellen, sondern auch ihre Geschäfte als Buchdrucker und Buchhändler betreffen; ad 6—15) deren Authenticität ist durch die Glaubwürdigkeit ihrer Herausgg. hinlänglich constatirt: überdiess besitzt der Vf. einen Theil der *Würdtwein*'schen Urkunden jetzt eigenthümlich; ad 16) zu diesen nachträglich zu liefernden Urkunden verspricht Hr. *Sch.* den Beweis der Authenticität nachzutragen; ad 17 und 18) da die Denksteine vor Jedermanns Augen noch da seyen, und die Siegel ebenfalls zur Ansicht bereit liegen: so könne jedwede Verfälschung recht bald entdeckt werden.

Der folg. Absch. befasst die *Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst* (S. 133). Ungeachtet *v. Rotteck* das J. 1397, ohne jedoch haltbare Gründe anzugeben, als das Geburtsjahr Gutenberg's, ganz bestimmt aufstellt, so kann doch wohl dessen Geburt, obgleich oben 1398 stand, nur *gegen das Ende des 14ten Jahrh.*, Mainz aber als dessen Geburtsort, und namentlich der *Hof zum Gensfleisch* oder *zum Gutenberg* daselbst, als gewiss angenommen werden. Von dessen Jugendjahren ist nichts Bestimmteres zu erweisen, als dass er mit seinen Aeltern und seinem Bruder *Friele*, im J. 1420, nach Eltvil im Rheingaue gewandert sey, wo sie mit einem Hofe und Gütern angesessen waren. Wie lange aber? ist nicht auszumitteln. Denn erst im J. 1434 bestätigt eine Urkunde Gutenbergs Anwesenheit in Strasburg, seine Stellung unter der adeligen Klasse der Einwohner, seine Beschäftigung mit allerhand Künsten z. B. Steinschleifen, Spiegelpolituren u. s. w., und andere Dokumente beweisen, dass *G.* sich auch, aus Mangel an eigenem Vermögen in gesellschaftl. Verbindungen eingelassen habe, welche höchst wahrscheinlich auf die Erfindung der bis zum J. 1439 schon weit vorgeschrittenen Buchdruckerk. sich beziehen, deren Behandlung er jedoch auf das Strengste geheim hielt, obschon die Werkstätte in dem Hause eines seiner Gesellschafter, des *Andr. Dritzehn* befindlich war. Aus dem darüber entstandenen Processe, vorzüglich aus der Zeugen-Aussage, weiss der Vf. eine Beschreibung der vornehmsten Instrumente zum Satze mit *beweglichen* Lettern herauszufinden, darzuthun, dass *G.* in Strasburg die Anfänge wahrer Buchdruckerk. versuchsweise ausgeübt habe, und dass ihm die Ehre der Erfindung unbestreitbar gebühre. Strasburg sey daher zwar die Wiege dieser Kunst, aber ohne Kind — ein Druckmonument: Mainz allein habe die Ehre der *Erfindung* und der *Vollendung;* dort sey vor dem J. 1471 kein Product zu constatiren: denn obgleich *Vincentii Speculum* schon 1469 angefangen, sey es doch von *Mentel* erst 1473 beendigt worden. *G.* blieb bis Ende 1444 oder Anfang 1445 in Strasburg, wo er sein ganzes Vermögen zugesetzt hatte, kehrte in Hoffnung auf Unterstützung durch seine reiche Verwandtschaft, bloss von seinem treuen Diener, *Lorenz Beildeck*, begleitet, denn seine Frau liess er dort, nach Mainz zurück. Von jetzt an bis zum J. 1450 walten in *G's* Leben und Wirken die grössten Dunkelheiten, ungeachtet die Harlemer behaupten wollen, *G.* habe sich gleich von Strasburg aus zu ihrem Laurent Coster (hier im Werke der Küster *Lorenz* und S. 237 *Laurentius Koster!!* genannt) begeben, was aber durch die vom Vf. *zuerst* mitgetheilte Urkunde vom St. Gallentage 1448 in Mainz widerlegt ist. Unstreitig befasste sich *G.* in diesem Zeitraume mit Arbeiten an neuen Werkzeugen zu Fortsetzung seiner Erfindung, mit Versuchen im Kleinen u. s. w., bis er endlich durch Erlangung eines reichen und thätigen Gesellschafters, des *Johann Fust*, im J. 1450 mit seiner Erfindung öffentlich auftrat. Zwar ist der mit Joh. Fust darüber aufgenommene Gesellschaftsvertrag nicht zu unserer Kenntniss gelangt: indess aus den Acten des im J. 1455 geführten gerichtlichen Processes, von welchem das Nähere (S. 169 ff.) mitgetheilt ist, lässt der Inhalt nur allzu klar sich ersehen; so wie aus diesen gerichtl. Verhandlungen mehrere wichtige Folgerungen sich ziehen lassen, welche obenein noch durch vorhandene Denkmale bestätiget sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1831.

KUNSTGESCHICHTE.

Mainz, a. K. d. Vfs: *Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch,* genannt *Gutenberg zu Mainz,* — — von *C. A. Schaad* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zu den Gutenberg- und Fust'schen Drucken mit *beweglichen hölzernen Lettern* sind als *erste* Versuche zu rechnen: die ABCdarien, Horarien, Confessionalien, und die Donate von 42, 35 und 27 Zeilen, — letztere Ausgabe mit Lettern aus Metall *gegossen,* und nicht, wie *Fischer* behauptet, *geschnitten.* Ueberhaupt sind die (elf) Ausgaben des Donats vom Vf. genau beschrieben, und deren Aufbewahrung sorgfältigst angezeigt. Wenn aber (S. 202) von Vertheidigern des *Kosterianismus* gesprochen, auch Hr. *Ebert* widerlegt wird, der diese Typenart für alt holländisches Nationalgut ausgiebt, wie kommt dann der Küster *Lorenz* (S. 165) zurecht? Zu den verschiedenen Ausgaben des Donats rechnen van Praet und Renouard ein *Doctrinale puerorum* von 29 Zeilen; ferner eine Ausg. in Fol. mit beweglichen Lettern, von 28 Zeilen und ohne Jahrzahl; desgl. eine Ausg. in kl. 4., vom RegR. Butenschön in Speyer 180? entdeckt, aber auf *Papier* (denn die früheren sind auf Pergament) wahrscheinlich um 1490 gedruckt; endlich ein Donat in kl. 4. mit 28 langen Zeilen ohne Initialen, bey welcher Gelegenheit Meermann's Behauptung durch schlagende Gründe widerlegt und hinzugefügt wird, dass Koning späterhin mehrere aus einem Donat ausgeschnittene Pergamentblätter aufgefunden habe. Einleuchtend ist es, dass mit den aus Holz geschnittenen Buchstaben nichts Grosses geleistet werden konnte, dass nur metallene zu gebrauchen seyen, jedoch das langwierige und kostspielige Schneiden derselben den erhabenen Zweck aufhalte, welcher nur durch Giessen der Metallbuchstaben — Schriftgiesserey — zu erreichen stehe. Diese also macht die zweyte und wichtigere Epoche in der Geschichte der Buchdruckerkunst, welche vom Abte Trithem ziemlich klar und deutlich angedeutet werde; Meermann's Erklärung derselben ist höchst gezwungen, willkürlich, seinem Vorurtheil angepasst, durchaus irrig. Diese Erweiterung der Buchdruckerkunst durch die Schriftgiesserey fällt höchst wahrscheinlich in die zweyte Hälfte des J. 1452. Den Reihen der auf *diese* Weise gedruckten Werke nun eröffnet die *Biblia lat. vulg.* fol. ohne Datum (um 1454 — 1455). Deren giebt es nun zwey mit den Kennzeichen der Köllner Chronik versehene, nämlich der lateinischen Sprache und den Missaltypen, ohne Angabe des Ortes, des Jahres und des Buchdruckers, darin verschieden, dass die eine 36 Zeilen und grössere Typen, die andere aber kleinere Typen, mithin auch mehr, nämlich 42 Zeilen hat. Sie ist in 2 oder 3 Bände getheilt eingebunden, in jenem Falle hat der erste Band 446 und der zweyte 436 Blätter; in diesem aber enthält der erste 266, der andere 320 und der dritte Band 296 Blätter. (Wenn in der 1sten Note Z. 3. [S. 224] es von Dibdin heisst: in der Spencer'schen Bibliothek enthalte der erste Band dieses zweygetheilten Werks nur 44 Blätter: so ist diess entweder ein gewaltiger Irrthum oder ein sehr arger Druckfehler.) Diese von Schelhorn zuerst beschriebene, Gutenberg vindicirte und daher die Schelhorn'sche benamte Bibel gehört aber dem ersten Bamberger Buchdrucker, *Albert Pfister* an, wie zwey andere Druckschriften desselben und ein in der Königl. Pariser Bibliothek befindliches Bibelexemplar offenbar beweisen (Ein *gothischer Vierter* [S. 227] ist doch wohl ein gothisches Zahlzeichen der *Vier* 8 ?).

Als *erste* Frucht der von G. erfundenen und errichteten Buchdruckerey gilt die 42zeilige *lat. Bibel* in 2 Foliobänden à 324 und 317 = 641 Blättern, in gespaltenen Columnen, ohne Seitenzahlen, Custoden, Signaturen und Initialbuchstaben, mit s. g. Missaltypen, jedoch etwas kleiner, als die der Schöffer'schen Bibel und von Metall sind. Eine in der That lobenswerthe, genaue und charakteristische Beschreibung, gestützt auf beyfällige Zeugnisse von mehreren Bibliographen folget; nur hinsichtlich der Zeit der Erscheinung walten einige Abweichungen ob: am wahrscheinlichsten ist der Anfang in's J. 1452 und die Vollendung in das J. 1455 oder 1456 zu setzen, wofür das schon angeführte Helmasberger'sche Notariats-Instrument zu sprechen scheint. Bey dieser Gelegenheit wird auch die höchst sonderbare Hypothese *Lambinet's* über diese 42zeilige Bibel, so wie das, selbst in neueren Zeiten noch aufgetischte Mährchen, dass Fust in Paris für einen Hexenmeister gehalten und desshalb zur schleunigsten Flucht veranlasst worden sey, gründlich widerlegt, und für die Authenticität der *G*'schen lat. Bibel, ausser den von der Köllner Chronik erwähnten allgemeinen Kennzeichen der Missaltypen werden noch *sieben* andere Beweise aufgestellt. Eben so wird auch die eigene Ansicht des Secretärs bey der Münchener Hofbibliothek, *Matthias Bernhart's* über die Entstehung der

der Schelhorn'schen und Gutenberg'schen Bibeln, als dem mehrmals gedachten Notariats-Instrumente entgegen, verworfen. Als Deutsche müssen auch wir mit dem Vf. bedauern, dafs nicht nur dieses seltene und wichtige Druckdenkmal in *drey* Exemplaren, sondern auch mehrere andere, gleich wichtige z. B. der kostbare Psalter von 1459, ein Catholicon von 1460 auf Papier u. m. a. durch den Benedictiner *Dominikus* (*Jean Bapt. Maugerard* mit wahrem Namen) theils durch Gewinnsucht, theils durch einheimische Ignoranz — im Austausch gegen die Collectio SS. Patrum ex edit. Congr. S. Mauri — geraubt und verschleudert worden sind. Interessant zu lesen sind S. 247 die Listen des Maugerard, um sich in den Besitz dieser Kostbarkeiten zu seinem eigenen Vortheile zu setzen, wozu er denn auch mehrere Reisen in's südliche Deutschland benutzte und in Erreichung seines Zweckes nur allzu glücklich war. Eben so spielte *Merlin de Thionville* eine ähnliche Rolle bey dieser Plünderung der Mainzer Bibliotheken, indem er das der Universität-Bibliothek gehörige Exemplar der 42zeiligen, auf Pergament gedruckten Gutenberg'schen Bibel an den Londoner Buchhändler *Nicol* verkauft, dieser aber dasselbe, nach van Praet's Angabe um 10,000 Frs. feil geboten habe. In neuern Zeiten erreichten freylich reiche Engländer durch ihren Reichthum den Besitz mehrerer ähnlicher Kostbarkeiten aus öffentlichen Bibliotheken. Namentlich ist hier aufzuführen der reiche Lord *Spencer*, welcher in Frankfurt a. M. einen Aufkäufer in der Person *Alex. von Horn* besoldete, und durch denselben das höchst seltene Manifest des Kurfürsten Diether von 1462 erhielt; besonders aber gelang es ihm, durch seinen gewandten, und durch seine bibliographischen Kenntnisse bekannten Emissar, Hn. *Dibdin*, welcher im J. 1818 mit seinem Sohne und einem geschickten Zeichner, *Geo. Lewis*, Frankreich und Deutschland durchreiste, auf seinen Landsitz in Althorp, wo er seine reiche Sammlung aufstellte, sehr viele kostbare Druckdenkmale aus öffentlichen Bibliotheken zu erhalten. In der von Dibdin bekanntgemachten Reisebeschreibung (A biographical, antiquarian and pittoresque tour in France and Germany) 3 Bde 1821. 8. m. v. Kpf. u. Holzschn. werden wir von allen neuern Ankäufen in Kenntnifs gesetzt, so wie im 2ten Bde von: Aedes Althorpianae by Dibdin 2 Bde 4. mit v. Kpf. u. Holzschn., eine Beschreibung in alphabetischer Ordnung aller nach der Herausg. des 4ten Theils, von dessen Biblioth. Spenceriana erlangten Schätze in fortlaufender Zahlenreihe geliefert wird. Wir erfahren nun, dafs es *sieben* Exemplare auf Pergament und *neun* auf Papier gedruckt gebe, und wo jene und diese sich befinden: von dem 6ten der 2ten Klasse, zu Aschaffenburg in der Bibliothek (des letzten Kurfürsten) befindlichen, bisher noch unbekannten Exemplare wird eine nähere Beschreibung mitgetheilt. Aufser Zweifel ist es, dafs während des Anfangs und der Vollendung dieses Werkes auch andere kleinere Schriften mit Datirungen, wenn auch nicht vollständigen, erschienen sind, zu welchen vorzüglich die Indulgenz- oder Ablafsbriefe mit dem Datum von 1454 und 1455 gehören. Es existiren davon noch *fünf* Exemplare, welche hier umständlich beschrieben und die Orte genannt sind, wo sie aufbewahret werden; und diese sind allerdings in der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, um die Epoche der kleineren Typengattung bestimmen zu können, von höchstem Interesse. Als merkwürdige Erscheinung ist noch zu erwähnen, ein Ablafsbrief von 1461 auf Pergament im kleinsten Format 4 Zoll hoch, 2 Zoll etliche Linien breit, und 16 Zeilen enthaltend, welchem noch mehrere vom J. 1480 u. ff. nachfolgten und zugleich den Beweis liefern, wie vortheilhaft dergleichen Ablafsbriefe für die römische Curie gewesen seyn müssen. Wahrscheinlich sind die Worte Breitkopf's in seiner Abhandlung vom J. 1779 (nicht wie hier steht: 1479): „der gedruckte Ablafsbrief von 1454 sey eine dunkle Erscheinung, welche noch nicht alle Aufklärung erhalten habe," Veranlassung zu mancherley Zweifeln und verschiedenen Conjecturen gewesen, denen jedoch (von S. 289 ff.) mit allen historischen Gründen und Folgerungen zur Genüge entgegnet wird. — Unter den datirten kleinern Druckmonumenten behauptet den *zweyten* Rang: „*Eyn Manung der christenheit widde die durkl*" oder der s. g. Kalender von 1455 (MCCCCLV), welche letztere Benennung wohl daher rührt, dafs jede der 12 Abtheilungen den Namen des Monates zur Ueberschrift hat, in der That aber einen Aufruf zum Kriege gegen die Türken enthält. Weil aber der Papst Nikolaus V bereits am 24. März 1455 verstorben ist, und diese Aufforderung zur Theilnahme doch schnell verbreitet werden mufste, ist der Druck, wenn nicht schon Ende 1454, doch gewifs zu Anfang 1455 vollendet worden. Aus der Plumpheit, der Ungleichheit und besonders der Zusammenstellung zweyer Buchstaben geht die Folgerung hervor, dafs hölzerne bewegliche Lettern dazu gebraucht worden sind. Gegen die Hnn. *Lichtenberg* und *Ebert* in Strasburg und Dresden, welche dieses Druckdenkmal der *Pfister*'schen Presse zuerkennen, Letzterer sogar das J. 1472 als das der Erscheinung annimmt, und welche die Herren zu München (*v. Aretin* und *Docen*) defshalb eines Irrthums bezüchtigten, weil sie diese Typen für Gutenberg'sche erklärt hatten, werden S. 296 fg. unbestreitbare Gegenbeweise aufgeführt. Der *dritte* Rang gebühret dem Kalender mit der Jahrzahl 1457, dessen Auffindung in Mainz durch Hn. *Fischer* im J. 1803 erst bewirkt, dann in einer französischen Pièce und in seinen typographischen Seltenheiten (VI, 25) genau beschrieben wurde, als Denkmal der Gutenberg'schen Presse durch Hn. van Praet anerkannt, und befindet sich in der Königl. Pariser Bibliothek. Hieran schliefst der Vf. sein Urtheil, wodurch P. Schöffer zu dem Entschlusse einer Verbesserung der Typen veranlafst worden, zählt namentlich sechs dergl. Verbesserungen auf, die Matrizen, Patrizen, Punzen, Gufsformen, Metallmischung u. s. w., hebt un-

unter den Vervollkommnungen die Initialen und eine haltbarere Druckschwärze hervor, und meint, dafs P. Sch. nur erst nach einer Reihe von Jahren dazu habe gelangen können. Eben so glaubt er, dafs die Verbindung mit P. Sch. und dessen Verheirathung mit Fust's Tochter (1458 oder 1454) zur Trennung von Gutenberg und zum Processe Beider gegen diesen veranlafst habe, um aus Eigennutz die Vortheile dieser neuen Erfindung *ganz allein* geniefsen zu wollen. Mit Hülfe des Helmasberger'schen Notariatsinstrumentes erfahren wir die Klagepunkte Fust's, Gutenberg's Antworten darauf, und das endliche Urtheil des Gerichtes, welches freylich aus Furcht vor der reichen, mächtigen und angesehenen Fust'schen Familie zum Nachtheile *G's* ausgefallen sey. Bewiesen wird, dafs *G.*, wenn auch von allem Vermögen entblöfst, doch mit frischem Muthe begeistert, von Neuem durch ein Darlehen von Dr. *Conr. Hamery* unterstützt, seine Druckerey einrichtete, aber freylich, weil Alles durch seine Hand gehen mufste, nur langsam vorwärts schritt. Von Fust und Schöffer erschien in grofs Folio am 14. August 1457, ein und halbes Jahr nach geschehener Trennung, das Psalterium, welches als Meisterstück der Buchdruckerkunst, selbst jetzt noch nicht übertroffen, und als erstes Druckwerk auf Pergament, mit namentlicher Angabe der Drucker, des Druckortes, des Jahres und Tages, mit den herrlichsten Initialen verziert, dasteht. Eine genaue vollständige Beschreibung desselben mufs S. 330 ff. nachgelesen werden; besonderes Interesse gewährt den Bibliographen unstreitig die Mittheilung von den in der That höchst merkwürdigen und sonderbaren Schicksalen der in Mainz sonst einheimischen fünf Exemplare desselben, an welche ein räsonnirendes Verzeichnifs der neun gegenwärtig noch vorhandenen Exemplare sich anschliefst. 1) Als das *erste*, vollständige, am besten erhaltene, mit dem Fust-Schöffer'schen Wapen versehene und kostbarste, und weil es nie zum Chorgebrauche bestimmt gewesen, auch weder Musiknoten, noch Einschreibungen mit künstlicher Feder hat, vom Hr. *v. Heinecken* *Jungfernexemplar* benannte, ist das in der K. K. Bibliothek zu Wien befindliche, welches früher dem König von Ungern, *Matthias Corvinus* für dessen in Bude (warum nicht: Ofen?) angelegte kostbare Bibliothek gehörte; 2) das in der Königl. Pariser Bibliothek, um 12,000 Francs ersteigerte; 3) ein zweytes durch Bodmann um 352 Francs an dieselbe verkauftes Exemplar; 4) das in der Königl. Dresdener, aus der *Freyberger* (nicht Freyburger, wefshalb auch das in der Note citirte Molleri theatr. Friburg. in *Friberg.* umgeändert werden mufs) Schulbibliothek durch Umtausch erhaltene. Dieses Exemplar hatte der verewigte *Breitkopf* zur Ansicht erhalten, auch von der ersten Seite desselben eine sorgfältigst genaue Copie machen lassen; 5) ein Exemplar in der Königl. Bibliothek zu Windsor, früher den Ursulerinnen zu Hildesheim, dann dem geh. R. Duve in Hannover gehörig, von diesem an die Göttinger Universität legirt, und von derselben dem verstorbenen König von Grofsbritannien geschenkt; 6) in der Grofsherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt dasjenige, welches bis zum J. 1802 Eigenthum des Mainzer Victorstiftes war; 7) das in der Lord Spencer'schen Bibliothek zu Althorp aufbewahrte Exemplar, was das Chorexemplar der Prämonstratenser Abtey Roth bey Memmingen, das 1768 von Schelhorn entdeckt, in die Klosterbibliothek versetzt und 20 Jahre darauf um 3000 Livres aufgekauft wurde; 8) das Exemplar eines Grafen v. Weisenberg ist, nach van Praet's Angabe, durch einen Hn. Artaria von Manheim nach Paris, und von hier aus vermuthlich nach England gewandert, ohne dafs man bestimmen könnte, in welche Bibliothek. Noch ein (neuntes) Exemplar dieser ersten Auflage des Psalters soll bis zum Decbr 1792 der Mainzer Universitätsbibliothek angehört haben und, zu Folge zweyer handschriftlichen Noten des Prof. Bodmann, entweder vom General *Custine* (heifst in Note 2. S. 356 gar Custinos!) oder vom Deputirt. *Merlin de Thionville* für die Pariser Nationalbibliothek requirirt worden seyn; Hr. Prof. Fischer bestätigt zwar diefs, setzt aber hinzu, es sey nicht nach Paris geliefert worden, da diese Bibliothek vor dem May 1813 kein Exemplar besessen habe, doch zweifelt Hr. *van Praet* an der Wahrheit. — Von der im J. 1459 erschienenen 2ten Auflage des Psalters folgt nun eine genaue charakteristische Beschreibung mit allen Abänderungen und Vorzügen vor jener; bis jetzt existiren davon nur zwölf Exemplare: 1) in der Königl. französ. Bibliothek; 2) in der Mainzer Stadtbibliothek; 3) in der Herzogl. Sachs. Gothaschen, aus zwey defecten Exemplaren completirt; das übrig gebliebene defecte Exemplar kam 4) in die K. Münchener; 5) und 6) nämlich das Exemplar des Königs von England und das des Lord Spencer waren sonst der Mainzer Karthuse gehörig; jenes soll durch Geo. Forster, dieses durch Maugerard procurirt worden seyn; 7) das aus dem Sir Marc Masterm. Sykes'schen Nachlafs erkaufte Sir John Thorold um 136 Pfund Sterl. und 10 Schill.; 8) Hr. Hibbert zu Clapham bey London erstand aus Mac-Carthy's Bücherauction das Anfangs defecte, später completirte Exemplar um 3350 Frcs; 9) das in der Roscar'schen Bibliothek um 53 Pfund Sterl. erkaufte; 10) das des Buchhändler Payne in London, welches unvollständig war, jedoch durch van Praet completirt und an die Oxforder Bodlejanische Bibliothek verkauft wurde; 11) in einer Privatbibliothek zu Edinburg findet sich das minder schöne Exemplar des sonstigen Besitzers, des Lord Spencer, und endlich 12) ein unvollständiges Exemplar des Hn. Willet zu Merly, das 1813 für 63 Pfund Sterl. verkauft wurde. Noch soll seit 1787 in Wien ein 13tes Exemplar vorhanden seyn. In demselben Jahre noch, am 6. Octbr, erschien des Durandi Rationale divinor. officior., das als ein neues Meisterstück der Kunst merkwürdig und hier (S. 365 ff.) sorgfältigst beschrieben ist, von welchem es, nach van Praet, ein und vierzig auf Pergament gedruckte Exemplare giebt, zu welchen der Vf. noch zwey

zwey mehr aufstellt und deren Besitzer nachweist; doch sind Hn. van Praet noch sieben andere bekannt, aber deren Inhaber unbekannt. Ausgaben *auf Papier* kennt man nicht.

Im J. 1460 unter dem 25. Jun. kamen heraus, als das 4te vollständig datirte Werk der Fust-Schöffer-schen Officin: Clementis V. Constitutiones, c. apparatu Joh. Andre, auf Pergament, von welchen uns elf Exemplare mit deren Besitzern, 6 aber ohne Angabe derselben bekannt gemacht werden. Indeſs war *G.* nach der gewaltsamen Trennung auch nicht unthätig geblieben, sondern hatte durch Humery's Unterstützung eine neue Druckerey errichtet und wahrscheinlichst die Jahre 1456 und 1457 dazu verwendet. Es waren sonach um 1457 und 1458 *zwey* Buchdruckereyen in Mainz vorhanden. Gutenberg's erstes Produkt war nun 1460 Janua — de Balbis — Joh. de — Summa quae vocatur Catholicon, auf Pergament und auf Papier, und die in der Unterschrift am Schlusse befindlichen räthselhaften Worte: *mira patronarum formarumque concordia, proportione et modulo*, werden am wahrscheinlichsten erklärt und zugleich Hr. Zapf widerlegt, welcher in dem Papier einen Ochsenkopf als Wasserzeichen gefunden haben wollte. Ein so bedeutendes und wohlgelungenes Unternehmen *G's* muſste allerdings Fust und Schöffer höchst unangenehm seyn; und dieſs veranlaſste sie, die vollständige Ausgabe des lateinischen Bibelwerkes im J. 1462 unter dem 14. August mit aller typographischen Pracht, auf Pergament und Papier zu liefern. Die zu gleicher Zeit erschienen seynsollende *deutsche* Ausgabe muſs aus vielen Gründen einer spätern Zeit zugeschrieben werden.

Nicht allgemein anerkannt ist es, daſs die im J. 1462 entstandene unglückliche Fehde zweyer Mainzer Erzbischöfe, *Diether's* und *Adolf's* von Nassau, Veranlassung zur *Auswanderung* und *Ausbreitung* der Buchdruckerkunst gegeben hat, und die Behauptung Jo. Bapt. Bernhard's: es seyen zwey Epochen derselben anzunehmen, ist mit vielen historischen und kritischen Gegengründen widerlegt. Es bleibt daher eine *Geschichte der Verbreitung* dieser Kunst, aber so wie sie es verdient, bearbeitet, höchst wünschenswerth. Nach einem dreyjährigen Stillstande, indeſs in Rom aus *Schweynheym* und *Pannarz* Druckerey ein Lactantius (den 29. Octbr 1465) erschienen war, setzten Fust und Schöffer ihre Pressen wieder in Thätigkeit mit: *Liber sextus Decretal.* (17. Dec.) und mit *Cic. de officiis*, von welchem letztern aber schon den 4. Febr. 1466 eine neue *veränderte*, nur für einen Wiederabdruck gehaltene Ausgabe erschien. In demselben Jahre, aber weder mit Zahl noch mit Buchstaben, bloſs durch: *Actis ter deni jubilaminis octo bis annis* (eine Entdeckung, welche dem Frankfurter Biblioth. und Canonic. Hn. *Batton* verdankt wird) deutlich bezeichnet, erschien die *Grammatica vetus rhythmica* von nur 11 Blättern in kl. Fol., wovon leider nur noch zwey Exemplare vorhanden sind, und ist, da Fust in dems. Jahre zu Paris verstarb, zugleich das letzte Buch der vereinten Fust-Schöffer'schen Officin: denn von jetzt an druckte P. Schöffer *allein*, unterzeichnete auch seinen Namen, jedoch mit noch beybehaltenem Fust-Schöffer'schen Wapen und mit Wiederaufnahme der Gutenberg'schen Schluſsschrift: *Alma in urbe maguntina* etc. Für Fust's Ableben 1466 und 1467 hat der Vf. zwey urkundliche Beweise aufgeführt, nämlich ein Pfarrregister im Archive der Pfarrkirche zum h. Quintin (s. *Würdtwein* Bibl. mog. Nr. 17. docum. 231 und 32) und das Todtenbuch der Abtey St. Victor zu Paris, wovon hier zum ersten Mal unter den Quellen ein Auszug nach van Praet's Abschrift gegeben werden soll, welche Behauptung durch das von P. Schöffer seinem Schwiegervater in Mainz gestiftete Jahresgedächtniſs bestätiget ist. Von jetzt an erhielt auch Gutenberg wieder die Ehre der Anerkennung als Erfinder; denn in Tho. de Aquino Secunda Sec., in der 2ten Aufl. der Clementinen von 1467 stehen G'sche Schluſsschriften und im J. 1468 bey der ersten Aufl. der Justinian. Institutt. heiſsen *G.* und Fust, Schöffer's Schwiegervater, die Erfinder, was bis zu dessen 1503 erfolgtem Tode geschehen und vom Sohne, Johann Schöffer bis 1509 beybehalten worden ist. In der ersten Ausgabe des deutschen Livius von 1505 nennt Joh. Sch. in der Dedication an den K. Maximilian, *G.* als den Erfinder der Buchdruckerkunst, welche nachher von Fust und P. Schöffer verbessert worden sey. Im J. 1509 erst war er so unverschämt, seinen Groſsvater als Erfinder zu nennen, und 1515 sogar so frech, diese Unwahrheit in Trithem. Breviar. hist. Francor. durch die Angabe: „es sey diese Kunst 1452 von seinem Groſsvater erfunden worden", zu wiederholen. Merkwürdig ist es, daſs, gleich nach Fust's Ableben die *Bechtermüntzen* in Eltvill, als Fortsetzer der Gutenberg'schen Officin, der aufgegebenen ersten Schluſsschrift bey ihrer Herausgabe des Vocabularium ex quo sich bedienten, und Gutenberg die Freude erlebte, dieses Werk aus seiner Presse gedruckt zu sehen. Wann und unter welchen Umständen *G.* gestorben ist, darüber schweigt die Geschichte. Daſs aber seine Gebeine im Familienbegräbnisse der damals Franciscaner-, nachher Minoritenkirche zu Mainz ruhen, bezeuget die ihm von seinem Anverwandten, *Adam Gelthuſs*, gesetzte Grabschrift. Auch Ivo Wittig setzte dreyſsig Jahre später, 1507 Gutenberg als erstem Erfinder der Kunst in dessen mütterlichem Stammhause einen Denkstein. Interessant sind die Mittheilungen von der Gelthuſsschen Familie und deren Verwandtschaft mit Gensfleisch-Gutenberg, so wie die biographischen Notizen Ivo Wittig's. *G's* Todestag betreffend läſst sich nur so viel ausmitteln, daſs er am 4. Nov. 1467 noch gelebt haben, am 24. Febr. 1468 aber, oder kurz vorher, und zwar kinderlos, gestorben seyn müsse.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

KUNSTGESCHICHTE.

Mainz, a. K. d. Vfs: *Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg zu Mainz* — — von *C. A. Schaad* u. s. w.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im J. 1468 den 24. May erschien aus P. Schöffer's Officin: Justinian. Institt. c. glossa, Fol., deren genaue Beschreibung angefügt ist; ferner: Grammat. vetus rhythmica mit einem zweyten Theile, als Commentar zum ersten, versehen. Es folgen hierauf räsonnirende und genaue Beschreibungen der in der Reihenfolge der Jahre bis 1552 erschienenen Mainzer Drucke, unter denen die 2te Aufl. der Bibl. lat. mit den Worten: „*in auribus*" bey Jes. XXXVII, 29, ferner Gratiani decretum, in dessen Schlussschrift zum *ersten Male*, der damals regierende Papst, Kaiser und Mainzer Erzbischof namentlich aufgeführt sind; die 3te Aufl. von Gratian's Decretalen 1473, welche einen gerichtlichen Familienakt zwischen der Fust- und Schöffer'schen Familie veranlafste; das älteste der gedruckten Mainzer Missale von 1488, wegen der testamentarischen Verfügung des Scholasters am Liebfrauenstifte, von Breithardt, wovon die betreffende Stelle unter den Urkunden bekannt gemacht werden soll; Bern de Breydenbach Opusc. sanctar. peregrinationum etc. etc., von dessen Leben einige unbekannte Notizen mitgetheilt sind; das Psalterium von 1502 20. Dec.. als *Pet.* Schöffer's letztes Druckwerk, da der Mercurius Trismegistus schon in der Palmsonntagsvigilie 1503 von *Joh.* Schöffer datirt ist; Trithemii chronica Francor. von 1515, wegen der sonderbaren Schlufsschrift; und Des heil. Röm. Reichs Ordnungen u. s. w. von 1552, als das letzte Werk mit Ivo Schöffer's Schlufsschrift — bemerkenswerth sind. Mit Ivo Schöffer ist nun die erste Mainzer Druckfamilie ausgestorben: so wird das Verzeichnifs der ersten *Mainzer datirten Drucke* hier geschlossen, und eine Typencharakteristik der Mainzer Pressen angefügt, und vier Geschlechter der Typen angenommen. Das *erste* Geschlecht sind die Urtypen aller Mainzer Pressen und zeichnen sich durch ihre lange, eckige Form und dicken Grundstriche aus; die aus der Hand geschnittenen einzelnen, und die in Tafeln geschnittenen Buchstaben sind dick, roh, stark, einander nicht gleich, woraus ersichtlich ist, dafs keiner in einer Matrize gegossen ist; bey den beweglichen sind zuweilen gestürzte Buchstaben u. s. f., wie die davon genommenen Facsimiles bezeugen. Das *zweyte* Geschlecht besteht aus den kleinen abgerundeten Typen der gewöhnlichen Handschrift und ist der noch so genannten, wenn auch nicht häufig mehr üblichen *Schwabacher Schrift* ähnlich, von *Fischer Rotatypen* genannt, weil die *Decisiones rotae romanae* 1477 aus dieser Schrift gedruckt wurden. Als erstes Untergeschlecht gilt die Catholicontype, welche Gutenberg in seiner neuen Druckerey anfertigte und bey seinem Catholicon zum ersten Male anwendete; sie ist kleiner, dünner und kräklicher als die gewöhnliche Rotatype. Ein zweytes Untergeschlecht nannte *Fischer Paulustypen* von des Paulus de S. Maria Scrutinium scripturarum, das mit denselben 1478 gedruckt wurde. Sie sind etwas gröfser und stärker im Körper als die Rotatypen und haben unter allen kleinen Typengattungen die eckigste und gothischeste Form. Das *dritte* Geschlecht ist aus den *Missaltypen*, und ebenfalls wieder in gröfserer und kleinerer Gattung, gebildet. Endlich machen die schönen *Bibeltypen* der Mainzer lat. Bibel, welche *Fust* und *Schöffer* zu einem hohen Grade von Vollkommenheit brachten, das *vierte* Geschlecht aus.

Diefs also der Zweck, welchen der Vf. für die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch *Joh. Gutenberg* in Mainz zu erreichen strebte. Allerdings bleibt für die allgemeine Geschichte der Buchdruckerkunst noch ein weites Feld zu bearbeiten übrig, und die Verbreitung derselben nebst der raschen Anlegung so vieler Buchdruckereyen in der Nähe und Ferne mufs Gegenstand einer sorgfältigst genauen Untersuchung werden, mufs belehren, wie diese Verbreitung geschehen, was für Hauptofficinen nach und nach entstanden und wodurch diese von einander im Allgemeinen sich unterschieden; in welchem Verhältnifs die Typen gleichzeitiger Officinen unter sich und gegen andre stehen, wie die der Deutschen gegen die der Niederländer und dieser gegen die Altholländer sich verhalten u. dergl. mehr, weil dadurch nur über die nicht datirten alten Drucke, vorzüglich die s. g. Bilderbücher ein grofses Licht verbreitet werden kann, und wird endlich noch über so manches Andere Aufschlufs geben müssen.

So viel Gutes, Neues und Gründliches aber auch in dem *ersten* Theile dieses Werkes enthalten ist, wie Rec. mit vollestem Rechte rühmen mufste: eben so sehr ist auch die Nachlässigkeit hinsichtlich der Angabe und Schreibung mehrerer Namen, welche, wie zum Theil schon bemerkt ist, mit der strengsten

sten Treue wieder gegeben werden müssen, der Sprachrichtigkeit und der Correctheit zu rügen; denn nur 19 Druckfehler sind angezeigt und unter diesen wieder einer zu verbessern. Daher erwähnt Rec. hier nur der auffallendsten und Sinn entstellendsten, ohne der vielen Buchstabenfehler zu gedenken. S. 9 lies Maittaire, S. 11 Bode (nicht: Bodé), S. 50 ff. Dibdin, S. 59 Note 1 Nachr(ichten) ib. N. 3 Initia. S. 66 Hirsaug, S. 67 *während* ist mit dem *Dativ* und *Genitiv* zugleich construirt. S. 69 lies mit der Mitra, S. 84 Polydor V., S. 94 Boni montis, und letzte Z. venit, S. 98 civis, S. 104 Mentel. S. 120 Was sind *Appartinentien?* S. 135 eine solche Revolte und S. 136 *diesem Revolt*. S. 176 mufs nicht potuerant, sondern poterant gelesen werden. S. 208 im Lyce (Lycée). S. 249 Note 2 lese man cartaceum für cartaraceum. S. 252 nicht Pentécote, sondern Pentecôte. S. 271 der hier genannte Oelerich ist wohl *Ölrichs?* S. 281 und mehrere Male litograph. S. 304. Z. 1 Fust hatte ihn (P. Schöffer) *be*schrieben, doch wohl *ver*schrieben u. s. w. S. 313 der *hero*, höchst wahrscheinlich: der *herus* (im Gegensatze des *puer*). S. 336 und 349 nicht Zaph, sondern *Zapf*. S. 351 und 354 weder Riedner, noch Niederer, sondern *Riederer*. S. 376 Huter in GlasCow, doch wohl Hunter in GlasGow? S. 401 und mehrere Male Crevena statt Crevenna. S. 415 nicht Steichenberger, sondern Steigenberger. S. 419. Z. 7 v. u. statt Manuscriptes ist zu lesen: *Manifestes*. S. 448 nicht: invito, sondern: invido. S. 496. Not. 2 statt parenesia lese man: paraenesis. S. 524 nicht Jacob, sondern Jacobs. S. 532. Z. 8 lies: mit denen; vorl. Z. operae statt ope. S. 536. Note 1 lies Junker. S. 527. Not. 2 Tour in France and Germany. S. 540 bey der Unterschrift der Croneke der Sassen: mit yren W., — die eyn anef., — dusend vierhundert LXXXXIj (nicht LCCCCIj). S. 541. Not. 2 Leibnitz; ferner: excusum. Note 3 und mehrmals Seemiller. S. 542. 43 lies: Ziegelbaur. S. 544 Augustini. S. 546. Z. 6 claustralium. S. 557. Z. 4 v. u. quoquo. letzte Z. parvum? S. 559. Z. 13 doch wohl zu lesen: Verbindungen und Z. 17 eig statt eiy. S. 560. Z. 4 paraclesis. S. 562 letzte Z. statt deterita lies: detrita. S. 565. Z. 17 aliquot. S. 569 bey Nr. 144 profligateque statt prostigateque. S. 576. Z. 8 Friburg. S. 628. Z. 12 statt Beichtspiegel ist wohl zu lesen: *Heilsspiegel*. Bey Erscheinung des *zweyten* Theiles wird also dem Vf. sorgfältige Revision seines durch einen Copisten entstellten Manuscriptes, und dem Drucker die Sorge für wissenschaftliche und technische Correctur dringendst empfohlen.

PATRISTIK.

KÖNIGSBERG, b. Bon: *ΚΛΗΜΕΝΤΟΣ ΑΛΕΞΑΝΔΡΕΩΣ ΛΟΓΟΣ τίς ὁ σωζόμενος πλούσιος.* Clementis Alexandrini libellum *Quis dives salvetur* in usum scholarum recudi curavit Dr. *H. Olshausen*, in Univ. Regiom. P. P. O. IV u. 71 S. kl. 8. (10 gGr.)

Eine doppelte Schwierigkeit konnte in den ersten Zeiten des Christenthums (zum Theil auch jetzt) den begüterten Christen in Erlangung des ewigen Heils behindern: entweder schreckte ihn die scheinbare Strenge der betreffenden Erklärungen des Heilandes zurück und führte trostlose Herzensbekümmernifs, wo nicht Verzweiflung, herbey; oder verderbliche Sicherheit beraubte ihn der Hoffnung ewiger Seligkeit, da die Bedingung derselben (ein gottgefälliger Wandel) von ihm leicht unerfüllt bleibt. Für einen solchen Christen ist daher zunächst ein richtiges Verständnifs der Aeufserungen Christi Mc. X, 17 ff. wünschenswerth, als wodurch keineswegs etwa völlige Entäufserung aller irdischen Güter verlangt wird, sondern allein stete Beherrschung der durch den Reichthum leicht geweckten Leidenschaften. Und wer nach dieser mit redlichem Eifer ringt, darf sich dabey der göttlichen Hülfe mit Zuversicht getrösten; wogegen der Christ zeitlicher Güter allerdings sich lieber entäufsern soll, als von Christo sich abwendig machen lassen. Der einzig sichere Weg zum Heile ist aber, wie jedem Christen, so vornehmlich dem begüterten, vorgezeichnet in dem Gebote des Herrn von der Liebe gegen Gott und gegen den Nächsten (Mt. XXII.), dessen gewissenhafte Erfüllung durch treue Anschliefsung (Glauben) an Christum, der die Seinigen geliebet hat bis in den Tod, mehr und mehr ermöglicht wird, da wir eben dann in steter Befolgung seiner Gebote unsers Strebens höchstes Ziel und unsre Freude finden. Die hierin wurzelnde Liebe aber mufs auch den Gefallenen zur Bufse führen und dadurch in ihm die Hoffnung des Heils neu beleben und fester gründen. Das bestätigt sich durch das Beyspiel von jenem Jünglinge, welcher, durch die Taufe dem Herrn geweiht, doch dem Laster anheim fiel, aber durch die dringenden Bitten und Ermahnungen des Apostel Johannes der Gemeinde Christi gerettet ward.

Diese Auseinandersetzung hat Clemens in vorliegendem Tractate in sehr ansprechender Form gegeben; und es bedarf keiner Erinnerung, wie fruchtbar die Benutzung seiner einzelnen Winke, insbesondere auch der von ihm mitgetheilten Legende, besonders für den Volksunterricht werden könne. Sehr richtig zählt daher Dr. *O.* eben diesen Tractat zu denjenigen Schriften der Kvv., welche dem künftigen Geistlichen zum fleifsigen Studium angelegentlich zu empfehlen sind. Diese Empfehlung aber wünschte er durch vorliegenden Einzeldruck, als Grundlage zu akademischen Vorlesungen zu bewirken. In dem kurzen Vorworte sagt der neue Herausgeber selbst, dafs die Ausgabe von Segaar (Utrecht 1816) zu Grunde liege und die wenigen Abweichungen unter dem Texte noch besonders bemerklich gemacht seyen. Der neuern Ausgabe von Böhl (in den Opusculis Patrum selectis, Berl. 1826. P. I. S. 62—108) wird nicht gedacht, obwohl sie dem neuen Herausgeber nicht unbekannt gewesen zu seyn scheint. Und wir müssen gestehen, dafs *O's* Abdruck für die gewifs nicht wenigen Besitzer jener im Verhältnifs weit wohlfeilern Böhl'schen Ausgabe fast entbehrlich seyn dürfte. Denn auch

hier

hier ist keine lateinische Uebersetzung beygegeben, in welcher wir aber bey dem immer mehr für das Praktische zu wünschenden Studium von derartigen Schriften der griechischen Kvv. ein Haupterleichterungsmittel für schnelles Verständnifs der Sprache vermissen möchten. Erklärende Anmerkungen sind ganz ausgeschlossen, wogegen bey Böhl mehreres, nur in zu breite Form gefafste, Gute sich findet. Sogar eine Inhaltsanzeige ist vorenthalten, wodurch doch die Vorbereitung des Studirenden auf die Vorlesung gewifs gefördert wird. Dafs aber durch einen mäfsigen Sachcommentar akademischen Vorlesungen Alles weggenommen werden möchte, giebt uns keine gute Vorstellung von deren Würde und Gediegenheit. — Jedoch auch für's Kritische ist diese Ausgabe gar zu karg ausgestattet. Man erfährt nichts über den kritischen Apparat, aufser eben dafs Segaar das Buch edirt habe. Und wenn Dr. *O.* des letztern Ausgabe „optimam" nennt, so kann diefs keineswegs auf die Correctheit des Textes bezogen werden, wovon z. B. schon Ebert das Gegentheil ausgesprochen hat. Gar nicht genannt wird auch die Ed. pr. (von Mich. Ghislerius, Leiden 1623). Ferner werden die Worte, wodurch Joh. Fell die Lücken der Ed. pr. auszufüllen suchte, in keiner Art kenntlich gemacht (Böhl thut diefs mit Recht durch Einschliefsung in Klammern); desgleichen bleibt ganz unerwähnt, dafs die Ed. pr. in der Erzählung von Rettung des Jünglings durch Johannes (S. 67—69 bey *O.*, S. 105 f. bey Böhl) von den spätern Editoren erst aus Eusebius vervollständigt ward, obschon die *O*'sche Vergleichung des Eusebius'schen Textes genauer ist, als bey Böhl u. s. w. Die Lectio vulgaris scheint viel zu selten angegeben, überhaupt von den Varianten zu wenig mitgetheilt zu werden. Die Textkritik selbst anlangend, ist der bey Böhl sichtbare Mangel an Entschiedenheit im Ganzen glücklich vermieden, doch nur sehr weniges dem neuen Herausgeber ganz Eigene versucht. S. 4 war nicht zu übergehen, dafs die in den Text genommene Conjectur schon von Andern gegeben wurde. Ueber Einschiebung des *τὸ* vor *τοῦ λόγου* (S. 34. Z. 16) war eine Erinnerung nöthig. Auch wissen wir das ohne irgend eine Bemerkung in den Text gesetzte *δεῖ* nach *ἀκολουθεῖν* (S. 34. Z. 2 v. u.) mit Böhl's Note nicht zu vereinen: „*ἀκολουθεῖν scil. δεῖ.*" Mit Recht wird S. 56 der Anfang von Kap. 37 für corrupt erklärt: er lautet *Τί γὰρ ἔτι δεῖ θεῷ τὰ τῆς ἀγάπης μυστήρια; καὶ τότε ἐποπτεύσεις* u. s. w. Segaar conjicirte: *Τί γὰρ ἔτι δεῖ* (sc. *λέγειν*); *θεῶ* (Imperat. von *θεάομαι*) *τὰ τῆς ἀγάπης μυστήρια κ. τ. ἐποπτ. τὸν κόλπον τοῦ πατρός* u. s. w. *O.* meint, bey dieser Conjectur sey ein Pleonasmus in dem folgenden *ἐποπτεύσεις*. Rec. kann diesen nicht finden, wenn die Uebersetzung anders gestattet werden mufs, die auch bey Böhl steht.

In der Orthographie ist nach dem Bessern gestrebt, aber mit nicht viel Glück. Die gröfste, oft wunderlichste, Inconsequenz findet sich im Gebrauch des *σ* und *ς*, in Setzung und Weglassung des Jota subscr. (in den Infinitiven auf *ᾶν*, in *πραότης*, *κἂν* u. s. w.). Ueberhaupt entspricht auch in Beziehung auf Correctheit dieser *O*'sche Abdruck kaum den billigsten Anforderungen, da doch bey dieser Art von Herausgabe gerade sie hauptsächlich zu erstreben war. Z. B. S. 33. Z. 6 schr. *φόβον* st. *φολβυ.* Z. 18 *προςθήκῃ* und *δυνάμεως* st. *προςθήκη* und *δυνάμενιως*. S. 10. Z. 2 *δυςκόλως* st. *δοσκόλως*. S. 23. Z. 7 v. u. *μεταχειρίσεως* st. *—ρέσ—*. S. 29. Z. 2 v. u. Lectio st. Sectio. S. 31. Z. 1 v. u. *χρῆσθαι* st. *χρῆθαι*. S. 40. Z. 11 *πλοῦτον* st. *—τον*. S. 56. Z. 2 v. u. *τί* st. *τά*. S. 63. Z. 6 v. u. *σοβαρὸν* st. *συβ*. u. s. w. Die unglaublich grofse Menge (zum Theil aus Segaar herübergekommener und auch oft von Böhl nicht berichtigter) ganz fehlender oder falsch gesetzter Accente und Spiritus, falscher Wortabtheilungen u. A. übergehen wir gänzlich, und zeichnen nur noch aus S. 3. Z. 12 *βιῷ* st. des richtigen *βίῳ*. Die Interpunction scheint uns auch nicht ganz angemessen, obwohl im Ganzen besser als bey Böhl: namentlich ist die Bedeutung des Kolons zu sehr verkannt. Die n. t. Stellen sind öfter durch Anführungszeichen sehr zweckmäfsig hervorgehoben, auch nachgewiesen; doch besonders gegen das Ende des Buches hin ist diefs wieder unterblieben.

SCHÖNE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Der Hirtenkrieg.* Novelle in *drey* Theilen von *Georg Döring.* 1830. *Erster* Theil. 344 S. *Zweyter* Theil. 348 S. *Dritter* Theil. 306 S. 8. (Pr. 4 Rthlr. 20 gGr. oder 8 Fl. 24 Kr.)

Brantome erzählt von der Königin Margarethe von Navarra, sie habe in ihrer lustigen Zeit ein Buch voll *Novellen* geschrieben, das in so süfsem und fliefsendem Stil abgefafst und so reich an schönen Reden und eindringlichen Sprüchen gewesen, dafs die Königin-Mutter, die damals noch jung, sich versucht gefühlt, auch solche Novellen zu dichten; als sie aber damit zu Stande gekommen und die Vergleichung mit denen Margarethens angestellt, sey sie über den grofsen Abstand so verdriefslich geworden, dafs sie ihre Arbeit ins Feuer geworfen. So grofs der Unterschied ist zwischen den Novellen der Königin von Navarra — naiven Liebesgeschichten, von einer Sinnlichkeit durchweht, die gesunden Naturen mehr zusagt und kranken weniger gefährlich ist, als die lüsterne Verschämtheit, die in späterer Zeit hinter scheinheiliger Maske glühte — und denen, womit die deutschen Polygraphen ihr unersättliches Publikum seit ein Paar Decennien zu füttern nicht müde werden, so weit entfernt sind eben diese Autoren von der Nachahmung einer bescheidenen Verzweiflung. Wer aber sollte auch so begehrlich seyn, nur immer das Höchste einer jeden Gattung zu verlangen? Neben der Eiche wuchert das Gestrippe; und in der Kunst soll gelten, was die Natur zuläfst. Man verträgt sich darum auch wohl mit Novellen, die eine augenblickliche Unterhaltung gewähren, auf ungemeine Wirkung es gar nicht anlegen

gen und nur frische, wenn schon eben nicht die feinsten Wohlgerüche duftenden Blumen darbieten. Aber *eine* Bedingung möchten wir den Novellendichtern machen, so gewiss wir auch sind, dass sie ihre guten Gründe haben, sich nicht darauf einzulassen. Eine *Novelle* sollte in den Rahmen passen, den *Göthe* mit so glücklicher Hand in seinen „wunderlichen Nachbarskindern," wie in den lieblichen Episoden der *Wanderjahre*, ausgefüllt hat. Freylich wird auch Niemand etwas dagegen haben, wenn *Tieck* in seinem „Dichterleben" und so vielen andern seiner köstlichen Novellen, *Schefer* in dem „Deportirten" und dem „Waldbrand" jenes Maafs überschreiten. Aber sobald eine Novelle in mehrere Bände sich verbreitet, glauben wir ihren Charakter etwas verwischt oder entstellt zu erblicken (Selbst *Tieck's* „Sevennenkrieg" soll hier nicht ausgenommen seyn). Doch wer mag über Namen streiten: uns gilt der *Döring*'sche „Hirtenkrieg" für einen *Roman*, und wenn Andere ihn als *Novelle* hinnehmen wollen, so haben wir nichts dagegen. *Georg Döring* rivalisirt in Productivität mit *Spindler*. Wir können uns nicht rühmen, alle Romane und Erzählungen dieser fruchtbaren Schriftsteller gelesen zu haben. Aber die wenigen, woraus wir urtheilen dürfen, geben schon einen zureichenden Maafsstab. Gewandte Darstellung, verwickelte und gut gelöste Knoten, ausgemahlte Landschaftsscenen, oft gelungenes Streben nach Charakterzeichnung, grofses Detail im Vorschreiten der Begebenheiten, Spannung des Interesse und der Neugierde, — kurz alle die Eigenheiten, welche bey dem grofsen Publikum, das die Romanenkost liebt, in Gnade stehen, finden sich bey *Döring* und *Spindler* zwar in verschiedener Färbung, aber doch sonst in gleicher Fülle. Unter der grofsen Anzahl der Werke *G. D's* wird der „Hirtenkrieg" eine ausgezeichnete Stelle behaupten. Möchten wir auch die allzubreite Ausführlichkeit und die zu deutlich vortretende Beachtung der Walter-Scott'schen Formulare tadeln, so wäre diefs doch in so fern ungerecht, als gerade hierin der Vf. das glückliche Mittel gefunden hat, seinen gewaltigen Stoff zu bemächtigen. Die Novelle nämlich spielt in der Schweiz zur Zeit, wo nach dem heldenmüthigen, aber fruchtlosen Kampfe der Waldkantone (1798), den *Zschokke* so vortrefflich beschrieben hat, die äufsere Ruhe scheinbar hergestellt war, im Innern der Herzen aber der Unmuth der Verzweiflung sein Recht übte und bald die Parteyen mit neuem Leben, mit neuer Wuth erfüllte. Das Jahr 1799 sah Oesterreicher und Russen in der Heimath Wilhelm Tell's. Die Alpen ertönten von den ungewohnten Namen Suwarow's und seiner Asiaten. „Solches Elend, wie damals, sagt Zschokke, hat das Schweizerland seit den Tagen der Römer, Allemannen und Burgunder nicht erfahren." In so bewegte Tage versetzt uns der Dichter; mitten unter Aufstand und Verschwörung läfst er uns den Geschicken einer Familie folgen, die mit denen des Vaterlandes enge verknüpft sind. — Diese Anzeige soll die Neubegier der Leser nur reizen, nicht befriedigen. Darum keine kalte Darlegung der Fäden, an welche der Vf. die anziehend geschilderten Vorgänge aufreihet. Wer die Fabel eines Kunstwerks auszieht, entkleidet sie des eigensten Lebensgeistes und thut dem Dichter immer grofses Unrecht. Darum verweisen wir die Liebhaber auf das Buch selbst. Nur die Hauptpersonen, welche darin auftreten, sollen noch in Kürze angegeben werden. Aloys Wafsmer, ein Greis von nahe an siebenzig Jahren, der noch mit frischem Blick um sich sieht und mit dem Feuer eines jungen Mannes ein Gespräch zu unterhalten weifs, hat zwey Söhne, Lothar und Vincenz. Bey ihm lebt seine ledige Schwester, Jungfer Brigitte „in ihrem Angesicht in entschiedenen Zügen jene Bitterkeit gegen Welt und Leben, welche dem alternden Mädchen, nachdem Wünsche und Hoffnungen sie getäuscht, eigen zu seyn pflegt." Wafsmer hat zwey Pflegetöchter, — Elisabeth und Luise, — die uns der Vf. recht verführerisch zeichnet: „Die Eine, eine schlanke Blondine mit grofsen, schmachtenden, blauen Augen, einem feinen gedehnten (?) Angesicht, auf dessen Wangen ein sanftes Roth und Weifs sich höchst anmuthig mischten; die Andere, füllereicher und nicht ganz so grofs, als die Blondine, doch von ebenmäfsigem Bau, der sich in lebhaften Bewegungen glücklich entfaltete; kastanienbraune Locken umflossen leicht das jugendlich frische Angesicht, aus dem dunkle Augen hervorblitzten, in denen Schalkhaftigkeit, Muthwille und Herzensgüte ihren Sitz aufgeschlagen zu haben schienen; die sanft anschwellenden Lippen sprachen einen kleinen Trotz, eine gewisse Reizbarkeit des Charakters aus, die, hinter der frohen Laune verborgen, sich als tief liegende Eigenthümlichkeiten ihrer Seele ahnen liefsen." — Neben diesen Hauptfiguren, — wozu auch noch Landolin, ein junger reicher Verwandter der Wafsmer'schen Familie, Walter Brenne, Wafsmers Lehnsmann, Seppi, dessen Schwester und Gabriel Bendel, Ex-Schauspieldirector, gehören, — zeigen sich, wie es der historische Roman mit sich bringt. Aufserdem finden sich noch viele andere sehr wohl geschilderte Nebencharaktere. Ueber das Ganze der Erzählung ist viel bewegliches Leben verbreitet; und so dürfen wir den „Hirtenkrieg" als eine der vorzüglichern Productionen des Vfs mit gutem Gewissen empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1831.

GENEALOGIE.

1) Frankfurt a. M., b. Wenner: *Genealogisches und Staatshandbuch. Fünf und sechzigster* Jahrgang. 1827. VIII u. 680 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

2) Gotha, b. Perthes: *Gothaisches genealogisches Taschenbuch auf das Jahr* 1832. *Neun und sechzigster* Jahrgang. IX u. 408 S. 12. (1 Rthlr.)

3) Weimar, im Landes-Industr.-Compt.: *Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. Achter* Jahrgang für das Jahr 1831. VIII und 764 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 Ggr.)

4) Dresden, in d. Hilscher. Buchh.: *Genealogisches Taschenbuch* auf das Jahr 1831, von *Friedrich Gottschalck*, Anhalt-Bernburgischem Hofrathe, des Königl. Sächs. Civil-Verdienstordens-Ritter. 1831. 527 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 Ggr.)

5) Berlin, b. Dümmler: *Berliner Kalender* auf das Schaltjahr 1832. Mit Kupfern. Herausgegeben von der Königl. Preuss. Kalenderdeputation. (1 Rthlr. 20 Ggr.)

Genealogie, Chronologie und *Geographie* sind unter den sogenannten *historischen Hülfswissenschaften* die wichtigsten und sollten eigentlich *Grundwissenschaften* der Geschichte heifsen, da alle Handlungen der Menschen an *Personen, Zeit* und *Ort* geknüpft sind. Was die *Personen* betrifft so beschäftigt sich mit der Darstellung ihrer Abstammung von einem gemeinschaftlichen Stammvater, wie bekannt, die *Genealogie.* Unter den *Personen* aber haben die *Regentenfamilien* für die Geschichte das gröfste Interesse, da die Beschreibung der Begebenheiten eines Volkes gröfstentheils nach der Regierungszeit ihrer Regenten geordnet ist. Dazu kommt, dafs in denjenigen Ländern, wo die Regierung erblich ist, die darauf sich beziehenden Rechtsansprüche der Familien nach ihrer Geschlechtsfolge bestimmt werden. So ist also die Genealogie nicht nur für die Geschichte sondern auch für das Staatsrecht sehr wichtig. Daher wurden *genealogische Tabellen, Handbücher, Taschenbücher, Almanache* u. s. w., wovon die letzten ein Eigenthum unserer neueren Literatur sind, immer mit Dankbarkeit aufgenommen, wenn sie nur brauchbar eingerichtet waren. Auf einzelne Fehler kam es dabey nicht an, da kein genealogisches Werk frey von denselben ist. Rec. wird sich also bey der Anzeige obiger Bücher auf die Berichtigung einzelner Angaben derselben nicht einlassen, sondern sie nur im Ganzen charakterisiren.

1) Das *genealogische* und *Staatshandbuch*, auch wohl nach seinem früheren Verleger das *Varrentrappische* genannt, erschien seit 1738 unter dem Titel: „genealogisch-schematisches Reichs- und Staatshandbuch" und übertraf sowohl an Reichhaltigkeit als an Genauigkeit das mit ihm wetteifernde *genealogische Handbuch* von *Gottlieb Schumann*, zu welchem *Johann Christoph Spiefs* durch sein seit 1725 unter dem Titel *„jetzt herrschendes Europa"* herausgegebenes Werk den Grund gelegt hatte. Das *Schumannische* blieb, auch seitdem der fleifsige *Gottlob Friedrich Krebel* von 1756 an dessen Herausgabe besorgte, in den vorher genannten Eigenschaften hinter dem *Varrentrappischen* zurück. Dieses kam zum letzten Male vor der Auflösung des deutschen Reiches unter dem Titel *„genealogisches Reichs- und Staatshandbuch auf das Jahr* 1805" und zwar in *zwey* Theilen heraus. Des *ersten* Theiles *erster* Abschnitt handelte: von den in selbstständigen Staaten erblich und souverain oder monarchisch regierenden Häusern; der *zweyte* Abschnitt: von den in den einzelnen Territorien des deutschen Reiches regierenden oder reichsständischen Churfürsten, Fürsten und Grafen; der *dritte:* von fürstlichen Häusern ohne Reichsstandschaft und von gräflichen Familien, welche keine Reichsstände sind. Der *zweyte* Theil enthielt im *ersten* Abschnitte: Verzeichnisse der wichtigsten Staatsbeamten in den gröfseren theils monarchischen theils republikanischen Staaten, aufser dem deutschen Reiche; im *zweyten:* Verzeichnisse der wichtigern und auch minder wichtigern Staatsbeamten im deutschen Reiche insbesondere.

Besonders schätzbar in diesem Buche waren schon damals die historischen Einleitungen *vor* der Genealogie der Familien, wenn sich auch hier und da unrichtige Angaben eingeschlichen hatten. Auch waren in die genealog. Verzeichnisse die *Verstorbenen* mit aufgenommen und die Geschlechter bis auf die *Grofsväter*, einschliefslich, und dessen Geschwister zurückgeführt worden, welches in andern genealog. Hand- u. Taschenbüchern nicht der Fall war. Wie wichtig diefs aber in geschichtlicher und publicistischer Rücksicht ist, diefs braucht wohl hier nicht erst auseinander gesetzt zu werden. Daher kann man sich den Beyfall erklären, mit welchem es vom Publicum aufgenommen wurde, so wie den bedeutenden Absatz, den der Verleger machte. Als aber das deutsche Reich aufgelöst wurde, ahndete dieser wohl mit Recht, dafs er bey fernerer Herausgabe des Werkes für seine Kosten nicht würde entschädigt werden und unterliefs die Fortsetzung. Erst im J. 1811 machte er wieder einen Versuch und lieferte einen Jahrgang, *den vier und sechzigsten*, aber

aber nur in *Einem* Bande. Doch der Absatz entsprach den Erwartungen nicht. Und doch hörte man sowohl von Freunden der Wissenschaft als von Geschäftsleuten häufige Klagen darüber, daſs das Varrentrappische Reichs- und Staatshandbuch nicht fortgesetzt werde. Endlich versprach der berühmte Geh. R. *Klüber* seine thätige Hülfe bey der Herausgabe eines neuen Jahrganges, des oben genannten *fünf und sechzigsten*. Es lag in der Natur der Sache, daſs nach so vielen seit 1811 eingetretenen politischen Veränderungen fast alle Artikel, auſser den *genealogischen Notizen*, entweder verbessert oder vermehrt, oder ganz umgearbeitet werden muſsten. Dabey verkennt Hr. G. R. *Klüber* nicht die ausgezeichneten Verdienste, welche sich der eigentliche und beständige Redacteur des Werkes Hr. *Schuster*, Geschäftsführer in der Verlagshandlung, um die Wiedergeburt desselben, wie schon um dessen frühern Ausgaben seit 1798 erworben hat. Hn. *Klüber's* Bestreben ging besonders dahin, daſs Kenner und Liebhaber den Jahrgang von 1827 bedeutend reicher, besonders *historisch* richtiger und wichtiger ausgestattet, als die früheren, finden möchten. Daſs dieſs der Wahrheit gemäſs ist, kann Rec., nach der Prüfung vieler Artikel, bezeugen. Man vergleiche nur einmal die Rubriken *Baden*, *Bayern*, *Braunschweig*, *Frankreich* und *Groſsbritannien* mit eben denselben in der Ausgabe von 1805. Welchen Unterschied, der zum Vortheile der neuen Ausgabe spricht, wird man da finden! Dagegen sind die wichtigsten Staatsbeamten, welche den ganzen *zweyten* Theil der A. von 1805 ausfüllten, weggelassen. Diesem Mangel wird abgeholfen werden, wenn die Verlagshandlung künftig (s. Vorrede S. VII) das Ganze in *drey* Abtheilungen oder Bänden und zwar in *drey* auf einander folgenden Jahren liefern wird. Doch bis jetzt ist so viel Rec. weiſs, keine Fortsetzung erfolgt. Die neue Auflage nun zerfällt in *zwey* Abtheilungen. Die *erste* enthält die Regenten souverainer monarchischer Staaten mit ihren Familien, und zwar im *ersten* Abschnitte: Regenten souverainer monarchischer Staaten in Europa; im *Anhange:* Regenten freyer, doch auf gewisse Art abhängiger oder so genannter halbsouverainer Länder in Europa; im *zweyten* Abschnitte: Regenten monarchischer Staaten auſser Europa. Die *zweyte Hauptabtheilung* des Werkes schlieſst in sich: *standesherrliche* Familien im Sinne der deutschen Bundesakte, fürstliche und gräfliche, auch andere fürstliche Familien in deutschen und anderen europäischen Staaten. Das Ganze endlich ist mit einem genauen Register versehen, wodurch das Nachschlagen sehr erleichtert wird.

Möge dieses vortreffliche Handbuch doch recht viele Käufer finden, damit der Verleger in Stand gesetzt werde, es fortzusetzen, und dadurch einem wahren Bedürfnisse unserer neueren historischen Literatur abzuhelfen.

2) Das *Gothaische genealogische Taschenbuch* hat sich vom Amfange seiner Erscheinung an durch zweckmäsige Anordnung und möglichst genaue genealogische Angaben ausgezeichnet. Im *Ganzen* ist die alte Einrichtung geblieben. Nur in neueren Zeiten schickte man Kupfer voraus, welche bedeutende Personen oder Scenen aus merkwürdigen Büchern oder Gegenden, oder Palläste u. s. w. darstellten. Der Hauptinhalt war: Genealogie der europäischen Regenten und aller *lebenden* Glieder ihrer Häuser; Genealogie mehrerer andern fürstlichen Häuser; Genealogie mehrerer gräflichen Familien; Nekrolog; Register zur Genealogie; diplomatisches Jahrbuch, oder Verzeichniſs der europäischen Ministerien und obersten Verwaltungsbehörden, so wie der diplomatischen Agenten; chronologische und synchronistischen Tafeln für die Geschichte; Statistische Uebersichten und Tabellen und eine historische Jahreschronik.

Diese Grundlage findet auch in der neuesten Ausg. für das J. 1832 Statt. Demnach hat, nach des Rec. Urtheil, das *Varrentrappische Handbuch* vor dem *Gothaischen Taschenbuche* den Vorzug, daſs es auch die *verstorbenen* Mitglieder der Familien bis zum Groſsvater hinauf, so wie die Regenten *souverainer monarchischer Staaten auſser Europa* aufgenommen hat, wozu es freylich, seiner ganzen Anlage nach mehr Plätz besaſs, als das Taschenbuch. Einen anderen Vorzug den bisher das *V.* Handbuch vor dem G. Taschenbuche hatte, theilt dieses jetzt seit d. Jahrg. f. 1830 mit jenem, nämlich eine *geschichtliche Einleitung* zu den europäischen Regentenfamilien. Ja diese ist umständlicher als in dem *V.* Handbuche; doch scheint dieses zum Leiter gedient zu haben. Dabey ist nur zu bedauern, daſs diese Einleitung durch *drey* Jahrgänge hindurch geht, indem sie erst im gegenwärtigen Jahrgange ist beendigt worden. Man muſs also, um sich zu unterrichten, in *drey* verschiedenen Jahrgängen nachschlagen, welches sehr unbequem ist.

Nach der Vorrede sind der Redaction folgende Wünsche mitgetheilt worden: 1) daſs die in mehreren Jahrgängen zerstreuten *geschichtlichen Notizen* über die Abstammung der *fürstlichen und gräflichen* Häuser *zweyter* und *dritter* Abtheilung in *Einem* Jahrgange zusammen wieder abgedruckt, 2) die *synchronistischen Regententafeln* und die *chronologischen Uebersichten* nie weggelassen auch 3) Einige *Kupfertafeln der Wappenkunde* gewidmet werden möchten.

Mit allen drey Wünschen ist Rec. einverstanden; ja, nach seiner Ansicht, würden in Kupfer gestochene Wappen der Regenten dem Ganzen des Buches angemeſsner seyn, als Portraits und Abbildungen von Scenen in Romanen, von Gegenden und Pallästen u. s. w.

Auſser dem angezeigten Taschenbuche erscheint in der nämlichen Handlung auch ein *Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser*, welches aber nur aller *zwey* Jahre gedruckt wird. Demnach wird das neueste erst in dem künftigen Jahre herausgegeben werden.

Bey dem rastlosen Eifer, welchen die Verlagshandlung auf die Vervollkommnung beider Bücher wen

wendet, ist zu erwarten, dafs es an dem verdienten Beyfalle nicht fehlen werde.

8) Der *genealogisch-historisch-statistische Almanach* erschien 1824 zum ersten Male in dem Verlage des um die Beförderung so manches ausgezeichneten Werkes verdienten Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, welches den berühmten und thätigen Geographen und Statistiker *Hassel* zum Herausgeber desselben gewählt hatte. Der Almanach war eigentlich die Fortsetzung von dem *Staatshandbuche* dieses Gelehrten, wovon im J. 1817 die letzte Auflage war ausgegeben worden. Als *Hassel* am 17. Januar 1829 gestorben war, übertrug die Verlagshandlung die Redaction dem Dr. *Dede*. Dieser hat sich wirklich mit Kenntnifs und Umsicht dem Geschäfte unterzogen, ohne den ursprünglichen Plan wesentlich zu ändern. Aber schon im Jahrgange für 1828 hatte *Hassel* der *Statistik* eine völlig veränderte Gestalt gegeben und dieselbe weit vollständiger, als in den vorigen Jahrgängen, vorgetragen. Diefs ist beybehalten worden. Und so ordnet sich denn der Inhalt des Jahrgangs für 1831 auf folgende Weise.

I. Die *fünf grofsen Mächte* von Europa in alphabetischer Ordnung: 1) das *britische Reich*, 2) *Frankreich*, 3) *Oesterreich*, 4) *Preufsen*, 5) *Rufsland*. Da die neueste Diplomatie mit Recht jenen Mächten den Namen der *grofsen* beygelegt hat, indem sie alle übrige europäische an Stärke und Macht übertreffen, so ist jener Name auch hier gebraucht worden. In den *genealogischen* Uebersichten sind, in der Regel, nur die *Lebenden* von den Familien der Regenten aufgeführt. Dagegen hat dieser Almanach das Eigenthümliche, dafs er die Vorfahren der Regenten mit ihrem Todesjahre, aber ohne ihre Familien, nach den *verschiedenen Dynastieen* zusammenstellt. So fängt er z. B. bey Frankreich mit der *Capetingischen* Dynastie an und geht fort bis zur Restauration der Dynastie *Bourbon*. Nach der *Genealogie* der Regenten folgt bey jedem Staate eine statistische Uebersicht von dessen *Ländern*, deren *Bodenfläche* und *Bevölkerung* nach Anzahl und kirchlichen Verhältnissen, dann der *Finanzetat* nach Einnahme und Ausgabe, ferner die Stärke der *Landmacht* sowohl als der *Seemacht*, wo die letzte vorhanden ist. Ferner: die *Staatsverfassung*; der *Titel* des Monarchen; das *Wappen*; die *Ritterorden*; das *Staatsministerium* und das *diplomatische Corps*.

II. Der *deutsche Bund*. 1) Souveraine des deutschen Bundes und freye Städte; Bundesmacht; Bundesversammlung zu Frankfurt a. M., bestehend aus den Gesandten, der Militaircommission und der Präsidialkanzelley. 2) Die mediatisirten Standesherrn im deutschen Bunde in alphabetischer Ordnung. 3) Deutsche Fürstenhäuser, die innerhalb der deutschen Bundesstaaten begütert sind.

III. Die *sämmtlichen übrigen europäischen Staaten*.

IV. Die *vornehmsten aufsereuropäischen Staaten* nach den übrigen vier Erdtheilen, *Asien*, *Afrika*, *Amerika* und *Australien*. Bey jedem einzelnen Staate ist eine statistische Uebersicht gegeben, so weit Quellen, aus welchen sie geschöpft werden konnte, vorhanden waren. Diese Quellen sind in der Regel angegeben.

V. *Chronologische Uebersicht der Hauptbegebenheiten im Volks-Staatsleben* vom Anfange der Zeitrechnung bis 1. Januar 1829, in vierzehn Zeiträume getheilt.

VI. *Chronik des Tages*, vom 1. Jul. 1829 bis zum 30. Jun. 1830.

VII. *Nekrolog* der im J. 1829 verstorbenen Gelehrten und Künstler.

Aus dieser Angabe des Inhaltes ersieht man, wie reichhaltig der Almanach ist, und neben Schriften der Art seinem eigenthümlichen, wohl angelegten, Plane folgt. Doch kann Rec. einige Wünsche nicht unterdrücken. Was zuerst die *Genealogie* betrifft, so hat er nichts dagegen, dafs zuerst die *grofsen Mächte*, dann der *deutsche Bund* u. s. w. abgehandelt werden, weil dabey eine systematische Ordnung zum Grunde liegt; aber das leichte und schnelle Auffinden wird dadurch erschwert. Denn man kann nicht voraussetzen, dafs alle Leser, welche sich des Almanachs bedienen, schon wissen, welche Staaten und Regenten zu den *grofsen Mächten*, zum *deutschen Bunde* u. s. w. gehören. Da würde nun ein genaues *Register* dem Bedürfnisse des schnellen Auffindens abhelfen. Ja selbst derjenige, welcher mit dem Inhalte jener systematischen Anordnung bekannt ist, würde beym Nachschlagen lieber zum *Register* seine Zuflucht nehmen, als im bewufsten Abschnitte blättern, weil sich jenes leichter durchlaufen läfst, als dieser.

Ein grofser Vorzug dieses Almanachs vor ähnlichen Büchern sind die *statistischen* Nachrichten. Wenn man auch dabey, wie bekannt, auf keine vollkommne Genauigkeit rechnen kann, so ist es doch schon, namentlich für *Geschichte* und *Staatswirthschaft*, ein grofser Gewinn, der Wahrheit nahe zu kommen, welches die Feinde der Statistik nicht beachten wollen. Es läfst sich nun einmal vorzüglich bey der Anordnung eines Staatshaushaltes ohne Statistik nicht fertig werden, und Dank sey es unsern Staatsbehörden, dafs sie jetzt mehr als sonst darauf Rücksicht nehmen.

Am ersten könnte wohl, nach der Ansicht des Rec. die *chronologische Uebersicht der Hauptbegebenheiten im Volks- und Staatsleben vom Anfange der Zeitrechnung bis auf unsere Zeiten* wegfallen, da diese in allen Jahrgängen *unverändert*, die Begebenheiten des letzten Jahres ausgenommen, wiederkehren. Etwas anderes ist es mit den genealogischen und statistischen Nachrichten, da diese immerwährenden Veränderungen unterworfen sind. Recht sehr aber ist die Fortsetzung der *Jahreschronik* und des Nekrologs zu wünschen, welche zu den schätzenswerthen Eigenthümlichkeiten des Buches gehören, das sich bey seiner rühmlichen Tendenz, Bildung und Wissenschaft zu fördern, wohl eine bleibende Dauer versprechen darf.

4)

4) Der Vf. dieses Taschenbuches, der schon um andere Fächer der Literatur verdiente Hr. Hofrath *Gottschalck* hat seit drey Jahren auch die *Genealogie* in den Kreis seiner schriftstellerischen Bemühungen gezogen. Denn im J. 1829 erschien der *erste* Jahrgang des oben genannten Taschenbuches. Es enthält blos: 1) die Genealogie aller souverainen, standesherrlichen und andern *deutschen fürstlichen* und *gräflichen ebenbürtigen* Familien; 2) eine Uebersicht der Regenten und Chefs der aufgeführten Familien und 3) die seit 1778 oder in den letzten 50 Jahren erloschenen fürstlichen Familien.

Was die *erste* Rubrik betrifft, so sagt der Vf. S. 2 in der Vorrede des Jahrganges 1829: „Ich habe alle Familien in Einem Saale vereinigt, da sie *alle* die Eigenschaft der *Ebenbürtigkeit* besitzen, und nur das *Alphabet* rangirt sie, wodurch auch das Nachschlagen sehr erleichtert wird." Es wäre wohl nöthig gewesen, dafs der Vf. sich über das *ebenbürtige* erklärt hätte. Denn *ebenbürtig* sind nur die im Taschenbuche aufgeführten *ehemaligen Reichsfürsten und Reichsgrafen* und die Mitglieder ihrer Familien, so wie diejenigen von ihnen, denen der 14. Artikel der Bundesakte diese Eigenschaft auch in ihren gegenwärtigen subordinirten standesherrlichen Verhältnissen bestätigt. Hierher aber gehören nicht die von ihren Souverains ernannten *neuen Fürsten und Grafen*, welchen die alten Reichsfürsten wohl keine Ebenbürtigkeit mit sich zugestehen würden.

Die historischen Einleitungen zu den Genealogieen der einzelnen Häuser scheinen dem Rec. doch gar zu kurz. Auch wird der Vf. in einem neuen Jahrgange gewifs dafür sorgen, dafs sie mehr gesichtet werden. So heifst es z. B. in dem Jahrgange 1831 bey *Carolath-Beuthen*: „Die Vorfahren dieser Familie hiefsen *von Schönaich*. Sie sollen in der *Hermannsschlacht* (?) mit gefochten haben, und die Sage will, dafs sie bey dieser Gelegenheit ihren Namen auf eine romantische Weise erlangten, was dahin gestellt bleiben mag." Dergleichen Angaben sind zu unhistorisch, als das sie hier einen Platz verdienten. — Bey *Grofsbritannien* wird S. 138 gesagt: „Die Krone Englands ist erblich nach dem Rechte der *Erstgeburt*, fällt aber auch auf die weibliche Descendenz und zwar mit der Ausdehnung, dafs die nähern Abkömmlinge weiblichen Geschlechts jeden entfernten männlichen Descendenten ausschliefsen." Diefs ist nicht ganz richtig. Es ist namentlich nicht erwähnt, dafs die *jüngern* Brüder vor den *älteren* Schwestern in Einer und eben derselben Linie den Vorzug haben. Demnach sollte es wohl so lauten: die Krone Englands ist erblich in *männlicher* und *weiblicher* Linie und zwar so, dafs die *ältere* Linie der *jüngern* vorangeht, doch in der Linie selbst folgen die *jüngern* Brüder und ihre Descendenz eher als die *ältern* Schwestern und deren Descendenz.

Ueberhaupt möchte Rec. noch wünschen, dafs der Vf. bey seinen mannichfaltigen Kenntnissen, dem Taschenbuche vor andern der Art mehr Eigenthümlichkeit gäbe. Dahin würde z. B. gehören, dafs in einem besondern Abschnitte nach und nach in mehreren Jahrgängen der Inhalt der noch bestehenden *Successionsordnungen* der vornehmsten Häuser oder ihrer *Erbverbrüderungen* u. s. w. gegeben würde. Rec. meint wenigstens, dafs dergl. wohl dem Buche zu gröfser Empfehlung gereichen könnte.

5) In dem *Berliner Kalender* macht die *Genealogie* nur einen kleinen Theil desselben aus. So nimmt sie in dem obigen Jahrgange 104 Seiten ein, da das Uebrige 472 S. beträgt. Auch erstreckt sie sich nur über die regierenden hohen Häuser und andre fürstliche Personen in *Europa*. Dabey ist zu bemerken, dafs die *Verstorbenen* von der Aufnahme sind ausgeschlossen worden. Die Lebenden sind bis zum 15ten Junius 1831 aufgeführt. Uebrigens ist die Anordnung ganz alphabetisch, ausgenommen dafs das *preufsische* Haus voran geht.

Das Vorzüglichste in diesem Kalender sind die nicht genealogischen Aufsätze und, in der Regel, die *Kupfer*. So lesen wir in dem obigen Jahrgange von S. 1—168 eine Geschichte des *griechischen Befreyungskrieges*, welche eine sehr gute Uebersicht gewährt. Sie ist ursprünglich (s. S. 3) *französisch* von einem Griechen, Namens *Mano*, geschrieben, welcher vor zwey Jahren zu Berlin ausführliche Vorlesungen über die Geschichte seines Volkes hielt, und wird erst im künftigen Jahrgange beendigt werden. Dann folgt von S. 169 bis 190 eine satirische Legende in gereimten Versen von dem als Dichter berühmten Geh. Oberregierungsrathe *Streckfufs*, welche eine Zierde dieses Kalenders ist. Ihr schliefst sich eine Erzählung an, von *L. Rellstab*, überschrieben die *Steinkohlengruben* in der bekannten angenehmen Manier des Vfs. Unter den *Kupfern* zeichnet sich besonders die nordwestliche Ansicht der Kathedrale von *York* aus und die Ansicht von *Trarbach*. Voran steht das äufserst liebliche Bildnifs der Prinzessin *Elisabeth*, Tochter des Prinzen *Wilhelm*, Bruders des Königs von Preufsen.

Als etwas diesem Kalender Eigenthümliches ist die *Tafel zur Stellung der Uhr für das Jahr* 1832 zu erwähnen. Sie setzt fest, was richtig gehende *Taschen-* oder *Pendeluhren* in dem Augenblicke zeigen müssen, wo die Sonne durch den Meridian geht, oder wo es, nach einer richtig entworfenen und aufgestellten Sonnenuhr, *zwölf* ist. Die Zeit nun, die sie, im Augenblicke des wahren Mittags, nach obiger Tafel gestellt, angeben, wird die *mittlere Sonnenzeit* genannt, zum Unterschiede der *wahren*, welche die Sonnenuhren anzeigen. Nach dieser *mittleren* Zeit werden in den vornehmsten preufsischen Städten die Uhren regulirt und in den Volkskalendern alle Erscheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finsternisse u. s. w. bestimmt.

Angehängt endlich ist ein sehr nützliches Verzeichnifs der Postcourse, wie diese im Junius 1831 Statt fanden. Sie sind *alphabetisch* geordnet. Vor jedem Postcourse findet man die *Abgangszeit* der Posten, und die *Ankunftszeit* im Endpunkte des Courses. Die letzte ist nach dem gewöhnlichen Gange der Posten angesetzt.

MONATSREGISTER

vom

DECEMBER 1831.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beysatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Hil-

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

I.

Register
der
im Jahrgange 1831
der
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
recensirten Schriften.

Anm. *Die Römische Ziffer* I, II, III, *zeigt den ersten, zweyten und dritten Band der A. L. Z. und* IV, *den vierten Band, oder die Ergänzungsblätter, die Deutsche aber die Seite an.*

C.

D.

E.

F.

G.

Graser, J. B., Divinität od. das Princip der einzig wahren Menschenerziehung. 3e frey bearb. Aufl. 1r u. 2r Th. IV, 320.

Grafsmann, Just. G., zur physischen Krystallonomie u. geometr. Combinationslehre — auch:

— — zur Mathematik u. Naturkunde. 1r Bd. 1s Hft. IV, 249.

Grattan, Th. C., die Erbin von Brügge; ins Deutsche übertragen von K. L. Meth. *Müller*. 4 Bde. III, 415.

Grauert, G H., de Historicis Graecis testimonia veterum scriptorum praecipua. Scholarum in usum collegit — III, 593.

Gregoire, Denkwürdigkeiten des Scharfrichters unter der Schreckensherrschaft. Beytrag zur Gesch. der franz. Revolution. IV, 8.

Gregory's, Olikth., Mathematik für Praktiker, od. Samml. von Grund- u. Lehrsätzen aus der reinen u. angewandten Mathem. Aus dem Engl. von M. W. *Drobisch*. IV, 199.

Griepenkerl, F. K., Lehrbuch der Logik in kurzen Umrissen — Neue, mit einem Anhang verm. Aufl. IV, 371.

Grimm, W., die deutsche Heldensage. I, 541.

Groos, Fr., der Skepticismus in der Freiheitslehre, in Bez. zur strafrechtl. Theorie der Zurechnung. I, 369.

Grofsheim, E. L., Lehrbuch der operativen Chirurgie. 1r Th. I, 417.

Grote, Dr., s. Militärverfassung des deutsch. Bundes.

Grysar, C. Jos., de Graecorum tragoedia qualis fuit circum tempora Demosthenis. IV, 716.

v. Guelich, G., üb. den Handel u. die übrigen Zweige der Industrie im Kgr. Hannover. III, 122

— — üb. die Verhältnisse der Bauern im Fürstenth. Calenberg. III, 122.

Guenther, K. Fr., s. Chr. G. *Haubold*.

Guertler, J. D., s. F. A. *Wolf's* Vorlesung.

Gutbier, Ad. Ant. Rob., Bibliothek der Elementarpädagogik. 2 Bde. III, 216.

H.

Haacke, Chr. Fr. Ferd., Lehrbuch der Staatengesch. des Alterthums u. der neuern Zeiten für Gymnasien. 1r Th Alte Gesch. 4te verm. Aufl. II, 111.

— — s. *Thucydides* —

Habicht, E. C., synonymisches Handwörterbuch der Latein. Sprache für angehende Philologen. I, 483.

Haenel, A. F., hodegetice medica, sive de medicinae studio liber — III, 341.

Haeuser, J. E., der musikalische Gesellschafter — od. über Musik im Allgemeinen. II, 560.

Hagenbach, K. R., Predigten. 1r u 2r Bd. III, 474.

Hagnauer, G., s. St. *Franscini*.

Hahnemann, S., reine Arzneimittellehre. 1r Th. 3e verm. Aufl. IV, 264.

— — s. Fr. A *Simon* iun.

Hamberger, G. Ch., s. das gel. Teutschland —

v. Hammer, Jos., Geschichte des Osmanischen Reiches. 7r Bd. Vom Carlowiczer bis zum Belgrader Frieden 1699 bis 1739. IV, 811.

Hand-Bibliothek, klinische. 2r Bd. s. *Cazenave* u. *Schedel*, üb. Hautkrankheiten.

Handbuch für gebildete Bibelfreunde, die üb. alterthüml. u. Sprach-Dunkelheiten d. heil. Schr. Belehrung suchen von einem Freunde des Lichtes aus Gott. III, 272.

— genealogisches, s. Staatshandbuch —

Handschrift, Koeniginhofer, od. Kralowordsky Rakopis. Samml. altböhm. lyrisch-epischer Gesänge; aufgefunden von W. *Hanka*, verteutscht von W. A. *Swoboda*. IV, 740.

Hankart, R., Abrifs der Schweizerhistorie zum Schulgebrauche. IV, 431.

— — Erzählungen aus der Schweizergesch. nach den Chroniken. 1r Th. IV, 431.

— — — — 2r u. 3r Th. III, 583.

Hanka, W., s. Handschrift, Koeniginhofer. Original und Uebersetzung.

Hanke, Henriette, geb. *Arndt*, die Schriftstellerin u. der Schutzpatron. 2 Erzählungen. III, 560.

Harms in Kiel, Predigt zur Jubelfeyer wegen der 1530 zu Augsb. übergebenen Confession. II, 138.

Harro Harring, Faust im Gewande der Zeit. Schattenspiel mit Licht. III. 452.

Harry's, G., s. *Paganini* in seinem Reisewagen —

Hartig, G. L., die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange, in gedrängter Kürze. II, 581.

Hartung, G., angenehmes u. lehrreiches naturhistor. Bilderbuch — für wifsbegierige Kinder. I, 268.

— — Katechetenschule zum Lehren u. Lernen. Ein Hülfsbuch für Seminaristen — 1r — 3r Th. IV, 363.

— — das erfüllte Versprechen, od. anziehende Unterhaltungen üb. Merkwürdigkk. aus der Natur-, Länder- u. Völkerkunde. I, 268.

Hatim Tai's Abenteuer. Morgenländ. Erzählung aus dem Engel von . . . *r*. 2 Thle. III, 456.

Haubold, Chr. G., Lehrbuch des Kgl. Sächs. Privatrechts. 2te verm. Ausg. von K. Fr. *Guenther*. IV, 25.

v. Haugwitz, P. Graf, s. Th. *Moore*.

Haupt, K. G., s. J. H. *Fritsch*.

Haus- u. Familienbibel, od. die ganze heil. Schrift A. u. N. Test. nach *Luther's* deutsch. Uebersetzung. Beste Prachtausg. mit 36 Kpfrn. 2e Aufl. 1e—4e Liefr. III, 505.

— — — — wohlfeilste Prachtausg. mit 24 Kpfrn. 1—4e Liefr. III, 505.

Hedwig, Io., Species muscorum frondosorum descriptae et tabulis illustratae. Suppl. II. a. Fr. *Schwaegrichen*. Vol. I. II. Suppl. III. Vol. I. II. IV, 225.

Heerfest, s. G. *Klemm*.

Hegel, G. W. F., Encyclopädie der philos. Wissenschaften im Grundrisse. 2e Ausg. I, 1.

v. Hegelingen, Absolutus, die Winde od. ganz absolute Construction der neuern Weltgesch. durch Oberons Horn. Gedicht — II, 89.

Heidelberg, W. Philomele. Lyrisches Gedicht. II, 616.

Heidler, Ch. J., Marienbad et ses différens moyens curatifs dans les maladies chroniques. II, 121.

Heilquellen, die, am Unterharz. II, 118.

Heimbrod, J., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Gymnasien. I, 441.

Heine, W., Nachweisungen zum Rechte der Gutsherren u. Bauern im Kgr. Hannover. III, 122.

Heinsius, Th., encyclopäd. Handwörterb. für Wissensch. u. Leben, zum Schul- u. Hausgebrauch — I, 23.

Heintz, L. Ph. W., vermischte Predigten. III, 474.

Heinze, C T. E., die Preufs. Jagdgesetze, mit besond. Rücksicht auf das Hrzth Schlesien u. die Grafsch. Glatz. 2te verm. Aufl. IV, 416.

— — Sammlung der Preufs. Bau-Polizey-Gesetze, Verordnungen u. Declarationen derselben — II, 310.

Heise, A., u. F. *Cropp*, jurist. Abhandll. mit Entscheidungen des Ob. Appellat. Gerichts der vier freyen Städte Deutschlands. 2r Bd. IV, 381.

Hell, Th., Penelope, Taschenbuch für 1832. 21ster Jahrg. III, 466.

— — s. Reisebilder.

Helvetia. Denkwürdigkeiten für die 22 Freystaaten der Schweiz. Eidgenossenschaft. Neue Folge. 1r u. 2r Bd. IV, 561.

Hemmann, D., Materialien zur Förderung des prakt. Unterrichts in der deutschen Sprache. II. 160.

Hempel, G., geograph. Beschreib. der Grofsherzogthümer Mecklenb.-Schwerin u Meckl.-Strelitz. II, 243.

Hemsen, J. T., der Apostel Paulus; sein Leben, Wirken u. seine Schriften. Nach des Vfs. Tode herausg. von Fr. *Lücke*. III, 1.

Henke, Ed., Handbuch des Criminalrechts u. der Criminalpolitik. 3r Th. II, 517.

— Henr., geb. *Arndt*, der letzte Wille. Erzählung. II, 47.

Her-

I. J.

K.

C

Mahn,

N.

R.

S.

Scriba, H. E., biograph. literar. Lexicon der Schriftsteller des Gr. Herzogths Hessen im 1sten Viertel des 19ten Jahrh. 1e Abth. III, 457.

Scribe, Fra Diavolo od. das Gasthaus in Terracina. Komische Oper — (bearb. von C. *Blum*) IV, 648.

Seerig, W., anatom. Demonstrationen od. Samml. kolossaler Abbildd. aus dem Gebiete der menschl. Anatomie. 1s Hft. I, 422.

Seidel, J. Fr., Gedichte. 2e Aufl. Mit Melodieen von Fr. L. *Seidel*. II, 223.

Selten, J., Luise; eine Festgabe für junge Frauenzimmer, mit Vorrede von C. *Venturini*. III, 156.

Sendschreiben der Ortsvorsteher im Kirchspiel L—e an die Repraesentanten der Bürgersch. zu Osnabrück. III, 123.

Sengler, J., Würdigung der Schrift von Dr. Dav. *Schulz* üb. die Lehre vom heil. Abendmahl. Gekrönte Preisschr. von der Tübing. kathol. theol. Facultät. I, 164.

Seybold, Fr., s. die Brandstiftungen.

Seyler, G, die Freyheit, die uns der Sohn Gottes bringt, u. Blicke auf unsre nächste Vergangenheit u. Zukunft. 2 Predigten — IV, 424.

Shakspeare's, W., dramat. Werke, übersetzt von Ph. *Kaufmann*. 1r Th. IV, 284.

Sickel, G A. F., gemeinnützige Kenntnisse od. der Mensch nach seiner körperl. u. geistigen Beschaffenheit — Lehrb. für Töchterschulen. III, 216.

Sidons, C., die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, nach ihrem polit., relig. u. gesellschaftl. Verhältnisse; mit einer Reise durch den westl. Theil von Pennsylvanien — — 1r u. 2r Th. IV, 145.

v. Siebold, E. C. Jak., s. *Maygrier*.

Sigismund, F. F., s. J. B. H. *de St. Pierre*.

— — s. *Voltaire's* Zadig.

— H. H., s. P. J. *Florian*.

Simon iun., Fr. A., Samuel Hahnemann Pseudomessias medicus κατ᾽ ἐξοχὴν der Verdünner, od. krit. Ab- u. Ausschwemmung des medic. Augiasstalles, Organon der Heilkunst genannt. III, 542.

— — Versuch einer krit. Gesch. der unreinen Behaftungen der Geschlechtstheile od. der örtl. Lustseuche — 1r Th. III, 317.

Sintenis, J. G. Th., M. *Luther's* Leben u. unsterbl. Verdienst — Beytrag zur Würdigung der 3ten Säcularfeyer. 2e veränd. Aufl. IV, 288.

Sirona, der, Heilquelle s. neueste Nachricht über dieselbe.

Smets, W., das Rosenkranz-Gebet der Katholiken; in Form einer Festpredigt vertheidigt. II, 50.

Smidt, H., Mittheilungen aus dem Tagebuche eines nordischen Seemannes. IV, 855.

Snodgraſs, J. J., der Birmanenkrieg; aus dem Engl. mit Anmerkk. von G. *Nagel*. IV, 308.

a Soemmerring, S. Th., quatuor hominis adulti encephalum describentes tabulas — — commentario illustravit E. *D'Alton*. IV, 31.

Sommer, s. J. L. Th. F. *Zincken*.

Sonne, H. D. A., Beschreibung des Königreichs Hannover. 2s u. 3s Buch. Auch:

— — allgem. Beschreib. des Hannover. Landes u. Staats. I, 545.

— — Beschreib. des Königr. Hannover. 4s Buch. Auch:

— — besond. Beschreib. des Hannov. Landes u. Staats. 1e Abth. Chorographie. II, 534.

Sonnenburg, K. Fr., vollständ. alphabet. Repertorium üb. die in den *v. Kamptz*. Jahrbüchern für die Preuſs. Gesetzgebung enthaltenen Ministerial-Rescripte — — I, 296.

Sostmann, W., geb. *Blumenhagen*, die Brautkrone, od. der Majoratsherr. Roman. IV, 271.

Sparofen, der transportable, in Frankreich erfunden als wohlfeiler Bettwärmer, Fuſswärmer, Küchenheerd — Nach dem Franz. III, 7.

Spazier, R. O., s. W. J. *Thoms*.

Spengel, L., s. C. *Caecilii* Fragmenta.

Spieker, Chr. G., s. Confessio fidei —

— — s. das augsb. Glaubensbekenntniſs.

Spieſs, J. Ch., ausgewählte Predigten; herausg. von E. R. *Spieſs*. 3 Bde. III, 473.

Spindler, C., der Schwärmer. Lebens- u. Charakterbilder aus vergangner Zeit. IV, 871.

Springauf, E. W., Schlesiens Dichter im 19ten Jahrh., od. kurze Nachrichten üb. die in Schlesien seit 1800 bis 1830 gestorb. u. lebenden Dichter. IV, 832.

Staatshandbuch u. genealogisches. 65ter Jahrg. 1827. (Vom GR. *Klüber*.) III, 633.

v. Staël-Holstein's, des Barons August, Leben. Aus dem Franz., herausg. von G. *Meyer v. Knonau*. I, 566.

— — Baronin, Zehn Jahre in der Verbannung; übersetzt von K. L. *Kannegieſser*. 2 Thle. III, 191.

Staudenmaier, J. A., Geschichte der Bischofswahlen, besond. in Betreff der Rechte christl. Fürsten auf dieselben. I, 231.

Staupa, Jos. Max., Anweisung zur gerichtl. u. patholog. Untersuchung menschl. Leichname — III, 276.

Steiger, W., Kritik des Rationalismus in *Wegscheider's* Dogmatik. I, 321.

Stein, Ch. G. D., kleine Geographie od. Abriſs der gesammten Erdkunde — umgearb. von F. *Hoerschelmann*. 18te Ausg. IV, 872.

— J. P. W., geograph. Trigonometrie oder die Auflösung der geradlinigen, sphärischen u. phaeroid. Dreyecke — IV, 335.

Steinacker, K., Wünsche der Braunschweiger zur Beherzigung bey den bevorstehenden landschaftl. Verhandll. 1s Heft. üb. Verbesserung der Volksvertretung. IV, 956.

Steiner, L. F. C., Reiſskunst u. Perspectiv für Künstler, für das Haus u. für das Leben — 1r Th. Elemente der Reiſskunst. IV, 502.

Stephani, H., faſsl. deutsche Sprachlehre für alle, die sich mit dem Baue u. Geiste ihrer Muttersprache befreunden wollen. I, 217.

Sternickel, F. W., die prakt. Geodaesie, od. landwirthschaftl. Meſskunst u. Flächenvertheilung — II, 532.

Stier, R., Andeutungen für gläub. Schriftverständniſs im Ganzen u. Einzelnen. 1e u. 2e Samml. Auch: Beyträge zur bibl. Theologie. — 3e u. 4e Samml. Auch: die Reden der Apostel, nach Ordnung u. Zusammenhang ausgelegt. 1r u. 2r Th. Kap. 1—28 der Apostelgesch. enth. II, 185.

— — kurzer Grundriſs einer bibl. Keryktik od. Anweisung, durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden. IV, 785.

Stirm, C. H., zwölf Predigten. IV, 158.

v. Stoephasius, J. Chr., neun Kanzelvorträge zum Besten der Elementarschulen zu Lissa. I, 582.

Storch, L., die Fanatiker; histor. Roman aus der 2ten Hälfte des 16ten Jahrh. 2 Thle. II, 592.

Streit, F. W., geograph. statist. Uebersicht von Europa; mit besond. Rücksicht auf Militairschulen. II, 167.

— — geogr. statist. Uebers. von d. Schweiz, von Italien, Schweden mit Norwegen u. Ruſsland; mit bes. Bez. auf Milit.-Schulen. II, 167.

v. Strombeck, Fr. K., staatswissenschaftl. Mittheilungen, vorzgl. in Bezieh. auf das Hrzth. Braunschweig. 2 Hefte. III, 160.

— — was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zweck des Staatsverbandes entgegen handelt? 1e u. 2e Aufl. I, 317.

— — s. Cai. *Velleius* Paterc.

v. Struve, G., erster Versuch auf dem Felde des deutschen Bundesrechts, betr. die verfassungsmäſs. Erledigung der Streitigkk. zwischen deutschen Bundesgliedern. I, 28.

— — positiv rechtl. Untersuchung der auf die Presse sich beziehenden bundesgesetzl. Bestimmungen, u. Bezeichn. der Mittel, deren Freyheit zu erlangen. II, 553.

Studach, J. L., s. *Saemund's* Edda.

T.

U.

V.

W.

X.

Z.

II.

Register
über das
INTELLIGENZBLATT.

a) Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Ther-

b) Todesfälle.

c) Anderweitige Nachrichten und Anzeigen von und über Gelehrte und Künstler.

d) Nachrichten von literarischen und artistischen Anstalten und andern Gegenständen.

e) Literarische und artistische Ankündigungen und Anzeigen.

K.

T.

U.

V.

W.

Z.

